Eduard Fuchs

Illustrierte Sittengeschichte

Zweiter Band

Die galante Zeit



Verlag Albert Langen in München

LIBRARY
NOTTINGHAM

Class Mark S/HQ 12 .F8
Book No. 272803

UNIVERSITY
OF NOTTINGHAM
LIBRARY

UNIVERSITY OF NOTTINGHAM
WITHDRAWN
FROM THE LIBRARY

8 00 122061 9
UNIVERSITY OF NOTTINGHAM
WITHDRAWN
FROM THE LIBRARY


Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_KU-626-055

Illustrierte Sittengeschichte



Galanter augsburger Kupferstich

Illustrierte Sittengeschichte

vom Mittelalter bis zur Gegenwart

von

Eduard Fuchs

Die galante Zeit

Mit 429 Textillustrationen und 65 Beilagen

Albert Langen
Verlag für Literatur und Kunst
München

Die ersten 200 Exemplare dieser Auflage wurden auf feinstem Kunstdruckpapier abgezogen, handschriftlich numeriert und mit der Hand in Halbfranz gebunden

UNIVERSITY
LIBRARY
NOTTINGHAM

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einband von E. A. Enders in Leipzig



Galanter augsburger Kupferstich

Vorwort

Ich habe die Gesichtspunkte, die mich bei dieser Arbeit leiten und deren Form bestimmen, ausführlich im Vorwort zu dem Bande „Renaissance" entwickelt. Da ich dem dort Gesagten nichts Neues hinzuzufügen habe, so enthebt mich dies, hier noch einmal auf diese Punkte näher einzugehen. Zwar soll jeder der drei Bände, auf die das Werk angelegt ist, in seiner ganzen Anlage eine für sich abgeschlossene und darum auch in gewissem Maße selbständige Untersuchung darstellen, aber deshalb bleiben sie in ihren Grundgedanken und in ihren Richtungslinien doch alle die Teile eines Ganzen, zu dem sie sich schließlich organisch zusammenfügen sollen.

Der ungeheure Materialreichtum zwang mich wiederum unerbittlich dazu, von den mir zugänglichen Belegen immer nur sogenannte Kostproben zu geben. Da sich aber unter den von der Aufnahme ausgeschiedenen Bildern und Texten ebenfalls wieder vieles befindet, was speziell für die wissenschaftliche Benützung von großer Wichtigkeit ist, so werde ich auch diesesmal das in Frage kommende Material, vereint mit jenen Dokumenten, die sich nicht für eine allgemeine Verbreitung eignen, in einem später erscheinenden Sonderband Gelehrten und Sammlern zugänglich machen

Berlin-Zehlendorf, Herbst 1910

Eduard Fuchs



Galanter Kupferstich von Daniel Chodowiecki

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorwort V

Einleitung 1–5

I. Das Zeitalter des fürstlichen Absolutismus 7–99
Die Entwicklung der politischen Zentralgewalt 7
Das Spesenkonto des Absolutismus 20
Die Untertanenseele 76
Die gesellschaftliche Lüge 84
Die Galanterie 88

II. Der neue Adam und die neue Eva 100–152
Das Schönheitsideal des Absolutismus 101
Der Kultus der intimen Frauenreize 121
Das physische Porträt von Mann und Frau 137

III. Die Livree der Ausschweifung 153–213
Das Majestätische: Schleppe, Fontange und Perücke 153
Die Rolle des Absatzes am Schuh 166
Das Dekolleté 173
Der Reifrock 190
Die Dessous 200
Die Farbenskala des Ancien Regime 203
Der Kleiderluxus 205

Seite

IV. Das Lieben 214–402
Der Kultus der Technik 214
Raffinement und Sentimentalität 218
Sexuelle Pädagogik 222
Die Liebe als Kunstwerk 236
Die Vorschüsse auf die Ehe 273
Das weibliche Liebesbedürfnis 300
Die juristische Formel 310
Die Heldenfigur des Ancien Regime 343
Die Orgie 345
Venus und Priap im Priesterkleide 365
Die Hetzpeitsche 372
Die Hure auf dem Thron 382

V. Die konzessionierte Galanterie 403–436
Der Straßenhandel mit Liebe 405
Der Bordellbetrieb 412
Die Agenten und Makler der Prostitution 424
Polizei und Dirne 430
Der Dorn an der Rose 433

VI. Im Wirtshaus und Salon 437–484
Die Entwicklung des Wirtshauslebens 438
Familienfeste 444
Volksgebräuche 446
Volksfeste und Vergnügungsstätten 448
Tanz und Spiele 456
Das Theater 462
Oper und Ballett 475
Der Salon 478



Claude Mellan: Dekoratives Ornament

Verzeichnis der Beilagen

neben Seite

Le Coucher. Französischer Kupferstich nach J. Vanloo 8
Venus sortant du Bain. Kupferstich nach Boucher. 1742 16
Ruhendes Mädchen. Galantes Gemälde von Boucher 112
Die Wäscherin. Französischer Kupferstich von Boucher 132
La Comparaison. Galanter französischer Farbstich nach Lavreince. 1786 136
La Comparaison. Galanter französischer Kupferstich nach Schall. 18. Jahrhundert . . 144
La Comparaison des petits Pieds. Französischer Kupferstich nach L. Boilly. Um 1788 152
Le sommeil d'Erigone. Galanter französischer Farbstich nach Monsian 440
Die Lockspeise, mit der die Männer gekirrt werden. Galantes englisches Schabkunstblatt nach W. Peters. 1776 160
Sylvia. Galantes englisches Schabkunstblatt nach W. Peters. 1778 128
Die Kunstkenner. Englische Karikatur auf die Lüsternheit der Männer von Thomas Rowlandson 96
La Fontaine d'Amour. Galanter französischer Kupferstich nach Fragonard 32
Das Mahl der Verliebten. Galanter französischer Farbstich von Le Clerc 304
Koketterie. Galanter englischer Farbstich nach H. Ramberg 240
Die Gärtnerin. Galanter französischer Farbstich nach Aug. de Saint-Aubin 200
L'Eventail cassé. Galantes Augsburger Schabkunstblatt nach J. B. Huet. 1775 . . . 232
Der Kuß der Liebe. Französischer Farbstich nach Doublet. Um 1780 256
Der Kuß der Freundschaft. Französischer Farbstich nach Doublet. Um 1780 . . 256
Der Kummer der Liebhaberin. Galanter englischer Farbstich nach J. Weathly. 1786 328
Auf dem Weg zum Rosenstrauch / Auf dem Weg vom Rosenstrauch } Galante englische Farbstiche. 18. Jahrhundert 192
La Courtisane amoureuse. Galanter französischer Kupferstich nach F. Boucher. Um 1760 176
Die vornehme Dame bei ihrer Morgentoilette. Kupferstich nach N. Lavreince . 272
Le Boudoir. Galanter französischer Kupferstich nach Fragonard. Um 1780 248
Der widerspenstige Liebhaber. Galanter französischer Kupferstich nach Auguste de Saint-Aubin. Um 1789 360
Die verräterischen Schatten. Galantes englisches Schabkunstblatt nach Schall . . . 320
Die französische Toilette. Galanter englischer Farbstich nach C. Ansell XII
Der schmachtende Liebhaber. Englischer moralisierender Kupferstich 268
Galanter Nürnberger Kupferstich von Christof Satorius. Um 1690 216
La douce Résistance. Galanter französischer Kupferstich von L. Boilly. 1785 . . . 280
La Leçon d'Amour Conjugal. Galanter französischer Kupferstich nach L. Boilly . . 312
Ça a été. Galanter französischer Kupferstich nach L. Boilly 336
Das peinliche Geständnis. Französischer Farbstich nach Lavreince. 1787 288
Der betrogene Liebhaber. Englischer Farbstich nach Weathly. 1786 328
Joseph und die Potiphar. Englisches Schabkunstblatt nach C. Cignanus 264
Sly-Boots. Galanter englischer Kupferstich von Thomas Rowlandson. 1786 88

neben Seite

Symbolisch-satirischer Kupferstich auf die betrogenen Ehemänner. Nach einem Gemälde von Le Nain. 18. Jahrhundert 224
Aber verschwiegen müssen Sie sein! Galante Rötelzeichnung von Saint-Aubin . 24
January and May. Englischer satirischer Farbstich über die ungleichen Ehepaare. 1782 344
Flirtilla. Englischer Farbstich von J. R. Smith. 1787 208
Die gelinde Strafe. Deutscher Farbstich von C. W. Seeliger. 1800 376
Madame Pompadour, die Maitresse Ludwigs XV. als Venus. Getönte Rötelzeichnung von François Boucher 384
O'Morphi, eine der Maitressen Ludwigs XV. Nach einem Gemälde von Boucher 352
Madame Dubarry, Maitresse Ludwigs XV. Englischer Schabstich. 1770 . . . 368
Ce qui est bon à prendre est aussi bon à garder. Galanter französischer Kupferstich nach Huet 392
Buhlende Kurtisane. Englischer Farbstich nach W. Peters. 1778 400
Dirne und Kupplerin. Gemälde von Franz von Mieris 408
Das Treiben in einem niederländischen Frauenhaus. Holländisches Schabkunstblatt von N. Verkolje. Um 1710 416
Polizeiliche Aufhebung eines Kuppelnestes durch die städtische Obrigkeit. Französischer Kupferstich nach Jeaurat. Anfang des 18. Jahrhunderts 40
Die Tätigkeit der Sittenpolizei. Französischer Kupferstich nach St. Jeaurat. Um 1770 48
Die Tätigkeit der Sittenkommission. Haarabschneiden und Abführen in das Maison de Santé der aufgegriffenen vagierenden Dirnen 424
Eine Männerfalle. Englischer Farbstich. 1780 432
The Military Beauty. Anonymer englischer Schabstich. 1781 184
Eine Vorstadt-Schöne. Anonymer englischer Farbstich. Um 1780 56
Dirnen-Corso in einem Londoner Vergnügungslokal. Englischer Schabstich von J. S. Smith. 1781 64
Das Orangenmädchen. Englischer Farbstich nach J. H. Benwell 72
Eine Kupplerin bringt frische Ware auf den Markt. Englischer Farbstich. Um 1785 168
Cloris und Rosettens Hochzeit. Holländischer Kupferstich nach C. Troost . . . 448
Die Tänzerin Guimard. Nach einem Gemälde von J. H. Fragonard 472
Le Souper fin. Französischer Farbstich nach J. M. Moreau 464
Conversazione. Englische Karikatur von H. Bunbury. 1782 456
Der französische Kamin. Galanter englischer Farbstich nach C. Ansell 480
L'offrande à Priape. Französischer Kupferstich nach J. Raoux. 1735 296
Faune und Nymphen. Galanter französischer Kupferstich nach Caresme. Um 1770 . 120
La Gimblette. Galanter französischer Kupferstich nach Fragonard. Um 1775 . . . 80
Prospekt einer Augsburger Kupferstichhandlung. Um 1780 104

Die galante Zeit



THE FRENCH TOILET.

Die französische Toilette

Galanter englischer Farbstich von P. W. Tompkins nach C. Ansell

ilage zu Eduard Fuchs, „Illustrierte Sittengeschichte" * *

Albert Langen, Mü



1. Francois Boucher: Venus und Liebesgötter. Röthelzeichnung. Um 1760

Einleitung

Das verlorene Paradies? Talleyrand sagte einmal in seinen alten Tagen: wer die Zeit vor 1789 nicht gekannt hat, hat überhaupt nicht gelebt. Und unzählige seiner Zeitgenossen waren mit ihm derselben Meinung. Die Überlebenden aus jener Epoche endigten ihre Tage in Trauer über die untergegangene Insel der Seligen, deren Wonnen und Seligkeiten sie in ihrer Jugend gekostet hatten und die nun unwiederbringlich verloren waren, wie die immer trauriger werdende Gegenwart erwies. Ein zu Ende geträumter Traum der Schönheit und des Glückes.



Der stürmische Liebhaber

2. Nach einem Kupferstich von Lancret

Die augenfälligsten Dokumente des Ancien Regime, die schöne Literatur und die Künste, die es hervorgebracht hat, und in denen es sich wiederspiegelt, rechtfertigen diese Trauer. Strahlende, fleckenlose Schönheit steigt aus ihnen empor. Alles ist hier schön: niemals waren die Frauen so verführerisch, nie die Männer so elegant, und selbst die Wahrheit geht in dieser Zeit nicht nackt einher, sondern ihr Gewand ist immer sprühender Esprit. Die Rose hat die Schärfe ihrer Stacheln verloren, das Laster seine Häßlichkeit, die Tugend ihre Langeweile. Alles ist nur Duft, Grazie und verzauberter Glanz. Keine Tragik, keine Schmerzen und Verbrechen verzerren die Gesichter. Auf allen Mienen thront Frohsinn und Seligkeit. Jede Träne ist durch Lachen gemildert und das Unglück nur eine Stufe zu größerem Glück .... Die Zeit kennt kein Alter und Verblühen. Man lebt eine ewige Jugend und scherzt und schäkert noch auf dem Totenbett. Alles ist Sinnlichkeit und Wollust und das ganze Leben eine einzige fortgesetzte wollüstige Ekstase. Aber auf den Rausch folgt keine peinliche Ernüchterung, sondern neue Lust. Die Dinge haben keine Konsequenzen, kein Lendemain, sondern nur ein Heute. Die Sinnlichkeit wird durch keine Prüderie verlästert und verzerrt, sie ist ein großer verzauberter Wundergarten, aus dem die Sünde verbannt ist. Denn kein Baum mit verbotenen Früchten wächst in ihrer Erde. Man darf von allen süßen und verlockenden Früchten kosten; und auf Weg und Steg bieten sich jeder Begierde tausend Erfüllungen. Die Wollust schreitet mit den Menschen durchs ganze Leben und schüttet ihre Wonnen jedem verschwenderisch in den Schoß Der Blick des Knaben ist schon eine wollüstige Verheißung, und die Matrone verrät: auch noch mein Garten schenkt der Begierde reiche Früchte. Die Natur hat ihre ehernen Gesetze verändert, sie hat den Ekel von der Unnatur geschieden. Denn dies alles ist in strahlende Schönheit getaucht. Wohin man blickt, nur Schönheit und ungetrübter Glanz .... Man lebt und stirbt in Schönheit. Sie steht schon am Bett der Kreisenden und hält noch die Hand des Sterbenden. Sie ist die Sonne, die nie untergeht .....

Das ist das Paradies, an das die Überlebenden des Ancien Regime bis an ihre letzte Stunde mit düsterer Wehmut zurückdachten. Und die glühenden Gedichte, die köstlichen Kupfer und die duftigen Gemälde des Rokoko, die heute noch diese Seligkeiten vor unsre Blicke zaubern, lügen nicht. Dieses Paradies hat wirklich existiert und es ist für immer von der Erde verschwunden.

Diese Zeugen der Vergangenheit lügen nicht, — aber sie verschweigen einen Teil der Wahrheit und zwar den für die Geschichte wichtigsten: sie verschweigen, daß es nur ein sehr kleiner Teil der Menschheit gewesen ist, der unter dem Ancien Regime in diesem Paradies gelebt hat, nämlich die wenigen, denen die absolute Gewalt ein Drohnenleben ermöglichte, wie es die Geschichte der europäischen Menschheit kaum ein zweites Mal gesehen hat, auch in der Antike nicht. Sie verschweigen weiter, daß das Leben fast allen andern in der gleichen Zeit eine Hölle nie endender Sorgen und Qualen sein mußte, um den wenigen den Garten eines solchen Paradieses auf Erden zu sichern. Und deshalb ist das Ancien Regime kein verlorenes Eden der Menschheit.

Die Menschheit als Begriff der Gesamtheit wandelte bis heute auf Erden nie in einem Paradies, und ist daraus weder vertrieben worden, noch hat sie es je verloren. Die Pforte ins Paradies steht noch verschlossen vor ihr. Bis jetzt sind ihr im günstigsten Falle die Gartenzaunbillete des Glückes zuteil geworden. Nur mit den Blicken der Sehnsucht hat sie das Paradies als Land der Zukunft geschaut. Aber sie hat dafür mit harter Faust den Unterbau zertrümmert, auf dem sich für wenige ein Paradies aufbauen konnte, wie es das Ancien Regime aufwies. Und dies sind ihres Strebens stolzeste Garantien. Das ist die sichere Gewähr, daß die Menschheit eines Tages die Pforten in ein Paradies öffnen wird, das die gesamte Menschheit faßt, und dessen Wonnen allen in gleicher Fülle zuteil werden. Dieses Paradies wird freilich andere Züge aufweisen und andere Ideale des Lebens verwirklichen, als die eines mühelosen Sybaritendaseins, denn darin bestand in Wahrheit das Paradies der Herrschenden im Ancien Regime. Es wird vielmehr ein Paradies der emsig Schaffenden und Wirkenden sein. Noch lockt die Schwelle, die die Menschheit vorher überschreiten muß, erst in weiter Ferne; aber es ist



3. Schönau: Der Weg zum Laster. Galanter Kupferstich



4. Honoré Fragonard: Der Kuß. Galanter Kupferstich

der kürzeste Weg, den sie noch zu durchmessen hat, eine kurze Wegspanne, gemessen an dem ungeheuren Weg, den die Menschheit [illegible] Jahrtausenden ihres geschichtlichen Daseins heraufgestiegen ist von [illegible] bis zu unsrer Gegenwart. Und darum wird [illegible] noch von der Vollendung trennt, eines Tages [illegible] Sieger die Schwelle zu überschreiten, von der überhaupt [illegible] beginnen wird. Die Logik der menschlichen Entwicklung ist tiefer als ein Ammenmärchen, das von ewiger Unvollkommenheit fabelt, und höher als ein Börsenwitz, der im kapitalistischen Mein und Dein gipfelt. Wer das nicht einsieht, mag sich mit der wundersamen Logik abfinden, daß die Gesetze der Entwicklung sich auch in ihr Gegenteil kehren können. —

Wenn man die Tragödie einer Kultur aufrollt, muß man als Motto die stolze Zuversicht voranstellen, daß der Menschheit Götterdämmerung unausbleiblich ist, daß sie Ende und Anfang ihrer Zeit sein wird. Das Zeitalter des fürstlichen Absolutismus war aber eins der schmerzlichsten Trauerspiele, das die Menschheit über sich ergehen lassen mußte.

* * *

Die Bilder dieser Einleitung und des ersten Kapitels „Das Zeitalter des fürstlichen Absolutismus“ stehen wie bei dem ersten Bande „Die Renaissance“ nicht in direktem Zusammenhang mit dem Text. Sie sollen nur in zwanglos buntem Wechsel die verschiedenen Seiten des uns in diesem Bande beschäftigenden Themas illustrieren. Auf ihre Würdigung wird darum natürlich nicht verzichtet, diese bleibt nur den späteren Kapiteln vorbehalten, in deren Rahmen sie im einzelnen gehören; von dort wird jeweils auf sie zurückgegriffen werden.



5. Am Rande des Bettes. Galanter Kupferstich.



6. Honoré Fragonard: Liebesgetändel. Galanter Kupferstich

I

Das Zeitalter des fürstlichen Absolutismus

Am Anfang der Dinge ist stets die Tat. Und das ist in der Geschichte die Revolution. Das gilt auch von allen weltgeschichtlichen Klassenbewegungen. Ihr Eintritt in die Geschichte war stets revolutionär, und sie wirkten als ein revolutionärer Faktor, der historisch überwundne Gebilde zu Grabe geleitete und dafür solche politische Formen zur Herrschaft führte, die dem veränderten Inhalt der Dinge entsprachen. Das ist Wesen und Wirkung des Revolutionären in der Geschichte. An diesem Faktum, daß jede Klassenbewegung zuerst revolutionär

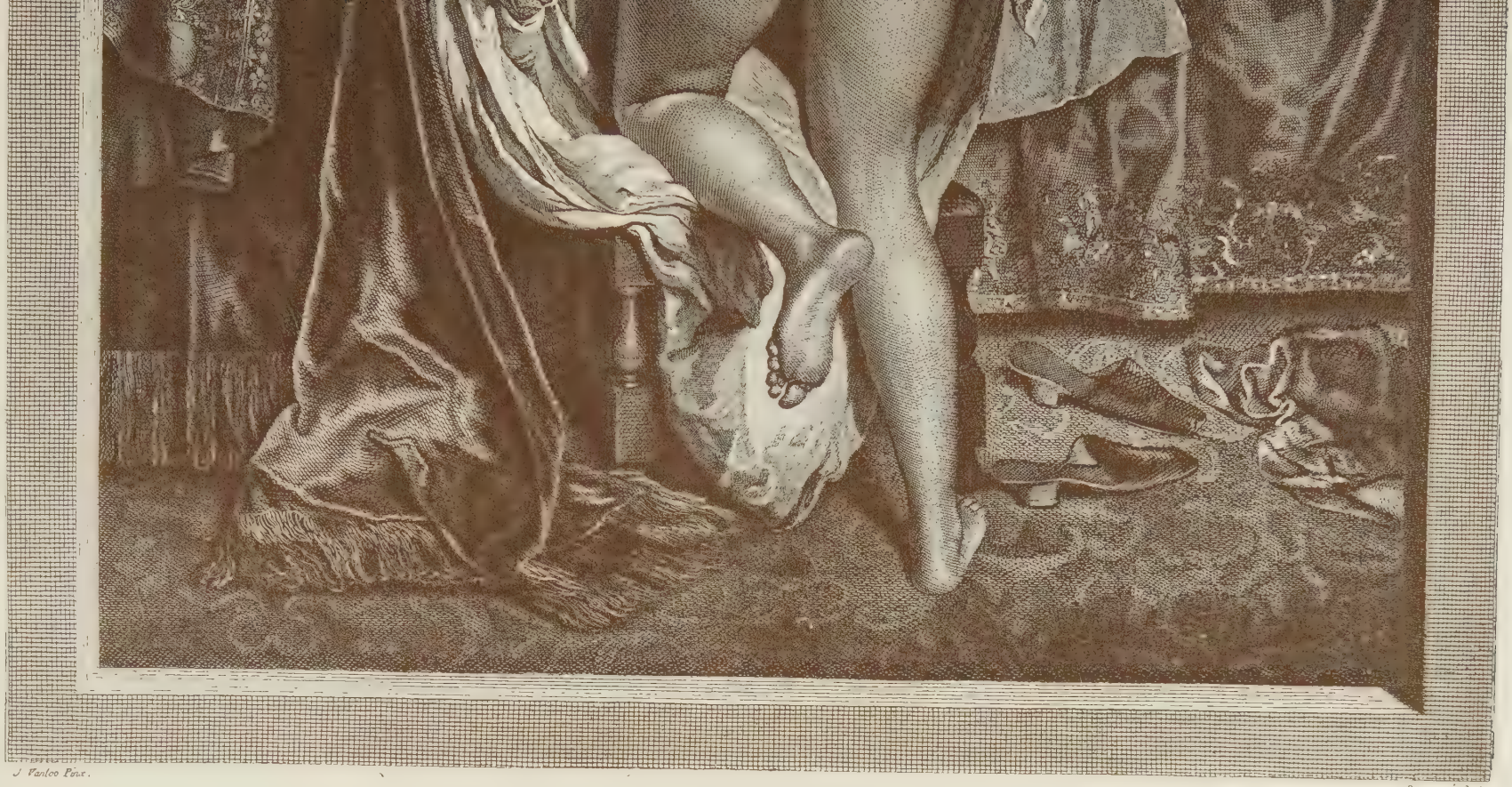


7. Deutscher Kupferstich um 1700

in der Geschichte auftritt, änderte der Umstand nicht das geringste, wenn eine Klassenbewegung schließlich selbst versteinerte, und, statt sich organisch weiterzubilden, vom Tage ihrer Herrschaft an selbst das größte Hemmnis aller organischen Entwicklung wurde. Wohl der klassische Beweis dafür ist die Geschichte des Christentumes. Dieses war ursprünglich eine große, revolutionäre Bewegung, die obendrein die Revolution sogar im Heugabelsinne sehr lange führte. Das letztere mag wegen seiner Konsequenzen vielen der heutigen offiziellen Vertreter des Christentumes sehr unbequem sein, aber die Beweise, die die moderne Wissenschaft dafür ins Feld zu führen vermag, daß Jesus und seine Jünger nicht nur die erfolgreichste Revolution der europäischen Weltgeschichte „gemacht haben", sondern außerdem in die Kategorie der großen Revolutionäre der Tat gehören, werden dadurch nicht im geringsten beeinflußt, geschweige denn aus der Welt geschafft.

Eine revolutionäre geschichtliche Macht war bei ihrem ersten geschichtlichen Auftreten auch der fürstliche Absolutismus. Dies gilt von der Zeit des 16. Jahrhunderts, wo er als Geschäftsträger des damals aufkommenden Handelskapitals den für dessen Entwicklung unentbehrlichen Nationalstaat schuf, in der Person des Landesherrn die politische Zentralgewalt vereinigte und dessen Suprematie den dezentralistischen Feudaladel unterwarf. Durch diese Mission betätigte sich der fürstliche Absolutismus als eine revolutionäre geschichtliche Macht. Denn die neue politische Organisation, zu der er damit die Länder führte, war die historische Notwendigkeit jener Zeit. Der Nationalstaat und die Entwicklung und Festigung einer politischen Zentralgewalt waren ein historisches Muß. Es mußte dazu kommen durch die gegenüber dem Mittelalter veränderte Kräfteverteilung innerhalb der herrschenden Klassen. Mit der Entwicklung des Handels war der revolutionärste Faktor, den die Geschichte je hervorgebracht hat, das Geld, von neuem in die Welt gekommen und wälzte alles von Grund aus um; der Kaufmann wurde an Stelle des Ritters der neue Herr der Welt. Als aber der Kaufmann mit der Entwicklung des überseeischen Handels, also vor allem nach der Entdeckung Amerikas, daran ging, die ganze Welt kommerziell zu exploitieren, da mußte und wollte er, der Herr der Welt, sich auch eine Garantie für eine dauernde Sicherung und Steigerung seiner Profitrate schaffen. Seine besondern Interessen mußten hinfort allen andern vorangehen. Vor allem wollte er seine auswärtigen Handelsinteressen geschützt haben. Diesen Schutz konnte ihm in ausreichender Weise nur eine





Le Coucher

Französischer Kupferstich von Proporati nach einem Gemälde von J. Vanloo

starke politische Zentralgewalt gewähren, die über ein stets schlagfertiges Heer, über eine Kriegsmarine, kurz über einen mächtigen, internationalen, politischen Einfluß verfügte. „Der Handel bedurfte der Armee zur Wahrung seiner Interessen, nach außen wie nach innen, zur Niederwerfung von konkurrierenden Nationen, zur Eroberung von Märkten, zur Sprengung der Schranken, welche die kleinen Gemeinwesen innerhalb des Staates dem freien Handel entgegensetzten, zur Handhabung der Straßenpolizei gegenüber den großen und kleinen Feudalherren, die dem Eigentumsrecht, das der Handel proklamierte, eine kecke Leugnung und nicht bloß eine theoretische, entgegensetzten“ (K. Kautsky, Thomas Moore und seine Utopie). Infolge der allgemeinen über die meisten Länder sich erstreckenden kommerziellen Entwicklung gingen in den meisten Ländern die Interessen der Kaufleute über die Autonomie der Städte hinaus und gipfelten im Nationalstaat und in der Stärkung der politischen Zentralgewalt. Wenn sich dadurch ganz von selbst die Interessen der Städte — denn die Städte kamen zuerst unter die Botmäßigkeit des Kaufmannkapitals und wurden deshalb zu den politischen Trägern seines Interesses, — mit den dynastischen Interessen des Königtumes trafen, und beide ebenfalls überall die natürlichen Bundesgenossen wurden, so liegt das ganz in der Natur der Dinge, ebenso wie die Tatsache, daß die meisten Kriege, die damals geführt wurden, in erster Linie Handelskriege waren. Die Interessen beider waren die gleichen; auch das Königtum bedurfte der Armee und eines zuverlässigen Feldherrn. Andererseits



8. J. Humbelot: Auf der Suche nach der entwichenen Tochter. 17. Jahrhundert

konnte das Königtum die nötigen großen Geldmittel, die es zum Unterhalt einer Armee brauchte, nur aus den Händen der geldbesitzenden Klassen bekommen, und diese fanden sich nur in den Städten. Diese Bundesgenossenschaft ging daher auch nicht in die Brüche, als jeder Krieg in erster Linie die fürstliche Gewalt steigerte, wodurch wiederum die geldbesitzenden Klassen immer unheimlicher belastet wurden. Die Spesen lohnten sich für das mobile Kapital trotzdem.

Die revolutionäre Epoche des fürstlichen Absolutismus war gemäß des unterschiedlichen Tempos, in dem sich der Kapitalisierungsprozeß in den verschiedenen Ländern vollzog, nicht überall zur gleichen Zeit abgeschlossen. Sie fällt aber überall mit der Renaissance zusammen. (Vgl. auch: Illustr. Sittengeschichte, Die Renaissance, S. 106—116.) —

Der fürstliche Absolutismus als politische Regierungsform und somit als Repräsentant und Träger einer ganz bestimmten Kultur ist das schließliche Ergebnis dieser unaufhaltsamen Entwicklung. Und zwar gilt dies für alle Länder, weil sich die moderne Produktionsweise und damit die Kapitalisierungstendenz der Gesellschaft ebenfalls in allen Ländern Bahn brach; d. h. es kam überall, wenn nicht zur Errichtung einer politischen Zentralgewalt, so doch zu einer Herrschaft des fürstlichen Absolutismus. Diese war eine unvermeidliche Phase der kapitalistischen Entwicklung, die freilich in dem einen Land, wie z. B. in England, infolge besonders günstiger Umstände, schon in wenigen Jahrzehnten durchmessen war; in andern dagegen, wo der Konsolidierung des fürstlichen Absolutismus günstige Voraussetzungen sich boten, und das war z. B. in Frankreich und Deutschland der Fall, fast zweieinhalb Jahrhunderte währte. Aber zu überspringen war diese politische Phase der kapitalistischen Entwicklung nirgends und darum ist sie auch in keinem Land übersprungen worden.



Vornehme Dame in Negligé
9. Französischer Modekupfer. Um 1700

Am frühsten kam es zu diesem historischen Muß in Spanien. Hier kam es deshalb auch zuerst in Europa zu einer



Vornehme Dame beim morgendlichen Fußbad

10. Französischer Kupfer nach Saint-Jean

spezifisch absolutistischen Kultur. Und spanische Gebräuche und Etiketten wurden gleicherweise für das höfische Leben Europas zuerst tonangebend. Der französische Absolutismus wurde dies erst annähernd hundert Jahre später, obgleich die Herrschaft des fürstlichen Absolutismus und die Konsolidierung der politischen Zentralgewalt in Frankreich bereits vom Jahre 1614, das ist vom Regierungsantritt Ludwig XIII. an, gerechnet werden darf. Aber politisch und kulturell tonangebend konnte der französische Absolutismus für Europa erst werden, nachdem Frankreich das bankrotte Spanien auch in der Rolle der politischen Weltmachtstellung auf dem Welttheater abgelöst hatte.

Deutschland ist eines der Länder, wo es im Gegensatz zu Spanien und Frankreich nicht zur Errichtung einer Zentralgewalt kam. Das ist eines der tragischen Resultate des Dreißigjährigen Krieges. In ihm hatte die Selbstherrlichkeit der Fürsten und Reichsstädte mit Hilfe von Schweden und Frankreich über den von

2*



L'attouchement
Das Gefühl

11. Galanter französischer Kupferstich. 17. Jahrhundert

dem Habsburger Ferdinand II. verfochtenen deutschen Reichsgedanken gesiegt. Der Westfälische Friede gestattete, daß jeder Fürst und jede autonome Stadt — die sogenannten freien Reichsstädte — völlig freie Hand hatten, auf eigne Faust Krieg zu führen, Bündnisse zu schließen, sowohl mit andern Fürsten als auch mit dem Auslande. Und nur der Form wegen hieß es, — denn diese Form wurde nie beachtet, — solche Bündnisse sollten sich nicht gegen Kaiser und Reich wenden. Durch dieses Resultat wurde die Tragödie, die der Verlauf dieses Krieges über Deutschland brachte, nicht nur vollständig, sondern auch verewigt. Denn im Dreißigjährigen Krieg haben wir nichts anderes als den letzten Versuch der habsburgisch päpstlichen Weltmacht, „das Nest ruppiger Zaunkönige auszunehmen", das die klägliche deutsche Kleinstaaterei darstellte, und das Heilige Römische Reich Deutscher Nation wieder herzustellen. Und das wäre die unentbehrliche Voraussetzung für jede natürliche und allmählich auch zur Gesundung führende Entwicklung Deutschlands gewesen. Daß dieser Versuch gründlich fehlschlug, war freilich kein Wunder: Trübselig, wie das deutsche Fürstentum war, wurzelte es doch in den ebenso traurigen ökonomischen Zuständen der einzelnen Länder und Ländchen. Mit dem Ausgang des Dreißigjährigen Krieges unterlag die habsburgisch-spanische Monarchie aber auch endgültig in der Verteidigung ihrer Weltmachtstellung gegenüber Frankreich. Frankreichs Geld siegte von nun ab dauernd in Deutschland, denn von französischen Bestechungsgeldern füllte man sich jetzt mehr als ein Jahrhundert lang an zahlreichen deutschen Höfen und Höfchen die leeren Taschen. Am Hofe des sogenannten Großen Kurfürsten bezog, wie der königsberger Professor Prutz an klaren Zahlen aus den Archiven nachgewiesen hat, einfach alles, — die edle Landesmutter, der Kronprinz, sämtliche Minister bis hinab zum gewöhnlichsten Lakai — klingende Remunerationen, um die französischen Interessen zu

unterstützen. Wo Bargeld nicht gut angängig war, zu geben und zu nehmen, schenkte und akzeptierte man ein schönes Pferd, kostbare Gewänder, wertvolle silberne Service und ähnliche begehrte Artikel. Diese in Permanenz erklärte Korruption ist die Erbschaft des dreißigjährigen Krieges. Und damit wurde Deutschland für Jahrhunderte zum steten Spiel ausländischer Interessen, „und die Feinde Deutschlands streckten schützend ihre Hand über den permanenten Landesverrat seiner Fürsten."

Die Entwicklung zum unbeschränkten fürstlichen Absolutismus konnte dadurch in Deutschland natürlich so wenig aufgehalten werden wie anderwärts, wohl aber bekam Deutschland nun zweihundert absolute Fürsten statt eines einzigen; es hatte die gierigen Mäuler von zweihundert Hofhaltungen zu stopfen. Was das bedeutete, werden wir an einigen charakteristischen Beispielen weiter unten sehen.



MAIUS.

Jezt paaret sich die Welt: die Henne buckt sich nieder;
der Hahn scharrt in dem Sand. Giengs auch bey uns nicht an?
Warum nicht, lieber Hanns! Hat die nicht frische Glieder,
die dich mit diesem Kranz, und sonst noch Kronen kan.

Der Mai

12. Satirischer Kupfer auf die liebesbedürftige Frau. Aus einer Folge „Die zwölf Monate"

Zum endgültigen Siege des fürstlichen Absolutismus führte überall das Eintreten der gleichen historischen Situation. Diese bestand darin, daß die Bourgeoisie kraft des unaufhaltsam fortschreitenden Kapitalisierungsprozesses allmählich dahin gelangte, den seither im gesellschaftlichen Leben maßgebenden Klassen, und das war in der Hauptsache der Feudaladel, an Einfluß und Bedeutung die Wage zu halten.

Dieses Stadium ist stets das Geburtsdatum der unbeschränkten Gewalt des Königstums und der Zeitpunkt, wo die Weltgeschichte wiederum eine neue Taille bekam. Das Königtum wurde bei diesem Stadium der Klassenentwicklung deshalb siegreich, weil ihm der neuentstandne gesellschaftliche Zustand erlaubte, sich auf die Schultern der beiden herrschenden Klassen zu schwingen und die eine durch die andere in Schach zu halten.

Daß es hierzu überall kam, war, wie schon gesagt, ebenfalls ein unvermeidliches historisches Muß. Die seit der Renaissance in allen Ländern aufstrebenden

Geldmächte mußten für die sie repräsentierende Klasse, das kaufmännische Bürgertum, ebenfalls überall nach der Gewährung politischer Rechte streben, denn nur dadurch vermochte diese den oben erwähnten Schutz nach innen und außen zu erlangen, dessen sie zur Sicherung und Steigerung ihrer Profitrate bedurfte. Das aber führte zu Klassenkämpfen mit den seither bestehenden Klassen, die um so heftiger sich gestalteten, je intensiver die kapitalistische Produktionsweise sich entwickelte und je stärker der feudalistische Widerstand dadurch auf die Beine gebracht wurde. In diesen Klassenkämpfen wurde schließlich das Königtum von selbst zum Schiedsrichter zwischen den widerstreitenden Interessen der verschiedenen Klassen. Denn während das Bürgertum noch nicht stark genug war, die gesamte politische Macht an sich zu reißen, war andererseits keine der seitherigen Mächte mehr stark genug, die politische Macht und damit deren Exploitierung für sich allein in Anspruch zu nehmen. Das Schiedsrichteramt des Königtums bestand logischer-



13. Wandgemälde aus einem Nürnberger Patrizierhaus. Entstanden um 1750

weise darin, daß es den beiden streitenden Klassen Waffenstillstand gebot, die politischen Kämpfe zum Aufhören brachte, die Geschäfte beider führte, und — das war der immer eintretende Haupteffekt! — sämtliche Klassen seinen eigenen Herrschaftsinteressen dienstbar machte; d. h.: Das Königtum kam in die vorteilhafte Lage, sich paritätisch von beiden zugleich aushalten zu lassen, wie eine galante Dame mit zwei offiziellen Liebhabern, die sich den einen fürs Gefühl, den andern zur Bestreitung ihres Unterhaltes hält.



Nelly Gwyn, die Maitresse Karls II. von England

17. Gemalt von Lely

Mit dieser Umwälzung traten an die bisherigen Organe der Selbstverwaltung der Provinzen und einzelnen Gemeinden die Organe der zentralisierten Staatsgewalt, „eine Bureaukratie, die täglich neue Gebiete eroberte, täglich straffer diszipliniert und von der Zentralgewalt abhängiger wurde." Gleichzeitig verwandelte sich der Adel, der durch die industrielle Entwicklung seiner feudalen Beschäftigung allmählich verloren gegangen war und kein selbständiges politisches Dasein im Staate mehr zu führen vermochte, zum Hofadel und damit zu einer je nach der Entlohnung mehr oder minder starken Stütze des absoluten Königtums. Neben den ausschließlich dem Adel reservierten Offiziersstellen fielen dem Adel in erster Linie die Sinekuren zu, die das Königtum zu vergeben hatte und deren es täglich neue schuf. Den Geldmächten blieb für alles das die Kostendeckung, aber sie erhielten dafür als Äquivalent Handelsmonopole und sonstige ähnliche Privilegien, wodurch sie im letzten Grunde auf die Dauer doch wieder die bessern Geschäfte machten. Da Geld das oberste Bedürfnis für das absolute Königtum war, sowohl zur Erhaltung der Armee, als auch zur Befriedigung der immer mehr steigenden Ansprüche des Hofadels, so folgt daraus, daß die Macht des Königtums um so unumschränkter wurde, je umfangreicher die geldbesitzenden Klassen in einem Staate waren, und ihre Schröpfung sich um so ertragreicher gestaltete.

Solange dieser Gleichgewichtszustand im Staate sich erhielt, und er ist das ungefähre Merkmal von der Mitte des 17. Jahrhunderts an bis in die zweite Hälfte des achtzehnten hinein, durften sich die Inhaber der Staatsgewalt wirklich der Einbildung hingeben, „daß das Staatswesen nur ihren persönlichen Interessen

dienstbar sei." Das absolutistische Kraftwort: „l'état c'est moi" war in der Tat in den wirklichen Verhältnissen sehr stark fundiert.

Ein Ende mußte dieser Zustand der Dinge an dem Tage finden, und er fand es regelmäßig auch, an dem die neuen Mächte der Gesellschaft derart erstarkt waren, daß sie dem Königtum die materiellen Mittel, die es zum Unterhalt seiner Gewalt brauchte, erfolgreich zu verweigern vermochten. An dem Tage, wo die Bourgeoisie die nötige Kraft hierzu fand, hatte die Sterbestunde des fürstlichen Absolutismus geschlagen. An diesem Tage war natürlich auch der Feudalismus endgültig überwunden, und die kapitalistische Produktionsweise bleibt als einziges und unbeschränkt herrschendes ökonomisches Prinzip auf dem Plan. Damit brach das Zeitalter der modernen Bourgeoisie an, das bürgerliche Zeitalter, dessen Hauptwesenszug darin besteht, daß es das Königtum nun ausschließlich seinen Interessen dienstbar machte.

Aus dieser Entschleierung der Gesetze, denen der fürstliche Absolutismus sein Dasein und seine Existenz verdankte, ergibt sich als erstes und wichtigstes, daß er in keinem einzigen Stadium jene fabulöse Regierungsform darstellte, die die Unabhängigkeit der Staatsgewalt von den herrschenden Klassen repräsentierte und darum ein ganz selbständiges Dasein über den Parteien und Klassen geführt hat, sozusagen als die ausgleichende Gerechtigkeit zum Schutz der Schwachen gegen die Starken. Das war niemals der Fall und auch niemals das Ziel des fürstlichen Absolutismus. Den Beruf zum „sozialen Königtum" hat nicht ein einziger absolutistischer Herrscher in sich gefühlt. Jeder kannte nur die eignen Sonderinteressen. Wenn er den Nationalreichtum förderte, war dies stets nur eine Förderung der Kapitalisten im Interesse einer erfolgreicheren Schröpfung ihres Geldbeutels. Wo keine Vermehrung des Staatseinkommens, d. h. des königlichen Einkommens, winkte, entdeckte der absolute Monarch in seinem landesväterlichen Herzen auch niemals die Spur einer Regung für die Not des Volkes und den Willen, es aus seinem Elend emporzuheben. Im Gegenteil, „der Schutz der Schwachen vor den Starken gestaltete sich in Wirklichkeit so, daß der Absolutismus, soweit er überhaupt Einfluß auf die ökonomischen Verhältnisse hatte, die unteren Volksklassen dem Elend nicht bloß der Feudalen, sondern auch der kapitalistischen Ausbeutung unterwarf, bis er ihnen als die Verkörperung der Ausbeutung überhaupt erschien." (K. Kautsky: „Die Klassengegensätze vor 1789.") Die Armut war für ihn deshalb nur Objekt der Polizei. Und



15. Heinrich Ramberg:
Galante Romanillustration



Venus sortant du Bain

Kupferstich nach einem Gemälde von Boucher. 1742

das ist logisch. Der Räuber, der raubt und stiehlt, um mit seiner Beute das Elend und die Not seiner Mitmenschen zu lindern, ist immer nur eine Märchenfigur gewesen. —



16. Jacob Courtin: Der Vergleich. Um 1720

In der ideologischen Geschichtschreibung wird das Aufkommen des unbeschränkten fürstlichen Absolutismus stets aus ebenso ideologischen Ursachen erklärt, nämlich aus der Thronbesteigung eines besonders selbstherrlich veranlagten Fürsten. Eine derart naive Geschichtsanschauung muß in ihrer Blindheit natürlich die vorausgegangene geschichtliche Vorbereitung des fürstlichen Absolutismus ebenfalls völlig übersehen, was auch mit beruhigender Konsequenz geschieht. Gewiß haben selbstherrlich veranlagte Persönlichkeiten unter den Fürsten die absolute Fürstengewalt in zahlreichen Fällen wesentlich gesteigert, auch ist es damals dieser oder jener selbstherrlichen Natur gelungen, die absolute Fürstengewalt an sich zu reißen, während es einem weniger selbstherrlich veranlagten Konkurrenten kläglich vorbeigelang. Aber zu wirklichen und dauernden Erfolgen des Absolutismus kam es immer nur dann und nur dort, wo die historischen Voraussetzungen für die Entwicklung und Festigung des fürstlichen Absolutismus in der gesamten ökonomischen Struktur der Gesellschaft sowieso gegeben waren. Andernfalls, oder bis dahin, scheiterten alle absolutistischen Gelüste entweder an den Quadratschädeln der auf sicheren Füßen stehenden feudalen Junker oder an der halsstörrischen Begriffsstutzigkeit der noch solider fundierten Selbstherrlichkeit der Städte. Die in der Zeit begründeten Möglichkeiten zu erschöpfen, darin war alles erreicht, wohin selbstherrliche Naturen die Dinge zu treiben vermochten. Keinem gelang es, die Grenzen auch nur um Handbreite zu überschreiten, die durch die jeweiligen ökonomischen Grundlagen ihrer Herrschaft gezogen waren. Wo das Unmögliche versucht wurde, endigte es stets mit einem kläglichen Fiasko. Auch der sogenannte aufgeklärte Despotismus kann immer nur Vollstrecker und Erfüller der in der allgemeinen historischen Situation bedingten Möglichkeiten sein. Und das ist auch die einzige verständliche Logik der Geschichte. Die historische



17. Die Wollüstige. Galanter französischer Kupferstich nach J. B. Greuze

Situation gebiert die fürstliche Selbstherrlichkeit, genau wie sie sie korrigiert, und nicht die Person formt das Schema ihrer Zeit.

Wenn man für diese historischen Gesetze klassische Beispiele aus der Geschichte des Absolutismus sucht, braucht man nur auf seine beiden typischsten Vertreter zu verweisen, auf Ludwig XIV. und Friedrich II. von Preußen. Ludwig XIV., den die Geschichte zum absolutesten unter den absolutistischen Herrschern stempelte, erweist durch seine Person, daß die historische Situation selbst um das Haupt eines ausgemachten Strohkopfes die glänzendste Aureole zu weben vermag. Denn daß der vielgerühmte Sonnenkönig, der einem ganzen Jahrhundert seinen Namen gab, im Grunde nichts anderes als ein eitler Schwachkopf gewesen ist, dafür liefert jede halbwegs ernsthafte Untersuchung seiner Zeit und seiner Person neue und unwiderlegbare Beweise. Dieser so angestaunte Heros des Absolutismus konnte nicht einmal schreiben und lesen, war völlig ignorant und haßte jede Bildung. Das ist keine gehässige Erfindung der Pamphletisten, sondern sogar eine Konstatierung seiner Bewunderer. Die Herzogin von Orleans, seine geschwätzige Lobrednerin, die lange Jahre in seiner allernächsten Nähe lebte, schreibt: „Man hat dem König sel. und Monsieur nichts gelernt, konnten kaum lesen und schreiben." Und an einer andern Stelle: „Der König und seine ganze Rasse, außer meinem Sohn, hassen das Lesen, das hat ihn ignorant gemacht." Gegenüber Friedrich II. kommt die mit den Mitteln der modernen Wissenschaft arbeitende Geschichtschreibung zu ähnlichen Richtigstellungen der landläufigen Anschauungen, natürlich in anderer Richtung. Sie erweist unwiderleglich, daß die Erfolge von dessen „aufgeklärtem Despotismus" eitel Humbug sind, daß am allerwenigsten er, sondern in viel höherem Maße sein roher Erzeuger der Schöpfer des preußischen Staates gewesen ist. Weiter erweist eine objektive Geschichtsforschung, daß dieser relativ klare und begabte Kopf nur deshalb mit seiner Politik nicht vollständig Schiffbruch litt, weil er eben so klar war, schon am Tage seines Regierungsantrittes einzusehen, daß sich am Wesen des preußischen Staates nichts Wesentliches ändern ließ, „daß der preußische Staat so bestehen mußte, wie er bestand, oder überhaupt nicht bestehen konnte." Das heißt: daß er in seiner reaktionären militaristischen Sündenblüte weiter erhalten werden mußte, in die ihn die feudalen Bedürfnisse der brandenburgischen Junker und Heckenreiter nach dem Dreißigjährigen Kriege getrieben hatten. Und in Wahrheit änderte darum Friedrich II. auch nichts Wesentliches an dem reaktionären und miserablen Gefüge des preußischen Staates. Da Friedrich II. nicht einmal bei seinem Regierungsantritt den Versuch zu einer Änderung des seitherigen Regimes machte, so ist es kein Wunder, „daß Friedrichs Thronbesteigung ein Tag der Enttäuschungen wurde, wie einer der schmerzlich Enttäuschten selber schrieb. Der von seinem Vater so arg mißhandelte Querpfeifer und Poet, der seine Uniform einen Sterbekittel genannt hatte, erließ das kurze und bündige Regierungsprogramm: Alles bleibt auf dem Fuße, auf dem mein Vater es eingerichtet hat; nur das Heer will ich um so und so viel Schwadronen vermehren." (Franz Mehring, Die Lessinglegende.) Und dieses „Programm" hat Friedrich II. auch wahr gemacht. Auf den berühmten



18. Vanschuppen: Der verliebte Alte. Holländischer Kupferstich. 17. Jahrhundert

Preußenkönig läßt sich das Wort anwenden: Er hat nichts versprochen und das hat er gehalten. Nur was die Junker wollten und was diesen neue Rechte und Privilegien brachte, konnte Friedrich ausführen, denn er steckte „in dem eisernen Hemde des auf feudaler Grundlage erwachsenen Militarismus". Dieses zu wechseln, so schmutzig und eng es geworden war, besaß er weder Kraft noch Willen.

Natürlich darf man sich über alle diese Dinge nicht bei einer höfischen Geschichtschreibung des Rats erholen; das gilt für das Zeitalter Ludwigs XIV. und es gilt in noch größerem Maße für die preußische Geschichte. —

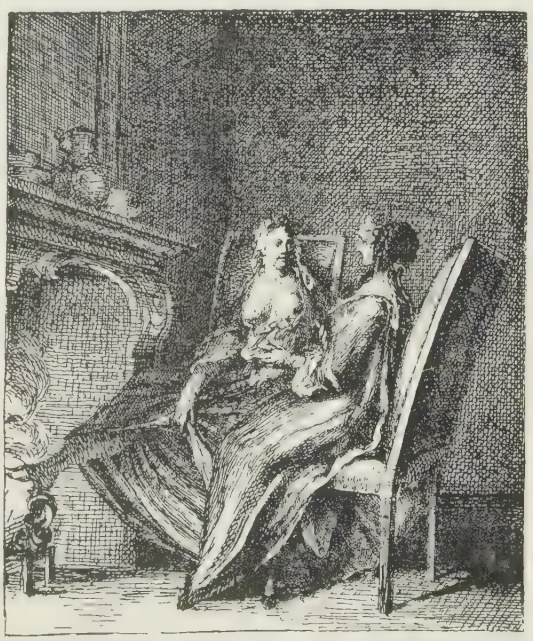
Hat jede weltgeschichtliche Bewegung ihre revolutionäre Periode, so hat freilich noch lange nicht jede eine heroische. Das Christentum hat seine Jahrhunderte währende heroische Periode, das Bürgertum hatte sie, und das seit dreiviertel Jahrhunderten bewußt in die Geschichte eingetretene Proletariat hatte sie ebenfalls. Ja,

das letztere erlebt sie zum Teil sogar heute noch. Nur die Geschichte des fürstlichen Absolutismus allein ist überall völlig frei von dieser idealistischen Jugendtorheit, wodurch sich seine Klassenbewegung von allen andern weltgeschichtlichen Bewegungen unterscheidet.

Das ist kein gleichgültiger Umstand. Denn wenn auch die heroischen Kämpfe, mit denen eine aufstrebende Klasse einst ihre Siege erfochten hat, niemals die Sünden ausgleichen, die sie später selbst, in den Zeiten ihrer eignen politischen Herrschaft, begeht, so bekommt doch die von ihr repräsentierte Zeit einen Teil ihres besondern Charakters aus den Methoden, durch die sie zur Herrschaft gelangte. Aus diesem Grunde ist es unerläßlich, bei der Feststellung des Spesenkontos, mit dem der fürstliche Absolutismus die Kultur belastete, auch der Methoden zu gedenken, durch die er vorwiegend zu seinem Ziele kam. So nur werden die gesellschaftlichen Zustände, die dem Zeitalter des fürstlichen Absolutismus eigentümlich waren, nicht nur völlig verständlich, sondern man begreift auch, daß sie in der Tat ebenso „notwendig" waren.

Natürlich kann es sich bei der Aufstellung dieses Spesenkontos des Absolutismus an dieser Stelle nicht darum handeln, systematisch eine Geschichte der Methoden und Lasten des fürstlichen Absolutismus in den verschiedenen Ländern zu entwerfen, auch im engsten Rahmen nicht. Sondern immer nur um die Anführung einiger typischer Beispiele und um eine Charakteristik in großen Zügen.

Revolutionäre Klassen sind gewiß niemals sentimental, am allerwenigsten in ihren Kämpfen um Macht. Aber die Mittel, deren sich der fürstliche Absolutismus bediente, zeichneten sich stets durch ganz besondere Roheit und den höchsten Grad von Schmierigkeit aus. Die an den Tag gelegte Roheit enthüllt sich um so widerlicher, als der Heldenmut auf seiten des Absolutismus stets um so mehr zunahm, je ohnmächtiger ihm seine Gegner in die Hände geliefert wurden. Um von berühmten historischen Beispielen nur die wichtigsten zu nennen, sei für Deutschland an die grausame Rache erinnert, die die deutschen Fürsten an den wehrlosen Bauern nach deren Niederlage im Bauernkrieg nahmen, und weiter an die tierische Grausamkeit, mit der sie im Fleische der besiegten münsterischen Wiedertäufer schwelgten. Wenige Blätter der deutschen Geschichte triefen von ähnlicher Bestialität wie diese. Es war auf Schritt und Tritt das berserkerhafte Wüten eines sinnlosen Raubtieres, das einen Augenblick seine Beute ge-



19. Vor dem Kamin. Galanter italienischer Kupferstich

fährdet sah. Ebenbürtige Beispiele sind in Frankreich die Verfolgungen der Hugenotten, die in der Bartholomäusnacht zu einem der entsetzlichsten Mordschauspiele der Weltgeschichte führten. Nur für den unhistorischen Blick handelt es sich in allen diesen Kämpfen um reine Religionsstreite. Wenn man die verschleiernde Hülle durchdringt, erkennt man, daß sich im ideologischen Gewande des Religionskrieges die Kämpfe um die Konsolidierung der fürstlichen Zentralgewalt verbargen. Das gilt von der Mehrzahl aller sogenannten Religionskriege. Der Kampf in Frankreich gegen die 1576 geschaffene Liga war nur ein Kampf wider den aristokratischen Gegner der absolutistischen Zentralgewalt. Die Liga war vom katholischen Adel viel weniger zum Schutz der katholischen Religion gegründet worden, als vielmehr zur Verteidigung der von der absolutistischen Zentralgewalt bedrohten aristokratischen Privilegien, und darum war es auch ganz logisch, daß sich ihr die Bourgeoisie im selben Augenblick anschloß, als sie denselben Kampf gegen das Königtum zu führen gezwungen war. Ebenso logisch ist es freilich, daß die Liga später vom siegreichen Absolutismus im Blut erstickt wurde. Es ist also nicht der Fanatismus des Glaubenseifers, der im letzten Grunde die Bestialität des Sieges entfesselte, sondern die höchst irdische Wut des im Besitz seiner Beute gefährdeten Raubtieres. Auch in den Kämpfen der englischen Puritaner, ebenso später in denen der Calvinisten haben wir die Hauptquelle der Widerstandskraft nicht bloß in der religiösen Schwärmerei zu suchen, sondern ebenso sehr in dem demokratischen Trotz des Bürgertums gegenüber dem ihm feindlichen fürstlichen Absolutismus. Die Niederlage der Puritaner war der Sieg der fürstlichen Zentralgewalt. In England handhabten die Sieger nicht weniger blutige Methoden rächender Bestialität. Als die Landlords gegen die Rebellen, wie man die ihre Rechte verteidigenden Klassen nannte, siegreich waren, vergnügten sie sich, ihre Rache in der Weise zu nehmen, daß „sie den Opfern die Gedärme aus den Leibern rissen und vor den brechenden Augen verbrannten".

Wie im Großen, so wurde im Kleinen vom absoluten Fürstentum der Widerstand gebrochen. Am Galgen und am Rad zerbrach mit dem Rückgrat ihrer Verteidiger die Freiheit so mancher Städte, die sich nicht freiwillig unter die Botmäßigkeit des absoluten Fürstentums beugen wollten, sondern ihre alten Freiheiten mit den Waffen in der Hand gegen die übermächtig sich ihnen entgegenstellende Fürstenwillkür verteidigten.

Wo die historische Situation es nicht zuließ, dem bürgerlichen oder feudalen Gegner in der Feldschlacht an die Gurgel zu fahren, oder ihn offen vor aller Welt zu überfallen und abzuwürgen, da wurde in tausend Fällen ebenso skrupellos dem Bravo der Dolch in die Hand gedrückt, oder mit einem langsam aber sicher wirkenden Gift die Ungunst der Verhältnisse korrigiert. Und bei solchen Prozeduren wurden selbst Vater, Schwester und Bruder nicht geschont. Klassische Beispiele dafür sind die berüchtigten Kämpfe um den Papstthron am Ausgang des 15. Jahrhunderts, denn auch in ihnen handelt es sich ausschließlich um die Interessen des Absolutismus.

Als Alexander VI. auf den Papstthron kam und seinen Konkurrenten, den



20. Galanter französischer Kupferstich nach P. A. Wille. Um 1780



21. Boucher: Galanter französischer Kupferstich. 1758

Kardinal Rovere, für dieses Mal aus dem Felde geschlagen hatte, siegte nicht irgendeine Persönlichkeit, sondern die spanischen Weltmachtpläne triumphierten über die französischen. Die widerstreitenden Interessen dieser beiden Dynastien waren es, die in den beiden Bewerbern um die Papstkrone verkörpert waren. Durch den Entscheid des Konklave sah man jedoch auf beiden Seiten nur für den Augenblick den Kampf entschieden. Hatte man vordem mit Bestechungsgeldern gearbeitet, so setzte man jetzt den Konkurrenzkampf außerdem mit Gift und Dolch fort. Das Gift der Borgias war sprichwörtlich, und der Dolch und der Degen in den Händen der von ihnen im Akkord gedungnen Meuchelmörder waren ständig in Aktion. Ihre Erfolge waren Erfolge des spanischen Absolutismus. Als der Kardinal Rovere schließlich doch auf den Papstthron kam, war die Tätigkeit, die ihm den Beinamen „der Blutsäufer" eintrug, gerade so wenig im Interesse der christlichen Heilslehren als vielmehr in der Richtung der Steigerung des fürstlichen Absolutismus. Nur handelte es sich diesmal um die Schaffung einer italienischen politischen Zentralgewalt, und es war nur die innere Logik der Dinge, wenn Julius II. Erbe in die Hände der Familie Medici fiel, die es zur gleichen Zeit verstanden hatte, den letzten Rest der bürgerlichen Verfassung von Florenz zugunsten des von ihr vertretenen fürstlichen Absolutismus zu beseitigen. Das sind nur wenige Beispiele aus einer endlos langen Reihe, aber sie sind eines wie das andere klassisch und typisch zugleich . . .

Der Brutalität der Besitzergreifung der politischen Macht durch den fürstlichen Absolutismus steht die Exploitierung der errungnen Macht in keinem Zuge nach.

War der Sieg des fürstlichen Absolutismus in keinem einzigen Lande ein vollständiger, und steht darum in der Geschichte des Absolutismus der Kompromiß überall obenan, — der stete Kompromiß charakterisiert das Ancien Régime selbst unter Ludwig XIV., — so war das Hauptmerkmal der geistigen Struktur dieser



Aber verschwiegen müssen Sie sein!

(Au moins soyez discret!)

Galante Rötelzeichnung von Saint Aubin (zugleich Porträt der Gattin des Künstlers)

Epoche auf seiten des Königtums eine grenzenlose Geringschätzung aller nicht adligen Volksklassen, der Roture, wie man das Bürgertum gemeinhin subsummierte. Bürger, Arbeiter und Bauern waren in den Augen der Herrschenden nicht Menschen, sondern nur Kreaturen. Unter dem absoluten Königtum entstand die Anschauung: Der Mensch fängt erst beim Baron an. Aus diesem Grunde ist der absolute Fürst nur von Mitgliedern des Adels umgeben, nur erreichbar für den Adel, und nur der Adel besitzt Rechte. „Seine Absolutheit offenbart sich nur gegenüber dem Volk, dem Bürger und Bauer, und gegenüber den einzelnen Personen des Adels, zu dem wir den höheren Klerus ohne weiteres rechnen können, niemals aber gegenüber dem Adel als Stand. Das ganze Königreich wird zur Domäne des Königs, aber die Revenuen müssen an die Mitglieder des Adels abgeführt werden. Dieser ist alles in allem; für ihn arbeitet der Bauer und Handwerker, für ihn ist das stehende Heer da, für ihn die Ämter und Einkünfte des Staates" (C. Hugo). Diese Geringschätzung der Roture bedingt einen entsprechenden Gegensatz, und dieser ist in seiner höchsten Ausprägung das Gefühl der eignen Gottähnlichkeit. Der absolute Fürst avanciert vor sich und der Welt zum höchsten irdischen Wesen, er wird „von Gottes Gnaden"! Nicht von des Volkes Gnaden ist seine Herrschaft, er ist einzig Gott verantwortlich. Der absolutistische Musterknabe Karl Eugen von Württemberg hatte u. a. den Wahlspruch: „Ein Regent ist das wahre Ebenbild Gottes. Er hat das Recht, nach Herzenslust Gutes und Böses zu tun." Nun, und wenn der liebe Gott selbst auch nichts Böses tut, so läßt er doch bekanntlich dem Teufel ziemlich viel Bewegungsfreiheit, und das sind in der absoluten Monarchie deren Handlanger. Aus dieser Basis entsteht von selbst als einziges und oberstes Gesetz des Landes: sein Wohl, sein Willen, sein Vergnügen, suprema lex regis voluntas, d. h.: des Königs Wohl, des Königs Wille. Das wird in jedem Land zur allgemeinen Anschauung, geht in die Vorstellung aller ein und ist durch Jahrhunderte selbstverständlicher und nur verstohlen bestrittener Glaubenssatz. Das „car tel est notre plaisir" begründete und widerlegte alles. Wissenschaft und Kunst haben nur den Ruhm des Königs zu künden und sie singen einzig seine, des Allmächtigen, Ehre. Geschichte ist die Schilderung seiner und seiner Vorfahren Taten und Heldengröße. Das stolzeste Geschlecht schreitet mit ihnen über die Erde und von ihm, dem gerade Lebenden, wird es stets gekrönt. Er ist daher voller Tugend und Weisheit; nie zuvor hat die Welt Edleres, Größeres und Erhabeneres in einer Person vereint gesehen. Der geniale Colbert, dessen Sohn in den persönlichen Dienst Ludwigs XIV. aufgenommen wurde, preist dieses als das höchste Glück seines Sohnes, weil



22. Der Nebenbuhler. Galanter deutscher Kupferstich

Ehelichungs - Nachricht.

Ein bejahrter, verwittiweter bürgerlicher Gewerbsmann, der kein Spieler, Vollsäufer noch Zänker iſt, ſtets ein häusliches und bewerbſames Leben führet; deſſen Ehrlichkeit und Fleiß im Thun und Laſſen noch niemand in Zweifel zog; der jederzeit als ein guter Wirth und der Mäßigkeit ergebener Mann bekannt war, und ſich niemals irgend einer Ausſchweifung ergab; hat ſeit ſieben und zwanzig Jahren eine Menge Unglüksfälle gehabt, wodurch ſein Vermögen ſehr verringert wurde. Er hat vier Kinder am Leben, drey davon ſind ſchon verſorgt, ein Sohn iſt noch übrig der einer ſorgfältigen Mutter bedarf. Er iſt alſo geſinnet, derowegen eine ſeinem Alter angemeßene Perſon zu ſuchen, die er heyrathen könnte, ſie ſey nun eine Wittwe oder Ledige, auch kann ſie proteſtantiſcher Religion ſeyn, wenn ſie nur wirthſchaftlich, gut geſittet iſt, ihn lieben kann, und wenigſtens 3000 fl. im Vermögen hat, wodurch ſeinem Gewerbe könnte aufgeholfen, und er dadurch in eine beſſere Lage verſetzet werden. Er wird ſie gut halten, und ihr immer freundſchaftlich und uebreich begegnen. Weil er aber aus großer Scheu, nirgend perſönlich anzuſuchen ſich getrauet, ſo nimmt er ſich hier die Freyheit ſchriftlich um eine Braut zu werben; diejenige alſo, welche geſinnet iſt, mit ihm ehelich zu leben, die beliebe ſich in der Joſephſtadt in der Kaiſergaße bey der ſchönen Schäferin im Laden neben dem Wirthe einzufinden, wo ſie alsdann das Weitere mit einander verabreden können.

23. Wiener Heiratsannonce aus dem 18. Jahrhundert. Als Handzettel erschienen.

„seine Fehler von dem besten Herrn, dem erlauchtesten aller Menschen, dem größten und mächtigsten Könige, der je einen Thron bestiegen, bemerkt und korrigiert werden". Und bei einer andern Gelegenheit wendet er sich an den König mit den Worten: „Man muß, Sire, schweigen, bewundern, Gott alltäglich danken, daß er uns unter der Herrschaft eines solchen Königs wie Eure Majestät hat geboren werden lassen, der keine andern Grenzen seiner Allmacht mehr kennt, als die seines Willens." Und Ludwig XIV. war, wie wir bereits wissen, ein kompletter Strohkopf, der nicht einmal lesen und schreiben konnte, Colbert dagegen einer der bedeutendsten Köpfe seiner Zeit. Dabei darf man nur nicht annehmen, daß hinter diesen Phrasen eine heimliche Ironie steckte. Nein, das war einfach der Tenor



Komt liebster fliehet nicht last euch von mir nicht schrö-cken.	*Verhaste Saugestalt, der Menschen grau und Scheüen*
Die ungewohnt Gestalt. und meine frembde Sprach:	*Du Furien Geburt: wer wird wohl lieben dich!*
Seht an, die güldne brill kan leicht den fehler decken.	*Ich hätte dieses Gelt mit vielem Ach und Reüen,*
Denckt so Viel Gelt und Gut ist keine schlechte Sach.	*Nein, deine Rieſſel-Art die tauget nicht für mich:*
Komt, komt, mein Bräutigam! Ihr werdt gewis nicht jr-en	*Viel lieber wollte ich lebendig sein begraben,*
Beÿ mir noch Lust genug durch Gegen-lieb Verspüren	*Als so ein Ungeheür zu einem Weibe haben.*

24. Satirisches Flugblatt auf eine reiche aber häßliche heiratslustige Dame. 1717

der Hofsprache unter dem Absolutismus. Im Munde von minorennen Geistern war sie darum noch wesentlich schwulstiger; hier kannte sie nur Superlative. Wie tief sich der Wahnsinn damals in die Gehirne fraß, erweist, daß er heute noch in Millionen Schädeln nistet, und daß es immer bloß ähnlicher gesellschaftlicher Zustände bedurfte, um ihn wieder in geilster Blüte ausschlagen zu lassen.

Die Kunst wandelt in denselben Bahnen. Das Barock ist der klare künstlerische Spiegel des fürstlichen Absolutismus: Größe, Pose, Repräsentation sind in ihm künstlerische Form geworden. Der Absolutismus entwickelt, um zu repräsentieren, einen besondern Stil des Palastbaues. Der Palast ist keine Burg mehr wie im Mittelalter, die das Gefühl wohlgeborgner Sicherheit vor Überfall

und Gefahr im Bewohner erweckt, sondern der auf die Erde niedergeholte Olymp, in dem alles den Wohnsitz der Götter offenbarte. Weit sind die Hallen, unermeßlich die Säle und Galerien. Alle Wände sind von der Decke bis zum Fußboden Kristall und blenden mit ihren Spiegelreihen. Die Repräsentation, die Pose fordert den Spiegel. Nichts ist profan: alles Parade des Göttlichen. Des Herrschers Schlaf selbst ist Schaustück. Die Gärten und Parks, die den Barockpalast in weitem Umkreis umgeben, sind die strahlenden Gefilde des Olymp. Ewig heiter, ewig lachend: Der Frühling wird zum früchteschweren Herbst, der Winter zum düfteschwangeren Sommer. Die Gesetze der Natur sind aufgehoben, und nur der Wille des Herrschers gebietet der Natur.

In der Malerei sind Feierlichkeit und Pomp ebenfalls der hervorstechende Charakter. Szenen aus dem klassischen Altertum, das Leben der Götter, ist der stete Vorwurf — es ist sein Leben, die Vergöttlichung seiner Herrschaft. Jupiter und Mars tragen seine Züge, Venus und Juno sind das Abbild seiner Gemahlin. Die antiken Göttersagen wandeln sich in den bildenden Künsten zur Geschichte seiner Dynastie und seines Lebens, ihre Triumphe sind seine Triumphe. In seiner Hand ist der Donnerkeil und ihm recken Danae und Leda ächzend den brünstigen Götterschoß entgegen. Seinen Lenden entspringt ein neues Göttergeschlecht, und einzig durch ihn erlebt das Heroische seine strahlende Wiedergeburt.

Wie in der Idee, so steht auch in der physischen Welt niemals ein Mensch über dem Haupt des absoluten Herrschers. Das Rokokoschloß, die letzte Entwicklung des absolutistischen Kunststils in der Baukunst, ist stets nur einstöckig, denn kein Mensch soll und darf je über ihm stehen oder darf über sein Haupt hinwegschreiten; es ist die Kirche und die Gottesidee ins Weltliche übertragen.

Gott wandelt im absoluten Herrscher selbst über die Erde. Daher auch der Pomp und die goldstrahlende Pracht, mit der der absolute Monarch stets auftritt. Gold und Edelsteine sind seine Kleidung, von Gold und Reichtum strotzt die Livree seiner Höflinge und Lakaien. Gold ist der Stuhl, auf dem er sitzt, der Tisch, an dem er speist, die Teller, auf denen er ißt, das Besteck, das er zum Munde führt. Mit Gold und Silber durchwirkt sind die Vorhänge seines Bettes, die Tapeten seiner Gemächer, Gold strahlt überall auf ihn nieder. Mit Gold ist das Geschirr seiner Pferde beschlagen, in goldnen Wagen fährt er durch die Straßen. In Gold ist sein ganzes Leben und sein ganzer Hofstaat gehüllt und getaucht. Das ist in Licht; es ist zu Gold geworden. Ebenso strahlend ist der tausendfache Kerzenglanz, der seine Gemächer bei seinen Festen durchflutet; vervielfacht geben ihn die spiegelbedeckten Wände zurück. Er selbst ist das Licht und steht deshalb ständig im Licht.

Daher ebenso das steife und bis in die nichtigste Bewegung festgelegte Zeremoniell, das mit jedem Dienst verbunden ist, der ihm von der Minute des Erwachens bis zu der Minute des Einschlafens erwiesen wird. Es macht die geringste Handlung in seinem Dienst zur Staatsaktion und entkleidet den widerwärtigsten Dienst seines entwürdigenden Charakters. Die alltägliche Prüfung des



25. J. Gole: **Die verliebten Paare.** Szene in einem holländischen Frauenhaus. Schabkunstblatt
Um 1700



26. Galanter Kupferstich

königlichen Nachtstuhles am französischen Hof ist ein hohes Ehrenamt für den damit Betrauten, und das ein leibhaftiger Herzog bekleidet. Der höchste Wahnwitz wird zur Vernunft. Daher weiter die Plejade von Höflingen, die ihn ständig umschwärmt, nur der Ohnmächtige und Kleine ist allein, dem Wink des Allmächtigen gehorcht das Weltall, sie sind die Boten seiner Macht.

Gott wandelt in ihm selbst über die Erde. Der absolute Herrscher ist eine geheiligte Person. Daher die Würde und die Unnahbarkeit, die jedem seiner Schritte eigen ist und ihn mit einer für den gewöhnlichen Sterblichen undurchdringlichen Atmosphäre umgibt.

Natürlich nicht nur durch unsichtbare Schranken war die Roture vom Monarchen getrennt, sondern außerdem durch strenge Vorschriften und unübersteigliche Mauern, Hecken und Zäune. Das Betreten der endlosen Gartenanlagen und Parks, über die jeder absolute Fürst in seinen verschiednen Residenzen verfügte, war ohne besondere Erlaubnis aufs strengste verboten, und die Übertretung wurde meist mit drakonischen Strafen geahndet. Wenn der Fürst geruhte, in der Stadt zu promenieren, so wurde nicht selten die betreffende Straße oder Promenade in diesen Stunden für das Volk gänzlich gesperrt, und nur von ferne konnte dieses des erhabenen Glückes teilhaftig werden, die geheiligte Person des Monarchen zu sehen. So war es in Weimar selbst noch zu Zeiten Goethes. Wem es aber wirklich einmal gelingt, ein Wort aus seinem Munde zu erhaschen, seines Blickes und einer gnädigen Anrede teilhaftig zu werden, dem ist das größte Glück widerfahren, das das Dasein einem Sterblichen zu bescheren vermag, und er fühlt sich Zeit seines Lebens über seine Nebenmenschen emporgehoben. Auf ihm hat das Auge Gottes selbst geruht, ein greifbarer Strahl von seiner Gnade hat ihn getroffen. Wer sogar des ständigen Interesses des Herrschers teilhaftig wird, auf den geht ein Teil von dessen Göttlichkeit über. Die Maitresse en titre hat für die große Mehrzahl der Menschen nichts verächtliches an sich, höchstens für die Konkurrentinnen. Weil ihre Reize und ihre Liebeskünste vom König für würdig befunden wurden, seiner höchst irdischen Lüsternheit zu dienen, wird sie selbst von Gottes Gnaden.

Das wird selbst wissenschaftlich begründet. Der berühmte Thomasius in Halle schreibt in seiner Hofphilosophie:

„Das Odium in concubinas muß bei großen Fürsten und Herren zessieren, indem diese allein Gott von ihren Handlungen Rechenschaft geben müssen, hiernächst eine Concubina etwas von dem Splendeur ihres Amanten zu überkommen scheint."

Die der anerkannten Gunstdame vom König vorgeschriebnen Ehren werden dieser mit demselben heiligen Schauer erwiesen wie ihm — freilich nur solange, als sie das königliche Bett teilen darf. An dem Tage, wo einer andern Reize und Künste für vergnüglicher befunden werden, sinkt ihr Stern und Glück in Nacht und Vergessen.

Weil ein Mensch niemals direkt ins Licht der Sonne schauen kann, so naht man sich dem im irdischen Leibe wandelnden Gott nur gesenkten Hauptes und gebeugten Kniees, und die Sprache ist nur ein gedämpftes Sprechen, denn ein lautes Wort wäre eine Ehrfurchtsverletzung. Die gnädig gewährte Audienz ist zugleich eine Anbetung. Der Herzog von La Feuillade errichtete in seinem Schlosse eine vergoldete Statue Ludwigs XIV., vor der man nächtlicherweile bei Fackelschein eine Art Götzendienst verrichtete. Selbst die Höflinge begrüßen den Monarchen durch Kniefall, und ein Kniefall ist auch die Huldigung auf der Straße. Wenn eine königliche Karosse daherjagt, springen Herr und Dame ausweichend in den Straßengraben und verharren knieend, bis der königliche Wagen wieder vorüber ist. Ein zufällig sie streifender Blick entschädigt sie hinreichend dafür, daß sie sich schmutzbedeckt wieder erheben. Diese Ehrfurchtsbezeugung wird selbst dem leeren königlichen Wagen erwiesen.

N°46.



La CONFESSION

27. Picart: Die Beichte. Holländischer Kupferstich. Um 1754

Die irdische Allgewalt des absoluten Fürsten fand ihren nicht minder deutlichen Ausdruck in der Machtentfaltung, darum der demonstrative Soldatensport. Durch nichts ließ sich so überzeugend die Macht, die man in Händen hatte, demonstrieren als durch eine imposante Armee. Und da man dadurch zum mindesten irdische Allgewalt vorspiegeln kann, so hielt sich selbst der kleinste der irdischen Despoten ein „Heer". Der Militarismus wurde dabei freilich in den meisten Fällen zur Dekoration, zum Spielzeug und darum war er dort, wo dieses geschah, um so grotesker in seinen Formen. In Württemberg kamen die längsten Leute „in die Leibgarde". Ein Schilderer dieses Leibkorps schreibt:

Die Leibgarde stolzierte in roten Röcken mit schwarzen Aufschlägen, Halskrausen und gehäkelten Manschetten und hohen spitzen Blechmützen, frisierten und gepuderten Haarlocken und schwarzen angeklebten Schnurrbärten einher. Die Stiefeletten und kurzen Hosen waren so eng und bis über das Knie vorn und hinten mit Pappen gesteift, daß es schwer hielt, sich zu setzen oder wieder aufzustehen. Wehe aber dem Unglücklichen, der auf der Straße oder beim Parademarsch hinfiel. Es war ihm absolut unmöglich, sich aus eigner Kraft wieder zu erheben. Wenigstens zwei Mann mußten dem armen Krieger unter die Arme greifen und ihn wieder auf die gepappten Beine stellen.



28. Galanter französischer Kupferstich

Die langen Kerle Friedrich Wilhelms I. von Preußen waren übrigens nicht weniger grotesk. Und die groteske Pose hatte auch hier die wirkliche Kraft zu ersetzen.

Und er, der absolute Fürst, glaubt kraft seiner scheinbaren Allmacht, die ihm die widerstreitenden Interessen der um die Herrschaft im Staate ringenden Mächte in die Hände gespielt hat, für seine eigne Person steif und fest an die Selbstverständlichkeit von alledem. Er hegt nicht den geringsten Zweifel daran, daß Gott in ihm selbst tätig und wirksam sei. Die Könige von Frankreich heilen durch Handauflegen Krankheiten und Gebrechen. Und sie heilen wirklich hin und wieder Kranke. Der Glaube vollbringt dieses Wunder.

Dies gibt den Schlüssel zu allem und macht damit alles





LA FONTAINE D'AMOUR.

Gravé d'après le Tableau d'H. Fragonard, Peintre du Roi, par J. F. Reynault

Der Liebesbrunnen

Galanter französischer Kupferstich nach Fragonard



Auf der Suche nach dem Peiniger

29. Jan Verkolje. Holländisches Schabkunstblatt. Um 1680

selbstherrliche Tun des absoluten Herrschers logisch. Der Gott kann über alles verfügen: über Leben und Freiheit seiner Kreaturen und besonders über ihr Eigentum. Von Rechts wegen gehört darum überhaupt alles dem König. Das gesamte Königreich ist sein persönlicher Besitz. Unter Ludwig XIV. wurde wirklich nicht nur einmal, sondern mehrmals ernstlich in Erwägung gezogen, „ob sich nicht der König in den tatsächlichen Besitz aller Güter und Ländereien Frankreichs setzen sollte". Immer wieder kam man auf diesen gloriosen Einfall zurück. In der Instruktion, die der König für den Dauphin verfassen ließ, heißt es: „Alles, was sich im Umfange unsrer Staaten befindet, welcher Art es immer sei, gehört uns nach demselben Rechtstitel. Sie sollen davon überzeugt sein, daß die Könige von Natur die volle und freie Verfügung über alle Güter haben, die im Besitz des Klerus und der Laien sind, um von demselben zu jeder Zeit, wie weise Ökonomen, das heißt, nach dem allgemeinen Bedürfnis Ihres Staates Gebrauch zu machen." Als die privilegierten Stände sich durch die Propagierung dieses absolutistischen Grundsatzes in ihren alten „Rechten" bedroht sahen und protestierten, rückten

alsbald die Kronjuristen ins Feld und bewiesen, „daß der König das allgemeine direkte Eigentum am Lande im ganzen Königreich habe".

Weil sich der absolute Fürst für den natürlichen Besitzer alles Eigentums seines Landes hält, hat er auch nicht nur allein über alle Steuererträgnisse zu verfügen, sondern es ist auch nach absolutistischer Logik nichts mehr als recht und billig, daß er vom Steuerertrage für seine persönlichen Bedürfnisse den größeren Teil in Anspruch nimmt. Er rechnet und erwägt natürlich nicht, ob die verfügbaren Summen mit seinen Launen in Einklang zu bringen sind. Reichten sie nicht, so mußten höhere Abgaben vom Volke bezahlt werden. So ist die maßloseste Verschwendung die oberste Selbstverständlichkeit an fast allen absolutistischen Höfen. Das ungeheuerliche Defizit im französischen Staatshaushalt, das wenige Jahre vor der Revolution die Minister völlig ratlos machte, hinderte Ludwig XVI. nicht, in derselben Zeit der Königin das Schloß St. Cloud für fünfzehn Millionen Livres zu kaufen und sich das Schloß Rambouillet für vierzehn Millionen Livres. Die Summe von hundert- oder zweihunderttausend Livres an einem einzigen Abend ihrer Spielwut zu opfern, war für Marie Antoinette nicht des Aufhebens wert. Katharina II. ließ sich die Befriedigung ihres etwas starken Liebesappetits insgesamt das runde Sümmchen von neunzig Millionen Rubel kosten. Aber diese hohe Summe, ist noch eine Kleinigkeit gegenüber den Summen, die sich Ludwig XV. seine Liebesfreuden kosten ließ. Die Equipierung des sogenannten „Hirschparkes" mit ständig jugendlicher Ware verschlang allein etliche hundert Millionen. Die großen Nummern, die Ausgaben für die Pompadour, die Geschwister Nesle und die Dübarry, sind dabei gar nicht einbezogen. Von diesem vierblättrigen Frauenkleeblatt kostete die Pompadour den Staat allein etliche Dutzend Millionen. Ludwig XIV. illegitime Bettgenossenschaft kam Frankreich auch nicht wesentlich billiger zu stehen. Noch kostspieliger dagegen war Ludwig XIV. Bauwut. In einem einzigen Jahr (1685) verausgabte er zu dem Zweck, seiner geheiligten Person eine würdige Wohnstätte zu schaffen, allein neunzig Millionen Franken.

Das Vorbild, das speziell der französische Sonnenkönig Europa an Prunk, Prachtbauten und Verschwendung gab, möglichst zu erreichen, hielt jeder absolute Fürst Europas für seine selbstverständliche Pflicht. Friedrich II. Bauwut verbrauchte in kürzester Zeit mehr als ein Dutzend wohlgezählte Millionen, was nach dem fürchterlichen Elend des Siebenjährigen Krieges — denn gleich auf diesen fällt diese Periode — und für die Armut Preußens ungeheuer viel heißt. Relativ und positiv noch höher waren die Ausgaben für Prunkbauten an den Höfen von Württemberg, Baden und Hessen. Am kleinsten Duodezhofe gab es Oberhofmeister, Oberhofmeisterinnen, Hofkavaliere, Hofdamen, adlige Hofpagen, die in prunkender Livree bei der Tafel hinter den Stühlen der Hoheiten standen und Serenissimi die Teller wechselten. Da gab es weiter Pagen, Hofmeister, Stallmeister, Hofmedici, Hofkapläne, Hofsekretärs, Hofkassierer, Hofkapellmeister, Hofmusici, Küchenmeister, Hofgärtner, Kammerdiener, Läufer, Heiducken, Leibjäger — nicht gerechnet den endlosen Troß von niedren Lakaien, Kammerfrauen,



Bathseba im Bade

30. Nach einem getönten Schabkunststich von Francois Boucher



Bella e costei ma con quel volto orrore
Più che piacer a riguardanti inspira:
Così all'incontro amor dà luogo all'ira
Se di taluna si discopre il core

31. Feretti. Galanter italienischer Kupferstich

Garderobefrauen, Kutschern, Vorreitern, Stallknechten, Gartengehilfen, Küchenjungen, Mägden und die ebenfalls niemals fehlende Leibgarde, die bei jeder auch nur denkbaren Gelegenheit unters Gewehr zu treten und zu salutieren hatte.

Aber nicht nur das Versailler Vorbild zu erreichen, war heißes Streben der meisten absolutistischen Höfe, es im einzelnen womöglich noch zu übertrumpfen, war für viele der höchste Ehrgeiz ihres Lebens. Und diesen Ehrgeiz haben verschiedne in der Tat erfüllt gesehen. Vor allem August dem Starken von Sachsen und Karl Eugen von Württemberg kommt dieser Ruhm zuteil. Leider haben beide dafür nur die eine Entschuldigung, daß ihnen an Gehirn ebensoviel abging, als ihnen in der Eigenschaft von Deckhengsten zukam. Die Feste des württembergischen Tyrannen in Duodez, dessen Verschwendungswahnsinn im umgekehrten Verhältnis zur Größe seines Landes stand, — ganz Württemberg zählte damals knapp 600000 Einwohner, — wurden jedes Jahr durch den Pariser Tanzgott Vestris verschönt, der dafür ein Honorar von 12000 Gulden bekam. Noch kostspieliger kamen die verschwenderischen Feuerwerke, mit denen jedes Fest am Herzoghofe abschloß und zu deren Arrangement der Herzog den Italiener Veronese in seinen Diensten hatte, den berühmtesten Feuerwerker jener Zeit. Dessen Künste mußten spielen, auch wenn sie wegen des ungünstigen Wetters völlig wirkungslos in der Luft verrauchten. In einer Schilderung der württembergischen Zustände aus dem Jahre 1765, die unter dem Titel „Die reine Wahrheit oder Denkwürdigkeiten des Hauses Württemberg" erschien, heißt es:

Wenngleich man in dem Schlosse nicht viel lacht, so wird doch desto mehr darin gegessen. Man trinkt dabei auch recht gut, und bei den Nachtischen werden Feuerwerke abgebrannt, so gut und schön als auf der Tafel Ihro allerchristlichen Majestät. Dieses hat aber mit dem großen Feuerwerk, welches in freier Luft abgebrannt wird, es mag auch für Wetter sein, was es will, keine Gemeinschaft. Im Jahre 1763 war durch den Regen alles naß geworden. Der Herzog wollte aber von keinem Aufschub etwas wissen. Das Feuerwerk, welches 52000 Gulden kostete, mußte ab-

gebrannt werden, obgleich der Feuerwerker versicherte, daß nicht der fünfzigste Teil davon abbrennen werde. Der Herzog hält dergleichen Aufführung für wahre Merkzeichen der Pracht und Herrlichkeit.

Ein nettes Sümmchen fürwahr, 52000 Gulden; damit konnte man damals ganz Württemberg einen Tag ernähren. Und das für eine Narrenlaune! Eine gute zusammenfassende Schilderung von dem ständig in Festen sich abspielenden Leben am württembergischen Hofe haben wir in den Memoiren des Barons von Wimpfen, eines langjährigen Teilnehmers an diesem Lustleben. Er schreibt:

Im Jahre 1763 kam ich von dem einjährigen Aufenthalt am spanischen Hofe nach Stuttgart zurück und drehte mich nun an diesem Hofe 10 Jahre lang in einem Kreise von Vergnügungen und Feten herum, deren Genuß keine Unruhe unterbrach. So ein Hof war damals nirgends, wie der Württembergische. Der Herzog hielt 15000 Mann der besten, schönsten und disziplinierten Truppen, die es je gab. Gegen 200 Edelleute und unter diesen gegen 20 Prinzen und Reichsgrafen waren in seinen Diensten. Er hielt für seine Person gegen 800 Pferde. Ludwigsburg, seine gewöhnliche Sommerresidenz, wurde von ihm immer mehr vergrößert und verschönert. Man fand am württembergischen Hofe die erste Oper von ganz Europa, das erste Orchester, die schönsten Ballette, die beste französische Komödie nach der zu Paris. Und bei so vielen fast täglichen Spektakuln, die man ohne jegliche Bezahlung mitgenießen konnte, gab es noch viele außerordentliche Feten, deren volle Pracht ich erst alsdann recht schätzen lernte, als ich später sah, was an andern Höfen oft allgemeine Bewunderung erhielt. Nichts war aber doch angenehmer, als die Sommerreisen des Herzogs auf seine Lustschlösser, besonders nach Grafeneck, einem Schloß in einer der rauhsten Gegenden des Schwarzwaldes, wo der Herzog einen Teil der heißesten Jahreszeit zu-



32. Galante Schwankillustration. Holländischer Schabstich

brachte. Gewöhnlich begleiteten den Herzog nur 10—12 Kavaliere, unter denen mich zu befinden, ich fast immer das Glück hatte. Das ganze übrige Gefolge bestand aus 6—700 Personen, alle nur zu seinem Vergnügen bestimmt. Da gab es das Auserlesenste, was zur französischen Komödie, zur komischen Oper und zur großen italienischen Opera gehörte. Das Orchester bestand aus lauter Virtuosen der ersten Klasse: Zomelli, Lolli, Nardini, Rudolphs, Schwarz, Gebrüder Pla — und Noverre hatte Befehl, nichts als die reizvollsten Ballette zu geben. Man sah nichts als den zaubervollsten Tanz der „Floren und Heben".

Was je nur Natur und Talente vermochten, um Freude und Genuß hervorzubringen, war da — und alles war auch für den Genuß recht gestimmt. Unter Freuden schlief man ein, unter Freuden wachte man auf. Zwei verschiedene Musikchöre gaben das Signal zum Erwachen. Man genoß in Gesellschaft das Frühstück, gewöhnlich im einsamen, schattenreichen Walde. Da fingen denn auch schon bei einer ländlichen Musik die Ronden und Quadrillen an. Alles disponierte sich zum Abendballe. Die Zwischenzeit ward bei der Toilette verbracht, beim Spiel, bei der Tafel, bei Spektakulen aller Art. Bald gabs eine Fischerpartie, bald eine Jagd, bald einen Spaziergang in den dunkeln grünen Wald, wo es nie an Gesellschaft der Floren und Heben fehlte. Gewiß, angenehmere Tage habe ich nie erlebt, und an einigen derselben genoß ich so viel Freude, daß mich noch gegenwärtig die Erinnerung bald bezaubert, doch noch häufiger traurig macht. Es sind nicht die schönen Mädchen allein, welche die Freuden dieses Aufenthaltes so sehr erhöhten. Alles kam zusammen: die gute Tafel, der herrliche Appetit, den nur die Morgentänze und unsere nachmittägigen Jagdpartien brachten — und was über alles ging: der Herzog war da — er immer froh, immer gleich guter Laune, voll Einsichten und Witz, immer herablassend gegen seine Hofleute....

Was übrigens eine einzige solche Jagd, von denen hier die Rede ist, bedeutete, wird ebenfalls durch eine einzige Zahl hinreichend kommentiert. Um einem fürstlichen Gaste ein wirkliches Jagdvergnügen zu bieten, wurden einmal aus dem ganzen Herzogtum von den Bauern nicht weniger als 6000 Hirsche beim Jagdschlosse Solitüde zusammengetrieben. Und wie es dann bei dieser „Jagd" zuging, erfahren wir aus den vorhin zitierten Denkwürdigkeiten:

„Der dritte Teil des Festes von 1763 wurde auf dem ebenen Felde gegeben. Hier ging es über das Wildbret her, wovon viele Hundert, groß und klein, tot geschossen werden. Ich muß Ihnen dies erklären. Es werden in einem Behälter einige tausend Stück von allerhand Wildbret zusammengetrieben, das man hernach einzeln durch eine Tür wieder herausläßt. Der Herzog, die vornehmsten Zuschauer und die Jäger standen alsdann schon mit ihren Flinten in Bereitschaft und bewillkommten das arme Tier. Sie wenden mir ein, daß dieses keine Lustbarkeit oder Fest sei, man müsse denn annehmen, daß die dabei befindlichen Personen alle Metzger gewesen. Hören Sie aber nur das Ende davon. Der Paß zu der Tür, wo die Tiere hinaus mußten, endigt in einen Teich, der also ausgegraben ist, daß er verschiedene Abgründe und hervorragende Spitzen hat. Wenn nun die Tiere geängstigt wurden, stürzten sie sich in diese Tiefen, wo sie statt eines Todes zwei ausstehen mußten: Und darin bestand das Vergnügen. Um wieviel aber wird nicht dieses Vergnügen noch durch die Idee vermehrt, daß dieser Teich kein Werk der Natur ist, sondern durch Menschenhände mitten im strengsten Winter so gegraben worden ist. So stark es auch damals fror, so ließ der Herzog dennoch der Kälte zum Trotz das Wasser von entfernten Orten herleiten, welches durch mehr als vierzig Öfen, worin das Feuer nicht ausgehen durfte, beständig flüssig erhalten wurde."

Schon diese wenigen Dokumente beweisen, wie Karl Eugen von Württemberg es fertig brachte, den von dem französischen Sonnenkönig aufgestellten Rekord der Verschwendung zu brechen. Ihre Zahl ließe sich aber leicht verzehnfachen. Für den Rekord, den der starke August sich mit seiner Verschwendungssucht leistete, könnte man ähnliche drastische Beispiele und in ebenso erdrückender Zahl anführen. Wir begnügen uns an dieser Stelle mit dem Hinweis auf das bekannte Lustlager von Mühlberg, das damals in ganz Europa Aufsehen erregte, weil wir bei andern



Die Entlarvung der Ladendiebin

33. Englischer Schabstich nach Collett. 1787



Et moi, voici le mien.
Galantes Souper
34. Französische Romanillustration

Gelegenheiten noch mehrfach gerade von der ungeheuerlichen Verschwendung dieses Fürsten zu reden haben.

An dieser Stelle mag auch erwähnt werden, daß man den Sonnenkönig nicht nur als prunksüchtigen Herrscher, sondern auch als absolutistischen beständig übertrumpfen wollte. Die Duodezfürsten waren deshalb häufig die rachsüchtigsten Despoten gegenüber ihren Widersachern und außerdem auf ihr Gottesgnadentum am eingebildetsten. In Württemberg war jedermann verpflichtet, vor einer herzoglichen Schildwache genau so den Hut zu ziehen, wie vor Serenissimo selbst und zwar bei Strafe der Stockprügel. Vor dieser Strafe schützten weder Alter noch Würde, geschweige denn die Entschuldigung, daß man dero herzoglichen Stellvertreter nicht gesehen habe. Als im Jahre 1783 ein Kammerrat in Gedanken die Reverenz vor einer stuttgarter Schildwache versäumt hatte, ließ der Leutnant von Böhnen den Sünder in die Wachtstube schleppen und ihm fünfundzwanzig wohlgezählte Stockprügel aufmessen. Solche Prozeduren waren sogar eines der Militärverdienste, für die Karl Eugen 1759 den hohen Karlsorden gestiftet hatte. Deshalb wurde der schlagfertige Leutnant für die von ihm kommandierte Prügelprozedur auch alsbald mit diesem Orden belohnt. Ein nicht minder typisches Beispiel für die groteske Einbildung der Duodezfürsten auf ihr Gottesgnadentum bieten die komischen Ergüsse, die die in ihrer himmlischen Gnade ständig sich verletzt fühlende Schwatzbase Elisabeth-Charlotte darüber von sich gibt. Die pfälzische Zaungräfin schreibt einmal:

„Die Zott", — mit dieser stereotypen Apostrophierung betätigte sie ihre Wut, wenn sie von der Maintenon sprach, — „hat einmal zwei Mädchen von Straßburg kommen lassen, sie für Pfalzgräfinnen ausgegeben und zu Suivantes von ihren Niecen gemacht. Ich wußte kein Wort davon, Madame la Dauphine klagte mir es mit Tränen, ich sagte: E. L. lassens gehen, ich will die Sache schon gut machen, denn wo ich Recht habe, frage ich kein Haar nach der alten Hexe. Ich sehe durch meine Fenster die Niece mit den teutschen Mädgen spatzieren. Wie ich spatzieren gieng, machte ich es so, daß ich ihr begegnete. Ich rufte das Mädgen, fragte das Mädgen, wer sie wäre? Sie sagte mir ins Gesicht, sie wäre eine Pfalzgräfin von Litzelstein. Ich sagte: So! Nein, sagte sie, ich bin kein Bastart, der junge Pfalzgraf hat meine Mutter geheiratet, so eine vom Hause von Gehlen ist. Ich sagte: so könnt ihr doch keine Pfalzgräfin seyn, denn bei uns Pfalzgrafen gilt die Misheirat nicht; ich will noch wohl mehr sagen, du lügst, wenn du sagst, daß der Pfalzgraf deine Mutter geheiratet, sie ist eine Erzhure, wobei viele andere als der Pfalzgraf wohl mögen gelegen haben, ich weiß aber, wer ihr rechter Mann ist, nemlich ein Hautboiste — und das ist wahr —. Aber wofern du dich wieder vor eine Pfalzgräfin ausgiebst, werde ich dir den Rock an den Hindern abschneiden lassen, daß ichs mein Leben nicht mehr hören mag. Aber wirst du meinem Rate folgen, und deinen rechten Namen annehmen, so werde ich dir mein Leben deine Geburt



Polizeiliche Aufhebung eines Kupp

Französischer Kupferstich nach einem Ge



rch die städtische Obrigkeit

rat. Anfang des 18. Jahrhunderts

nicht vorwerfen aber siehe, was du tust. Das Mädgen nahm es sich zu Herzen, daß es etliche Tage hernach starb. Die Zweite schickte man in Pension nach Paris. Ich gieng zu unserer Dauphine, erzählte ihr, was vorgegangen, sie gestand mir, sie wäre froh, daß ich es getan, denn sie hätte ihr Leben das Herz nicht gehabt. Madame la Dauphine meinte, der König würde mich filtzen, aber man sagte mir kein Wort; nur etliche mal im Lachen sagte er: il ne fait pas bien se jouër à Vous sur le Chapitre de votre maison. La vie en depend. Ich sagte: je n'aime pas les menteries. Die andere prätendierte Pfalzgräfin, ist zu Paris eben eine solche große Hure geworden, als ihre Mutter; sie hat aber den Namen verändert; also habe ich sie lauffen lassen. Den 25. October 1720."

Elisabeth Charlottens Briefe sind voll von derartigen Lamentationen und dabei gehörte diese Dame unbedingt noch zu den klügsten ihrer Gattung.

Für die Rachsucht der Duodezdespoten gegenüber ihren Widersachern bleibt ein ewiges Schandmal die zehnjährige Kerkerhaft Schubarts auf dem Hohenasperg, und es genügt hier auch der Hinweis auf dieses eine Beispiel. . .

Gott ist unerschöpflich in seiner Gnade und wo er seine milde Hand auftut, da überschüttet er den Beglückten förmlich mit seinem Segen. Also ist der absolute Herrscher ebenso verschwenderisch in seinen Gunstbezeugungen und in seinen Wohltaten. In dieser Richtung wenigstens ist das Wort Galianis nicht zutreffend: „Die Tugend der Fürsten ist wie das Vergnügen einer Jungfernschaft: Die Vorstellung davon ist schöner als ihr Genuß." Daß dieser Segen ausschließlich dem Adel und kein Strahl dem gewöhnlichen Volke zugute kam, liegt in der absoluten Ideenwelt und bedarf nach dem Vorhergehenden wahrlich keiner weiteren Begründung. Ludwig XVI. verausgabte auf diese Weise in 15 Jahren, von 1774—1789, die runde Summe von 228 Millionen Livres an Gnadengeschenken für den Adel, davon allein 80 Millionen für seine eigne Familie. Wie rentabel das Glück sein mußte, unter die direkten Freunde der Herrscherfamilie zu zählen, läßt sich danach leicht ermessen. Der Segen, der auf der Familie Polignac ruhte, ist ein sprechender Beweis dafür. Die Fürstin Polignac war die intimste Freundin Marie Antoinettens und das lohnte sich derart, daß die Familie Polignac der Gnade der Königin eine jährliche Pension von 700000 Livres verdankte. Der Herzog von Polignac bezog allein eine



Der verliebte Bauer

35. Regemorter. Galanter holländischer Kupferstich. Um 1785



VIEILLARD OFFRANT UNE BOURSE A UNE FFMME.

36. Die Versuchung. Kupferstich nach Mieris

Leibrente von 120000 Livres pro Jahr und durfte außerdem über ein einmaliges Geschenk von 1200000 Livres quittieren, um sich damit ein Gut zu kaufen; der arme Mann konnte die Stadtluft nicht ertragen. Ludwigs Vorgänger waren nicht weniger splendid. Die pfälzische Lise-Lotte berichtet schmunzelnd von den Milliönchen, die ihr von der Gnade ihres liebreichen Sohnes zuflossen. Am 1. September 1719 meldet sie: „Mein Sohn hat mich nun auch reicher gemacht und meine Pension um 150 tausend Livres vermehrt." Und knapp ein Vierteljahr danach, am 28. XI. 1719 kann sie schon wieder berichten: „Mein Sohn hat mir für mein Haus für 2 Millionen Livres

Aktien gegeben." Wie das sacken konnte! Die Taschen waren unergründlich. Verdienste hatte sie darum weiter keine, als eben die, Mutter des Sohnes zu sein, den die „Vorsehung" in Gestalt von einem kleinen Staatsstreich zum Regenten von Frankreich gemacht hatte. Die Dame braucht für ihren Haushalt jährlich 300000 Livres, obgleich sie eine von den Sparsamsten ist. Aber man knauserte auch sonst nicht. Die abgehalfterten Bettgenossinnen durften sich meistens mit sehr respektablen Pensionen und Gnadengeschenken trösten. Von der Montespan, der Nachfolgerin des sentimentalen Fräuleins La Valliere im Bettdienst Ludwig XIV., heißt es, daß sie zur Beschwichtigung über die eigne Abdankung nach zehnjährigem treuen Liebesdienste eine monatliche Pension von tausend Louisdors bezog. „Diese Maitresse kostete Frankreich dreimal mehr wie alle Gelehrten Europas und des Königreichs" schreibt ein zeitgenössischer Schriftsteller. Dadurch ist freilich ebenso drastisch erwiesen, wie erbärmlich die Wissenschaft vom Absolutismus abgespeist wurde. Abgelegten Liebhabern blühte nicht selten dasselbe Glück. Es genügt, an die enormen Liebesgaben zu erinnern, die den verbrauchten Günstlingen Katharinas II. zuteil wurden.

Wie die Großen, so auch hier die Kleinen. Die Kreaturen der absoluten Höfe haben in jedem Lande und Ländchen ungezählte Millionen geschluckt. Ein besonderer Spaß des württembergischen Karl Eugen waren seine Kotillongeschenke, die er in Form von kostbaren Kleinodien den zu seinen Festen geladnen Damen überreichen ließ. Diese Scherze kosteten einmal die runde Summe von hunderttausend Gulden; soviel verschenkte er in einer Viertelstunde. Der starke August von Sachsen überreichte begünstigten Damen zum ersten Willkomm meistens künstliche Blumenbuketts aus Diamanten und Rubinen.

Im sparsamen Preußen herrschten zeitweise wohl die allertollsten Gepflogenheiten. Die „Germanisierung" Polens im Jahre 1796 unter der Ägide Friedrich Wilhelms II. war eine einzige ins Grandiose getriebne Gaunerei, und es verschlägt sehr wenig, daß die wirklich Leidtragenden in diesem Falle der



Fille qui pour amant choisit un joly Page,
Peut du moins se vanter d'etre d'assez bon goût:
Et si cette beauté que trop d'amour engage
Laisse aller le Chat au fromage,
C'est qu'on ne peut songer a tout.

37. Courtin. Galanter französischer Kupferstich

6*



38. J. Wolff. Galanter deutscher Kupferstich

skrupellos geprellte polnische Adel und Klerus waren. Wir zitieren zur Charakteristik den folgenden Bericht:

Das Konsortium Hoym — Bischoffwerder — Triebenfeld — Rietz — die „Regierung" Friedrich Wilhelm II. — arbeitete in folgender Weise. Es schätzte die eingezogenen polnischen Güter zu einem mehr oder minder geringen Bruchteil ihres Wertes ein und überließ sie entweder umsonst als sogenannte „Gratialgüter" oder aber um den Betrag des fiktiven Preises an „gute deutsche Landwirte", die ihm, dem Konsortium, ansehnliche Trinkgelder zu zahlen bereit waren. Die Erwerber beeilten sich dann, die Güter weiter zu verkaufen, gleichviel an wen, Polen, Juden, Russen, Türken, vorausgesetzt, daß sie den wirklichen Marktwert ganz oder annähernd erhielten. Um das famose Geschäft an einigen Beispielen klar zu stellen, so ließ sich Bischoffwerder ein Gut schenken, das angeblich 18000, tatsächlich aber 191000 Taler wert war und von ihm für 115000 Taler verkauft wurde. Geheimrat von Goldbeck erhielt für ein ihm geschenktes Gut, das angeblich 28000 Taler wert war, sofort 80000 Taler. Graf Lüttichau bekam Güter, die auf 84000 Taler geschätzt waren; er verkaufte sie für 800000 Taler. Dazu „kaufte" er für 26000 Taler acht Domänen, von denen eine einzige bald darauf gerichtlich auf 90000 Taler taxiert wurde. Generalmajor von Kuchel, nicht zufrieden mit einem ihm geschenkten Gratialgute, „kaufte" noch eine Domäne für 30000 Taler, die er sofort für 130000 Taler weiterverkaufte. Auch Blücher erhielt Güter in beträchtlichem Umfange, die er für 140000 Taler an einen Kaufmann in Elbing verschacherte. Übrigens aber ist anzuerkennen, daß sich das Konsortium Hoym und Genossen nicht bloß mit Junkern einließ, sondern auch die bürgerliche Kanaille bedachte, wenn sie tüchtige Trinkgelder zahlte: Advokaten, Kaufleute, Gastwirte, Gewürzkrämer. Ein untergeordnetes Werkzeug der Triebenfeld und Rietz, der Galanteriewarenhändler Treskow, durfte für 80000 Taler Güter „kaufen", die unter Brüdern 350000 Taler wert waren, und für diese Tat patriotischer Aufopferung erhielt er obendrein noch den Adel. —

Nur in einem unterschieden sich die irdischen Götter der Zeit des fürstlichen Absolutismus sehr merklich von dem himmlischen Vorbild, das sie kopierten: Sie konnten keine Wunder vollbringen, so sehr sie sich auch in dieser Richtung

anstrengten. Das Experiment, aus nichts Gold zu machen, mißlang einem jeden. Und da selbst solche schlauen Auskünfte wie die oben von Ludwig XIV. angeführten, den gesamten Laienbesitz als das persönliche Eigentum des Königtums anzusprechen, an der unerbittlichen Logik der Tatsachen zerbrachen, so mußte man streben, auf andern Wegen zu demselben Ziele zu kommen. Und auf diesen bekam man tatsächlich schließlich sogar mehr noch, als die Expropriation und nachträgliche Verpachtung des in Bürger- und Bauernhänden befindlichen Grund und Bodens je eingetragen hätte. Man braucht als Beweis nur die Resultate der Anleihepolitik des Ministers Calonne anzuführen, der von Ludwig XVI. 1783 zum Finanzminister berufen wurde. Calonne gelang es in den drei Jahren, die er am Ruder war, Frankreich die gewaltige Summe von 650 Millionen Livres abzugaunern. Das ist für die damalige Zeit eine ganz ungeheure Summe. Und alles das floß in die königliche Tasche, zum mindesten nahm das Meiste den Weg durch die königliche Tasche.



39. Galanter deutscher Kupferstich

Der erste Weg, den der Absolutismus überall beschritt, um das für seine Bedürfnisse nötige Geld zu bekommen, bestand in dem willkürlichsten Steuererlaß; alles wurde besteuert und eine neue Steuer folgte der andern. Eine anscheinend geniale Methode, den Steuereingang zu sichern und obendrein der Organisation der Steuereintreibung enthoben zu sein, wurde in Frankreich in dem System der Steuerpächter, auch Generalpächter genannt, ausgeheckt. Mit diesen, die sich naturgemäß aus den Reihen der Kreaturen des Hofes rekutierten, war eine bestimmte Pauschalsumme verakkordiert, die sie an die königlichen Kassen abzuführen

hatten. 1789 gab es 44 Generalpächter, die insgesamt 138 Millionen jährlich an den Staat entrichteten. Für diese Verpflichtung und für die Organisation des Steuereinzuges war ihnen das Recht zugebilligt, nach Willkür die Steuerquoten des einzelnen zu erhöhen. Das schließliche Resultat davon war natürlich, daß das Volk um fast doppelt so viel geschröpft wurde, als in die königlichen Kassen floß.

Natürlich ist damit noch lange nicht gesagt, daß die Steuern in jenen Ländern leicht zu tragen gewesen wären, wo der Staat die Quotierung und Eintreibung selbst in der Hand hatte. In Preußen bewegte sich die „Kontribution", die die Bauern zu leisten hatten, unter Friedrich II. je nach der Provinz zwischen $33^1/_3$ und 45% ihrer Erträgnisse. Das bedeutete von der Hufe 8 Taler Kontribution; der Junker hatte vom selben Flächenraum noch nicht zwei Taler zu bezahlen. Von dem ihm verbleibenden kärglichen Rest hatte der Bauer aber nochmals nahezu die Hälfte für Lasten und Gefälle zu leisten. In den Geschichtsklitterungen der höfischen Geschichtsschreibung figuriert Friedrich II. darum aber auch als der „Bauernkönig".

Aber die Steuererträgnisse füllten die königlichen Kassen mit ihren im gleichen Verhältnis zum Sinken der Erträgnisse steigenden Ansprüchen immer kaum halb. Der fürstliche Absolutismus mußte daher überall einen förmlichen Raubzug auf die Taschen des Volkes organisieren und sich außerdem offen oder geheim bei den Praktiken assozieren, durch die die kapitalistischen Blutsauger die Massen bei Hungersnöten und ähnlichen Notständen besonders erfolgreich auspowerten, d. h. sie mußten suchen, selbst mit seiner Not Geschäfte zu machen.

Das nächste und naheliegendste Mittel, Geld zu bekommen, war, daß alles, was der König zu vergeben hatte, nur gegen bar Geld zu haben war. Also vor allem die Ämter, mit denen ein Einkommen verknüpft war, nicht mehr zu verleihen, sondern zu verkaufen, wie einst die päpstliche Kirche ihre Würden an den meistbietenden verschachert hatte. Auf diese Weise kam überall der berüchtigte Handel mit Ämtern auf. Natürlich setzte das voraus, daß gleichzeitig jedes Amt zu einer Erpressungsquelle gemacht wurde. Was auch geschah. Keine „amtliche" Tätigkeit wurde hinfort unentgeltlich ausgeübt, für alles mußten Sporteln entrichtet werden. Und alle „amtlichen" Dienste, die von Oben angeordnet wurden, mußte man außerdem über sich ergehen lassen. Der arme Teufel mußte seine Weinfässer amtlich prüfen lassen und dafür bezahlen, auch wenn sie längst zerfallen im Keller lagen und die Not ihm nicht gestattete, sich an einem Trunk Wein zu laben. Zugleich wurde jede Stellung zum Staatsamt erhoben. „Man nahm den Städten ihre Autonomie, um falls sie dieselbe nicht mit schwerem Gelde wieder einlösten, die städtischen Ämter und Würden zu staatlichen zu machen, natürlich auf Kosten der städtischen Bevölkerung, von der sie ihre Sporteln bezogen." Derart verfuhren die französischen Könige, derart die Habsburger, die Hohenzollern und ebenso das große Heer der kleinen Zaunkönige Jahrhunderte hindurch. Ein Amt bekam hinfort nur noch, wer sich dasselbe kaufen konnte, und unter verschiednen Bewerbern siegte stets der, der das höchste Gebot machte. Besonderes Talent für den betreffenden Posten brauchte nicht



Mondon Inv. Cum priv. Regis

Pugin Sc.

LES PLAISIRS DE L'HIMEN

Au tendre empressement qu'on voit en cet Epoux
A l'air inquiet de Silvie
On juge qu'ils sont près du moment le plus doux
Qu'on puisse trouver dans la vie

En éfet, il est tems · retirons nous sans bruit ,
Livrons ce jeune homme a sa flamme ,
Toy qui prens ce ruban, depeche, il est minuit ,
Cette fille doit être femme

A Paris chez Daumont rue de la Parmmerie .

Das Zubettgehen der Neuvermählten

40. Mondon. Galanter französischer Kupferstich aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts



41. Blinde Liebe. Kupferstich von Chodowiecki

nachgewiesen zu werden. Der Dümmste schlug deshalb täglich hundertmal das Genie aus dem Felde, wenn er über den größeren Beutel verfügte. Hurenwirte konnten Konsistorialräte werden. Und wurden es in Dutzenden Fällen. Notorische Dummköpfe wurden zu Räten ernannt. Gauner und Spitzbuben erlangten Bürgermeister- und Richterstellen, Lakaien avancierten zu Theaterdirektoren usw. In einem Reskript Karl Eugens von Württemberg an seine Kreatur Wittleder, durch dessen Hände der Ämterschacher ging, findet sich über einen Stellenkäufer die offenherzige Bemerkung: „Obwohl er nicht viel Talente hat, so ist er doch ein ehrlicher Mann — und 4000 Gulden eine schöne Summe Geldes." Justinus Kerners Vater hat die Oberamtei Ludwigsburg mit 6500 Gulden erkaufen müssen und ist deshalb sein ganzes Leben der Schulden nicht ledig geworden. Die Verpflichtung, die jeder neu geschaffene Beamte zu Württemberg unterschreiben mußte, bevor ihm die Bestallung eingehändigt wurde, lautete: „Wenn S. Herzogl. Durchlaucht unterthänigst Unterzogenen N. N. Bedienung gnädigst zu konferieren geruhen werden, so offeriert sich derselbe zu unterthänigsten Ehren die Summe von . . . . . Gulden sogleich zu bezahlen. In Urkund eigenhändigen Unterschrift . . ." Friedrich Wilhelm I. von Preußen entschied mehrmals bei der Besetzung von Beamtenstellen „wer das Meiste gibt". Wenn kein Liebhaber für ein Amt da war, so wurde es einfach irgendeinem wohlhabenden Manne angeboten, und wenn dieser es wagte, die angebotene „Ehre" auszuschlagen, so riskierte er, in Deutschland auf die Festung geschickt und in Frankreich in die Bastille gesperrt zu werden, „bis zu besserer Einsicht in ihro Gnaden gnädiges Wohlwollen".

Da sich dieser Betrieb so rentabel erwies und andererseits die stete Geldnot kein Ende nahm, so vermehrte man kurzerhand unausgesetzt die vorhandnen Stellen in beliebiger Weise und erfand außerdem die absurdesten Ämter. Ein Kollegium, das bis dahin mit vier oder acht Räten besetzt war, bekam schließlich zwölf, vierundzwanzig und noch mehr Räte. Unter Ludwig XIV. wurden u. a. folgende wichtige Ämter geschaffen: Schwein- und Ferkelbeschauer, Perückenkontrolleure, Beschauer von frischer, Verkoster von gesalzner Butter, Bausteinrevisoren, Heuzähler, Holzaufschichterkontrolleure, Schneeverkäufer, Weinprüfer usw. usw. Und jedes Amt wurde an Dutzende und Hunderte zugleich verkauft. In Paris allein amtierten nicht weniger als 900 Weinprüfer. Auf diese Weise gelang es unter Ludwig XIV. im Zeitraume von knapp fünfzehn Jahren, von 1701—1715, die hübsche Summe von 542 Millionen Livres durch Ämterverkauf für die königliche Kasse einzustecken.

Das Ei des Kolumbus, um zu Gelde zu kommen, glaubte jedoch der Ab-



LE TRANSPORT DES FILLES

Tiré du Cabinet de Monsieur Damery, Chevalier

Réjouissez-vous, belle Jeunesse ?
Vos Nimphes vont se rafraichir,

Non pas avec du lait d'Anesse)
Il ne suffit pour les guerir

Par le chés l'Auteur Graveur du Roi et de L.L. Majestés

Die Tätigkeit der Sittenpolizei. Transport aufgegriffener Dirnen nach



DE JOYE A L'HOPITAL

de l'Ordre Royal & Militaire de S^t Louis

Souvent un Pere de famille
Ne pense pas dans cet instant,
Que sa Femme, ainsi que sa Fille,
A petit bruit, en font autant.

Imp^{ie} et R^{ie} rue des Mathurins vis-à-vis celle des Macons.

Französischer Kupferstich von Vaßeur nach St. Jeaurat. Um 1770

solutismus in der Münzverschlechterung gefunden zu haben. Wie einfach: man braucht die Taler, Gulden und Silbergroschen nur kleiner zu machen, dann kann man aus derselben Metallquantität ebensoviel mehr Geldwert herausschlagen. Kein einfacheres Mittel, um über Nacht aus einem armen Teufel ein Krösus zu werden! Und so nahm man diese Prozedur, auf die man übrigens schon beim Aufkommen der Geldwirtschaft verfallen war, immer wieder vor. Bis auf Ludwig XV. ist in Frankreich der Nominalwert der Silbermünzen nicht weniger als zweihundertundfünfzigmal und der der Goldmünzen hundertundfünfzigmal geändert worden. Welche Geschäfte dabei mitunter gemacht wurden, belegt die große „Umschmelzung" und erneute „Richtigstellung" im Jahre 1709, die der Staatskasse mehr als fünfzig Millionen Livres eintrug. Kein Wunder, daß fast alle absoluten Fürsten in den harten Nöten ihres Geldbeutels auf diesen schlauen Ausweg verfielen. Ein damit zusammenhängender und überaus beliebter Trick in dieser Richtung war auch die Bedingung, die Zahlungen an die Staatskasse, wie Steuern, Kautionen, Depots usw. in bestimmtem guten Gelde zu leisten, und die Rückzahlung, sowie die Auszahlung der Gehälter in schlechtem Gelde anzunehmen. In dieser Methode erwies sich zum Beispiel Friedrich II. als ein besonders gewiegtes Finanzgenie. Wenn dies trotzdem nicht ausreichte, der durch die Verschwendung bedingten Geldnot Herr zu werden, so nahm man hin und wieder auch keinen Anstand, zu offnem Raub überzugehen. So wurde zum Beispiel 1689 in Frankreich bei schwerster Strafe befohlen, die silbernen Möbel, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Mode gekommen waren, samt und sonders in die königlichen Münzstätten einzuliefern. Mit der Not des eignen Volkes Geschäfte zu machen, war ebenfalls ein häufig geübtes Mittel. Als in Frankreich in den Zeiten von Hungersnöten die Getreidespekulanten regelmäßig Unsummen verdienten, weil durch Bildung von Aufkaufgesellschaften alles Getreide vom Markt verschwunden war, und



Die Wahrsagerin: Sie können auf die Treue Ihrer Frau bauen

42. J. M. Will. Deutscher satirischer Kupferstich auf den betrogenen Ehegatten



Die Liebes-Chiffre

43. Französischer Kupferstich von N. De Lannay, nach einem Gemälde von H. Fragonard

dadurch sogar systematisch Hungersnöte gezüchtet wurden, assozierte sich Ludwig XV. mit diesen sogenannten „Verschwörern zur Herbeiführung von Hungersnot" und sicherte aus dem Kornwucher seiner Kasse eine überaus reichlich fließende Einnahmequelle. Es steht fest, daß Ludwig XV. der Hauptaktionär der Getreideaufkaufgesellschaft Malisset war; und in den Registern seines Hofstaates findet sich ein eigner Schatzmeister für „Getreidespekulationen Seiner Majestät". Und wie der Herr, sos Gescherr — die Herzogin von Orleans berichtet von der Maintenon: „Wie die alte Zott sahe, daß das Korn übel geraten, ließ sie auf allen Markttagen alles aufkaufen. Sie hat abscheulich Geld davon gezogen, aber alle Leute starben Hungers." Daß Ludwig XV. unter diesen Umständen kein Freund der freien Getreideeinfuhr und der Freigebung des Getreidehandels — dieser war, wie alles, monopolisiert — war, liegt auf der Hand. Die Hungersnöte seines Volkes in Permanenz erschienen ihm im Gegenteil als der ersprießlichste Zustand, denn nach der absolutistischen Logik gipfelt auch des Volkes Glück nur im Glück des ihm von Gott geschenkten Herrschers.

Aber alle diese Mittel waren schließlich doch immer nur in größern Ländern ertragreich. Die direkte Ausbeutung des Volkes durch Steuern, Ämterverkauf, Monopole usw. hat zwar auch in den größten Ländern ihre Grenzen, sie ist jedoch um so enger gezogen, je kleiner das betreffende Land ist. Und darum mußten die Duodezdespoten, die dem Hof des Sonnenkönigs nacheiferten, auch zu ganz besondern Methoden der Ausbeutung der ihrer Willkür ausgelieferten Volkskraft greifen. Als die lukrativste erwies sich dabei der Menschenhandel, der Verkauf der eignen Landeskinder an fremde Krieg führende Mächte, vor allem an Holland und England, die für ihre mörderischen Kolonialkriege immer neues Menschenmaterial brauchten, das sie in genügender Menge im eignen Lande nicht zu decken vermochten. Der Menschenhandel war noch um etliche Grad gemeiner als die Annahme von Subsidien aus der Hand Frankreichs und Englands, um das eigne Heer in deren Interesse ins Feld zu stellen oder auch zu Hause zu behalten. Die betriebsamsten unter den deutschen Seelenverkäufern waren der Landgraf Wilhelm von Hessen, der Erbprinz von Braunschweig, der Peiniger Lessings, und der Herzog Karl Eugen von Württemberg, der Henker Schubarts. Wohlgemerkt: nur die betriebsamsten. Denn der Menschenhandel mit den eignen Landeskindern war für eine ganze Reihe Duodezdespoten lange Zeit die beliebteste „Finanzreform". Der Menschenschacher erweist sich überhaupt als eine der wichtigsten ökonomischen Grundlagen des deutschen Duodezdespotismus. Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig verkaufte vom Jahre 1776 bis 1782 nicht weniger als 5723 Mann an England, und zwar nach einer summarischen Zusammenfassung unter folgenden Bedingungen:

Der Herzog von Braunschweig verpflichtete sich, ein Korps von insgesamt 4300 Mann Infanterie und leichter Kavallerie zur Verfügung der englischen Regierung zu stellen, wogegen sich diese zu einer Subsidie verpflichtete, die vom Tage der Unterzeichnung des Vertrages beginnen und einfach sein, d. h. auf 64500 deutsche Taler jährlich steigen sollte, solange die Truppen den englischen Sold genossen. Von der Zeit an, wo die Truppen aufhörten, den Sold zu beziehen, sollte die Subsidie verdoppelt werden, und also auf 129000 Taler steigen und diese doppelte

Subsidie sollte zwei Jahre nach der Rückkehr der Truppen nach Deutschland fortdauern. Ferner erhielt der Herzog für jeden Mann ein jährliches Werbegeld von 30 Talern und als Entschädigung für jeden Getöteten 40 Taler, endlich ebensoviel für je drei Verwundete.

Von den nach diesem Tarife verschacherten Landeskindern kehrten im Jahre 1783 nur 2708 Mann zurück; darnach stellt sich der Verlust auf 3015 Mann. Diese sind jedoch nicht alle auf dem Schlachtfelde gefallen, sondern zum Teil elend in Amerika verkommen. Der edle Gönner Lessings hatte nämlich befohlen, die Krüppel und Verwundeten in Amerika zurückzulassen, und zwar ebenfalls nur im Interesse der Steigerung des Blutsoldes, den er für seine Menschenware von England bezog. Auf diese Weise schlug der raffinierte herzogliche Rechner „für seine Wollüste einen dreifachen Profit aus diesen unglücklichen Menschen: erst verkaufte er ihren gesunden Leib, dann ließ er sich für ihren verletzten Leib entschädigen und endlich sparte er Invalidensold, indem er die Erwerbsunfähigen in der Fremde verkommen ließ. Was Wunder, daß er bei dieser glorreichen „Finanzreform" über fünf Millionen Taler Bargewinn einstrich." (Mehring: Die Lessinglegende.)

Der Herzog von Württemberg war ein gleich erhebender Gemütsmensch, denn dieser verkaufte sogar sein eigen Fleisch und Blut an die afrikanische Mordbank, deren Hauptlieferant er für holländisches Geld und holländische Interessen lange Zeit war. Von seinen zahlreichen unehelichen Söhnen, denen er allen den



44 Deutscher satirischer Kupferstich auf einen gedemütigten Mann. Um 1720

Namen Franquemont gab, befanden sich mehrere unter den verschiednen von ihm nach Kapstadt im Akkord übernommenen Lieferungen von Menschenfleisch. Natürlich verkaufte der württembergische Seelenverkäufer seine eignen Söhne nicht zum gleichen Akkordsatz, der für jeden beliebigen Bauernburschen bezahlt werden mußte. Für solche Ware und solche Aufopferung mußte schon besser bezahlt werden. Sie figurierten deshalb als Offiziere. Denn für diese war je nach dem Rang der drei- und mehrfache Preis verakkordiert, wie für einen gewöhnlichen Mann bezahlt wurde. Von einem dieser Franquemont, die mit nach Afrika mußten, ist bekannt, daß er im Wüstensand verschmachtete, von einem zweiten, Friedrich von Franquemont, daß er erst nach dreizehnjährigen fürchterlichen Qualen und Leiden den Weg in die Heimat wieder zurückfand, und zwar überhaupt als einer von den Wenigen, die von diesen Unglücklichen wieder in die Heimat zurückkehrten. Die meisten, die nicht so klug gewesen waren, schon unterwegs zu desertieren, erlagen in Batavia der Pest.



45. Die kokette Kleinbürgerin

Bei der Beurteilung dieses schmachvollen Menschenhandels muß auch auf den Umstand besonders aufmerksam gemacht werden, daß nur ein verhältnismäßig sehr kleiner Teil der ans Ausland verkauften Regimenter sich aus Leuten zusammensetzte, die sich freiwillig zu diesem Zweck hatten anwerben lassen. Die große Mehrzahl wurde gewaltsam zum Dienst gepreßt. Sie bestand teils aus kantonspflichtigen Landeskindern, die einfach eingezogen wurden, teils aus Leuten, deren man sich auf dieselbe Weise versichert hatte, wie sich die westindischen Sklavenhändler ihre schwarze Ware verschafften. Zahlreiche Jünglinge und Männer wurden jahraus, jahrein auf dem Felde bei der Arbeit oder nachts jäh im Bett überfallen, wieder andere wurden betrunken gemacht und auf diese Weise überwältigt und weggeschleppt. Wer aber einmal in den Klauen der landesherrlichen Güte war, für den gab es keine Rettung mehr. In tausenden von Familien, in denen sich ein erwachsner Sohn oder ein Vater im rüstigen Mannesalter befand, legte man sich deshalb Abend für Abend nur mit Zittern und Bangen nieder. Man muß sich alle Tricks dieser in der Weltgeschichte einzig dastehenden „Finanzreformen“ der deutschen Duodezdespoten vergegenwärtigen, um den fürstlichen Absolutismus in seinem wirklichen Wesen zu begreifen.

Aber wie gesagt: alles dieses ist durchaus logisch; die Doktrin des Absolutismus leitete ganz von selbst darauf hin. Die historische Situation, die den fürstlichen Absolutismus möglich machte, verlieh ihm die Attribute der Allmacht.

In der Idee mußte sich diese Tatsache unbedingt dazu umsetzen, daß der Staat und vor allem das Volk absolut keinen andern Existenz- und Lebenszweck haben, als den, die Genußmöglichkeiten des mit der Macht begnadeten Herrschers und seines Hofstaates stets so weit zu steigern, als es deren individuelle Willkür gerade fordert.

Das Volk ist einzig für den Herrscher da, und eine Laune oder eine Stunde Glück in dessen Leben ist darum selbst mit dem lebenslänglichen Unglück zehntausend niedrig Geborener niemals zu teuer bezahlt. So dachte und so handelte der Absolutismus. In Deutschland wie in Frankreich durfte z. B. zu bestimmten Jahreszeiten von den Bauern nur deshalb keinerlei Feldarbeit verrichtet werden, um die Rebhühner und Fasanen beim Brüten nicht zu stören. Daß die Ernte hundertmal darob ganz oder teilweise zugrunde ging, rechnete nicht, und für den betroffenen Bauer gabs weder eine Entschädigung noch einen Nachlaß seiner Steuern. Daß Tausende von Menschen jährlich buchstäblich vor Hunger krepierten, kümmerte seine christliche Majestät nirgends. In dem Jahr, da Ludwig XIV. neunzig Millionen für Luxusbauten verausgabte, mußte die Bevölkerung der Dauphine sich von Wiesengras und Baumrinde nähren, und dem verzweifelnden Jammer scholl höchstens noch der Spott entgegen: „Rinde ist auch ein gutes Essen". Der Speisezettel deutscher Bauern wies natürlich tausendmal dieselben Leckerbissen auf.



46. J. Greuze: Junges Mädchen im Hemd

Wie auf dem Lande, so in der Stadt. Hier kulminierte sogar das Elend. Von den einein-viertel Millionen Bettlern, die man 1777 in Frankreich zählte, kamen allein hundertundzwanzigtausend auf Paris; das war ein Sechstel der ganzen Bevölkerung. Nie war die Kluft so breit und so tief zwischen den Polen der Gesellschaft wie damals. Die einen am Verhungern — das ganze Leben ein langsames Verhungern —, die andern im Überfluß erstickend und — verfaulend.

Die Tragik dieses Zustandes wird noch dadurch vermehrt, daß die ungeheuerliche Verschwendung, die man als charakteristisches Merkmal der Gesellschaft der Privilegierten des 18. Jahrhunderts ansieht, nur von einem geringen Bruch-



47. Römische Kurtisanen unter dem Fenster. Kupferstich

teil des Bürgertums, des Adels und der Geistlichkeit getrieben werden konnte und auch nur von verhältnismäßig Wenigen getrieben wurde. Denn wenn die Gesellschaft des Ancien Regime in der Hauptsache auch nur in diese drei Hauptstände geschieden war, so herrschten doch innerhalb jeder einzelnen dieser drei Klassen selbst wiederum die tiefgehendsten Unterschiede, und immer nur ganz geringe Bruchteile von allen dreien vermochten an den geschilderten „Segnungen" des Absolutismus teilzunehmen. Beim Adel, der z. B. in Frankreich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts höchstens 30000 Familien mit insgesamt etwa 140000



Hut und Federmode um 1785
48. J. Haid. Augsburger Schabkunstblatt

Mitgliedern umfaßte, war es überall nur der Teil, der seine feudalen Beschäftigungen aufgegeben hatte und sich freiwillig zum Hofadel degradiert hatte, wo er scheinbar Prätorianerdienste tat, in Wahrheit jedoch nur die Funktion höherer Lakaien ausübte. Doch ob so oder anders, auch der zweite Dienst war nur fiktiv. Aber die Fiktion genügte, daß dem Hofadel die große Mehrzahl jener in der Form wie im Ertrag gleich ungeheuerlichen Sinekuren zuteil wurde, über die der absolute Monarch in jedem Lande nach persönlichem Gutdünken verfügen konnte. Das heißt: die Fiktion war sogar die Voraussetzung, um in den Besitz einer Sinekure zu gelangen, wahres Verdienst dagegen unbedingter Grund zur Verweigerung einer solchen. Denn weil der Hofadel nur auf eingebildeten Diensten sich aufbauen konnte, so wurde schließlich gerade die Verdienstlosigkeit zur höchsten adligen Tugend — der Adel hat wie der Monarch „angestammte" und nicht „erworbene" Rechte. Mit dem Titel war das jeweilige Einkommen verknüpft und nicht mit dem Tun. Deshalb war es auch zu vereinbaren, daß Hunderte in jedem Land das Gehalt von hohen Stellen einstrichen, die nur in diesem Namen existierten. Unter solchen Voraussetzungen mußte das wahre Verdienst geradezu als plebejische Tugend verachtet werden. Von der Geistlichkeit kamen nur die obersten Würdenträger in Betracht, die jedoch ebenfalls ausnahmslos dem Feudaladel entstammten, und sich von dem Hofadel eigentlich nur dadurch unterschieden, daß die ihnen zuteil gewordnen Sinekuren in geistlichen Pfründen bestanden hatten. Wie ertragreich diese aber mitunter waren, erweist das bekannte Beispiel des straßburger Kardinals Rohan, der sich den von raffinierten Gaunerhänden inszenierten und ausgenützten Scherz leisten konnte, durch ein wundervolles Diamanthalsband im Wert von mehr als anderthalb Millionen Franken um die Liebesgunst Marie Antoinettens zu werben. Wenn man nun auch zugeben muß, daß die relative und positive Zahl derer, die sich



Eine Vorstadt-Schöne

Inneres einer Londoner Dirnenwohnung

Anonymer englischer Farbstich. Um 1780

aus diesen beiden Ständen von der Gnade der königlichen Gunst „kleideten und nährten", im Zeitalter des Absolutismus ständig zunahm, und zwar infolge der fortschreitenden modernen Produktionsweise, die immer mehr Adlige aus ihrer feudalen Beschäftigung herausdrängte und zwang, mit den Mitteln der Intrigue und der servilen Schweifwedelei an den Bettelkämpfen um die königlichen Futterstellen sich zu beteiligen, — wenn man dies auch zugibt, so ist andererseits doch keinen Augenblick zu übersehen, daß es sich höchstens immer nur um etliche Zehntausende aus diesen beiden Ständen handeln konnte, also um ganz verschwindende Bruchteile der Gesamtbevölkerung. Dieses Bild wird auch nicht wesentlich verschoben durch die Gruppen, die aus der Bourgeoisie hinzukamen. Auch hier handelte es sich nur um die aller obersten und überaus engbegrenzten Schichten, nämlich um die Vertreter der Finanzmächte. Das industrielle Kapital kam nirgends in Betracht, weil sich die Produktionsweise überall noch im kleinbetrieblichen Rahmen bewegte. Aber diese unbedeutendste Schicht der modernen Bourgeoisie, die Finanzaristokratie, war für die Gestaltung des Lebens im Ancien Regime um so maßgebender. Ihr Luxus bestimmte im letzten Grunde den Luxus, den der Adel trieb. Mit der absoluten Anschauung wäre es nämlich unvereinbar gewesen, daß der Adel in seinen Aufwendungen und in seinem Luxus hinter der geldausgebenden Bourgeoisie zurückgeblieben wäre, er mußte sich dieser mindestens ebenbürtig geberden. Das bedeutete aber deshalb so ungeheuer viel, weil nicht nur infolge der geschilderten Finanzoperationen ganz ungeheure Vermögen in den Händen der bürgerlichen Finanzmächte sich sammelten, sondern weil außerdem in den Zeiten der ursprünglichen Akkumulation verschwenderisches Geldausgeben immer als der oberste Beweis des Reichtums angesehen wurde. Also entfaltete die geldbesitzende Bourgeoisie stets den denkbar größten Luxus und suchte vor allem den Adel ständig zu überbieten. Der Rahmen, den dieses schwelgerische Bild des Lebens im Ancien Regime umspannt, wird aber



Tailleur costumier essayant un cor a la Mode.

Il est vetu d'un habit noisette a collet noir de velours, deux boutonieres d'or, les boutons et boutonieres de l'habit de meme, une veste de tricot cerise avec une tres petite culotte de velours noir, et bas de soie gris: la jeune personne n'a qu'un simple jupon et des bas blancs, et son cor couvert de batiste teinte en jaune.

A Augsbourg chez Jean Martin Will Fauxbourg St Jacques.

Beim Damenschneider

49. J. M. Will. Augsburger Modekupfer



50. Watteau: Zechende Soldaten und Dirnen. Kupferstich

doch durch eine Gruppe wesentlich beeinflußt, nämlich durch die hunderterlei Glücksritter und die ungeheuren Schmarotzerheere, von denen diese drei privilegierten Gruppen ständig umkreist wurden. Diese sind es, die die Zahl derer, die im Ancien Regime im Paradies gewandelt zu haben scheinen, ungleich größer erscheinen läßt, als sie in Wahrheit gewesen ist, denn die Glücksritter wie die Schmarotzer hatten selbstverständlich ausnahmslos die Allüren derer an sich, denen die Geburt gestattete, sorglos über die Köpfe und Körper der niedrig Geborenen hinweg zu schreiten. Wenn man also genauer nachprüft, so bleibt trotz alledem das Faktum bestehen, daß es sich in den parasitären Klassen einschließlich der zuletzt genannten Zwischenschichten höchstens um fünf Prozent der Gesamtbevölkerung der einzelnen Länder gehandelt haben kann.

Um nun auf den Ausgang dieser Ausführungen zurückzukommen: damit diese Wenigen jeder Laune, auch der wahnwitzigsten, schrankenlos frönen konnten, mußten 95% der Bevölkerung hungern oder in steter Not und Sorge leben. Und darin beruht die eigentliche und tiefste Tragik des Absolutismus. —

Parasitäre Klassen und Schichten kennen natürlich auch die einfachsten Be-



51. Watteau: Das Ende vom Lied. Kupferstich

griffe von Menschenwürde nicht. Welche Brutalitäten sich der Absolutismus leisten durfte, ohne auch nur auf Widerspruch geschweige denn auf Widerstand zu stoßen, dafür mag das folgende Beispiel, das sich in den Briefen der Herzogin von Orleans beschrieben findet, als Zeugnis dienen. Die Herzogin schreibt:

„Der Prinz de Conti wird alle Tage toller und närrischer. In einem von den letzten Bällen hier im Opernsaale nahm er mit Gewalt ein arm Mädgen, so aus der Provinz kommen war, ganz jung, reißt es mit Gewalt von ihrer Mutter weg, setzt sie zwischen seine Beine, hält sie mit einem Arm, gibt ihr 100 Nasenstieber und Maulschellen, daß ihr Mund und Nase bluteten. Das arme Mensch weinte bitterlich, er aber lachte und rief: Ne sais-je pas bien donner des chiquenaudes? Es hat alle Menschen gejammert so es gesehen. Das Mensch hat ihm in seinem Leben nichts zuleide getan, er kannte sie nicht. Man hat dem armen Mädgen nicht helfen wollen, den niemand mag mit dem Narren zu tun haben. Den 2. Febr. 1720."

Es macht dem „Herrenmenschen" Spaß und das genügt: Car tel est notre plaisir.

Dem allem gegenüber hatte der Absolutismus nur eine einzige und überall die gleiche Begründung: Es ist die von Gott gewollte Ordnung der Dinge, und darum ist sie ein unabänderliches Weltgesetz. Diese für den Moment sehr praktische Lebensphilosophie des Absolutismus schob alle Hemmungen einer weiter-

8*

schauenden Einsicht in die historischen Konsequenzen bei den meisten absolutistischen Herrschern kategorisch beiseite.

Darum resultierte aus denselben Voraussetzungen die furchtbare politische Unterdrückung der Massen im Zeitalter des Absolutismus, die schließlich in einer völligen politischen Rechtlosigkeit des Volkes gipfelte. Alles beruht einzig auf der Gnade seiner gottbegnadeten Hoheit oder Majestät. Das ist der stete Tenor des absolutistischen Rechtes. Dem Volk kommt nur das einzige Recht zu: stillschweigend zu gehorchen. Die nächste Konsequenz davon ist, daß es kein größeres Verbrechen gibt, als die Rechtmäßigkeit dieses Zustandes anzuzweifeln oder gar sich gegen ihn aufzubäumen und nach seiner Abänderung zu streben. In der Geschichte gibt es keine Fortentwicklung, ihr Gesetz ist Stillstand, so dekretiert der fürstliche Absolutismus. Diesem Verbrechen kommt auch jede Kritik gleich, die an dem Tun des Trägers der absoluten Gewalt geübt wird. Kritik ist Gotteslästerung. Wer sich dieses Verbrechens schuldig macht, ist mit ewigem Kerker noch gelinde bestraft. Aber nicht erst die Kritik ist ein Staatsverbrechen; dieses fängt den Massen gegenüber schon mit dem selbständigen Denken an. Solches ist völlig überflüssig, dekretiert man und schritt darum zum rationellsten Gegenmittel, indem man den Geist, wo er sich zeigte, mit Knütteln totschlug. Das war ein ebenso einfaches wie vorzügliches prophylaktisches Mittel, denn Tote denken bekanntlich am wenigsten. Der fürchterliche Knüttel, mit dem man aller Orten den Geist niederschlug, war die Zensur. Die Folge der meisterhaften Handhabung der Zensur in den Händen des fürstlichen Absolutismus war, daß die Bibel und das Gesangbuch, in katholischen Ländern, die Heiligenlegenden häufig die einzigen Bücher waren, die die Massen Generationen hindurch zu Gesicht bekamen. Nirgends gab es in kleinen Städten Buchhandlungen. Bayern besaß wohl mehr als 25000 Kirchen und zweihundert Klöster mit rund 5000 Insassen, aber nicht einen einzigen Verleger profaner Literatur. Als einmal jemand so waghalsig war, ein solches Unternehmen zu riskieren, wurde ihm in kürzester Zeit mit Hilfe der Justiz das Handwerk gelegt. Die ideologische Widerspiegelung davon war die Herrschaft der starrsten Orthodoxie in der Religion, deren oberster Satz lautete: Alles ist Fügung und Wille Gottes, es fällt kein Sperling vom Dache ohne seinen Willen. Die Orthodoxie war gleich starr im protestantischen Talar, wie unter der katholischen Tonsur. Die Jesuiten lehrten: „Man muß die Vernunft gefangen nehmen, um selig zu werden." Die Vernunft bedeutete in diesem Zusammenhang die Kritik an dem Bestehenden.

Die Folgen im Geistigen waren diesen Zuständen durchaus adäquat. Die Wissenschaften waren verknöchert und erstickten in Formelkram. Überall, d. h. also nicht nur in den untersten Volksschichten, herrschten grauenhafte Unwissenheit und krassester Aberglauben. Gleichzeitig lagerte über den von der Orthodoxie niedergezwungenen und in ihrem Bann gehaltenen Gemütern der Masse eine stumpfe Resignation, die speziell in Deutschland in einem bis ins Paradoxe getriebenen Pietismus ihren Ausdruck fand. „Der Pietismus war ein Erzeugnis des Dreißigjährigen Krieges gewesen, die religiöse Widerspiegelung des grauenvollen Elends,



L'Iventure fréquente

Dessinée par Schœneau Peintre de son Altesse Sérénissime Electorale de Saxe.
Gravée par L. Halbou.

A Paris chés l'Auteur, rue du Fouarre, maison de Mr Maillard Procureur au Parlement.

52. **Verspätete Reue.** Kupferstich von Halbou nach einer Zeichnung von Schönau

das diese furchtbar blutige Heimsuchung über die deutsche Nation gebracht hat. Durch den Pietismus erklärten sich die bürgerlichen Klassen vor aller Welt für bankerott, sie wollten gar nichts mehr mit der Erde, sondern nur noch etwas mit dem Himmel zu tun haben." (Mehring, Die Lessinglegende.) Die Methoden des auf den dreißigjährigen Krieg folgenden fürstlichen Absolutismus waren natürlich nirgends dazu angetan, diesen furchtbaren Alp von der Volksseele zu nehmen. Sie verewigten ihn im Gegenteil, so daß schließlich mehr als ein Jahrhundert lang die Massen völlig daran verzweifelten, daß jemals noch ein schöner Morgen über der Erde aufgehen könnte. Die Erde ist ein Jammertal. Die geilen Schößlinge des Sektenwesens, der religiösen Bruder- und Schwesterschaften, die im 17. Jahrhundert überall auftauchten, sind die Triebe dieser allgemeinen Verzweiflung.

Es wäre ein unlösliches Wunder, wenn innerhalb dieser politischen und sozialen Zustände auch nur ein einziges Organ des Staates — und der geringste Nachtwächter war, wie wir bereits wissen, ein Organ des Staates, — nicht durch und durch korrupt gewesen wäre. Dieses Wunder hat man auch nirgends erlebt. Weil jeder Beamte seine Stelle erkauft hatte, sie oft immer von neuem und immer teurer wieder kaufen mußte, konnten auch seine Dienste nur gegen Geld wieder zu haben sein. Daraus folgte von selbst, daß, um hier nur die Rechtspflege zu erwähnen, immer nur dessen „Rechte" gewahrt wurden, der am meisten bezahlte. Wo kein Geld war, gab es überhaupt kein Recht. Deshalb hatten auch nur die Lumpen gute Tage und waren estimiert. Charakter aber machte immer verdächtig, und seine Betätigung wurde sogar als Verbrechen angerechnet und dementsprechend geahndet. Als einzelne preußische Beamte, wie die Kriegsräte Coelln und Gerboni sich der oben geschilderten „Germanisierung" Polens widersetzten, wurde der erstere sofort degradiert und der letztere, weil er mit seinen Protesten gegen diese Gaunerei nicht nachlassen wollte, in die Zitadelle von Magdeburg geworfen, wegen seiner „auf Zerrüttung der Ordnung und Ruhe abzielenden unerlaubten und gefährlichen Verbindungen".



53. Beim Morgenbad. Deutsches Schabkunstblatt

Hier mag eingeschaltet sein, daß dort, wo städtische Republiken dieselben Funktionen ausübten, es in diesen Städten naturgemäß zu ähnlichen Formen eines absoluten



54. **Bei der Toilette.** Deutsches Schabkunstblatt

Regiments kam, und damit zu denselben geistigen und moralischen Widerspiegelungen wie beim fürstlichen Absolutismus. Als einziges Beispiel sei nur an Venedig erinnert, dessen absolutistisches Regiment im 17. und 18. Jahrhundert an Willkürlichkeit und Härte hinter Frankreich und Deutschland nicht zurückblieb.

Faßt man alles dies zusammen, so lautet das Fazit: Die Geschichte des fürstlichen Absolutismus ist das große Trauerspiel der europäischen Kultur, und es ist der bescheidenste Trost dabei, daß dieser Leidensweg für die meisten Völker ein unvermeidliches historisches Muß war. Um so erfreulicher ist dagegen die Tatsache, daß heute die Tage seiner Herrschaft entgültig in allen Ländern gezählt sind, und daß infolge der von Grund aus veränderten historischen Situation auch eine vorübergehende Rückkehr seiner Herrschaft unwiderruflich für alle Zeiten vorbei ist. Freilich, das Absterben des fürstlichen Absolutismus, das wir in verschiedenen Ländern heute noch miterleben, vollzieht sich durchaus im selben Geiste, dem die Methoden seines noch ungebrochenen Daseins entsprechen. Es ist überall ein geiles Mißbrauchen der noch in seinen Händen verbliebenen Machtmittel — die widerliche Brunst der greisen Vettel, die alle versäumten Lüste noch in ihrer Todesstunde nachholen will.

Wenn man schließlich noch nach den bedingenden Ursachen fragt, in denen die furchtbare Brutalität der Methoden des fürstlichen Absolutismus wurzelt, und daß seine historische Erscheinung überall davon untrennbar ist, so ist darauf zu antworten: Das eine wie das andere — die Roheit der Besitzergreifung der



Victorin enlevant Christine

55. Illustration von Binet zu einem utopischen Roman des Retif de La Bretonne

Macht und die durchwegs gleichartige Exploitierung der errungenen Macht bis an sein unseliges Ende, — resultiert ebenfalls auf den besondern bereits oben dargelegten Voraussetzungen seines geschichtlichen Daseins. Die Konstituierung des fürstlichen Absolutismus war gewiß eine historische Notwendigkeit und vor allem die Bildung der politischen Zentralgewalt ein großer geschichtlicher Fortschritt. Aber darum war der fürstliche Absolutismus noch lange kein organisches Gebilde. Er war keine mit dem gesellschaftlichen Produktionsprozeß zusammenhängende politische Form. Nur solche politische Formen, die am Produktionsprozeß beteiligt sind, können als organisch angesprochen werden. Der Absolutismus war stets nur eine politische Möglichkeit und deshalb auch im letzten Grunde immer nur ein Parasit am Körper der Gesellschaft, — das gilt selbst von seiner revolutionären Periode. Er war jene politische Möglichkeit, die aus den oben geschilderten unvermeidlichen Klassenkämpfen zwischen den aufsteigenden Geldmächten und dem niedergehenden Feudalismus hervorging: der lachende Dritte, der den relativen Ohnmachtszustand der beiden miteinander um die Herrschaft ringenden Klassen zu seinem persönlichen Vorteil mißbrauchen konnte. Weil aber dieser Dritte logischerweise nur mit Hilfe der Gewalt sich seinen Beuteanteil zu sichern vermochte, entfesselte die historische Situation, in der der Landesherr in die vorteilhafte Lage kam, die eine Klasse durch die andere in Schach zu halten, auch alsbald die brutale Gewalt und bedingte sie aus den gleichen Gründen dauernd von neuem. Das dauerte so lange, bis die aufsteigende Klasse — in diesem Falle das Bürgertum — so stark geworden war, daß sie sich dieses Parasiten erwehren und ihn abschütteln konnte, ihn aber auch im Interesse der Selbsterhaltung abschütteln mußte, weil die äußere Form der Dinge ihrem allmählich völlig veränderten Inhalt zu sehr widersprach. Dieser Akt vollzog sich in England in der großen englischen Revolution von 1649 und in Frankreich in der großen französischen Revolution von 1789.

Zur Erläuterung dieser letzten Ausführungen mag hier noch gesagt sein, daß diese Kämpfe selbstverständlich niemals mit Bewußtsein geführt worden sind. Aber das alterierte das schließliche Resultat nicht. Entscheidend und wirksam ist in der Geschichte schon die innere und geheime Logik der Dinge, denn die Logik

der Tatsachen ist immer stärker als die Unlogik der Köpfe. Die Kenntnis der Gesetze, denen das geschichtliche Werden folgt, vereinfacht und beschleunigt natürlich den Gang der geschichtlichen Entwicklung. Aber daß die Menschen ihre Geschichte mit Bewußtsein machen, ist auch heute noch das große Ideal, das noch vor der strebenden Menschheit steht. (Vergl. auch Renaissance S. 4).

* * *

Was wir bis jetzt entworfen haben, ist das Typische in der Physiognomie des politischen Seins im Zeitalter des fürstlichen Absolutismus, sozusagen seine große Linie. Infolge der Verschiedenartigkeit der ökonomischen Grundlagen, auf denen sich der Absolutismus in den einzelnen Ländern aufbaute, herrschten aber in dem Rahmen, den diese Linie umschließt, im einzelnen die größten Unterschiede. Diese Unterschiede dürfen hier ebenfalls nicht völlig ignoriert werden, sondern müssen wenigstens in ihren auffälligsten Eigenarten dargestellt und vor allem in ihren Ursachen untersucht werden, denn diese erklären uns einzig die großen Niveaudifferenzen der Gesamtkultur in den einzelnen Ländern: Warum die Kultur des französischen Absolutismus alles überstrahlte und zum angestaunten Vorbild für ganz Europa wurde, und warum innerhalb Deutschland so ungeheure Unterschiede zwischen dem Norden und Mitteldeutschland sind usw.

Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, daß der fürstliche Absolutismus zuerst in Spanien zum Siege und zur politischen Herrschaft gelangte, weiter, daß deshalb auch dort zuerst eine speziell absolutistische Kultur sich entwickelte; fast ein Jahrhundert früher als anderswo. Das erste, was von Spanien ausging, war der Typ des Majestätischen mit der absoluten Unnahbarkeit als Hauptmerkmal. Diese Eigenschaft hatte ihre Entstehungsursache darin, daß in Spanien die Macht des absoluten Königtums relativ am unbeschränktesten war. Aus diesem



56. Thomas Rowlandson: Der alte Q. (Lord Quensbury, ein bekannter englischer Wüstling)



Warnungs Bild, zu meiden böss Gelegenheit.

Hier sieh zum Hirten in der Lust
wie Sie ohn Scham, und ohne Zucht
sich badendt, blossen Füss u. Brust,
um dich zu reizn, zur Liebes Sucht.
Sie thun, als wen Sie dich nicht sehen
und stellen sich allein zu seyn,
dass du sollst in ihr Neze gehen,
ganz angeflamt mit geiler Pein.

Drum, liebster Jüngling, hüte dich
für aller böss Gelegenheit,
und glaub, es mir nur sicherlich,
es komt gewisslich eine Zeit
wo man zu spat, es will bereuen
dass man gefolgt, des fleisches Trieb
u. nicht gelernt, vor dem sich scheuen
der lehrt die wahre Nägsten Lieb.

Publish'd by R. Sayer N.° 53 in Fleetstreet London

57. Englischer moralisierender Kupferstich mit deutschem Text

Grunde konnte hier der Begriff des Majestätischen auf seine höchste Höhe gesteigert und damit für alle Zeiten vorbildlich werden.

Vom Ausgang des 17. Jahrhunderts an waren überall die Formen des französischen Absolutismus an die des spanischen getreten, und französische Etikette und Sitte wurden hinfort tonangebend. Spanien war unterdessen bankrott geworden und in seiner Weltmachtstellung Frankreich unterlegen, das auf allen Gebieten sein Erbe wurde. Was Spanien angefangen hatte, führte Frankreich in ganz Europa zum Gipfel, wo hinfort nur noch die Gesetze des französischen Hofes galten. Der Siegeszug des französischen Absolutismus war deshalb umfassender als der des spanischen, weil inzwischen in allen Ländern auch die Vormachtskämpfe des fürstlichen Absolutismus entgültig zu dessen Gunsten entschieden worden waren. Damit waren auch überall die unbedingt nötigen Vorbedingungen zum Aufkommen einer absolutistischen Kultur entstanden. Sogar Frankreichs Sprache wird darum jetzt international übernommen und zwar nicht nur von den Höfen, wo man offiziell hinfort überhaupt nur französisch sprach, sondern die Beherrschung der französischen Sprache galt in allen bessern Kreisen als Grundbedingung, wenn man darauf Anspruch machte, als gebildet zu gelten. Deshalb war auch im bürgerlichen Leben in allen Ländern die Sprache mit französischen Ausdrücken und Worten durchsetzt. Man konnte nirgends einen Satz sprechen, ohne dabei nicht einige Brocken Französisch anzuwenden. Genau so war es in der Literatur. Beim bessern Bürgertum wurde den Kindern eine Französin als Erzieherin gehalten, damit sie frühzeitig französische Sitten und französische Sprache lernten. Gang, Haltung und Benehmen mußten französisch sein, wenn sie für kapabel gelten wollten. Allmählich wurde alles von Frankreich übernommen: „welsche Opern, welscher Tanz, welsche Mode, welsche Mores, welsche Sprache, welsche Kleidung", sagt Abraham a Santa Clara. Nur dieses ist bewunderns- und nachahmenswert, um so verächtlicher, was das eigne Land hervorbringt.



Titelbild zu dem Roman von Restif de La Bretonne „Korrespondenz eines Vierzigjährigen". 53. Kupferstich von C. Baquoy nach Duplessis 1777

Offenbart sich in dieser äffischen Ausländerei zwar im allgemeinen die vollkommene Unterwerfung unter die Doktrin des mächtigen französischen Siegers, — Frankreich beherrschte offiziell die ganze Welt, — so darf bei der Beurteilung dieser Erscheinung gleichwohl nicht alles über einen und denselben Kamm geschoren werden. Wenn z. B. die deutschen Gelehrten ebenfalls der französisierenden Ausländerei fröhnten, so zeigte sich darin schließlich doch noch etwas anderes, nämlich auch

„der erste Versuch aufgeweckter, bürgerlicher Elemente, ihre Klasse aus einem bodenlosen Sumpfe zu ziehen". Und das ist unschwer zu verstehen.

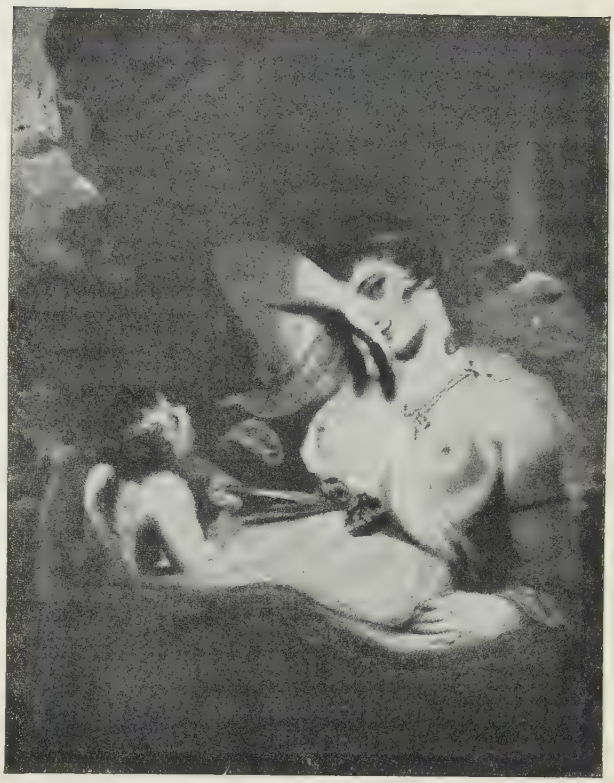
In Frankreich war der fürstliche Absolutismus von allen Ländern am mächtigsten geworden, weil ihm hier die größten ökonomischen Hilfsquellen flossen und weil hier die Konzentration der politischen Gewalt sich schließlich am konsequentesten vollzogen hat. Paris — denn hier konzentrierte sich die Zentralgewalt — war außerdem nach gar keiner Richtung eine künstliche Schöpfung. Infolge seiner günstigen geographischen Lage wurde es schon frühzeitig zum Knotenpunkt des internationalen Welthandels und beim Sieg des Absolutismus zur selbstverständlichen Hauptstadt der ganzen absolutistischen Welt. Die materielle Überlegenheit des französischen Absolutismus führte auch zu seiner geistigen Überlegenheit. Nirgends sonstwo vermochte der fürstliche Absolutismus ein so verschwenderischer Auftraggeber zu sein und auch nur in annähernd gleicher Weise das gesamte Leben — und zwar das Leben einer Riesenbevölkerung! — derart mit seinen Interessen zu verketten und mit seinen Tendenzen zu durchsetzen. Die wissenschaftliche Doktrin des Absolutismus ist darum hier entstanden und seine höchste künstlerische Verklärung ist hier Kunststil geworden, das Rokoko. In Paris offenbarte sich der Absolutismus somit nicht nur als Gaunerhandwerk wie in den meisten andern Ländern, sondern er hatte scheinbar auch seine schönen Seiten. Weil



59. Verteidige mich! Galanter Kupferstich nach Boilly

aber in Paris alles kulminierte, darum wurzelten und keimten hier auch die neuen geschichtlichen Ideen und Erkenntnisse, die dereinst das gesamte Gebiet des fürstlichen Absolutismus von Grund aus umwälzen sollten. Und gerade das letztere empfand alle Welt, die nach Emanzipation drängenden Klassen aber am deutlichsten.

Auf Grund von alledem repräsentierte die französische Kultur sowohl gegenüber der deutschen wie gegenüber verschiedener anderer Länder eine ideale Höhe, die zu erklimmen für alle diese einen großen Fortschritt und eine Befreiung aus dem eignen Elend bedeutete. Und damit ist auch die Franzosentümelei der fortschrittlichen Elemente des Auslandes hinreichend begründet. —



60. J. Reynolds: Kupido löst den Gürtel der Venus.

So reich die Hilfsmittel des Absolutismus in Frankreich strömten, so dürftig sickerten sie in Deutschland, im besondern in Preußen. Wir haben eben dargelegt, daß die durch den fürstlichen Absolutismus verkörperte politische Zentralgewalt sich unbedingt an die Städte anlehnen mußte, wenn sie sich in der Richtung der geschichtlichen Logik entwickeln wollte, weil hier die natürlichen Quellen ihrer Macht flossen, d. h. in den Städten fanden sich die geldbesitzenden und darum steuerkräftigsten Klassen. Wo diese Logik der Dinge nicht eingesehen wurde und im Gegenteil der fürstliche Absolutismus mit Hilfe der Junker und im Interesse der Junker aufgerichtet wurde, war das ganze Resultat der ökonomischen Entwicklung nichts anderes als eine klägliche Bettelwirtschaft. Die Geschichte Deutschlands ist das klassische und zugleich traurige Beispiel dafür. In Deutschland konsolidierte sich die politische Zentralgewalt in den einzelnen Ländern nicht mit Hilfe der Städte sondern gegen die Städte und im Interesse der Junker. Und ganz Deutschland stellt bis weit ins 19. Jahrhundert eine einzige und ununterbrochene Bettelwirtschaft dar. „Die deutschen Fürsten waren mehr große Grundbesitzer der feudalen als absolute Monarchen der kapitalistischen Zeit; sie sahen in den Städten nicht die Quellen ihrer Macht, sondern die ehrgeizigen und gefährlichen Nebenbuhler des Junkertums; in größerem Stile als die Stegreifritter der Landstraße, aber ganz aus dem gleichen Geiste heraus, suchten sie

die Hennen zu schlachten, welche die goldenen Eier legten" (Franz Mehring: Die Lessinglegende). Gewiß ist dies nicht die einzige Ursache der späteren deutschen Nöte gewesen. Die Grundursache der Deutschland in den Hintergrund drängenden Entwicklung fällt schon in den Anfang des 16. Jahrhunderts und besteht in der Veränderung der Handelswege, die durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts eintrat. Da Deutschlands Blüte nicht auf der Produktion beruhte, sondern fast ausschließlich auf seiner Funktion als Zwischenhändler, — Deutschland war die Hauptdurchgangsroute für den riesigen internationalen Warenverkehr, — so hat die Verschiebung der Handelswege der ökonomischen Entwicklung Deutschlands in kürzester Zeit ein jähes Ende bereitet und seinen bis dahin blühenden Reichtum ebenso rasch in eine jammervolle Armut verwandelt (vgl. meine Geschichte der erotischen Kunst S. 52—54).

Diese Katastrophe wurde noch komplizierter durch den dreißigjährigen Krieg; sowohl durch seine Lasten, die er auf Deutschland wälzte, als auch durch sein bereits oben erwähntes, fatales politisches Resultat, die Verewigung der Kleinstaatlerei. Dadurch, daß der dreißigjährige Krieg die Bildung einer einzigen politischen Zentralgewalt in Deutschland verhinderte, verzögerte er außerdem die an sich freilich unausbleibliche Umwälzung zum bürgerlichen Staat. Die Bahnen, die England schon im Jahre 1649 und Frankreich im Jahre 1789 beschritt, wurden von Deutschland erst 1848 betreten, und da auch nur halb. Und das alles dank seiner unorganischen Entwicklung.

Diese ökonomischen Voraussetzungen erschließen uns allein zur Genüge die traurigen Besonderheiten Deutschlands im Zeitalter des Absolutismus: daß Deutschland von 1600—1760 aus der Kultur vollständig ausschaltet, daß die unteren Klassen damals nirgends ein bewußtes geschichtliches Dasein führten, daß die revolutionäre bürgerliche Energie in Deutschland am allerspätesten ausgelöst wurde, daß die deutsche Bedientenhaftigkeit und Knechtseligkeit zwar nicht vorbildlich aber sprichwörtlich wurde, und so weiter. Und wie das Negative, so erschließt uns die deutsche Bettelwirtschaft auch das einzig Positive, nämlich die leider nicht zu bestreitende Tatsache, daß die Roheit der deutschen Fürstengeschlechter ebenfalls von ganz besonderer Art war und in keinem Lande ihresgleichen findet. Diese stupide Roheit, die im Zeitalter des Absolutismus auf den meisten deutschen Fürstenthronen saß, erfüllte schon damals alle Einsichtigen mit Schauder und Entsetzen. Bereits im Anfang des 18. Jahrhunderts schrieb ein Graf Manteuffel, ein mutiger Junker und Kenner der deutschen Höfe, folgendes in sein Tagebuch:

„Deutschland wimmelt von Fürsten, von den drei Viertel kaum gesunden Menschenverstand haben und die Schmach und Geißel der Menschheit sind. So klein ihre Länder, so bilden sie sich doch ein, die Menschheit sei für sie gemacht, um ihren Albernheiten als Gegenstand zu dienen. Ihre oft sehr zweideutige Geburt als Zentrum allen Verdienstes betrachtend, halten sie die Mühe, ihren Geist oder ihr Herz zu bilden, für überflüssig oder unter ihrer Würde. Wenn man sie handeln sieht, sollte man glauben, sie wären nur da, um ihre Mitmenschen zu vertieren (abrutir), indem sie durch die Verkehrtheiten ihrer Handlungen alle Grundsätze zerstören, ohne die der Mensch nicht wert ist, ein Vernunftwesen zu heißen."



Die Ungesättigte

61. J. L. Haid. Augsburger Schabkunstblatt mit deutsch-italienischem Text nach Pietro Loughi. Um 1730



Bei der Toilette
62. N. Lancret. 1740

So wahr diese Schilderung ist, so sehr sind speziell diese Zustände in der trostlosen ökonomischen Lage Deutschlands begründet: „Da die deutschen Fürsten von dem Gewerbe der Untertanen nicht leben konnten, lebten sie von ihrem Blute." Und darum handelt es sich im einzelnen auch nicht um eine persönliche, sondern um eine historische Schuld. Es hätten gänzlich andere Leute auf den deutschen Duodezthronen sitzen können, und es wären dieselben Wüteriche aus ihnen geworden. Eine Fürstenklasse, deren wichtigste Existenzquelle der Verkauf der eignen Landeskinder ans Ausland ist, und die nur durch den täglichen Verrat nationaler Interessen ihr politisches Dasein zu erhalten vermag, kann keine Tugendbolde zeugen, sie muß zu einer Lasterschule werden ...

Natürlich waren die Verhältnisse innerhalb ganz Deutschland nicht völlig konform, sondern es herrschten sehr auffällige Unterschiede zwischen den verschiedenen Ländern und Dynastien. Und es sind naturgemäß dieselben Ursachen, die Frankreich von den andern Ländern trennten und alle ohne Ausnahme geistig von ihm abhängig machten, die auch die einzelnen Gebietsteile Deutschlands unter sich unterscheiden, also z. B. Sachsen von Preußen, um nur dies eine Beispiel näher heranzuziehen.

Sachsen befand sich dem übrigen Deutschland, und speziell Preußen gegenüber, in einem ähnlichen Verhältnis wie Frankreich zum gesamten Deutschland. Durch seinen Silberbergbau war Sachsen schon seit dem ausgehenden Mittelalter der reichste, blühendste und darum auch politisch einflußreichste Staat in Deutschland. Der sächsische Bergsegen erhob die Wettiner zu den Kaisermachern in Deutschland, denn mit sächsischem Geld wurden lange Zeit die Kurstimmen bei den Kaiserwahlen gekauft und dadurch Deutschland vornehmlich im Interesse Sachsens regiert. Der sächsische Bergsegen gestattete den Wettinern weiter, der Kunst und den Wissenschaften eine relativ günstige Stätte zu bereiten. In Sachsen begegnet man daher bereits im 16. Jahrhundert einer reich entwickelten absolutistischen



Das Orangenmädchen

Englischer Farbstich von Legrand nach J. H. Benwell

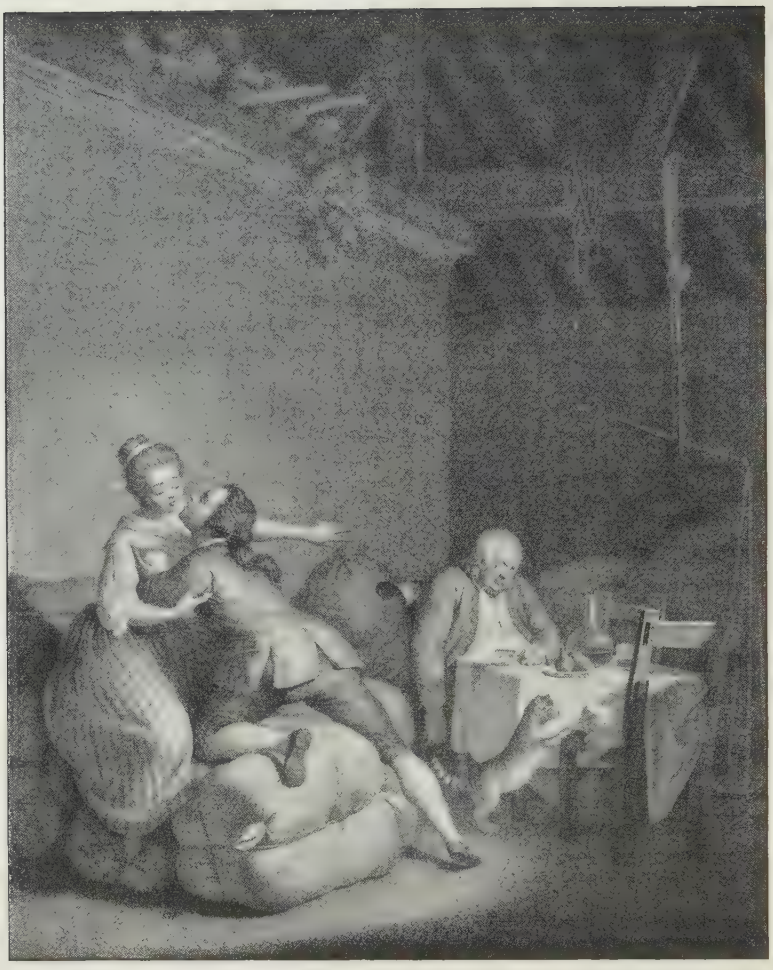
Kultur und darum z. B. auch dem ersten mondainen Maler, den die deutsche Kunst aufweist, Lukas Cranach dem Jüngeren. Derart modern „weltlich" wie der jüngere Cranach den Frauenleib darstellte, trifft man in der Kunst der deutschen Renaissance überhaupt kein zweites Mal. Es gibt aber auch keinen zweiten Ort im damaligen Deutschland, wo für das Entstehen eines zweiten solchen Künstlers die nötigen historischen Voraussetzungen gegeben waren. Dieser materielle und geistige Vorsprung Sachsens gegenüber den andern deutschen Ländern war so groß, daß, wenn der sächsische Silberbergbau auch im 16. Jahrhundert infolge der Ausbeutung der mexikanischen Silberschätze durch die spanischen Konquistadoren stark zurückging, er doch dazu geführt hatte, der sächsischen Kultur eine dauernde Überlegenheit in Deutschland zu sichern. Dresden und Leipzig waren als Städtegebilde ebenso organische Produkte der Entwicklung wie es Paris war, und sie waren im 17. und 18. Jahrhundert genau wie Paris auch Gipfel der damaligen kulturellen Höhe. Dresden repräsentierte die höchste künstlerische Kultur, die Deutschland in jener Zeit aufzuweisen hatte, und Leipzig zeigte „die ganze bürgerliche Welt auf dem höchsten Punkt ihrer damaligen Entwicklung". In Dresden und Leipzig waren Kunst und Wissenschaft tatsächlich zu Hause. In Leipzig wirkte fast drei Jahrzehnte der große Johann Sebastian als Kantor, und nach Leipzig richteten Lessing und Goethe zuerst ihre Schritte. Hier empfingen sie ihre fruchtbarsten Eindrücke und die höchsten Steigerungen ihres Genies. Weiter waren es sächsische Universitäten, von denen der neue Geist der Zeit in Deutschland zuerst ausging.

Die Mehrzahl der andern deutschen Residenzen, allen voran Berlin, waren dagegen nur künstliche und parasitische Schöpfungen des fürstlichen Absolutismus.



Verhängung der Strafe des Haarabschneidens über aufgegriffene Dirnen durch die Sittenpolizei

63. Französischer Kupferstich



Schlafe, schlafe . . .
64. M. F. Regnault. Galanter französischer Kupferstich

„bestimmt, der fürstlichen Allmacht einen prunkenden Hintergrund zu geben". Bei Parasiten ist alles nur erborgter Glanz, eine äußere Kachierung. Darum war in Berlin im 18. Jahrhundert das Große immer nur auf Gastspiel und niemals im festen Engagement. Das Urteil, das die englische Lady Montagu, die im Anfang des 18. Jahrhunderts Deutschland bereiste, über Residenzstädte wie Berlin abgab, ist sehr grob aber darum nur um so präziser: „Sie gleichen geschminkten und frisierten Dirnen mit Bändern in den Haaren und Silbertressen auf den Schuhen, aber in zerrissenen Unterröcken." Ähnliches gilt von den preußischen Universitäten. Keine Universität in Deutschland war damals ein so klägliches Gebilde und befand sich in einer so jammervollen Verfassung wie die preußische Universität Halle. Man lese die Schilderungen des Magisters Lauckhardt, der an ihr lebte und „wirkte", und ein Gefühl des Ekels überkommt den Leser. In Deutschland war die Schulbildung nirgends so erbärmlich wie in Preußen, und am traurigsten war sie unter Friedrich II. Man hört häufig zur Entschuldigung



Daß er ja nicht aufwacht!
65. M. F. Regnault. Galanter französischer Kupferstich

Preußens: „Der trockene märkische Sand gab nichts her." Das ist aber nur die feige Ausflucht derer, die an den wahren Kern des Übels nicht rühren wollen. Nein, der preußische Militarismus, der einzig den dynastischen Interessen der Hohenzollern diente, und auf dessen Kosten der allergeringste Teil der heutigen Größe Deutschlands kommt, verbrauchte hier doppelt so viel als anderwärts der ausschweifende Luxus der Fürsten. Das ist der wahre und einzige Grund. Deshalb allein ging die Kultur in Preußen bis weit ins 19. Jahrhundert hinein in Bettelschuhen, und war alles Gebaren roh und plump, der Gipfel alles Geschmackes die Talmieleganz der Dirne. —

Es bleibt nun noch England. England, der dritte Großstaat unter den damaligen europäischen Staatengebilden, besaß infolge seiner ganz eigenartigen historischen Situation nur ganz kurze Zeit ein spezifisch absolutistisches Zeitalter. Es waren dies nur die drei Jahrzehnte nach der großen englischen Revolution, die man als die Restauration bezeichnet und die in Karl II. ihren fürstlichen Ver-

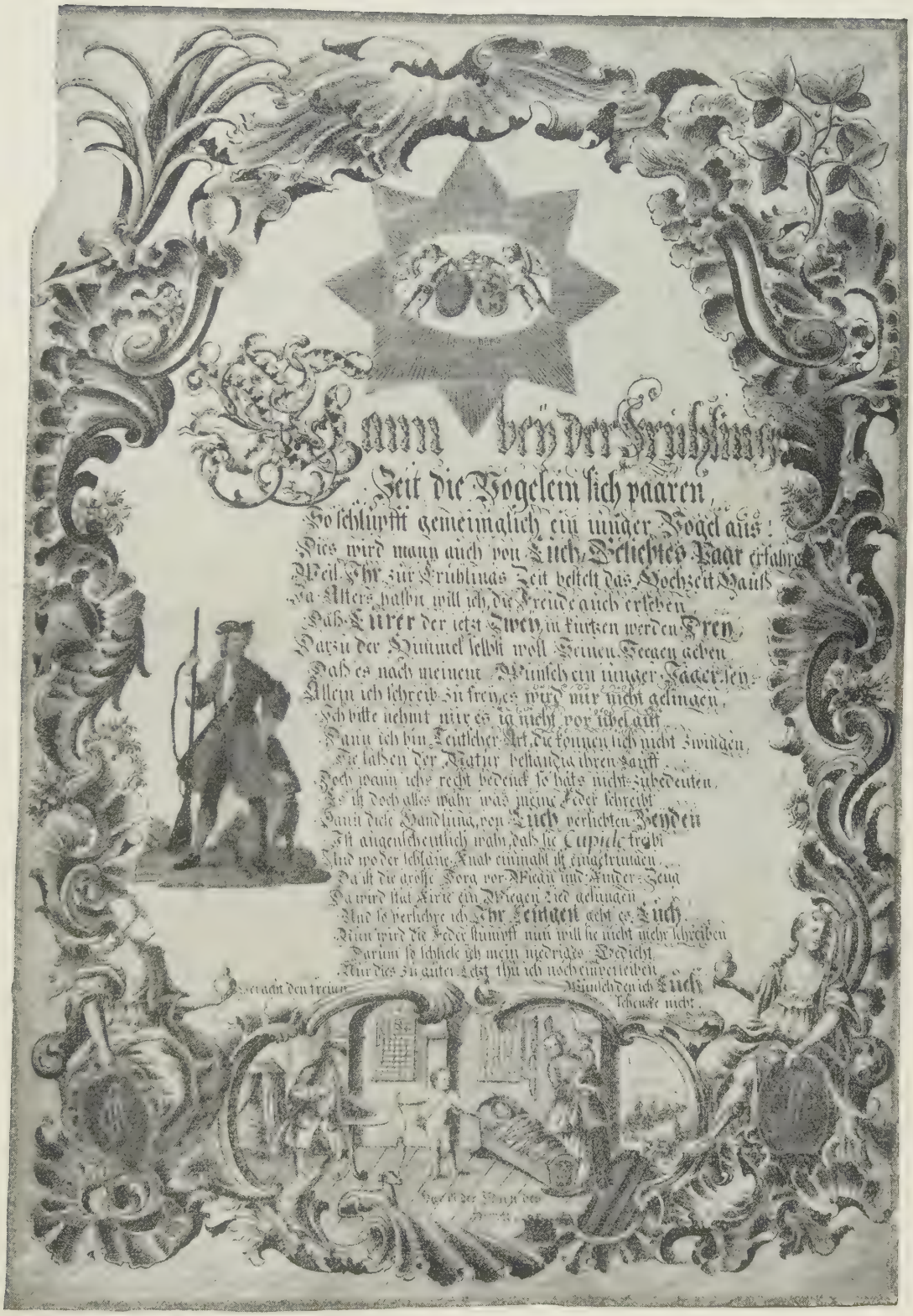
10*

treter hatte. Das heißt: diese Periode des englischen Absolutismus kommt hier vor allem für uns in Betracht. Solange der fürstliche Absolutismus in England unbeschränkt herrschte, hatte er freilich alle Allüren der Selbstherrlichkeit an sich und übte ähnliche Methoden wie in Frankreich. Karl II. erblickte ebenfalls in dem französischen Sonnenkönig sein leuchtendes Vorbild, dem gleichzukommen, höchsten Triumph für ihn bedeutete. Aber eine spezifisch englische Note des Absolutismus vermochte sich in dieser kurzen Zeit nicht zu entwickeln, und noch weniger vermochte die französische Kultur die englische in ähnlicher Weise zu französisieren, wie ihr das auf dem Kontinent gelang. Das machte, weil die Revolution von 1649 eine zu gründliche Arbeit getan hatte. Noch mehr wie in Frankreich war in England der Kompromiß der Hauptcharakterzug des Absolutismus. Denn selbst während der Restauration hielt das aufsteigende Bürgertum dem Absolutismus den Daumen kräftig auf dem Auge, bis es nach der kurzen Regierung Jakob II. überhaupt seine Rechnung mit dem Königtum entgültig zu seinen Gunsten liquidierte. Als dann im 18. Jahrhundert die indischen Schätze in unberechenbarer Fülle nach London strömten und die englische Bourgeoisie dadurch zur reichsten der Welt emporstieg, da wurde diese freilich der beste Kunde Frankreichs. Aber die politische und ökonomische Unabhängigkeit der englischen Bourgeosie hatte diese längst selbst zur Selbstherrlichkeit erzogen, so daß sie sich bei der absolutistischen Kultur Frankreichs wohl zu Tische laden, nicht aber von ihr unterjocht werden konnte. Eher kann man sogar vom Gegenteil reden: in England wurde die französische Kultur unterjocht, indem die englischen Expropriateure sie willkürlich ins Groteske steigerten. Der moderne bürgerliche Staat reckte und dehnte hier bereits seine mächtigen Glieder. Und mit ihm entstand auch eine rein bürgerliche Kultur. Freilich nicht wie ein Phönix aus der Asche des Absolutismus stieg diese in die Höhe. Sie sprang viel eher wie ein ausgelassener Harlekin auf die Weltbühne. Ein Harlekin, dem es Spaß gemacht hatte, sich seinen Anzug aus den Kulturen aller Welt zusammenzuschneidern, um damit protzig der alten Welt zuzurufen: Ich bin euer aller Erbe!

*

Weil die Vorstellungen des Lebens nicht metaphysischer Art sind, — also nicht zusammenhanglos auftreten, — sondern immer nur die Kristallisation der wirtschaftlichen und politischen Zustände darstellen, unter denen die Menschen in der betreffenden Zeit zu leben gezwungen wurden, deshalb entspricht der jeweiligen ökonomischen und politischen Situation eines Zeitalters stets auch eine ganz bestimmte Allgemeinkultur.

Die vom fürstlichen Absolutismus gezeugte Allgemeinkultur haben wir in ihren Hauptmerkmalen in den vorstehenden Ausführungen bereits in allgemeinen Zügen angedeutet. Um jedoch für unsere späteren Schilderungen eine genügende Basis zu haben, müssen wir in dieser Einleitung wenigstens auf die wichtigsten



66. Deutscher, handgemalter Hochzeitswunsch aus dem Jahre 1731

gesellschaftlichen Ausstrahlungen des fürstlichen Absolutismus noch etwas näher eingehen, als dies bis jetzt der Fall war.

Der Untertan. Zu den für das gesellschaftliche Gesamtbild wichtigsten Ausstrahlungen des fürstlichen Absolutismus gehört die Entwicklung der Untertanenseele als Resultat der völligen politischen Unterjochung der Völker. Die Renaissance, die den Individualismus wieder in die Welt gebracht hat, entwickelte als oberste menschliche Tugend das Selbstbewußtsein des einzelnen. Dieses individuelle Selbstbewußtsein führte zu dem bekannten Bürgerstolz und Bürgertrotz der Renaissance mit seinen so wunderbaren Offenbarungen auf allen Lebensgebieten. Weil auf der bürgerlichen Freiheit sich die Kultur der Renaissance aufbaute, darum galt ihre Verteidigung als die stolzeste und ehrendste Pflicht jedes einzelnen. Als es dem fürstlichen Absolutismus gelungen war, der bürgerlichen Freiheit das Rückgrat zu zerbrechen und das Volk zur Hammelherde zu degradieren, wandelte sich das sittliche Gesetz der Zeit ins Gegenteil, denn die Herrschaftsinteressen des Absolutismus forderten andere „Tugenden". Jetzt wurde „untertänig sein" dem Willen der herrschenden Gewalt die sittliche Pflicht eines jeden einzelnen und die getreue Befolgung dieses Grundsatzes die höchste und gepriesenste Bürgertugend. Denn die Hammelherde kann nur zusammengehalten werden, wenn der einzelne auf den eignen Willen verzichtet und widerspruchslos dem Befehl des Leiters folgt. Da die geistige Beeinflussung der Massen, ihre psychische Unterjochung immer um so größer ist je kategorischer die herrschende Gewalt auf politischem Gebiet aufzutreten vermag, darum hat der fürstliche Absolutismus dieses für ihn wichtigste Ziel fast überall erreicht. Denn kategorischer als der fürstliche Absolutismus konnte bekanntlich niemals eine geschichtliche Macht gegenüber dem Volk auftreten.



Der gestörte Schlaf
67. Galanter Kupferstich nach Mouchet

Der Wesenszug der Untertänigkeit ist die zur Selbstverständlichkeit gewordene Unselbständigkeit des einzelnen: Jeder gehorcht gedankenlos. Die Menschen glauben nicht mehr an sich, weil sie keine selbsterrichteten Ideale mehr haben, sondern nur noch gewaltsam auf-

oktroyierte Ideale. Darum verschwindet auch jede wirkliche Größe aus ihrem Tun und somit aus dem Allgemeinbild der Kultur. Sie rammen keine neuen Pfähle mehr ein, die die Ziele der Menschheit weiter stecken, sondern sie helfen dienstwillig, wenn der absolute Herrscher willkürlich die Grenzsteine seiner Rechte verrückt, die Wälle seiner Macht erhöht und brutal den Freiheitsbaum umhaut, um den die Völker in ihrer Jugend im fröhlichen Bewußtsein ihrer Kraft getanzt sind. Der „Untertan" ist aus Prinzip feig, aus Gehorsam dumm und aus Rache ein Lump. Das sind auch die Bestandteile seiner einzigen positiven Lebensäußerung, des Servilismus, der damals Massenerscheinung war. Denn das eine ist untrennbar vom andern. Wo es „Untertanen" gibt, muß der Servilismus in Aktion treten. Der Servilismus ist die offizielle Huldigungsform des von der Rechtmäßigkeit der Untertänigkeit Überzeugten gegenüber dem von ihm anerkannten Herrn. Er sagt zu ihm: Tritt mich, entehre mich, erniedrige mich, — alles ist Erhöhung und Wonne für mich. Ich küsse dir dafür den Fuß, mit dem du mich getreten hast, und weise dir selbst den Weg zu meiner Schande, die dir Vergnügen macht. Das setzt sich durch alle Klassen fort. Nur die Formen sind verschieden, je nachdem die betreffende Klasse schon vorher ein entwickeltes politisches Bewußtsein hatte oder nicht. Beim gewöhnlichen Volke offenbarte sich die Untertänigkeit noch außerdem in einem unbegrenzten und stetig sich erneuernden Staunen gegenüber dem Träger der absoluten Gewalt und ebenso in einem fast unbegrenzten Vertrauen. Die Stellung des niederen Volkes zum Absolutismus ist gleich der geworden, die es zur Religion einnimmt. Es glaubt fest daran, daß der herrschende Zustand ein göttliches Gesetz ist. Weil es aber ein göttliches Gesetz ist, darum ist es auch im Kerne gut und zum Wohle aller. Die Leiden, die ihm der Absolutismus aufbürdet, findet es nicht im System sondern nur in der besondern Bosheit des momentanen Trägers der Gewalt Seine einzige und höchste Sehnsucht ist daher nur, daß ihm der Himmel einen wirklich gnädigen Herrn schenken möge. Tritt dieser Glücksfall ein, dann wird sich auch für ihn alles zum Guten kehren. Daß man in jedem Lande vergeb-



Couchez-la!

68. Galanter Kupferstich nach Mouchet

lich auf diesen Glücksfall hoffte, erkannte das Volk in seiner Masse jedoch auch nicht.

Beim bessern Bürgertum und vor allem bei den die aufsteigenden Kapitalmächte repräsentierenden Schichten offenbarte sich die geistige Unterjochung durch den Absolutismus vornehmlich dadurch, daß der Hof das anerkannte gesellschaftliche Vorbild und darum der einzige und zugleich höchste Maßstab alles Tuns wurde. Im Treiben des Hofes findet man stets den Gipfel des Geschmacks und die beste Formel des Schicklichen. Und wie die kleineren Fürsten die strahlenden Träger der absolutistischen Gewalt nachahmten, so das Bürgertum in jedem einzelnen Lande die Gebräuche, Sitten und Moden, die an dem betreffenden Hofe aufkamen. So wurde stets Mode, was der Hof aufbrachte. In der Kleidermode wurden immer nur die Farben getragen, die jeweils am Hofe beliebt waren, und die Kaufleute gaben ihnen dementsprechende Namen: Bleu royal, à la Reine, à la Dauphine usw. Dem König kommt die Laune an, einmal Schwarzbrot zu essen, sofort ißt alle Welt wochenlang Schwarzbrot. Ihre Hoheit kaufen in einem bestimmten Laden zweimal hintereinander dieselbe Sache, sofort ist sich alle Welt darüber einig, daß man das Betreffende nirgends in so guter Qualität erhält als in diesem speziellen Geschäft, und wochenlang wird die Butike des beglückten Kaufmanns förmlich bestürmt und sein Glück ist vielleicht auf immer gemacht. Casanova berichtet darüber das folgende charakteristische Erlebnis, das er um 1755 in Paris hatte:

„Wir verließen das Palais Royal durch das Haupttor, und ich sah eine Menge Leute vor einem Laden sich drängen, der das Zeichen einer Zibetkatze trug. Was ist das? frug ich meine Begleiterin.



Die Vergnügungen der Schaukel

69. Galanter französischer Kupferstich von Le Clerc



Fragonard pinx.



TE.

Da werden Sie wieder einmal lachen. Alle diese guten Leute warten darauf, daß sie an die Reihe kommen, um sich ihre Tabaksdose füllen zu lassen.

Gibt es denn keinen andern Tabakshändler?

Tabak wird überall verkauft; aber seit drei Wochen will man nur noch den Tabak von der Zibetkatze.

Ist er dort besser als anderswo?

Vielleicht nicht so gut! Aber seitdem die Herzogin von Chartres ihn in die Mode gebracht hat, will man keinen andern mehr.

Aber wie hat sie es gemacht, ihn in die Mode zu bringen?

Sie hat zwei oder dreimal ihre Kutsche vor dem Laden halten lassen, um ihre Dose füllen zu lassen, und hat der jungen Person, die sie ihr wieder hinausbrachte, öffentlich gesagt, ihr Tabak sei der beste in ganz Paris. Die Müßiggänger, die sich stets am Wagenschlag eines Prinzen ansammeln, und wenn sie ihn auch hundertmal gesehen hätten oder wenn er so häßlich wäre wie ein Affe, wiederholten in der Stadt die Worte der Herzogin und mehr war nicht nötig, um alle Schnupfer der Hauptstadt auf die Beine zu bringen. Die Frau wird sich ein Vermögen erwerben, denn sie verkauft täglich für mehr als 100 Taler Tabak."



Modebild

70. Englischer Kupferstich von J. R. Smith nach J. Hopner

Diese sklavische Nachahmung der höfischen Sitten, die sich nicht nur auf solche Kleinigkeiten beschränkte, sondern den gesamten Lebenskomplex umfaßte, wurde dem Bürgertum erleichtert durch die immer mehr steigenden Geldmittel, die sich durch den unaufhaltsam fortschreitenden Kapitalisierungsprozeß in seinen Händen aufhäuften. Wo daher das Bürgertum in bewußten Gegensatz zu den höfischen Sitten trat, war dies in den meisten Fällen mehr ein Beweis seiner unüberwindlichen Armut als seiner besonderen Charakterstärke.

Die Verleugnung des Klassenbewußtseins — denn das hat man in der Nachahmung höfischer Sitten durch das Bürgertum in erster Linie vor sich — trat bei der residenzstädtischen Bevölkerung am stärksten und am widerlichsten in Erscheinung. Denn hier ging die äffische Nachahmung höfischer Marotten nebenbei auch noch aus den schäbigsten Profitinteressen hervor: Man hoffte dadurch gute Geschäfte zu machen, denn man vergaß bei solchem Gebaren, wie in dem Fall, den Casanova erzählt, nie den Blick nach oben, der soviel bedeutete wie: heute dem, morgen mir.

Aus dieser Verkuppelung der Untertänigkeit mit einer Rentabilitätskalkulation resultierte nicht zum wenigsten der ungeheuerliche Einfluß der höfischen Geschlechtsmoral auf die gesamte Volksmoral der Zeit, die ebenfalls in der residenz-



L'AMOUR FRIVOLE.

71. Galanter Kupferstich von Beauvarlet nach einem Gemälde von F. Boucher

städtischen Bevölkerung zu den korruptesten Erscheinungen führte. Lord Malmesbury schreibt im Jahre 1772 über Berlin:

> Berlin ist eine Stadt, wo es weder einen ehrlichen Mann, noch eine keusche Frau gibt. Eine totale Sittenverderbnis beherrscht beide Geschlechter aller Klassen, wozu noch die Dürftigkeit kommt, die notwendigerweise teils durch die von dem jetzigen Könige ausgehenden Bedrückungen, teils durch die Liebe zum Luxus, die sie seinem Großvater abgelernt haben, herbeigeführt worden ist. Die Männer sind fortwährend beschäftigt, mit beschränkten Mitteln ein sehr ausschweifendes Leben zu führen. Die Frauen sind Harpyen, denen Zartgefühl und wahre Liebe unbekannt sind und die sich jedem preisgeben, der sie bezahlt.

Das dem fürstlichen Absolutismus eigentümliche Maitressenregiment wird auch beim höfischen Adel und städtischen Bürgertum zur allgemeinen Institution. Der Mann, dem die Mittel fehlen, sich eine Maitresse zu halten, empfindet darin den beschämendsten Mangel seiner bürgerlichen Existenz, denn einzig das degradiert ihn in den Augen der andern. Der preußische Barde Ramler, der als Lehrer am berliner Kadettenkorps wirkte, schrieb an einen Bundesbruder, „er sei krank, weil er zu arm sei, eine Maitresse zu unterhalten". Die Maitresse brauchte darum keine Dirne zu sein, sie konnte Mutter, Schwester, Frau, ja sogar die Braut des Freundes sein. Je „anständiger" eine Dame ist, um so teurer ist ihr Unterhalt. Denn verächtlich ist es nur dann für eine Dame, die Maitresse eines andern zu sein, wenn ihr Galan nur mit bescheidenen Geschenken aufzuwarten vermag oder gar gezwungen wäre, mit nichts anderm als mit seiner Zärtlichkeit zu bezahlen. Doch darüber Näheres und Dokumentarisches an anderer Stelle.

Natürlich ist mit alledem nicht gesagt, daß auch die unterscheidenden Klassenmoralien dadurch völlig ausgeschaltet wurden und aufhörten zu existieren. Im Gegenteil. Die Klassenunterschiede wurden gerade in diesen Zeiten mehr denn je gezüchtet und herausgearbeitet. Das bedingt ja das Herrschaftsprinzip des Absolutismus, das zum Distanzieren drängt. Wie niemand ohne besondere Aufforderung des Königs in dessen Gegenwart sich setzen durfte, so war jedem Stand seine besondere „Livre" vorgeschrieben, die deutlich die Distanz anzeigte, die ihn von der Spitze der Menschheit trennte. Die peinlichsten Rangordnungen für alle Schichten der Bevölkerung wurden aufgestellt. Denn was dem Höfling und der Hofdame gegenüber dem Monarchen nicht zustand, das stand der Magd nicht zu im Verkehr mit der Herrin, der kleinen Bürgerin nicht gegenüber der Dame von Stand und Rang usw. Alles dies wird natürlich überragt von der Verwirklichung der absolutistischen Anschauung, daß der eigentliche Mensch überhaupt erst beim Baron anfängt. Daß sich die Emporkömmlinge bei dieser strengen Klassenscheidung stets am absolutesten gebärdeten, das heißt genau wie die Zaunkönige, die ihr Gottesgnadentum am auffälligsten estimiert sehen wollten, lag in der Natur der Sache, indem ihre Rechtsansprüche, zu den Menschen höherer Gattung gezählt zu werden, in den meisten Fällen nur auf der Gnade des Monarchen oder eines seiner mächtigen Sachverwalter fundiert waren. Die Königstreue war darum häufig nur der unverhüllte Ausfluß der Furcht, von der wohlgefüllten Staatskrippe wieder vertrieben zu werden. Und die Zyniker unter ihnen sprachen das offen aus. So schrieb der als Gesandtschaftsattache in Paris lebende Neapolitaner Galiani an eine Freundin:



DAS WIEDERSEHEN.

Auf seiner steggewohnten Bahn
Kehrt Preussens Held zurück
Und alles jauchzt und Mann für Mann
Geniesst des Wiedersehens Glück;
Und alles eilet, entgegen zu gehn
Den Gatten, und Vater, und Bruder zu sehn!

Und sieh, du schmiegst dich an den Mann
Das Weibchen zart und weich
Mit ihrem Kindersegen an,
In ihm nur froh und reich!
Betrachtet den Mann er fühlt in der Brust
Das Wiedersehens himmlische Lust!

72. Buchhorn. Deutscher moralischer Kupferstich

„Ich liebe die Monarchie, weil ich mich viel näher den Herrschenden fühle als dem Pflug. Ich habe fünfzehnhundert Pfund Einkommen, die ich verliere, wenn die Bauern reich werden. Täte jeder wie ich und spräche jeder nach seinen Interessen, man stritte sich nicht mehr in dieser Welt. Der Galimathias und die Phrasen kommen daher, weil jeder sich herausnimmt, für fremde Angelegenheiten einzutreten, statt für seine eigenen. Der Abbé Morellet schreibt gegen die Pfaffen, der Finanzmann Helvetius gegen die Finanziers, Baudeau gegen die Faulenzer — und alle für das größte Wohl des Nächsten. Die Pest hole den Nächsten! Es gibt keine Nächsten! Sagt, was euch zukommt oder schweigt." —

* * *

Die gesellschaftliche Lüge. Was das äußerliche Hauptmerkmal des fürstlichen Absolutismus ausmachte, Repräsentation und Pose, ist gemäß denselben Grundlagen auch ein Hauptmerkmal der Gesamtkultur dieses Zeitalters. Der Absolutismus ist ein einziges ungeheures Ausstattungsstück und zwingt darum jeden einzelnen Mitwirkenden, zu repräsentieren und zu posieren. Wer dies nicht tat, fiel völlig aus der Rolle seiner Zeit. Wer aber in der Rolle seiner Zeit blieb, posierte ständig und probte ständig die ihm zugefallene oder von ihm antizipierte Rolle. Wer posiert, muß sich aber auch kontrollieren können. Und darum sind auch in den Palästen des Adels und in den Wohnungen des Bürgertums alle Wände mit Spiegeln bedeckt, und die Spiegel an jedem Ort die Hauptsache. Man wollte sich außerdem selbst schauspielern sehen, Gelegenheit haben, sich selbst zu beklatschen, und so konnte man sich nicht genug selbst sehen. Sogar von der Höhe des Betthimmels leuchten Spiegel herab, — damit man in der Pose einschläft, in der man von einem Neugierigen überrascht zu werden wünscht, oder daß man auch in den Minuten der scheinbar völligen Hingabe seine Pose korrigieren und stilgerecht gestalten kann. Auch alles geistige Tun ist nichts anderes als Konstruieren

eines Spiegels. Die Briefe, die man an seine Freunde schrieb, — und alle Welt schrieb Briefe, — sind Spiegel, „man schaut in sie hinein, wie man will, daß man von andern gesehen wird . . . Die Briefe von damals sind nicht Mitteilungen wie die von heute; sie sind fixierte Toilettenkunststücke des Geistes". Spiegel und nichts als Spiegel sind auch die Tausende von Memoiren, die man schreibt. Sie spiegeln die geschichtliche Pose, in der man weiterleben, d. h. von der Nachwelt gesehen werden will. Jeder Mensch von Rang und Bedeutung will eine bestimmte Pose kreieren und ihr auf diese Weise zur Unsterblichkeit verhelfen. Darum ist das Zeitalter des Absolutismus auch das klassische Zeitalter der Memoirenliteratur, und die Fülle, die sie hervorgebracht hat, bis zum heutigen Tag nicht zu erschöpfen.



DAS WIEDERSEHEN.

Geliebtes Weib, mach auf die Thür
Ich komm vom Rhein zurück.
Voll Sehnsucht eil' ich her zu dir
Verzögre nicht mein Glück!
Doch niemand eröffnet was mag wohl
Was flüstert so leis in dem Kämmerlein?

Das dünkt dem Mann gar sonderbar,
Er stößt die Thür hinein,
Und sieht das fremde Stiefelpaar,
Den fremden Hut, den fremden Wein,
Und in dem Bette das Gott erbarm,
Sein Weib in eines andern Arm!

73. Buchhorn. Deutsche moralischer Kupferstich

Ausstattungsstück und Pose vertragen sich nicht mit Intimität, denn der oberste Zweck ist, bei allem „gesehen zu werden". Darum wird die Intimität aus dem ganzen Leben ausgeschaltet und alles Tun ist ein einziger öffentlicher Akt, von der Geburt bis zum Tode und selbst in den heiligsten Momenten; denn auch im Gefühlsleben herrscht ebenfalls nur Pose und Repräsentation. Jeder einzelne lebt dadurch im kleinen das Leben des absoluten Herrschers. Die Dame macht ihre intime Toilette in Gegenwart der Freunde und Besucher, nicht weil zufällig die Zeit drängt und dazu nötigt, die Schamhaftigkeit einmal außer acht zu lassen, sondern weil sie hierbei die aufmerksamsten Zuschauer hat und die delikatesten Posen entwickeln kann. Die kokette Dirne rafft auf der Straße ihre Röcke in die Höhe und bringt ihr Strumpfband in Ordnung, nicht aus Furcht, es sonst zu verlieren, sondern weil sie weiß, daß sie ihre Person dadurch wenigstens

zum momentanen Mittelpunkt des Interesses macht. In dieser Weise zu posieren, entwickelt die Zeit hundert Möglichkeiten und Variationen — wir werden darüber näher noch an anderer Stelle zu sprechen haben. Auch die Mode der Zeit ist ebenfalls ein einziges ungeheures Mittel, zu posieren und individuell „gesehen" zu werden, und man schreckt dabei selbst vor den kühnsten Mitteln nicht zurück; auch hierüber werden wir später noch eingehender zu sprechen haben. Das Gleiche gilt von allem moralischen Tun. Der Mann ist ein Held, nur wenn man es sieht. Man spricht nur, wenn man es hört und daß man es hört. Alle Welt denkt deshalb laut. Aus den gleichen Gründen liebt man auch in dieser Zeit den Witz über alles. Der Witz ist das sofort Auffällige, zu dessen Wirken und Erfassen es für den andern keiner besondern Vorbereitung bedarf. Selbst die Kunst ist häufig nur ein Witz, ein geistreicher Einfall, eine knappe Pointe oder eine kurze Anekdote.

Die Ausschaltung der Intimität bedeutet auch die Ausschaltung der Heimlichkeit. Man kennt keine absoluten Geheimnisse weder des eignen noch des fremden Lebens. Schmerz und Freude hing man an die große Glocke; es gab darum kein stilles Glück und kein geheimes Leid. Jeder ist Mitwisser und jeder ist in gewissem Maße Teilnehmer. Seine Sünden zu beichten, hatte jeder den eifrigsten Drang. Das größte Geheimnis teilt man dem Freund oder der Freundin mit. Pfui! über die Frau, von der es erst nach ihrem Tode zutage kam, daß sie einen heimlichen Geliebten hatte, von dem kein Mensch etwas wußte. Goethe schreibt: „daß man mit keinem einzelnen sprechen oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich als an mehrere gerichtet zu betrachten. Man spähte sein eigen Herz aus und das Herz der andern." Die höchste Pikanterie der Zeit ist darum die Überraschung im entscheidenden Augenblick: Die Überraschung der schönen Schläferin in einer pikanten Pose, des Liebespaares, das den ersten Kuß austauscht, des Bräutigams, wenn er heimlich seine Glut bei der Zofe kühlt, der untreuen Frau, wie sie in mitternächtiger Stunde unbeachtet aus dem Zimmer des Gastes schlüpfen will, und so weiter; — wir wählen diese Beispiele, weil sie in den Rahmen unseres speziellen Stoffes gehören und weil jedes Kapitel die entsprechenden bildlichen Dokumente dafür aufweist. Alle Welt arbeitet mit an dieser Überraschung im entscheidenden Augenblick, jedermann stellt sich begeistert in ihren Dienst.

Weil aber alles persönliche Tun ein öffentlicher Akt ist oder zum öffentlichen Akt gemacht wird, darum ist Oberflächlichkeit die Signatur von allem. Man kann nur durch Äußerlichkeit wirken und begnügt sich, nur durch Äußerlichkeiten zu wirken. Der sofortige Erfolg ist das unentbehrliche. Der Pointierung des Augenblickerfolges muß aller tiefere Ernst weichen: Man geht im einzelnen nicht auf den Grund, um Zeit und Möglichkeit zu haben, alles zu erhaschen und damit alle Chancen auszunützen. Daraus folgt aber schließlich als letztes: alles ist Täuschung und Lüge. Die Echtheit und Wahrheit sind immer unbequem, denn sie sind spröde und lassen sich nicht beliebig kneten und formen. Die Wahrheit ist eine einzige Möglichkeit und birgt in ihrem Schoße als nächste Konsequenz wiederum



74. Galanter französischer Kupferstich von A. Chaponnier nach einem Gemälde von Fr. Schall



Beim Gin

75. Th. Rowlandson. Englische Typen

nur eine einzige Möglichkeit. Das reduziert aber die Chancen der Wirkung beim Repräsentieren auf das Mindestmaß. Also ist die Wahrheit der größte Feind der Zeit und an ihre Stelle rückt auf allen Gebieten der große Betrug. Das ist zwar eine sehr fatale, aber auch die einzig mögliche und einzig historische Logik der Dinge. Das Ausstattungsstück fordert die Kulisse des Waldes und nicht den Wald selbst, die Pose des Heldentums und nicht die wirkliche Heldentat. Alles ist darum nur Kulisse und alles nur Theatergröße.

* * *

Die Galanterie. Die Allgemeinkultur eines Zeitalters pointiert sich aber immer am präzisesten in den Anschauungen und Gesetzen, die sich über das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander gebildet haben. Dieser besondere Reflex ist auch der Knotenpunkt für unsere gesamten Untersuchungen (vgl.: Die Renaissance. Einleitung.).

Die Ausprägung des fürstlichen Absolutismus im Geschlechtlichen ist die Galanterie, das heißt die Proklamation der Frau zur gewaltigen Herrscherin auf allen Gebieten und ihr unbedingter Kultus. Das Zeitalter des fürstlichen Absolutismus ist das klassische Zeitalter der Frau, denn sie herrscht und gebietet in ihm nicht nur als der heimliche Kaiser, sondern die Herrscherrechte werden ihr offen vor aller Welt verliehen; sie trägt ihre Würde ebenso offen zur Schau, wie sie offen die damit verknüpften Vorrechte ausübt. Dieses Zeitalter der Frau kennzeichnen die Brüder Goncourt in ihrem berühmten Buche „Die Frau im 18. Jahrhundert" sehr gut in folgenden Sätzen:

„Die Frau ist von 1700 bis 1789 nicht nur die einzigartige Triebfeder, die alles in Bewegung setzt: sie erscheint wie eine Macht höherer Ordnung, wie die Königin im Reiche der Gedanken Frankreichs. Sie ist die auf dem Gipfel der Gesellschaft aufgestellte Idee, zu der alle Augen erhoben sind, der die Herzen aller zufliegen. Sie ist das Bildnis, vor dem man niederkniet, die Gestalt, die man anbetet. Alles, was eine Religion an Illusionen, Gebeten, an Trachten und Sehnen und Aufjubeln, an Ehrerbietung und gläubigen Anschauungen in ihren Bann zieht, wendet sich wie selbstverständlich der Frau zu. Die Frau bewirkt das, was der Glaube bewirkt, sie erfüllt die Geister und die Herzen und vertritt, während Ludwig XV. und Voltaire herrschen, in einem gottlosen Zeitalter den Himmel. Alles beeilt sich, ihr Verehrung zu zollen, und ein jeder müht sich für ihren Aufstieg. Der Götzendienst hebt sie mit allen seinen Händen von der Erde empor.

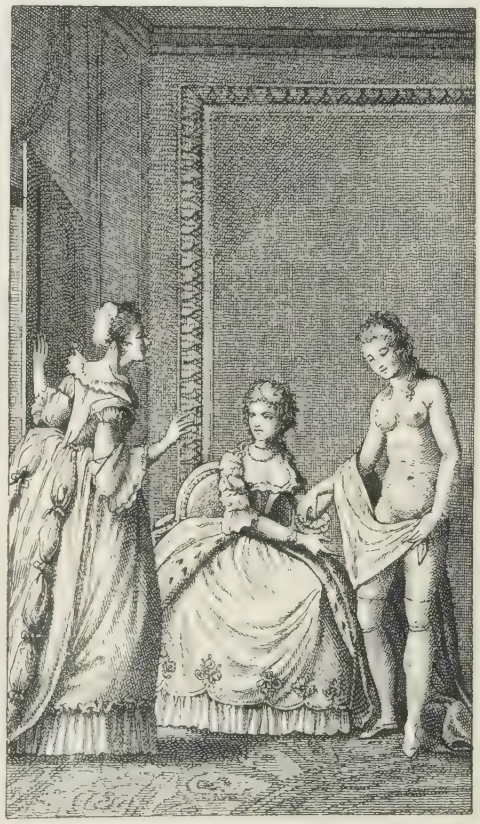


Galanter englischer Kupferstich von Thomas Rowlandson. 1786

Kein Schriftsteller, den sie nicht bezwingt, keine Feder, die ihr nicht Flügel verleiht: sie hat sogar in den Provinzstädten Dichter, die sich ihrer Verehrung widmen, die ihr ganz und gar gehören; und aus dem Weihrauch, den die Dorat und Gentil-Bernard ihr streuen, bildet sich jene Apotheosenwolke, die, vom Flügelschlag der Tauben durchzogen und vom Blumenregen getroffen, ihr Thron und Altar ist. Die Prosa, die Verse, die Pinsel, die Meißel und die Leier schaffen zu ihrem Entzücken gleichsam eine Gottheit: und die Frau wird schließlich für das 18. Jahrhundert nicht nur die Göttin des Glückes, der Wonne, der Liebe, sondern das poetische, das im wahrsten Sinne geweihte Wesen, das Ziel jedes seelischen Aufschwunges, das in einem menschlichen Geschlecht verkörperte menschliche Ideal.

Was die Brüder Goncourt hier von Frankreich sagen, gilt jedoch im Wesen von allen europäischen Ländern. Weil die ökonomisch-politische Situation überall dieselbe ist, darum ist auch die kulturelle Physiognomie dieser historischen Epoche im Wesen überall gleich. Überall herrscht die Frau, überall gelten die Gesetze der Galanterie. Und nur in der Feinheit der Formen existiert ein Unterschied. Diese sind anderwärts, wie jede Kopie, roher und plumper als in Frankreich, wo sich gemäß der geschilderten günstigen Vorbedingungen für alle Äußerungen der absolutistischen Kultur auch die raffiniertesten Formen der Galanterie entwickeln konnten. Darin bestehen die einzigen Unterschiede.

Das Wesen der Galanterie ist, daß die Frau als Genußinstrument und damit als lebende Verkörperung der sinnlichen Wollust den Thron bestiegen hat. Als Personifizierung der Wollust wird sie angebetet und wird ihr Weihrauch gestreut. Die Huldigung vor ihrem Geist, ihrer Phantasie und ihrer Seele geschieht nur insofern, als dadurch der Konsum ihrer sinnlichen Reize gesteigert und variiert wird. Der Kultus der Frau und des Sinnlichen in dieser Form war ebenso unvermeidlich und darum ein ebenso notwendiges historisches Ergebnis wie die Entwicklung zum fürstlichen Absolutismus. Wo eine engbegrenzte Klasse auf Kosten aller andern Volksbestandteile leben kann und außerdem schrankenlos ihre Begierden zu befriedigen vermag, wird sie unbedingt zum Parasiten. Des Parasiten einziges Lebensprogramm ist aber materielles Genießen. Einer der geistreichsten Genußmenschen dieser Zeit, der schon einmal zitierte Abbé Galiani, schreibt: „Der Mensch ist weder da, die Wahrheit zu erkennen, noch getäuscht zu sein. Das ist so gleichgültig. Er ist



Croyez-vous, dit alors sa mère, qu'il y ait en Europe une plus belle princesse?

76. Brautschau (Vorstellung und körperliche Prüfung einer fürstlichen Braut)



77. James Wickstead. Symbolische Darstellung der verlorenen Jungfräulichkeit. Englischer Kupferstich. 1784

da, sich zu freuen und zu leiden; genießen wir und versuchen wir nicht zu leiden.“ Der menschlichen Genüsse oberster und begehrtester ist aber die Wollust. So mußte diese zum reinen Selbstzweck in dieser Epoche werden, und es konnte nur das eine allgemein gültige Gesetz erstehen: „galant“ zu sein in allem und jedem.

Der Parasit will mühelos genießen ohne vorhergehende und gleichzeitige geistige und seelische Strapazen. Darum werden die Leidenschaft und der Kampf kategorisch ausgeschaltet. Die gegenseitige Erfüllung der sinnlichen Wünsche und Begierden ist das allgemeine Gesetz, und nur die ernstliche Weigerung verstößt



78. James Wickstead. Symbolische Darstellung der gefälligen Dame. Englischer Kupferstich. 1784

gegen Moral und Sitte. Nachzugeben ist die Frau darum von vornherein bereit. Ihr Zögern ist nur das Mittel, die Lust und das Vergnügen des andern zu erhöhen. Ein Zeitgenosse und einer der größten Meister in der damals geübten Galanterie, der französische Graf von Tilly, schreibt in seinen Memoiren:

In Frankreich war viel Beflissenheit, viel Gewandtheit, viel scheinbare Aufrichtigkeit, viel Spiel und viel Kunst nötig, um über eine Frau zu siegen, welche des Sieges verlohnte; es waren Förmlichkeiten zu beobachten, die eine immer notwendiger als die andere, die letzte ebenso unerläßlich als die erste. Dagegen aber konnte man sich auch gewöhnlich des Sieges erfreuen, wenn nur der angreifende Teil kein Gimpel oder der angegriffene kein Tugenddrache war.

Das Zögern der Frau ist nur das Mittel, die Lust und das Vergnügen des um

12*

die letzte Gunst werbenden Mannes zu erhöhen. „Welch ein Zauber liegt im Hindernis!“ schreibt der eben zitierte Graf Tilly. Und zu diesem Zweck ist das Sträuben der Frau auch Bedingung: Die Pose der Weigerung. Die Frau soll Nein sagen und dabei eine Stellung einnehmen, die dem Angreifer den Erfolg verbürgt. Die brutalen Gefahren der Liebe sollen ebenfalls möglichst ausgeschlossen sein. Deshalb gilt heftige Eifersucht als komisch. Und ebenso der unversöhnliche Haß des Nebenbuhlers. Wo diese Empfindungen sich zeigen, begegnen sie nur ungläubigem und mißbilligendem Kopfschütteln. In einem Rokokogedichtchen, das in der Venus Rosengärtlein zu finden ist, heißt es:

Die Eifersucht haß ich noch ärger als Schlangen,
Und hätt ich ein Mädchen von englischer Pracht,
Und würd ich auch stündlich zum Schwager gemacht,
Ich wollte sie wohl nicht gerichtlich belangen,
Ich spräche: Mein Engel, ach zürne nur nicht!
Dies sind ja die besten, wo jedermann bricht.

Nun kommt mir nicht etwa mit albernen Possen
Und rückt mir die starken Versprechungen vor!
Im Lieben hat wahrlich die Rache kein Ohr,
Ich schwöre verbindlich, bis daß ichs genossen.
Und bin ich dann fertig, so schwenk ich den Hut,
Und gehe zur andern, die eben das tut.

Man kreuzt die Degen, aber sie durchbohren nur selten das Herz, sondern ritzen meistens nur die Haut. Die Liebe darf wie der Dorn an der Rose nur für den Augenblick schmerzen, aber nicht wie der wütend geführte Dolch lebensgefährlich verwunden oder gar töten. Das Blut ist nur ein Symbol und keine Sättigung der Rache. Zum Symbol bedarf es aber keines Blutbades, es genügt ein einziger Tropfen. Die Begierde ist deshalb stets elegant und graziös, nicht eruptiv und nicht zerstörerisch; niemals ein zyklopisches Zugreifen; die Handschuhe kommen nie von den Händen. Als sorgloser Schwelger, hinter dessen Stuhl nur die Freude aufwartet, will man sich bei der Wollust zur Tafel setzen.

Diese völlig „entbestialisierte“ Auffassung der Liebe bedingte als logischen Gegenpol die systematische Erziehung der Frau zum delikatesten Leckerbissen des Sinnengenusses. Jede Art des Verkehrs mit ihr muß dem Manne Wollust garantieren oder muß ihn zum mindesten unausgesetzt zur Wollust reizen. Die Frau muß also in jeder Minute ihres Daseins Wollust ausströmen. Sie muß sich gewissermaßen ununterbrochen im Stadium der wollüstigen Hingebung befinden: im Salon, im Theater, in Gesellschaft; ja sogar auf der Straße nicht weniger wie im verschwiegnen Boudoir beim trauten Einzelgespräch mit dem Freund oder Courmacher. Und sie muß auf diese Weise die Begierden jedes einzelnen stillen und die Wünsche aller, die in ihren Kreis treten. Jede Frau muß allen zur gleichen Zeit gehören, sie muß die Kunst besitzen, ihre Genußfähigkeit ins Endlose zu vermehren und ihre Person gewissermaßen zu vervielfachen. Daß die Frau dieses einzige Lebensprogramm unausgesetzt und vor allem mit Meisterschaft erfüllt, muß sie durch Sprache, Bewegung, Geberden, durch Mode, Scherz und Spiel, kurz durch ihre gesamte geistige und physische Existenz offenbaren. Ihr Tun muß an den Tag bringen, daß ihre Phantasie vollständig mit wollüstigen Vorstellungen durchtränkt und jeder ihrer Gedanken einzig diesem Gegenstand zugewandt ist und sich nur mit dessen tausend Möglichkeiten beschäftigt. Jedenfalls muß sie die entsprechende Pose einnehmen. Denn auch die Liebe ist Repräsentation und



Das Strumpfband

79. Galanter französischer Kupferstich von Michaud le Grand

öffentliches Schauspiel und spielt auf einer Bühne vor tausenden Zuschauern. Am begehrtesten und darum auch am meisten verherrlicht ist daher in dieser Zeit die von Natur schon besonders sinnlich veranlagte Frau, die ständig nach Wollust lechzt und nur von Liebesfesten träumt. Man wünscht „den Schönen Reiz und Lüsternheit". Diesem Frauentyp huldigen die zeichnenden Künste in zahllosen verherrlichenden Darstellungen, und die galanten Dichter singen ebenso schwelgerisch ihr Lob. Es gibt keine geschätztere Schönheit an einer Frau, als wenn auf ihren Wangen „die Wollustrosen" blühen und „der schwellende Busen bebend das heimliche Feuer kund gibt", von dem sie verzehrt wird.

Selbstverständlich muß dem gegenüber auch alles Tun des Mannes sich in derselben Richtung bewegen, denn das Gebaren der Frau war nur das zurückklingende Echo auf das Tun des Mannes. Der Mann muß in der Frau ständig das kostbarste Gefäß der Wollust verehren. Das tut er und macht aus der Frau ein Idol, das er zur einzigen Gottheit seines Daseins erhebt. Sein Verkehr mit ihr ist eine ständige Anbetung. Ein ununterbrochener, verschwenderischer Kultus in Worten und Werken. Jedes Gespräch mit einer Frau wurde daher vom Manne mit dem Satz eingeleitet: „Ich würde mich glücklich preisen, wenn . . . ." Und es schloß dementsprechend mit der flehentlichen Bitte: „wann werden Sie mich erhören?" Das klang der Frau von jedem Mann in die Ohren. Er sagte es ihr durch den heimlichen Fingerdruck bei der Begrüßung, in dem leisen Kuß, den er auf ihre Hand drückte, und ebenso deutlich in dem Blick, den er ihr im Theater oder in Gesellschaft von einem Ende des Saales zum andern zuwarf. Er sagte es ihr immer und sagte ihr nur dieses eine, — und sie erhörte ihn stets, noch während er mit ihr sprach. Die Frau hat nur Vorzüge, nur Tugenden und Schönheiten, und jede Frau ist schön. Denn wie jede Frau gewissermaßen jedem Manne gehört, so muß auch der Mann seinen Kult der Frau auf jede einzelne ausdehnen. Jeder einzelnen muß er sagen und beweisen, daß gerade sie jener kostbare Inbegriff ist, der das Blut rascher fließen macht, die Sinne in Wallung bringt usw. Jede einzelne Frau soll und muß



80. Londoner Straßenszene. Englisches Schabkunstblatt. 1780



81. J. B. Greuze: Die Liebeslektion

sich als Königin fühlen. Dieses Ziel und diese Wirkung formt das ganze Gebaren des Mannes: es moderiert seine Stimme, denn der Ergebenheit und Huldigung widerspricht alles Lärmende. An die Stelle der Wahrheit und Offenheit im Verkehr tritt die Höflichkeit und die je nach den Umständen mehr oder weniger pointierte Schmeichelei. Der Widerspruch ist nur zulässig, wenn er durch seine Form zugleich zu einer Huldigung wird. Der Mann räumt der Frau jedes Hindernis aus dem Wege, jeder Wunsch ist ihm Befehl und die geringste Laune Gesetz. Die Frau kommt immer zuerst, sie hat überall den Vortritt, ihr macht man Platz auf Weg und Steg, damit sie sichern Fußes gehen kann. Und man empfindet es stets als Ehre, einer Frau gegenüber auf die eignen Rechte und Vorteile verzichten zu können. Die Wünsche und Ansichten der Frau sind für ihn maßgebend und ersticken die eigne Meinung oft schon im Keime. Dem Dienst der Frau ist das halbe, bei vielen Männern das ganze Leben gewidmet. Kein Tag, an dem nicht eine Reihe Stunden ausschließlich ihr gehören, wo die Frau selbst über das Genie, wie über einen ergebenen und willenlosen Sklaven, verfügen kann.

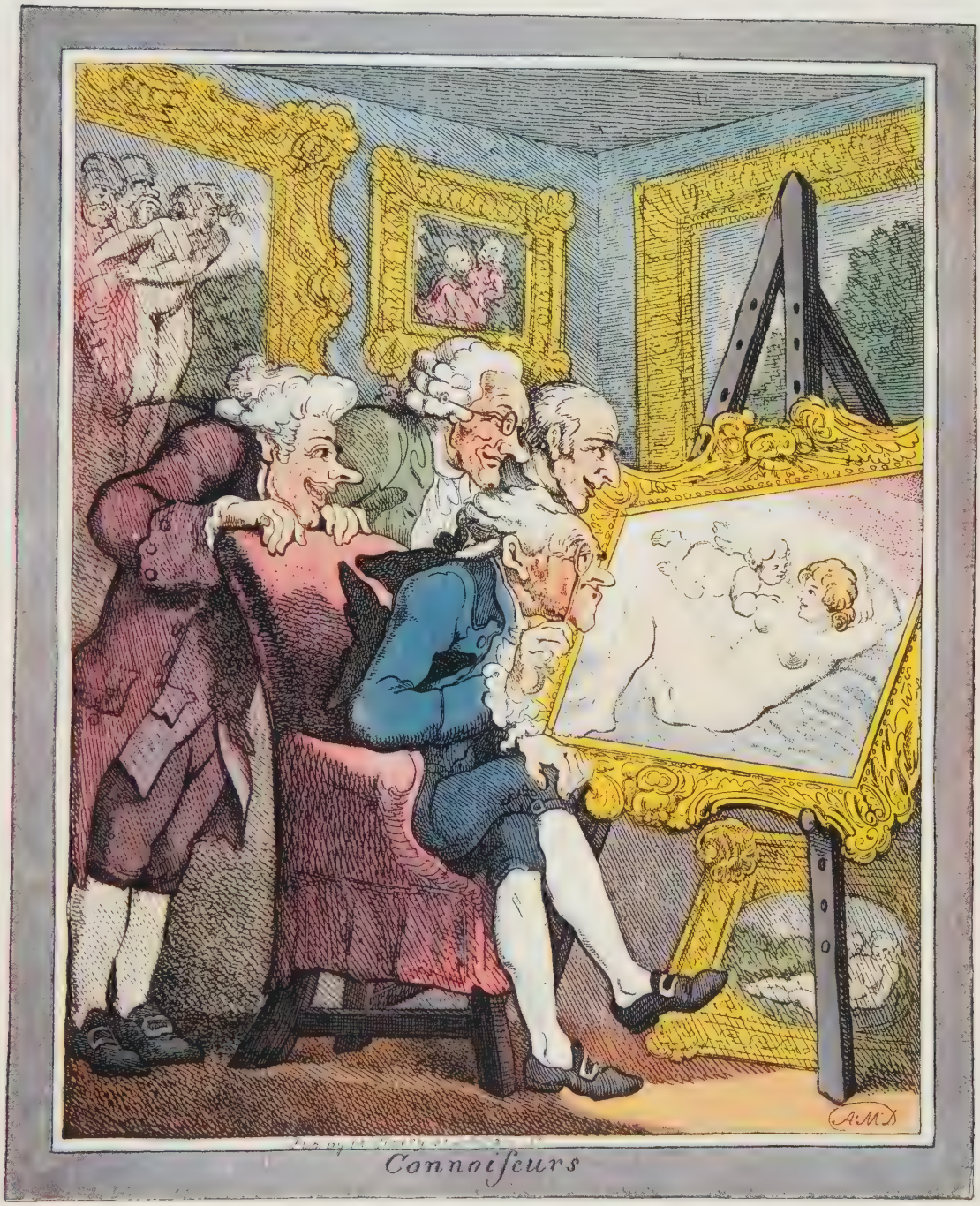


Der treue Wächter
82. Galanter Kupferstich nach Desheyes. 1759

Aber wohlgemerkt, alles dieses Tun und Lassen des Mannes muß mit einer erotischen Note pointiert sein, denn das ist eben das, was das Zeitalter der Galanterie von allen andern Zeiten unterscheidet. Das ursprüngliche Wesen der Galanterie, die Rücksichtnahme des physisch Stärkeren auf die physisch Schwächere ist ewig und darum im Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander dauernd akut wie der physische Kräfteunterschied zwischen beiden. Im Zeitalter der Galanterie wird diese Rücksichtnahme grotesk gesteigert und zwar ausschließlich in der Richtung des Geschlechtlichen. Nicht bloß auf das schwächere Wesen wird Rücksicht genommen, sondern dem kostbaren Gefäß des begehrtesten Genusses, den sie verkörpert, wird ostentativ auf diese Weise gehuldigt.

Unter der Herrschaft der Galanterie mußte naturnotwendig auch ein fundamentaler Umschwung im Wesen der sinnlichen Betätigung eintreten. Es mußte dazu kommen als Vorbedingung und als Ergebnis. Der Expansion der Kraft sind von der Natur stets relativ enge Grenzen gezogen. Die sinnliche Betätigung wandelte sich deshalb aus einer Manifestation der Kraft zu einem bloßen Spiel, zum Getändel. Die Liebe wird zur Galanterie, denn Spiele kann man endlos ausdehnen, Spiele kann man jeden Tag neu variieren. Spielerisch werden daher alle gegenseitigen Huldigungsformen damit aber trotzdem um so raffinierter. Das Raffinement ist nicht nur der übliche Versuch einer andern Lösung für die durch vorhergegangene Ausschweifung physiologisch unmöglich gewordene Befriedigung auf natürlichem Wege, sondern hier auch außerdem das Geheimnis, die natürlich begrenzte Kraft des einzelnen zu vervielfachen, Schritt zu halten mit der Zahl der Maitressen und Liebhaber, die die Umstände dem einzelnen gestatten, sich zu halten. Alles Seelische, Geistige und Künstlerische ist daher nur Mittel der Stimulanz; neue Variationen der Galanterie zu entwickeln und ständig neue Offenbarungen in jeder dieser neuen Variationen zu ermöglichen.

Das führte notgedrungen und folgerichtig auch zu einem Wandel in den Moralanschauungen. „Die Moral hat alle Übel in die Liebe gebracht," sagte Retif de La Bretonne. Und der Abbé Galiani spottete: „Wenn uns die Tugendhaftigkeit nicht glücklich macht, wozu zum Teufel ist sie da?" Also schickt man sie zum Teufel: die Treue und die ihr anhaftende Langeweile. Das Laster wird gesellschaftsfähig. Es wird nicht offiziell zur Tugend, aber es wird ideologisiert im Dienste des obersten Lebenszweckes „Genießen"; in diesem Zweck und Ziel findet es seine Rechtfertigung. Die Dirne ist in der allgemeinen Anschauung nicht



Die Kunstkenner

Englische Karikatur auf die Lüsternheit der Männer von Thomas Rowlandson

mehr eine öffentliche Kloake, sondern vielmehr die erfahrenste Liebeskünstlerin; die untreue Frau oder Freundin wird für den Gatten und Freund pikanter durch jede neue Untreue, die sie begeht; das Vergnügen, das eine Frau bei den Liebkosungen eines Mannes kostet, steigert sich mit der Vorstellung, daß schon unzählige Frauen seinen Begierden nachgegeben haben; usw. . . .

Das ist in großen Zügen das Gesetz des Absolutismus und seine spezifische Ausprägung im Geschlechtlichen. Die spezialisierte Begründung dieses Gesetzes: wie es sich in den verschiedenen Klassen durchsetzte und in jeder seinen spezifischen Ausdruck fand, wie es die Lebensphilosophie, die Sprache, die Gesetze der öffentlichen und privaten Sittlichkeit, die Rechtsanschauungen formte, wie es weiter die Literatur und die Kunst bestimmte, — das sind die Fragen, die wir in den einzelnen Kapiteln zu beantworten haben.

An dieser Stelle bedarf es nur noch der Unterstreichung einer einzigen Konsequenz. Diese Konsequenz lautet: ein Zeitalter der Frau kann niemals eine wirkliche Erhöhung der Frau darstellen, sondern hat im Gegenteil ihre tiefste menschliche Erniedrigung zur Voraussetzung. Ein derartiger Kult, wie er im 18. Jahrhundert mit der Frau getrieben wurde, ließ sich überhaupt nur auf dieser Basis aufbauen. Und dem entsprechen auch die tatsächlichen Verhältnisse. Mann und Frau standen im Zeitalter des Absolutismus nicht ebenbürtig nebeneinander, denn darin besteht die einzige wirkliche Erhöhung der Frau. Die Frau hatte keinerlei wirkliche und garantierte Rechte; die politische Herrschaft des Mannes und seine Willkür gegenüber der Frau waren im Gegenteil völlig unbeschränkt. Die Zeit, die die Untreue der Frau als die begehrteste Pikanterie des Geschlechtsgenusses wertete, stellte es gleichzeitig in die Macht des Mannes, die grausamste Strafe schon beim bloßen Verdacht des Ehebruches über eine Frau zu verhängen, nämlich die lebenslängliche Einsperrung ins Kloster. Weil aber dem Manne seine Allmacht gestattete, ausschließlich der Laune seiner Begierden zu leben, so wurde er auch notwendigerweise zum Sklaven seiner Launen und Begierden. Und die tollste Laune der Unnatur wandelte sich schließlich zum allgemein gültigen Gesetz: Der Mann verleiht seinem Sklaven die Rechte des Herrn und dient ihm als Sklaven. Der Masochismus wird zum allgemeinen Gesetz in der Liebe erhoben, — das ist



83. Eisen. Galanter französischer Kupfer zu der Fabel „Die Kirschen"



84. J'y passerai. Galanter französischer Kupferstich nach einem Gemälde von Antoine Borel

im letzten Grunde das Wesen der Geschlechtsmoral des fürstlichen Absolutismus.

Gewiß bedarf es nach dem oben Gesagten keiner besonderen Divinationsgabe, diesen Grundzug der Zeit zu erkennen und jeden Zweifel darüber zu zerstreuen. Aber es muß auf diesen Umstand trotzdem an dieser Stelle die stärkste Betonung gelegt werden, weil sich daraus sowohl die Gesamtwertung des damaligen Kultus der Frau ableitet als auch die Beurteilung jedes einzelnen der vielen hundert Paragraphen, in die das Gesetz der Galanterie zerfällt und deren Erfüllung im gesellschaftlichen Leben von der Zeit ebenso absolut gefordert wurde wie die Erfüllung der politischen Gesetze, die der fürstliche Absolutismus aufgestellt hat.

*

Wir haben am Eingang dieses Kapitels ausgeführt, daß die Entwicklung zum fürstlichen Absolutismus in den einzelnen Ländern verschieden schnell vor sich ging und seine Herrschaft nirgends von gleicher Dauer war; und zwar durch das verschiedenartige Tempo der kapitalistischen Entwicklung in den einzelnen Ländern, die den fürstlichen Absolutismus erst bedingte und bei einem gewissen Punkt wieder überwand. In Deutschland und Österreich könnte man z. B. ohne Ver-

gewaltigung der Dinge die Herrschaft des Absolutismus bis zum Jahre 1848 datieren, also eine mehr als zweihundertundfünfzigjährige Dauer dafür ansetzen, in Frankreich dagegen bildete das Jahr 1789 sein unwiderrufliches Ende, und darum währte das wirkliche absolutistische Zeitalter hier nicht einmal zweihundert Jahre. In England stand man sogar, wie wir bereits dargelegt haben, im ganzen 18. Jahrhundert schon mitten im bürgerlichen Staate.

Aus diesen Unterschieden und aus der großen Zeitspanne, die der fürstliche Absolutismus in den meisten Ländern umfaßt, folgt, genau wie in der Renaissance, daß nicht nur in der gleichen Zeit zwischen den einzelnen Ländern starke Abweichungen vorhanden sind, was wir bereits nachgewiesen haben, sondern daß natürlich auch in jedem einzelnen Lande zwischen Aufgang, Höhepunkt und Niedergang seiner absolutistischen Kultur nicht weniger große Unterschiede festzustellen sind. Da wir jedoch darauf ausgehen, nur das Hauptgesetz einer Zeit zu entschleiern, die Geschichte mehr im Querschnitt als im Längsschnitt darzustellen, — so ist eine zusammenfassende Behandlung durch alles das nicht gehindert. Andrerseits ergibt sich das 18. Jahrhundert wiederum von selbst als der Hauptrahmen dieses Bandes „Die galante Zeit". Im 18. Jahrhundert kulminierte, abgesehen von England, überall der Absolutismus, sowohl politisch als auch gesellschaftlich.

Das 18. Jahrhundert war das Zeitalter der Frau in der gesamten europäischen Kultur. Alles andere war Vorbereitung und Ausklang.



85. Chodowiecki: Der Weg des Lasters.



Die Hirtin

80 Englisches Schabkunstblatt aus dem 18. Jahrhundert nach einem Gemälde von Rubens

II

Der neue Adam und die neue Eva

Die Renaissance erschuf den Menschen völlig von neuem. Darum mußte in dem Bande „die Renaissance" schon aus diesem besondern Grunde die Betrachtung der geschlechtlichen Sitten dieser Zeit von der Schilderung des physischen Menschen ausgehen. Aber die Analyse des jeweiligen Schönheitsideals gehört bei jeder neuen Epoche an die Spitze. Denn die durchgreifende Korrektur der

Schönheitsforderungen gegenüber dem Instrument, auf dem die anders gewordene Zeit ihre neuen Melodien spielt, ist immer das Erste, was veränderte Zeiten in ihrem Ideenschatze vornehmen, — und nirgends so wie hier erfordert eine andre Melodie auch ein andres Instrument. Aber auch noch aus einem zweiten Grunde gehört die Beantwortung dieser Frage stets an die Spitze der Schilderung geschlechtlicher Sitten eines bestimmten Zeitabschnitts: In der Umformung des physischen Schönheitsideals vom menschlichen Körper drängt sich das neue Wesen des sinnlichen Empfindens und Verlangens nicht nur in theoretischen Formeln, sondern physiologisch greifbar in die Erscheinung, es wird körperlich. Das jeweilige physische Schönheitsideal ist zugleich auch das Ideal der in jeder Zeit geschätztesten Charaktereigenschaften, denn es ist in seiner ideologischen Eigenschaft immer nur der Ausfluß der stets tätigen Vergottungstendenz, die den menschlichen Körper immer nach ihren speziellen Zwecken formt, — und einzig darum ist das Resultat auch in jeder Zeit ein andres.

Wieder entstanden somit in der Ideologie des achtzehnten Jahrhunderts ein neuer Adam und eine neue Eva. Oder richtiger: eine neue Eva und ein neuer Adam kommen in die Geschichte. Denn diesmal beginnt die Schöpfung des Menschen mit dem Weibe. So groß die Unterschiede zwischen dem einstigen gesellschaftlichen Sein der Menschen im Zeitalter der Renaissance und dem an dessen Stelle getretenen Zeitalter des fürstlichen Absolutismus sind, ebenso stark kontrastierte die neue Vorstellung, die man sich über das Ideal der physiologischen menschlichen Schönheit machte, von der früheren.

Die Renaissance hat die blühende Kraft bei Mann und Frau obenan gestellt, weil dies die wichtigste Voraussetzung für das schöpferische Vermögen jener Zeiten war. Das Zeitalter des Absolutismus fand im Gegensatz hierzu das Robuste geradezu verächtlich. Es war ihm in seiner ästhetischen Gliederung direkt unschön. Das ist wohl der augenfälligste Unterschied in der Schönheitsideologie dieser beiden Epochen, jedenfalls aber einer der prinzipiell wichtigsten. Denn einzig die Untersuchung, in was diese veränderte Anschauung ihre bestimmenden Gründe hatte, führt uns zur Erkenntnis des eigentlichen Wesens der Schönheitsideale, die das Zeitalter des fürstlichen Absolutismus erfüllten. Und darum müssen wir auch von diesem Wesenszug aus-



87. Galante Porzellanfigur. Nymphenburg



88. Galanter französischer Kupferstich von Voyez nach einem Gemälde von J. B. Pater

gehen, wenn wir eine plastische und klare Vorstellung von den Schönheitsbegriffen des Ancien Régime bekommen wollen.

Die Gesetze der Schönheit wurden in dieser Zeit, wie wir wissen, von einer Klasse geformt und diktiert, für die es, weil sie die Macht hatte, völlig auf Kosten andrer zu leben, nichts Verächtlicheres gab als die Arbeit. Arbeit, und vor allem physische Arbeit, ist dem Mitglied der herrschenden Klasse des Ancien Régime Schande. Arbeit erniedrigt den Menschen in der Lebensanschauung der Parasiten derart, daß der arbeitende Mensch für ihn überhaupt aufhört, „Mensch" zu sein. Vornehmheit und Adel besteht beim Parasiten sogar in erster Linie im Nichtstun, und das Nichtstun erhebt sich darum schließlich zur ersten Pflicht dieser Klassen und Volksbestandteile. Mit dieser Konstatierung ist der Widerspruch zwischen der physiologischen Schönheitsideologie der Renaissance und der des Absolutismus gelöst. Weil alle Ideologien einer Zeit, also auch ihre Schönheitsbegriffe, nur im übertragnen Sinne das allgemeine gesellschaftliche Sein der politisch herrschenden Klassen darstellen, so mußte in der Renaissance das Robuste und Gesunde schön sein, denn es ist im letzten Grunde der Typ des aktiven und des produktiven Menschen. Im Ancien Régime mußten dagegen die Vorstellungen

vom menschlichen Körper geradezu in der entgegengesetzten Richtung idealisiert werden: daß im einzelnen wie im ganzen als schön gilt, was sich überhaupt ungeeignet zur Arbeit erweist. Das war die Basis der Schönheitsideologie im Zeitalter des Absolutismus. Schön ist die zarte schmale Hand, die zur Arbeit unbrauchbar ist, weil sie nicht kräftig zuzugreifen, dafür aber um so delikater zu liebkosen vermag; schön ist das kleine Füßchen, das wohl zu tänzeln versteht, aber mit dem man kaum gehen, geschweige denn energisch und kraftvoll auftreten kann. Da für parasitische Klassen zur Arbeit auch die Aufzucht der nächsten Generationen gehört, so muß der Körper der Frau sich auch hierzu als ungeeignet erweisen. Schön sind kleine niedliche Brüste, nicht aber die herrlich strotzenden Nährquellen des Lebens, wie wir sie auf den Bildern des Rembrandt oder Rubens bewundern. Der ernstliche, Körperkraft fordernde Kampf ist aus dem Leben der die Gesetze der Schönheit bestimmenden Klassen ausgeschaltet. Der schöne Körper dieser Zeit strotzt also auch nicht von physischer Kraft. Er ist nicht trainiert, wohl aber gepflegt; er ist zierlich, oder wie die Zeit sagte: anmutig und graziös. Im „Leibdiener der Schönheit" (1715) heißt es: „Also, was schön ist, nennen wir im Teutschen auch hübsch, niedlich, zierlich, wohlgestaltet, fein, nett, brav". Das gilt natürlich ebenso von seiner Haltung, seinen Gesten und von allen seinen Bewegungen wie von seinen greifbaren Formen, denn diese werden doch vor allem durch Haltung und Geste pointiert, negiert und variiert. Es ist in allem das Spielerische. Diesem aber allein wird der Stempel der Vornehmheit aufgedrückt. Das heißt in einem kurzen Satz zusammengefaßt: In den typischen Linien des förmlich zum Nichtstun prädestinierten Menschen schafft und findet das Ancien Régime schließlich das wirklich aristokratische Ideal des Schönen. Der Mensch als Luxustier, der ideologisierte Nichtstuer, erhebt sich zum Gipfel der menschlichen Vollkommenheit, was man aber nicht mit „der



Soll uns im Neuen-Jahr ein Contrefait vergnügen,
So mahle man es fein und mit geschickten Zügen,
Daß man das Wichtigste vom Licht und Schatten trift,
Und manchen guten Mann ein löblichs Werkgen stift,
Der Liebe Leidenschaft sucht oft von vorn und hinden
Bey jedem Gliedertheil die Reitzungen zu finden,
Ja, das, was dunkel ist, treibt unsern Vorwitz an,
Daß man den schwarzen Floh im Finstern haschen kan.

89. Neujahrsgratulation aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts

Geistesmensch im Gegensatz zum physischen Tatenmenschen" verwechseln darf. Hier mag angefügt sein, das dies übrigens von jeher das aristokratische Ideal gewesen und es auch durch alle Zeiten, wenigstens in diesen Klassen, geblieben ist. In den andern aber immer nur so lange, als sie politisch derart von der Aristokratie unterjocht waren, daß sie auch geistig von ihr abhängig blieben.

Dem widerspricht nicht, daß auf der Höhe des fürstlichen Absolutismus die majestätische Gestalt bei Mann und Frau als schön galt. Der Typ des Majestätischen in dieser Zeit war nur die Pose der Kraft, nur ihre schauspielerische Demonstration. Darum präsentierte man auch nicht das Gewaltige, sondern stets das Übergewaltige. Und selbst dieses Ideal herrschte nur ganz vorübergehend. Es bezeichnet nur die kurze Zeit, in der der Absolutismus scheinbar unbestritten auf dem Gipfel seiner Macht stand, die Zeit von 1680 bis etwa 1700, das Zeitalter der Allongeperücke und der Fontange.

Nun kommen wir zum zweiten wichtigen Merkmal des Schönheitstypus des Absolutismus.

Der Nichtstuer ist in dieser Zeit, wie wir ebenfalls wissen, zugleich ein raffinierter Genießer: Das bestimmte die Entwicklung des Schönheitsideals in der Richtung des spezifisch Raffinierten. Der fundamentale Unterschied gegenüber der Renaissance besteht hier darin, daß zwar nach wie vor das Animalische in der Liebe die Hauptsache bleibt, aber im Animalischen nicht das Zeugende überwiegt, sondern das Technische. Es handelt sich immer um den technischen Vorgang in der Liebe, um den Weg. Darum wird in dieser Zeit auch nur das Werkzeug ideologisiert, richtiger ist: die verschiedenen Werkzeuge der Lust werden ideologisiert und in ihnen, den Mitteln des Genießens, auch alle Ideale konzentriert. Das bedeutet die systematische Ausschaltung des Schöpferischen aus der körperlichen Idealfigur des Menschen. Und das ist das Wesen alles Raffinements im Geschlechtlichen. Das Verlangen nach einem möglichst raffinierten sinnlichen Genuß tritt in der Schönheitsideologie in einer ganz charakteristischen Weise in Erscheinung. Weil der



90. Jollain: Das Bad. Um 1780

Tabula I. Probe eines sichtbaren general Registers, über ausländische Kupferstiche.



1 Die freygebige Geliebte.
2. Die Liebreiche Kleinfrau
3 Schönheit und Verstand.
4 Die Toilette.
5 Die Schöne in Gedanken
6. Allysidon, oder der Schmerzabend
7 Das Landmädchen.
8 Die Bezaubernde Echo.



9 Der kleine Haarmacherinn

10 Der neugierige Frauenzimmer-Affe

11 Der todte rückwärts liegende Soldat

12 Der verwundete Mahler

13 Der Tanzsaal [illegible]

14 Die Frau [illegible]

15 Das militairische Frauenzimmer

16 Der überlaufene Modenarr

J. J. Handlung derer zu London bey Sayer Bennet und Carrington Bowles ausgehender neuen englischen Mode Bildern, von großen Originalen ins kleine gebracht.

Zu welcher aus den vorschriftlichen Proben dieses sichtbaren general Vorgehens sich die meiste Samlungen [illegible] werden, zu deren mehrer Vervielfältigung wir geschwindesten und sachgetreu gefertiget werden. Aus der gemeinschaftlichen Akademischen Handlung in Augsburg, mit allergnädigster Kayserl. Reichs Freyheit und Verbot, solche nicht nachzustechen.

Prospekt einer Augsburger Kupferstichhandlung Um 1780



91. Galanter französischer Kupferstich

parasitisch Genießende naturgemäß nach immer neuer Vermehrung und Bereicherung seiner Genußmöglichkeiten strebt, darum ist das Erste, was er tut: er zerlegt die Genüsse, um sie zu vervielfältigen. Damit zerlegt er folgerichtig aber auch den menschlichen Körper. Der Genießer macht aus diesem ein Dutzend gesonderter, für sich allein bestehender Werkzeuge der Lust! Der Körper hört auf, eine Einheit zu sein, und wird zu einem Kompositum. Dadurch ist die frühere Harmonie, die das menschliche Schönheitsideal der Renaissance charakterisierte, völlig aufgehoben. Man sieht z. B. hinfort nicht sie, die Frau, als ein Ganzes, sondern man sieht an ihr in erster Linie die einzelnen Reize und Vorzüge: den kleinen Fuß, die schmale Hand, die delikaten Brüste, die schlanken Glieder und so weiter. Das sind aber nicht mehr bloß einzelne Teile ihrer Erscheinung, sondern die Frau ist



92. Galanter deutscher Kupferstich. Um 1760

nur ein mixtum compositum aus solchen Einzelheiten. Es sind die verschiedenen Gänge des erotischen Leckermahles, das die Frau einem Manne bieten kann. Dadurch aber entsteht wiederum eine ganz neue und ebenso wichtige Erscheinung.

Durch diese Auflösung der früheren Harmonie, die mit der Tendenz des Schöpferischen zusammenhing, hörte das menschliche Schönheitsideal auf, sich an den nackten Körper zu knüpfen. Es knüpfte sich hinfort kategorisch an den bekleideten Körper und ist von diesem nicht mehr zu trennen. Dadurch ist auch die Stellung zur Nacktheit eine völlig andre geworden. Es gibt jetzt gar keinen nackten Körper mehr, sondern nur noch einen entkleideten Körper, je nachdem: dekolletiert oder retroussiert. War die Bekleidung früher gewissermaßen nur Gewandung und in ihrer Ausgestaltung nur die schmückende Dekoration des nackten Körpers, so wird sie hinfort das Wesentliche. Die Kleidung ist im Zeitalter des Absolutismus die Lösung des Zeitproblems, die harmonische Einheit des

Körpers aufzulösen und ihn in seine „Reize" zu zerlegen, bei der Frau vor allem in Busen, Schoß und Lenden. Nachdem die Kleidung in dieser Zeit den Menschen in diese Einzelheiten zerlegt hat, ist sie zugleich der verbindende Rahmen für diese besonders geschätzten Einzelheiten des Körpers. Was vordem nackt vor der sinnlichen Vorstellung gestanden hatte, steht jetzt immer nur ausgezogen oder entkleidet vor ihr. Wenn man in dieser Zeit die Schönheit der Geliebten oder Gattin den andern überzeugend vor Augen rücken wollte, so ließ man sie nicht mehr nackt darstellen wie einst Heinrich II. Diana von Poitiers im Milchbad oder Philipp II. die Fürstin Eboli durch Titian auf einem Ruhebett (s. Renaissance Bild 19 und 101), sondern man ließ sie in einer Pose malen, in der durch ein verführerisches Décolleté oder Retroussé das Kleid einen ebenso verführerischen Rahmen um einen ganz besondern Reiz bildete und dadurch alle Blicke gerade auf diesen konzentrierte (Bild 17 und Beilage „Aber verschwiegen müssen Sie sein"). Diese Methode war freilich nicht anständiger, sondern nur raffinierter.

Bei der Betrachtung dieser Tatsache darf freilich nicht übersehen werden, daß dieses Hauptresultat noch durch einen weitern sehr wichtigen Vorgang und Umschwung in der allgemeinen Anschauung bedingt wurde. Nämlich durch das spezielle Wesen, durch das sich überhaupt das Fortschreiten der Kultur charakterisiert: die Jugend ist immer stürmisch, ihr ist das Ziel alles, und darum ist sie auch so schöpferisch. Das gilt von den einzelnen Klassen und vom Volksganzen genau so wie von der Einzelindividualität. Wenn deshalb die Menschheit eine neue Jugend erlebt — unter welchen Umständen es immer wieder dazu kam und auch in aller Zukunft dazu kommen kann, haben wir im ersten Band dargelegt (S. 99—106), — so strotzt sie förmlich von kühnen Taten. Das erklärt die schöpferische Produktivität der Renaissance auf allen Gebieten. Das Fortschreiten der Kultur, ihr Älterwerden, besteht dem gegenüber darin, daß sie nicht in derselben Weise zum Ziele drängt, sondern vielmehr auf ein Vergrößern der Distanzen zu dem bestimmten Ziele bedacht ist: sie konstruiert immer neue und immer größere Umwege. Nicht die Erfüllung, sondern der Weg zum Glück ist hinfort



93. Boucher: Die belauschte Schäferin

das Erlebnis. Es ist dies das Ergebnis des allgemeinen Dranges nach Ausgestaltung und Veredlung des Lebens, also im letzten Grunde das Wesen nach Vervollkommnung der Menschheit. Dadurch unterscheidet sich jede spätere Kultur von einer primitiven Kultur. Dieses Anlegen von Umwegen gilt für alle Kulturgebiete ohne Ausnahme und in markantester Weise auch für alle Bestandteile des Geschlechtlichen.

Nun repräsentiert der fürstliche Absolutismus gegenüber der Renaissance in den Resultaten zwar keine höhere, aber im Tatsächlichen ohne Zweifel doch eine entwickeltere Kultur. Sie ist nur dies eine, weil die höchsten Lebensideale der dieser Zeit das Gepräge gebenden Klassen ausschließlich im sinnlichen Genießen kulminieren. Je mehr aber ein Zeitalter den sinnlichen Genuß in den Vordergrund rückt, um so raffinierter formt man die Umwege in geschlechtlichen Dingen. Der Sieg in der Liebe wird in hundert Einzelsiege zerlegt, und bei jedem einzelnen müssen erst mehrere Barrikaden erstürmt werden, auch wenn die schließliche Niederlage schon von vornherein zugestanden ist. Jede erotische Mahlzeit erhält ein Dutzend Gänge, und das Hauptstück ist nur die Krönung, aber dies nicht einmal unter allen Umständen. Jedenfalls wird dieses Hauptstück überhaupt nur dann geschätzt, wenn die köstlichen hors d'œuvres vorangehen oder wenn es von diesen reichlich garniert ist. Man begehrt vom sinnlichen Genuß ein Menu köstlicher Leckerbissen, die nur den Gaumen reizen und immer auf eine andre Art. Man verpönt in gleicher Weise die derbe Hausmannskost, die nur den Sinn für das Hauptgericht gestattet, an dem man sich nach Herzenslust sättigt, so daß kein weitrer Wunsch übrig bleibt. Direkt aufs „Endziel" loszugehen, das ist hinfort nur noch die Manier der Bauern und der Tölpel. Wenn es bei andern manchmal doch geschieht, so nur als Variation, die ebenfalls nur als ein Leckerbissen gekostet wird.

Diese Zwecke formen die oben schon erwähnte besondre Note des zeitgenössischen Schönheitsideals. Sie führen zur Pointierung alles Körperlichen in der Richtung des Raffinements. Und diese Pointierung besteht darin, daß an die Stelle des wirklich Schönen das Pikante tritt, das Pikant-Wollüstige an Stelle des Gesunden und Derben. Pikant sein, das ist das wahre Schiboleth der Schönheit jener Zeit, das über alles andre den Sieg davonträgt, nicht nur über die sichtbare Disharmonie, sondern sogar über die nachweisbare Häßlichkeit.

Pikant ist zum Beispiel an der Gesichtsfarbe die interessante Blässe: das Symbol der physischen Zartheit und außerdem der Stempel, den die der Liebe geweihten Nächte dem Gesichte aufprägen. Die Farbe der Haut ist in dieser Zeit weiß, und nicht blühend von gesättigter Frische und Gesundheit. Das Letztere gilt sogar als bäurisch. Im „Kuriosen Antiquarius" vom Jahre 1712, einer in Hamburg erschienenen Völker- und Sittenschilderung, heißt es: „Das Frauenzimmer liebet keine Röthe im Gesicht, sondern halten blaß sein für eine Schönheit." Der französische Graf von Tilly schreibt in seinen Memoiren von einem jungen Mädchen, einem Fräulein von Lorville, in das er sich verliebte:

„Bald hätte ich eine Haupteigenschaft vergessen, eine schmachtende Blässe. Ich will nicht behaupten, daß ein Maler sie für eine streng vollkommene Schönheit gehalten haben würde; soviel



LE PLAISIR DE L'ÉTÉ

En sortant de ce bain dont la fraicheur charmante,
idon, a pû calmer les feux,

Le Tableau est dans le Cabinet de M.r l'Abbé de Majainville Con.er au Parlement

Philis nous connoissons qu'au gré de votre attente
Ce petit Dieu, s'est sauvé dans vos yeux.

Paris chez L. Surugue Graveur du Roy, rue des Noyers, attenant le Magasin de Papier, vis-à-vis S.t Yves. A.P.D.R.

aber ist außer Zweifel, kein gefühlvoller Mann von gesunden Augen und gesundem Verstande würde den Wunsch unterdrückt haben: „Wäre sie dein!"

Und daß man sich durch besondre Blässe auszeichnet, darauf weist jede Dame noch besonders durch die den Kontrast bildenden schwarzen Mouschen hin, nämlich die sie sich auf Wangen, Stirn und Nacken klebt. Im „Frauenzimmer-Lexikon" vom Jahre 1715 heißt es:

Mouschen oder Schmink-Pflästerlein seind klein und große von schwarzen Taffet in allerhand Figuren ausgeschnittene Flecklein, so das Frauenzimmer in das Gesicht oder auf die Brüste zu kleben pfleget, um ihre Haut dadurch weißer und beliebter zu machen.

Weil man Blässe des Gesichtes für schön fand, darum kam im achtzehnten Jahrhundert auch der ungeheure Verbrauch von Puder auf; freilich noch aus einem andern wichtigen Grunde, von dem jedoch erst weiter unten zu sprechen sein wird. Die Haut darf nur zart gerötet sein, wie leicht durchschimmert von dem heimlichen Feuer des stets vorhandenen Verlangens und Bereitseins zur Galanterie. Ein Feuer, das bloß elektrisiert, aber nicht verzehrt. Weder den Herd, auf dem es brennt, noch den Gegenstand, den es ergreift.

Pikant und darum schön ist der Mund, wenn er einem Kelche gleicht, dem Wollust entströmt und aus dem man nur Wollust trinken will. Nach Wollust soll der Atem duften. Die Lippen sollen so geformt sein, daß sie jeden zum Küssen reizen, und sie sollen beim Küssen stets von verhaltner Wollust beben. Im „Leibdiener der Schönheit" heißt es:

Der Mund ist der Vorhof der Liebe und als ein Balsam Büchslein, das nach lauter Freud und Lieblichkeit riechet, sonderlich da zugleich aus dem Munde, als aus einem März-Gärtlein ein anmutiges Frühlings-Lüftlein ausgehet.

Und speziell über die Lippen heißt es im selben Buche:

Der Lippen Schönheit bestehet darinnen, wenn, beide mit einem dünnen Häutlein überzogen, dadurch die annehmliche Purpur-Farbe oder rothe Corallen-Tinctur als durch ein Glas scheine. Diese sind der Acker, worauf die Liebe den Zucker und Honig der Holdseligkeit säet, welchem die Liebhaber und Liebhaberinnen gleich wie die Bienen so emsig nachgeben, und einander so inbrünstig ablecken, ich meine das Küssen mit dem sanften Einbeißen und Schmatzen oder Klatzschen, davon das Wort Schmätzlein entstehet, und diese heißen die Poeten molles morsiunculas, ein sanftes und liebreiches Beissen.



Der Vergleich mit der Rosenknospe
95. Französischer Kupferstich nach Saint Aubin



Wer hat den kleinsten Fuß?
96. Deutsches Schabkunstblatt

Als Venus wird eine Frau gerühmt, deren Brüste „köstlichen Zuckerballen der Lust" gleichen und deren Lenden sich wie „wollüstige Hemisphären der Glückseligkeit" darbieten. Die Gliedmaßen sollen „Efeuranken der Zärtlichkeit" sein. Die Brüste sind nicht Quellen des Lebens, sondern Becher der Lust. Das Gleiche gilt von den raffinierten Linien, die man als das Ideal der Schönheit für die Schenkel, die Hüften und die Lenden preist. Man liebt an ihnen die Linien der Erfahrung und der Geschicklichkeit. Dem Positiven entspricht das, was man von nun ab ablehnt. Man degoutiert den heroischen Gliederbau, die mächtig ausladenden Hüften und die prallen Lenden. Solche einstmals als königlich bezeichneten Formen jagen jetzt Schrecken ein. Man verabscheut die massiven Arme und Schenkel, die den Beglückten wie mit Eisenklammern umspannen, um ihn nicht früher preiszugeben, als bis er seine ganze Kraft ausgeströmt hat. Die Körper sollen fein gegliederte Werkzeuge des Vergnügens sein, die in der Aktion ein langes und vor allem ein abwechslungreiches Programm der Liebe in Aussicht stellen. Vom Körper der Frau wird verlangt, daß er ein delikates Spielzeug für alle



97. **Selbstprüfung.** Galanter französischer Kupferstich von Voyez

denkbaren Phantasien verliebter Galanterie sei, von dem des Mannes, daß er in seiner Erscheinung eine Verkörperung darstelle, die immer neue Variationen, immer andre Melodien auf diesem kostbaren Instrument zu spielen vermag. In der leipziger Sammlung „Verstoßene Kinder der Musen" ist ein Wettstreit zwischen den Sperlingen und den Turteltauben abgedruckt, eine deutsche Nachahmung einer französischen Fabel aus dem achtzehnten Jahrhundert, darin es heißt:

Zwei Sperlinge, zwei Turteltäubchen,
Und zwar von jedem Mann und Weibchen,
Bestritten sich den Preis in jenem schönen Spiel,
In dem ein jeder ihn so gern erringen will.
Mit seinem Mut und seinen Siegen
Macht sich der Spatz gewaltig breit. —
„Kaum," hub er an, „seh ich mein Siechen,
So zeig ich ihr auch meine Zärtlichkeit.
Ich fliege weg, ich eile mit Entzücken
Zu ihr zurück, und dann von neuem fort;
Weit schneller, als Gedank und Wort,
Vermag ich mich durch Taten auszudrücken."
Die Taube hört ihn ohne Neid im Herzen,
Und sprach: „Dies alles ist recht schön,
Wenns nur von Dauer ist, — doch muß ich frei gestehn,
Du weißt sehr wenig noch von süßer Liebe Scherzen.
Was vorher geht, was nachfolgt, das gewährt
Die höchsten Freuden in dem Spiele,
Nicht jede Lust, die du so schätzest, nährt
Der Wollust herrlichste Gefühle!



Ruhen

Galantes Gemälde von Francoi



hen

taatl. Pinakothek, München

Albert Langen, München

Sie keimen bloß in dem Vergnügen,
Das immer zwar dasselbe ist,
Doch welches man in langen Zügen
Stets auf verschiedne Art genießt."

Dieses Programm ins Körperliche übertragen ist das Ideal der physischen Schönheit der galanten Zeit. Idealtypen dieser Zeit sind bei Mann und Frau jene, die noch in ihrem Alter diese Aufgaben durch ihr Äußeres zu lösen sich geeignet zeigen.

Damit wurde jetzt auch die Stellung gegenüber dem Altwerden eine andre. Weil in der Renaissance die restlose Erfüllung obenan stand, so war damals das Wiederjungwerden die heißeste Sehnsucht aller. Das Zeitalter des Absolutismus ignorierte das Altwerden, indem es Jugend durch Raffinement verlängerte, und Erfüllung durch Begierde und vor allem durch Variation ersetzte. Auf diese Weise blieb man gewissermaßen immer jung. Das Phantasiegemälde der Ninon de Lenclos, die noch in ihrem achtzigsten Jahre die Männer berückt haben soll, ist der von der Ideologie der Wirklichkeit gebotene Beweis dafür. Denn diese Ninon de Lenclos hat, wie die moderne Forschung erwies, nie gelebt. Alle Welt puderte sich damals, selbst die Kinder wurden gepudert. Aber nicht, um sich alt zu machen, puderte man sich, sondern um gleich alt zu sein. Der Sonne Stillstand zu gebieten, ist die Lösung des Problems. Die starke Verwendung der Schminke, die ebenfalls dem achtzehnten Jahrhundert ihr spezifisches Gepräge verlieh, resultierte aus denselben Ursachen. Die Natur hat man nie in seiner Macht. Man schuf sich also künstlich die Farbe, die man als die typische der Schönheit hält. In dieser Absicht schminkten sich damals Mann und Frau. Im Besondern ist freilich auch in jenen Zeiten die Schminke das Mittel der einzelnen Frau, der Zeit Stillstand zu gebieten und durch die entsprechende Retusche ein Jahrzehnt lang in des Lebens Lenz zu stehen und unter keinen Umständen „alt" zu werden. In dem Gedicht: „Der Renommist" von Friedrich Wilhelm Zachariä (1726—1777) heißt es über die leipziger Frauen:



98. J. J. Haid. Deutsches koloriertes Schabkunstblatt



99. Der willkommene Zeuge. Galanter französischer Kupferstich

Ganz Leipzig hob sich nun halbtaumelnd in die Höh.
Zur Arbeit ging der Mann, die Dame trank Kaffee;
Die Schöne malte sich mit Rosen ihre Wangen,
Und Lilien blühten auf, die in der Nacht vergangen.

Im ganzen Leipzig war kein einzig Mädchen alt.
So sehr verbesserte die Schminke die Gestalt;
Kein Blätterchen fuhr auf; die Musche mußt es decken,
Und wo auch keines war, lag doch ein schwarzer Flecken.

Abraham a Santa Clara ist etwas unhöflicher in seiner Charakteristik, er schreibt in seinem „Gehab dich wohl" über die Frau, die die Zeit rückwärts revidiert:

Ihre Falten überschmiert sie mit Turnisoll, Bleyweiß und anderer Schminke, hat beynebenes etliche helffenbeinerne Zähn im Maul, welche ihr der Arzt eingesetzet.

Wie groß die Rolle der Schminke im Ancien Regime war, wie viel und eifrig sie sogar im simplen Bürgerhause, und zwar von der Magd wie von der Herrin gebraucht wurde, schildern zahlreiche Berichte. In der aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts stammenden „Jungfern-Anatomie" heißt es:

Wenn ich erzählen sollt, die Schminken alle sagen,
Müßt ich vier Wochen erst die Apotheker fragen
Wodurch die Stirne glänzt, wodurch die Backen rot.
Das ist dem Jungfervolk ihr täglich liebes Brodt.
Da müssen sein Zibeth, der Bisam, Balsam-Puder,
Es muß bestrichen sein das ganze Leib-Gepluder
Mit Salben bester Art. Es wäscht, es badet sich
Das stoltze Jungfer-Tier sehr wunder- wunderlich . . .
Sie pflegen sonsten auch die Backen scharf zu reiben.
Mit rothem Leder sich die Röthe drauff zu treiben.
Ja, jene Jungfer aß nicht mehr als Sauerkraut:
Vermeinte dadurch auch zu kriegen schöne Haut.

Aus dem bürgerlichen England kam übrigens damals schon die Opposition gegen das Schminken. Taine schreibt:

Als Lady Mary Wortley Montagu zum Besuch des Hofes des Regenten von Frankreich kam, brachte sie unsere dünnen, gemalten, affectierten Schönheiten nicht wenig in Aufruhr und hielt ihnen mit Stolz als Gegensatz die natürlichen Reize und die lebhaften Farben der unentweihten Gesichtshaut der Engländerin entgegen.

Dieses gute Beispiel wirkte sicher mehr, als wenn Abraham a Santa Clara die folgende Schimpfkanonade gegen Schminken losließ:

Ihr Kohttbutten, ihr Müst-Confect, ihr gefirneiste Erdschollen, ihr muffende Krauttöpf, ihr glantzende Maden-Säck, ihr gemahlte Sautrog, ihr überzogne Waldschwamm, ihr pollierte Luder, ihr verzuckerte Aaß, ihr vermäscherte Elendhäut, ihr versilberte Eyterbotzen, ihr verwüster Wust (euch verstehe ich hoffertige Weiber) und zwar diejenige, welche mit der von göttlicher Allmacht ertheilter Bildnuß nit zufrieden, sondern selbes mit allerley erdencklichen Mitteln suchen zu verbessern. Aber macht euch nur mit frembden Anstrich roth, der Teuffel wird es euch zu seiner Zeit braun genug machen.

Richtiger: weder das gute Beispiel noch die Schimpfkanonade wirkten länger als einen Tag, weil eben die zeugenden Ursachen, die Lebensbedingungen des damaligen gesellschaftlichen Seins, damit nicht aus der Welt geschafft waren. Diese wirkten nach wie vor unvermindert weiter, und darum mußte schließlich alles beim



Belauscht

100. Charles Eisen. Galanter französischer Kupferstich



101. Jollain: Venus. Nach einem Rötheldruck

Alten bleiben oder wieder dazu zurückkehren. Derartige Gebräuche sind eben nie willkürliche Schrullen, die als solche auftreten und verschwinden, sondern unvermeidliche Notwendigkeiten, die zum Ganzen gehören und nicht für sich allein aus dem Bilde der Zeit ausgetilgt werden können.

Diese Wandlung, die alle Menschen gleich machte, schaltete auch die Wertschätzung der Reife aus, die der Renaissance eigentümlich war. Denn die Reife trägt Früchte. Man will aber die Blüte ohne die Frucht, das Vergnügen ohne seine Konsequenzen. Denn diese verderben Spiel und Scherz, zum mindesten unterbrechen sie es sehr bald und für lange. Man liebt die Jugend und kennt nur eine Schönheit der Jugend. Die Frau wird nie älter als zwanzig, der Mann nicht älter als dreißig. Das heißt: man ist entweder unter zwanzig oder über sechzig. So malt auch die Kunst mit Vorliebe die Menschen. Das typische Rokokoporträt kennt bei keiner Frau die Reife. Es ist im Körperlichen die Zärtlichkeit und das Spiel an Stelle der Leidenschaft, das Versprechen an Stelle der Folgen. Die nach Liebe girrende Jungfrau ist deshalb der köstlichste Typ der Zeit. Wenn im 17. Jahrhundert jede Frau vierzig Jahr alt zu sein scheint, so ist das nur eine Formel für das Majestätische. Vom Praktiker wird freilich jederzeit auch die erfahrene Frau geschätzt, denn bei dieser gibt es keine Gefahr, dagegen eine endlose Vermehrung des Vergnügens. In einem Gedicht aus der deutschen Barockzeit heißt es:

Fragst du, welche von den beiden unsrer Liebe mehr genießt,
Die im Lieben unerfahren oder die erfahren ist,
So ist meine Meinung die: beide werden dich betrügen,
Aber jene bringt mehr Ruhm, und die letzte mehr Vergnügen.

Je raffinierter die Kultur des Absolutismus sich gestaltete, um so mehr bevorzugte man sogar die Frühreife, den Jüngling, der den kraftvollen Mann posiert, die Jungfrau, die schon im Mädchenalter das pikante Genußinstrument markiert. Diese Schönheit verklärte die Zeit am häufigsten, denn diese beiden kamen ihren Idealen am nächsten. In den darstellenden Künsten wurden darum alle Körper ins Mädchen- und ins Knabenhafte getrieben. Das ist übrigens das typische Zeichen des Altwerdens einer Kultur. Was vom Einzelindividuum gilt, gilt auch von der Bewegungslinie der Kultur. Der Mann auf der Höhe seiner Kraft liebt das Weib im Stadium seiner höchsten fraulichen Entfaltung, der Greis findet für seine verlebten Begierden den größten Reiz in der Unreife, ihn lockt der Busen, dessen Konturen sich erst leicht andeuten. Genau so ist es bei der Frau. Sie liebt in ihrer Blüte den Mann, der ihren Appetit sättigt. Die überreife Frau und gar die Matrone, die den liebeskräftigen Mann nicht mehr zu reizen vermag, buhlt um die Liebe des Knaben, der die ersten Regungen der Mannbarkeit kostet. Ihr Ehrgeiz ist, die Erstlinge seines Liebeslebens zu pflücken. Der alte Onkel, der die kaum flügge Nichte zum ersten Male auf den Ozean der Liebe führt, und die alte Tante, die den schmucken Neffen in die Mysterien der Liebe einweiht, sind überaus beliebte Motive der künstlerischen Darstellung im Rokoko. Der wohlwollende Onkel prüft, ob die kleine Nichte nicht zu eng geschnürt ist, und schiebt



102. Die Badenden. Gemälde von H. Fragonard. Louvre. Paris

die Hand zwischen ihr Mieder. Die neckische Tante wünscht, daß der sympathische Neffe ihr einen Floh suche, und sie enthüllt ihm dabei die reichen Schätze ihrer überreifen Schönheit. Das sind immer die ersten Lektionen in der Liebe, die Spiele an Stelle der Erfüllung. Wenn eine Kultur alt wird, werden diese Merkmale des individuellen Greisenalters die Züge des allgemeinen Empfindens. Darum ist der Kult des Kindlichen auch vor allem die Note des niedergehenden Absolutismus. Als das Pikanteste erscheint dieser Zeit schließlich die gegenseitige Liebe der Unreife: Liebesszenen zwischen Knaben und Mädchen, die noch weit von der Schwelle der Mannbarkeit entfernt sind. Das ist der Ausklang der Zeit, deren Auftakt einst die Begeisterung für Rubenssche Formen gewesen ist. —

Gott ehrt man nicht nur dadurch, daß man möglichst viel von ihm spricht, sondern auch dadurch, daß man nur von ihm spricht, nur ihn lobt und preist. Das Zeitalter des Absolutismus war das Zeitalter der Frau und die Frau war die Gottheit der Zeit. Sie ist in dieser Zeit das verkörperte menschliche Ideal überhaupt. Daraus erklärt es sich, daß es damals eigentlich nur ein Schönheitsideal der Frau gibt, und daß der tausendfach entkleideten und in ihrer Schönheit enthüllten Eva fast niemals ein in gleicher Weise enthüllter Adam an die Seite gestellt wird. In der Kunst des Rokoko existiert der nackte Mann nur sehr spärlich. Und ebensowenig der entkleidete Mann. Denn das Vergnügen, das die Frau beim Manne findet, ist nicht in gleicher Weise von der physischen Gestalt abhängig. Der Mann braucht körperlich nicht schön zu sein, um die ihm obliegenden Funktionen zu erfüllen. Darum bleibt er angezogen, wodurch er außerdem die pikante Wirkung der entkleideten Frau noch mehr steigert. Die Phantasie und die Begierde müssen einzig beim Manne dominieren. Deshalb wandelt er sich in der Ideologie zum Faun, zum Satyr und schließlich zum Priap, das heißt, zur Verkörperung der ständigen sexuellen Begierde. Die Frau aber bleibt die Rokokodame der Gesellschaft, auch wenn sie als Nymphe den Werbungen dieses lüsternen Fauns lauscht. (Siehe Beilage „Faune und Nymphen".) Damit ist der Mann auf seine Weise ebenfalls als Gesamtbegriff ausgeschaltet. Er ist nur noch ein Begriff sublimierter erotischer Begierde.

Das von der Zeit geschätzte männliche Ideal präsentiert sich nur in der Kleidung, und hier findet man seinen vollendetsten Typ im eleganten Hofmann. Ursprünglich, in den Zeiten des Aufstieges des Absolutismus, posierte er durch die majestätische Gebärde, die sich jeder Mann zulegte. Jeder wollte den Herrgott darstellen, der in ihm über die Erde schritt. Mit Hilfe der Allongeperücke, die selbst den biedern Kopf von Gevatter Schneider und Handschuhmacher im Handumdrehen in ein Ehrfurcht gebietendes Jupiterhaupt wandelte, wurde dieses Problem glorios gelöst. Aus diesem Furcht erweckenden Herrgott wurde jedoch sehr bald ein geschmeidiger Elegant. Um so schneller, je mehr das laissez faire, laissez aller und das après nous le deluge zum allgemeinen Lebensprinzip der herrschenden Klassen wurde. Der geschmeidige Elegant, aus dessen Äußeren man auf den ersten Blick erkennt, daß er jede Situation mit Eleganz und Grazie auszunützen



103. Französischer Kupferstich von Chavillet nach einem Gemälde von Peters. (Das Bild zeigt die Gattin des Malers)



104. Nach einem Gemälde von Coates

weiß, daß er selbst der zweideutigsten Situation gewachsen sein wird und daß er außerdem sein ganzes Leben dem Dienst der Venus geweiht hat, — das ist hinfort der Mann: Adonis in Escarpins. Auch wo er, wie in den Götterfiguren, nackt dargestellt wird, ist er niemals mehr ein wirklicher Jupiter, geschweige denn Herkules, sondern stets Adonis. Die Kräfte eines Adonis reichten in dieser Zeit vollkommen aus. Denn die Frau wurde in dieser Zeit nicht mehr erobert und bezwungen durch die Gewalt einer entfesselten Leidenschaft, die die Frau vielleicht empört und verletzt, sie jedoch gleichzeitig jede Kühnheit verzeihen läßt, sondern sie wurde vom Manne umschwärmt, durch tausend pikante Artigkeiten gefesselt und besiegt. Und darum wurde auch alles Tun des Mannes zierlich und kokett, er wurde mehr zum Falter als zum kühnen Eroberer. Kokett und zierlich gestaltet er seine gesamte physische Erscheinung. Georg Sands Großmutter erzählte ihrer Enkelin:

„Dein Großvater war schön, elegant, sorgfältig gekleidet, fein parfümeriert, munter, liebenswürdig, zärtlich, froh bis an den Tod. Damals hatte man keine häßlichen körperlichen Schmerzen. Lieber starb man auf einem Ball oder im Theater als in seinem Bett zwischen vier Wachskerzen und häßlichen schwarzen Männern. Man genoß das Leben, und wenn die Stunde, wo man es verlassen mußte, kam, suchte man nicht andern ihre Lebensfreude zu rauben. Das letzte Lebewohl meines Mannes bestand in der Aufforderung, ihn lange zu überleben und mir das Leben angenehm zu machen."

Das führte schließlich dazu, daß das eigentlich Männliche aus dem Typ des Mannes völlig verschwand. Er wurde in den Niedergangszeiten förmlich zum weibischen Mann, und der Feminismus wurde der Wesenszug seiner ganzen Existenz. Weibisch wurden seine Manieren und seine Kleidung, weibisch seine Bedürfnisse und sein ganzes Gebaren. In den zeitgenössischen Annalen von Archenholz ist dieser in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts allgemein gewordene Typ in den folgenden Sätzen fixiert:

Die Männer sind jetzt mehr als in irgend einem Zeitraume den Weibern ähnlich. Sie tragen ihre Haare lang gekräuselt, mit Mehl bestreut und von Wohlgerüchen duftend; sie verdicken und verlängern sie durch geborgte Locken; sie legen die zu den Schuhen und Kniegürteln gehörigen Schnallen als unbequem bei Seite, und bedienen sich an derer Statt seidener Bänder; auch die Degen werden, wo es nur mit Anstand geschehen kann, der Bequemlichkeit halber nicht angelegt;



Faune und Nymphen

Galanter französischer Kupferstich von Demarteau nach Caresme. Um 1770

Alpen-Langen, München

ihre Hände bekleiden sie mit Handschuhen; ihre Zähne werden nicht bloß geputzt, sondern weiß gemacht, und ihre Gesichter gemalt. Die Männer entwöhnen ihre Füße vom Gehen und Fahren, wo sie nur können, sehnen sich nach weichlichen Speisen, nach bequemen Polstern und sanften Lagerstätten. Um auch den Weibern an Putz nicht nachzugeben, so müssen feine Leinewand und Spitzen zum täglichen Gebrauch dienen; sie umgürten sich mit Uhren, bedecken die Finger mit Ringen und füllen ihre Taschen mit Tändeleien.

So wandelt in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der ehemalige Herrgott in Pagenhöschen. Bei seinem Anblick ist man außerdem im Zweifel, ob sich nicht in Wahrheit eine mokante Zofe dahinter verbirgt. Das ist der höchste Triumph der Herrschaft der Frau im Zeitalter des Absolutismus: die ihrem Wesen entsprechenden Linien werden Stil des ganzen Lebens. —



Angebliches Porträt der Ninon de Lenclos im Alter von 90 Jahren

105. G. F. Schmidt. Deutscher Kupferstich

Faßt man alles das zusammen, so darf man ohne Übertreibung sagen, daß es sich in dem Schönheitsideal, das in dieser Zeit entstand, weder um ein bewunderns- noch um ein beneidenswertes Ideal der menschlichen Schönheit handelt. Denn es ist eines, das nur in die berückenden Niederungen des Vergnügens und des im Selbstzweck sich erschöpfenden Genießens hinabführt. Seine Gaben lassen selbst den nicht satt werden, der hier mit vollen Zügen genießt, denn es wird jeder mit ungestillter Sehnsucht entlassen. Die Begeisterung, mit der in dieser Zeit das Lob der von ihr konstruierten Schönheit gesungen wurde, darf uns darin nicht irre führen, denn durch den Klang der stolzen Worte darf man sich nicht über ihren wirklichen Inhalt täuschen lassen. Maßgebend für die Beurteilung sind immer nur die Ziele, zu denen die Menschen geführt werden sollen.

* * *

Die Art des Kultus, der mit den einzelnen Attributen der weiblichen Schönheit getrieben wurde, ist ein wichtiger Beweis für die Tatsache, daß es sich damals um ein Zeitalter der Frau handelte. Denn die Formen dieses Kultus sind im einzelnen wie im ganzen Bestätigungen der in den vorstehenden Ausführungen entschleierten Tendenzen. Da die Dokumente, in denen dieser Kultus Form gefunden hat, zugleich einen Teil des Quellenmaterials darstellen, aus dem wir diese Tendenzen ableiteten, so sind sie außerdem jene Bausteine, die überhaupt erst eine plastische Vorstellung der zeitgenössischen Schönheitsideale ermöglichen.

Berauschender erklang wohl nie der Hymnus zu Ehren der erotischen Schönheit der Frau als in diesem Zeitalter. Keine andre Epoche kam ihr darin gleich, und jede andre verblaßt neben ihr. Die galante Zeit hat dieser Aufgabe sogar den Hauptteil ihrer gesamten schöpferischen Produktionskraft gewidmet. Die Verherrlichung des Busens, der bei der mittelländischen Rasse immer der Inbegriff weiblicher Anziehungskraft gewesen ist, steht natürlich auch in dieser Zeit in allen Ländern und Formen obenan. Hippel schreibt:

„Sonst muß ich noch anmerken, daß der größte Reiz des Frauenzimmers im Busen besteht ... Ein nacktes Frauenzimmer wird sich, ob es gleich an anderen Orten noch nötiger wäre, den Busen (weil der Blick ihn zuerst erreicht und sie durch eine Bedeckung der Küste sich vor einer Landung verwahren will) mit den Händen verhalten. Die Natur selbst hat den Busen für den größten Reiz erklärt und als das beste Brodt ans Fenster gelegt."

Kein Wunder also, daß der Schönheit des Busens die glühendsten Ruhmesworte erklingen. Die Sprache scheint den meisten zu arm zu sein, um seine Schönheit zu erschöpfen, denn immer schwelgt man bei seiner Schilderung in neuen Bildern und Vergleichen. Schon die bloße Beschreibung seiner Vorzüge ist häufig ein begeistertes Lobreden. Nach dem „Leibdiener der Schönheit" sind die Brüste schön



Vervielfachte Reize

106. Schall. Galanter französischer Kupferstich

vornehmlich, wenn solche Apfelförmig, weiß wie ein gefallener Schnee, und so groß seyn, als eine jede mit ihrer Hand bedecken kan, welches denn das rechte Maß dieses schwesterlichen Paares seyn soll. Soviel vom Wohlstand der Brüste.

Die Dichter sind derselben Meinung, der Deutsche Uz sagt: „Fleischigt sey sie anzufühlen Und gewölbt die weiße Brust." Am schönsten sind die kleinen Brüste, die nicht größer sind, als daß sie eine Hand umspannen kann. Dies preist und erklärt schon ein Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts: „Die brüste gleiches falls, die eine hand spannt ein; die Gipffel müssen drauff gleich kleinen erdbeern sein." Als besondre Schönheit des weiblichen Busens galt jedoch — dies freilich zu allen Zeiten —, wenn die beiden Brüste weit voneinander abstehen und beide nach auswärts gerichtet sind: zwei feindliche Schwestern,



107. Vor dem Spiegel. Galanter französischer Kupferstich

die sich gegenseitig niemals ansehen. Ein andrer Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts schreibt:

Auch müssen weit entfernt sich zeigen jene Hügel
Der schwanengleichen Brust, daß mit verhängtem Zügel
Die brunst, wenn sie genug mit Küssen hat gespielt,
Durch dieses Thal kann gehen, wo sie wird abgekühlt.

Als die wollüstigsten galten allen die schneeig weißen Brüste. Der Magister Lauckhardt sagt in seiner Lebensbeschreibung von einem Mädchen, um dessen Gunst er buhlte: „Marianne hatte, abgesehen von ihrer hübschen Figur, einen Busen, weiß wie Schneeflocken, vor dem auch der größte Tugendbold lüstern werden mußte."

Aber diese beschreibenden Schilderungen verblassen völlig neben dem Dithyrambus, der der Schönheit des Busens in Literatur und Kunst erklingt. Hier gibt

16*

es einen Anfang und ein Ende nur in der Zeit, aber nicht in der Begeisterung und der Steigerung des Entzückens: „Die jungen Hügel ihrer Brust“ sind in der Asiatischen Banise, einem vielgelesenen Roman des siebzehnten Jahrhunderts, „alabasterne Berge der Liebe“. In dem niedlichen Gedichte: „Dorchens Reize“, das ungefähr ein Jahrhundert später entstanden sein dürfte, wird die Schönheit ihres Busens mit den Worten beschrieben:

Der elast'sche Busen wallend,
Durch zwei Knöspchen, die er trägt,
Schöner noch ins Auge fallend,
Zeigt mir, wo das Herz dir schlägt.

So symmetrisch wölben, spalten,
Konnt ihn nur die Meisterhand,
Die, dich herrlich zu gestalten,
Deines Leibes Form erfand.

Und zwischen diesen beiden Zeitpolen pulsiert und rauscht in glühenden Akkorden die unerschöpfliche Skala der Begeisterung, die keine seiner Schönheiten übersieht, keine der Wonnen, Seligkeiten und Qualen vergißt, in die sein Anblick oder sein Entzug den Verliebten stürzt. Aus diesem unerschöpflichen Reichtum hier nur ein weniges. In dem Gedicht: „Stilles Lieben“ heißt es: „Dieser schönen Wunderballen Blähen und auch Niederfallen, einem Marmormeere gleicht.“ In dem Gedicht „Entschließe dich!“ frägt der Dichter: „Wer aber ist so frei von diesen Zauberballen, daß er vor ihnen nicht sollt auf die Kniee fallen?“ Der Dichter von „Meine süße Hoffnung stirbt“ erklärt: „Solcher Äpfel Milchkorallen heißen die verbotne Frucht, die ich auf den Marmolballen Mir zum Tode selbst gesucht;“ und am Schluß desselben Gedichtes fleht der Dichter: „Laß den Schnee gewölbter Brüste Meine Totenbahre sein.“ Die Seele eines andern Dichters „taumelte auf ihrer Brüste Schnee, die stolzen Bergen gleich von wegen ihrer Höh am Gipfel etwas rot, sonst ganz beeiset schienen“. In einem Gedicht, das aus dem Kreise der schlesischen Dichterschule stammt und den „Streit der schwarzen Augen, roten Lippen und weißen Brüste“ untereinander schildert, wem von ihnen die größte Siegkraft eigne, tragen die weißen Brüste selbstverständlich den Preis davon: „Ihr brandbefreiter Schnee kann Felsen selbst entzünden und unsre Blumen tilgt kein heißer Sonnenschein.“ Diese Form, die Schönheit des Busens zu verherrlichen, ist bei den Vertretern der schlesischen Dichterschule besonders häufig.

Die Brüste sind der Liebe köstlichste Speise. Und nichts erweckt daher die Begierde des Mannes so sehr und verlockt ihn zu immer erneuten verliebten Angriffen als wie der Anblick eines schönen Busens. Ein Barockdichter sagt zu seiner Geliebten: „Schau nur selbst, die zarten Brüste Blicken mich so liebreich an, daß ich nach der Mitt gelüste Und mich kaum enthalten kann, bei so wohl bestellten Sachen dich noch einmal rot zu machen.“

Aber auch die weibliche Begierde nach dem Mann pulst nirgends so sehr als wie in den Brüsten der Frau; in solchen Augenblicken „starren sie in höchster Pracht“, oder wie Gottfried Arnold um 1700 dichtet:

Wie schön ist deiner Brüste Zier,
Sie starren voller Kraft von mir,

Und möchten vor Begierd zerspringen,
Mir beben und genüg zu bringen.

Ähnlich heißt es in der „Ruhestatt der Liebe“ von Amaranthus:

Soll der Marmor deiner Brust,
Welchen du mit Fleiß verhüllet,

Nicht zum lieben tragen Lust,
Wenn er auf und nieder quillet?

Ach die Äpfel sind zu schöne,
Lisimene!



108. Die Rosenknospe. Galanter französischer Kupferstich von Voyer nach P. A. Wille

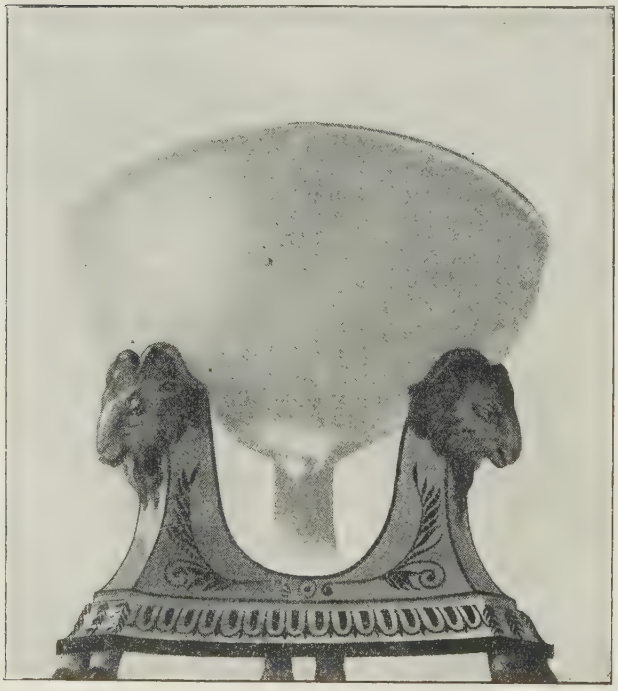
Das reichste Gemälde von der Schönheit der Brüste entwirft wohl Hofmann von Hofmannswaldau in dem gleichnamigen Gedicht. Leider ist dieses für die schwelgerische Verherrlichung des Busens am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts klassische Dokument zu umfangreich, um es hier vollständig herzusetzen. Der Dichter sagt zu den Frauen, er wolle „nur bloß ein Teil von dem berühren, Mit welchem die Natur euch herrlich hat versehn". Dieser Teil ist der Busen und zu seiner Verherrlichung braucht er mehr als hundert Zeilen:

Sie sind ein Paradieß, in welchem Äpfel reiften,
Nach deren süßer Kost jedweder Adam lechzt...
Ein aufgeputzt Altar, für dem die Welt sich beugt...
Ein Rosenstrauch, der auch im Winter Rosen bringt...
Zwey Fässer, welche sind mit Julep-Safft erfüllet...
Zwey Sonnen, welche zwar mit dünnem Flor umhüllet,
Doch macht ihr heller Blitz die klärsten Augen blind . .
Sie sind ein zart Gewand von schwanenweißer Seide...
Zwey Bette, wo Rubin und Marmel Hochzeit machen.
Ein Bergwerk, dessen Grund zwey Demant-Steine zeigt usw.

Von den verschiedenen Vorzügen eines schönen Busens werden neben der weißen Farbe, die mit dem Schnee, dem Elfenbein oder dem Alabaster wetteifern soll, meistens die zarten Busenknospen als der köstlichste Reiz gepriesen. In einem Gedichtchen „An Doris" heißt es:

Wie die Rose, wenn des Morgens
Thau auf ihren Blättern steht,
So dein Röschen, das an Schönheit
Alle Rosen übergeht.

Aber was will dieses Lob gar gegenüber dem heißen, das ein Dichter und Liebhaber dem Busen seines Mädchens zollt, indem er sagt: seine Knospen täuschten selbst den Schmetterling, der sich darauf niederließ, weil er sie für wirkliche, eben sich erschließende Blumenblüten hielt! Und als der Busen der Geliebten reifer wird, „von kosender Hand, zu glühendem Leben erschlossen", flattert gar ein kleiner Vogel darauf, weil ihm die purpurne Knospe die köstlichste Erdbeere dünkt, die er je erschaut.



Nachbildung von Marie Antoinettens Busen
109. Fruchtschale aus dem Schloß Klein-Trianon

Gegenüber einem solchen Juwel kann es begreiflicherweise nichts freventlicheres geben, als es den Blicken zu entziehen, und so bittet Wittekind (1747) in dem Gedichte „An Fleurette":



110. Westfal: Die Romanleserin. Galanter englischer Kupferstich

Was quälest du die kleinen Dinger
Und schnürst sie ins Gefängnis ein?
Erlaube dem barmherz'gen Finger,
Daß er darf ihr Erlöser sein.

In einem andern Gedicht fleht Seladon: „Bleib, schöner Leib, laß die gewölbten Brüste Und deinen Mund bestreichen Luft und Wind."

Aber nicht nur sehen will man diese Herrlichkeiten, man will auch mit ihnen spielen und sie küssen. Das ist das sehnlichste Verlangen eines jeden verliebten Mannes. Die Augen können feststellen, ob die Brüste weiß und rund sind. Aber ob sie auch fest sind, was doch ein ebenso großer Vorzug ist, darüber kann man sich nur durch die Hände Gewißheit verschaffen. Molière reimt deshalb:

En voyant ces tétons,
Belle Sylvie,
Si beaux, si blancs, si ronds,
Pour savoir, s'ils sont durs, j'ai formé le dessein
De passer mon envie
Et d'y porter la main.

Daß diese Gewißheit das unentbehrliche ist und solches Liebkosen der köstlichste Genuß, das ist auch Goethens Meinung. In den Römischen Elegien heißt es:

Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beschäftigt —
Werd ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und belehr ich mich nicht, indem ich des lieblichen Busens
Formen spähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann versteh ich den Marmor erst recht: ich denk und vergleiche —
Sehe mit fühlendem Aug, fühle mit sehender Hand.

Die Widerstrebende und Scheue wird deshalb zu überreden gesucht. In dem schon einmal zitierten Gedichte „Entschließe dich!“ wird dem schönen Mädchen, um sie willfähriger zu machen, geraten:

Du darfst nur selbst die zarte Brust betrachten,
Wie da die rote Glut auf ihren Höhen glimmt,
Und dennoch willst du mich nicht würdig achten,
Daß solche meine Hand zum Lustspiel in sich nimmt.

Diese Forderung wird für um so berechtigter erklärt, als der Anblick eines schönen Busens jede Hand unwiderstehlich „an den Bord dieses Lustreviers“ locket:

Dein Edensplatz, mein Kind Caliste,
Zieht meine Hand
Auf deinen Kreis der runden Brüste
Und meinen Leib in dein gelobtes Land.

Am pikantesten ist es natürlich, unberührte Brüste zu schauen und zu liebkosen. In dem Gedicht „Herr, laß uns bleiben“ heißt es:

Die Schätze deiner keuschen Zucht
Und der noch unberührten Brüste
Sind wahrlich eine seltne Frucht,
Nach der ich innerlich gelüste.

Kann man also schon das Sträuben eines Mädchens solchen Wünschen gegenüber nicht begreifen, so am allerwenigsten das, wie ein Mädchen nur auf den Gedanken verfallen kann, „die zum Liebesthron gewölbte Brust“ für immer für die Welt zu begraben. In dem Gedicht „Unserer lieben Frauen Orden“ heißt es:

Soll, kluge Schönheit, dein Vergnügen
Mit deiner Brust ins Kloster gehn?
Wie, soll der Garten brache liegen,
Auf welchem Zuckerrosen stehn?



111. Jollain: Die Toilette. Französischer Kupferstich

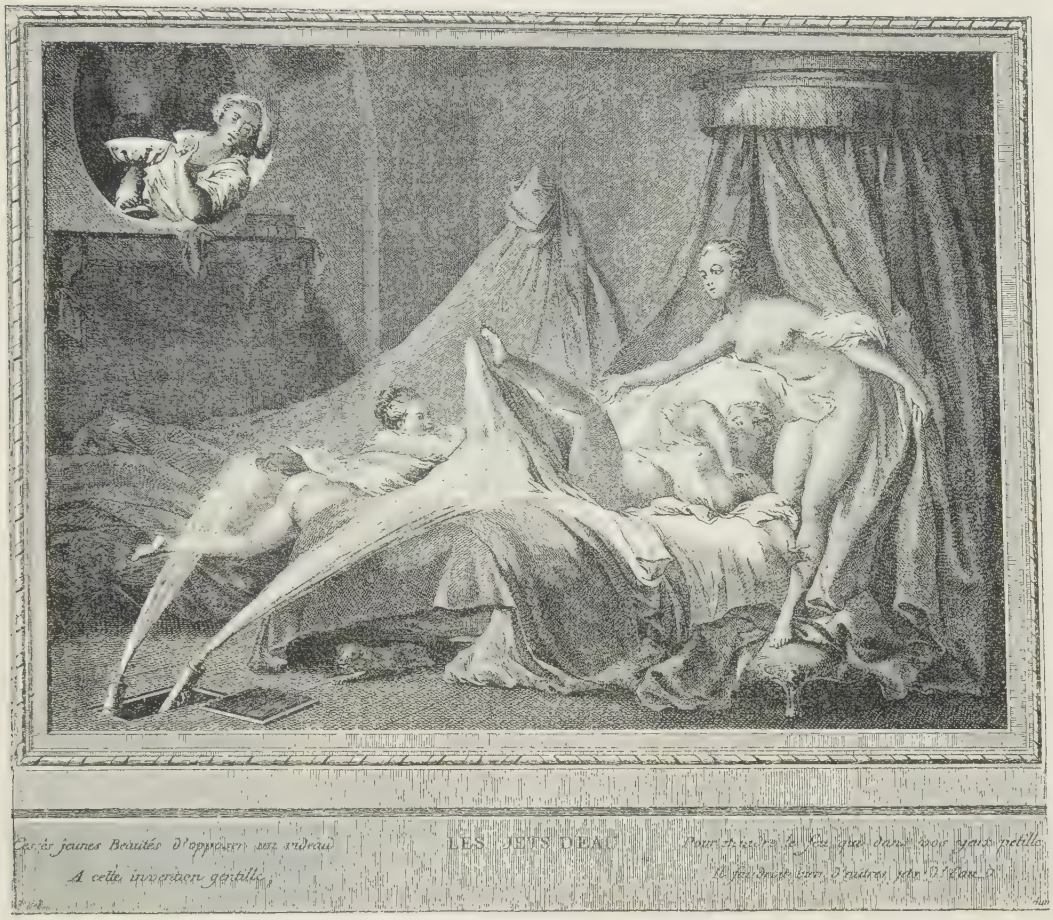
Das sind knapp anderthalb Dutzend Beispiele des Kultus, der in den beschreibenden Künsten der Schönheit des Busens gewidmet wurde. Es ließen sich spielerisch nicht nur ganze Bogen, sondern dicke Bände mit solchen Beispielen anfüllen, denn in diesem Chor gab es in der Tat nur einen Anfang und ein Ende in der Zeit. Er hebt an im letzten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts und setzt bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts keinen Tag aus, und die Bilder und Lobhymnen sind am Schluß nicht blasser geworden, sondern nur raffinierter.

Bei der Schilderung der Schönheit der Hand, des Armes, des Fußes, der Waden,



Sylvia

O Weib! du süßes Weib! Natur schuf dich, den Mann zu versuchen, wir wären Tiere ohne dich geblieben!
Galantes englisches Schabkunstblatt von Dickenson nach einem Gemälde von W. Peters. 1778



112. Galanter französischer Kupferstich nach einem Gemälde von Fragonard

des Knies, der Schenkel und der Lenden — denn alle einzelnen Reize genießen einen Sonderkultus — ist die Phantasie nicht annähernd so produktiv, aber von einer Vernachlässigung könnte man darum doch nicht reden. Im „Leibdiener der Schönheit" heißt es, man preist „der Minerven schöne Hände, der Junonis schöne Augen, der Veneris schöne Brüste, der Thetidis schöne Waden und der Zenobiä schöne Zähne, die wie Perlen im Munde gewesen". Die dauerhaftesten „Frauenzimmerreize" sind nach Hippel „eine niedliche Hand und ein artiger Fuß". Die Schönheit der Arme wird in einem Barockgedichtchen durch den Vergleich verherrlicht: „Arme weiß wie Schwanenflügel". In einem Rokokogedicht sind sie „Lustranken der Sehnsucht". Da die Schönheit eines kleinen Fußes so hoch geschätzt wird, so sind einige Nationen, deren Frauen sich durch kleine Füßchen auszeichnen, auch besonders stolz darauf. Neben den Französinnen soll vor allem den Spanierinnen dieser Reiz zukommen. Und wie sehr die letzteren auf diese Schönheit stolz sind, erweist die folgende Stelle im „Frauenzimmerlexikon":

Das spanische Frauenzimmer, wenn sie ihren Courtisanen eine Affection erweisen wollen, zeigen sie selbigen ihre Füsse, womit sie gar spröde thun, weil sie hierinnen vor allen andern Nationen

etwas besonders haben, angesehen selbige nette, schmal und sehr delicat sollen gewachsen sein. Ohne Erlaubnuß hoher Damen in Spanien Füsse zu sehen, halten sie vor capital.

Seinen fanatischsten Verherrlicher hat der kleine Frauenfuß in Retif de la Bretonne gefunden, denn Retif hat dieser geschätzten Schönheit zu Ehren einen ganzen Roman geschrieben „Le Pied de Fanchette". In diesem Roman sind alle Delikatessen geschildert, die ein kleiner Frauenfuß besitzt, alle Wollüste, die er bei einem sensiblen Mann angeblich auslöst. Daß ein solcher Kultus in eine allgemeine Manie ausarten konnte, erweist das Beispiel der Herzogin Anna Amalia in Weimar. In einer Schilderung des Weimar jener Zeit heißt es:

Sehr gern nahm man die Gelegenheit wahr, den kleinen Fuß der Herzogin zu bewundern, der, in Gold nachgeahmt, von den Herren an der Uhrkette getragen wurde, während die Damen in Wetteifer die Schuhe der Herzogin kauften, welche täglich ein paar neue anzulegen pflegte.

Das ist der Paroxismus der Untertänigkeit, der freilich bei dem residenzstädtischen Bürgertume nicht allzu selten war, in diesem Falle aber, wie man sieht, förmlich in eine Epidemie der Perversität ausartete.

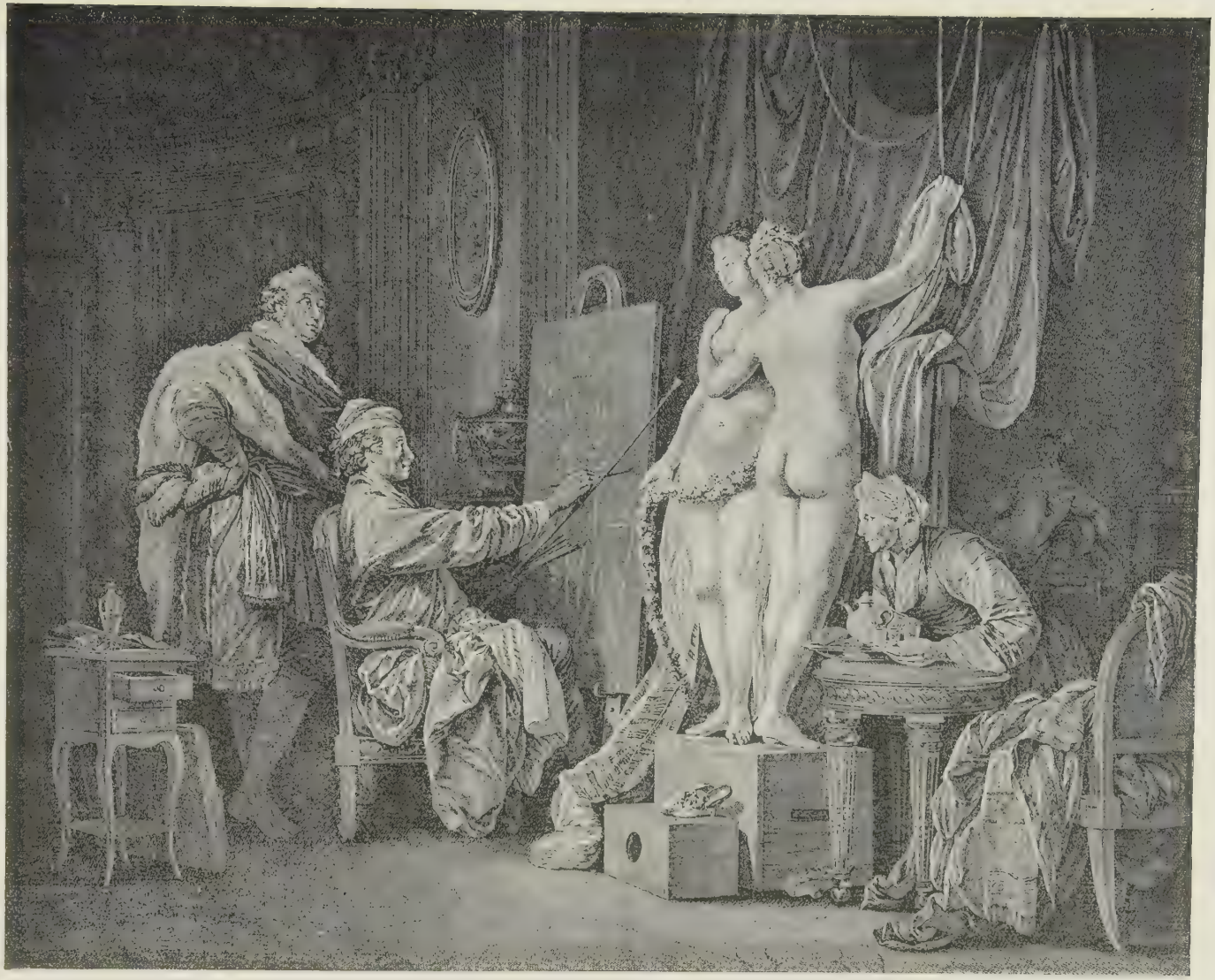
Die Waden sollen rund und voll sein, „so schön wie die der Thetidis", und natürlich auch weiß: „Wie zierlich sind die Waden Mit warmem Schnee bedeckt, mit Elfenbein beladen". Vom Knie wird ebenfalls verlangt, daß es rund sei. Im „Leibdiener der Schönheit" heißt es: „Die Knie bei schönen Frauenzimmern müssen fein rund sein, weich und die Kniescheiben nicht allzu spitzig hervorstehen". Friedrich Schlegel singt — freilich bevor er im Schoß der alleinseligmachenden Kirche andre Schönheiten entdeckte —: „Meine einzig Religion ist die, daß ich liebe ein schönes Knie . . ." (Bild 128 und 130). Aber die Schönheit eines runden Knies ist noch eine geringe gegenüber der der Schenkel. Ein verzückter Franzose schreibt: „Rien n'est plus gracieux que les courbes délicates et provocantes dont est fait l'intérieur des jambes dans leur ligne ascendante." Und darum wird die Sprache schon wieder wesentlich glühender, wenn sie zur Beschreibung und Verherrlichung dieser Reize kommt. Die Frauenschenkel sind „die stolzen Säulen, die den Tempel der Liebe tragen", „die Fesseln der Wollust", und „die wonnigen Klammern der Glückseligkeit". Die junge Geliebte eines Dichters darf auf ihre Schönheit stolz sein, denn sie hat „Schenkel wie Schnee, wie Atlas so glatt". In dem Gedicht „Der Maler und der Liebhaber" heißt es:

Der zu seinem größten Schaden
Einst Dianen sah sich baden,
Diesem wärs vielleicht geglückt,
Röschens Schenkel so zu zeichnen,
Daß sie nicht den Reiz verleugnen,
Womit sie Natur geschmückt.

In der Beschreibung von „Dorchens Reize" sagt der Dichter:

Schau den Wonnerausch zu mehren,
Schenkel, die so glatt und zart
Nicht zu schönern Hemisphären
Anadyomene paart.

Mit dem Lob der Schönheit der Schenkel wird meistens das der Venus Kallipygos verbunden. Wie auch schon das letzte Beispiel erweist. Die wollüstigen Reize der Lenden sind die Einzigen, die nach der Ansicht der Dichter mit der Schönheit des Busens würdig wetteifern können, manche nennen sie sogar die siegreichen Konkurrenten des Busens. Sie sind „die Hügel der Freude", „die Berge der



113. Der Maler und die beiden Modelle. Galanter französischer Kupferstich

Sehnsucht", „das Gebirge, das das Tal der Freude einschließt". Sie gelten als vollkommen, wenn sie „hart wie Marmor", „zierlich wie Elfenbein", „rosig wie Pfirsiche" und dabei trotzdem so elastisch wie die schwellendsten Polster sind:

Kein Sopha, den stahlfederreich
Der glättste Atlas schmückt,
Ist so schön, so elastisch weich
Zum Menschenspiel geschickt.

Ihre Fülle ist die „Erquickung des Hungrigen" und das „Entzücken des Feinschmeckers". Eine Frau ist besonders schön, weil sie einen Busen hat, „den eine Hand zu decken vermag", und Lenden, „die einem stolzen Gebirge gleichen". Da die Lenden außerdem „die Blumen im Garten der weiblichen Schönheit sind, die nie welken", so ist es kein Wunder, daß sie „Stolz und Trost der Frau" zugleich sind, wenn das Alter die Reize des Busens längst hat verschwinden lassen, denn sie garantieren ihr bis ins hohe Alter „jene Wirkungen auf den Mann, die unentbehrlich sind, um zu den wahren Vergnügungen der Liebe zu gelangen". Die Schönheit „dieser beiden Hemisphären der irdischen Glückseligkeit", behaupten verschiedene Dichter und Schriftsteller, „läßt sich darum überhaupt nicht in Worten beschreiben oder gar erschöpfen". Ein Schilderer der englischen Frauenschönheit — denn die Frauen keiner Nation sollen darin ähnlich bevorzugt sein — schwelgt in folgenden Sätzen:

Les reliefs que les cuisses surmontent postérieurement, ces formes, dont la Vénus Callipyge offre le plus parfait modèle, ont un genre de beauté qu'il serait difficile de décrire, et qui paraît consister principalement dans le passage agréable que ces renflemens établissent entre le torse et le membre.



114. Lawreince: Die Freundinnen. Galanter Farbstich

Bei dem Wettstreit der verschiednen Reize untereinander tragen neben dem Busen am häufigsten die Reize der Venus Kallipygos den Sieg davon. In einer Erinnerung durchlebter Schäferstunden heißt es bei der Schilderung der Schönheit der Geliebten:

Wie dahlt ich mit den nachbarlichen Hügeln,
Von Venus Hand mit Atlas überkleidt,
Die tausend buhlerischer Mädchen Busen
An Farb' und Form und Glätte übergehn! —

Bestätigen alle die bis jetzt angeführten Dokumente aufs unzweideutigste, was wir in unsern einleitenden Ausführungen zu diesem Kapitel gesagt haben, daß in der physischen Schönheit



Die Wäscherin

Französischer Kupferstich von François Boucher



115. Der Neugierige. Nach einem Gemälde

der Frau nur der pikante erotische Reiz gesucht und geschätzt wird, so wird dies vielleicht noch drastischer durch die Art der umständlichen Verherrlichung des weiblichen Schoßes und seiner intimsten Reize erwiesen. An der glühenden Anbetung des Schoßes erkennt man erst ganz, daß es sich in allem einzig und allein um den Kultus der Technik der Liebe handelt, um das Instrument, und nicht um den tiefen menschlichen Kern der Liebe. Man liebt, um zu genießen, aber man genießt nicht als Lohn und Auslösung seelischer Vereinigung. Auch die Renaissance hat mit Begeisterung die intimsten Reize der Frau gepriesen. Aber ihre gesunde Kraft und der schöpferische Grundzug ihres Wesens führten zur Kühnheit. Ihre Bilder und Vergleiche waren klotzig und derb, aber stets kurz; eine lustgeborne Zote kecker Ausgelassenheit, die übermütig dem Hörer oder Leser aufgetischt wurde. Das Zeitalter des Absolutismus läßt nichts mehr von dieser Kraft verspüren. Es setzt an die Stelle der Kühnheit die Frech-

heit, an die der Ausgelassenheit das geile Wühlen. Es ist das übliche Rezept des Raffinements. Der Schoß der Jungfrau und der Frau sind dem Ancien Regime ein Tummelplatz für tausend zärtliche Ergötzungen, also weiß man tausend köstliche Dinge darüber zu sagen. Und weil er außerdem der ersehnte Spielplatz des Vergnügens ist, wird man überhaupt nicht fertig in seiner Glorifikation, man geht bis ins kleinste Detail, weiß immer Neues zu sagen, entdeckt immer neue Eigenschaften und ist deshalb so breit wie möglich. Man verschwendet hundert Zeilen, wo die Renaissance sich mit einer oder zweien begnügte. Besser, der galante Hofdichter Friedrich I. von Preußen, der seinerzeit als „ein unübertroffenes Muster vornehmsten poetischen Tones in verliebten Gedichten" galt, widmet der Schilderung der intimen Schönheiten des Schoßes einen Hymnus von nicht weniger als zweihundertfünfzig Zeilen, betitelt „Ruhestatt der Liebe oder der Schoß der Geliebten". In diesem endlos langen Gedichte sollte durch minuziöse Detailmalerei der Satz bewiesen werden: „Kein Purpur-Pfirsich ist so sanft und zart gespalten, kein kleiner Raum hat so viel Überfluß". Daß es sich in diesem Opus nicht bloß um eine momentane dichterische Laune gehandelt hat, erweist, daß es einen hervorragenden Platz in Bessers gesammelten Werken einnimmt, die Friedrich I. gewidmet sind, und daß ihm deren Herausgeber sogar eine gesonderte Einleitung voranschickte. In dieser Einleitung wird rühmend darüber berichtet, wie groß der Beifall war, den dieses Gedicht bei der Kurfürstin Sophie gefunden hatte, die es durch die Vermittlung von Leibnitz bekommen hatte, und daß es aus den Händen dieser Fürstin, noch bevor es gedruckt wurde, eine Wanderung durch zahlreiche fürstliche Damenhände antrat, eine schickte es der andern, und alle diese hohen Damen fanden es gleich bezaubernd.

Wie sehr die schildernde Behandlung der Schönheiten des Frauenschoßes damals dem allgemeinen Zeitgeschmack entsprach, erweist jedoch am besten, daß man bei der allgemeinen Schilderung der weiblichen Schönheit dieses Schmuckes fast niemals vergaß. Bei Vielen ist er natürlich die Krone des Schönen. Wir begnügen uns hier mit der Anführung einiger der dezenteren Beispiele. In einem Rokokogedichtchen heißt es:

Kein Tempel, kein Elysium
Ist schön wie Chloens Thal,
Und jeder Sinn hält hier berauscht
Ein kleines Bachanal.

Ebenfalls aus einem Rokokogedichtchen stammt der folgende Vergleich:

Wie die Rose, wenn des Morgens
Thau auf ihren Blättern steht,
So dein Röschen, das an Schönheit
Alle Rosen übergeht.

Intimer in seiner Schilderung wird schon der Dichter von „Dorchens Reize":

Schau das Plätzchen ohne Mängel
Das mit Reitzbarkeit beseelt
Amor aus dem Schönheitssprengel
Sich zum Ablaßplatz erwählt.
Schau wie sich der heil'gen Zelle
Pförtchen weitet und verengt
Und dort aus der Wunderquelle
Sich ein Goldfontänchen drängt.

Als eine der größten Zierden des Schoßes wird der Schmuck des Venusberges gerühmt. In dem Gedicht „Ein Wörtchen zu seiner Zeit" heißt es:



116. Galanter französischer Kupferstich von P. Maleuvre nach einem Gemälde von P. A. Baudouin

Schäm dich deiner Schönheit nicht,
Nicht des nackten feinen Baues
Deines Körpers, nicht des Thaues,
Der Dionens Gärtchen tränkt.

Himmels-Doris, Erden-Hebe,
Der ein seidnes Haargewebe
Vor der Amorsnische hängt,
Schäm dich nicht des duftgen Schmuckes.

Und der Liebe Opfer soll der wirkungsvollste Förderer dieser Schönheit sein:

Fruchtbar bethaut von duftgen Lebenssäften
Die übern Rand der Muschel ausgeströmt,

Wuchs um das Grottchen der getheilten Kugeln
Das Graswerk schattenreicher auf.

In dem schon zweimal zitierten Gedichte „Entschließe dich" heißt es im Anschluß auf die Schilderung der Wirkung, die der Anblick schöner Brüste auf den Mann ausübt, über die des Schoßes:

Thun dieses nun die schön erschaffnen Brüste,
Was wirket dann nicht erst der weich gewölbte Schoß!
Das ist der Ort, wo hunderttausend Lüste,

Da giebt die Liebe sich zu der Vergnügung bloß.
In diesem engen Thal wird leichtlich überwunden,
Der sonst bei Flamm und Schwert so manchen Feind gebunden.

In dem Gedichtchen „Stilles Lieben" wird behauptet: „Ihres Schoßes Süßigkeiten Tausend Anmut zubereiten Mit erneuter Lebenskraft." An diesem Ort wünscht darum jeder Mann zu sterben, weil ihm hier zugleich die sichere und seligste Auferstehung zuteil wird. Der Liebende bittet:

Deines Leibes runde Enge
Zeige mir mein Grabmal an,

Daß ich nach beliebter Länge
Wieder auferstehen kann.



117. Das Klystier

Aber wie gesagt, die Erwähnung dieser Schönheit ist nicht bloß ein einzelner Akkord im Orchester, das zum Ruhm der verschiednen Reize erklingt, sondern ihr zu Ehren erklingt häufig das ganze Orchester. Außer dem berühmt gewordnen Hymnus von Besser finden sich fast in allen Sammlungen der galanten Dichter gesonderte Gedichte auf die Schönheit des Schoßes. Schon die Titel zahlreicher Gedichte verraten dies: „Auf ihren Schoß", „Die Schoß", „Der Schoß der Lesbia", „Die Grotte der Venus", „Der Muschelwagen der Venus", „Der Haarprozeß", „Die Opferung", „Was Doris Schönstes an sich hat", usw.

Auch hier gilt dasselbe, was wir hinsichtlich der Proben gesagt haben, die den Kultus der Schönheit des Busens belegen: daß man ganze Bände mit solchen Beispielen füllen könnte. Vermag man diesen Reichtum nicht zu belegen, so mußten wir ihn doch an-



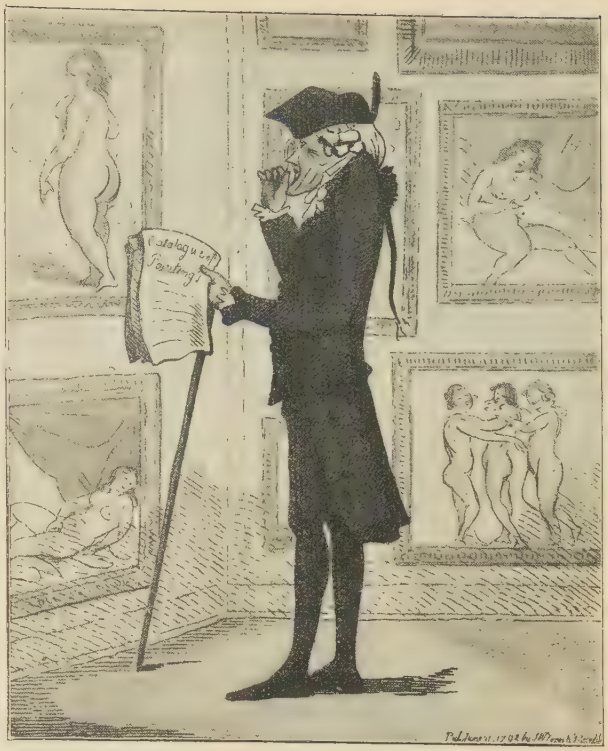
La Comparaison

Galanter französischer Farbstich von Janinet nach einem Gemälde von Lavreince. 1786

Albert Langen, München

deuten, um wenigstens einen ungefähren Begriff zu schaffen.

Zu erwähnen ist an dieser Stelle noch: Wir haben bei unsern Textproben fast ausschließlich deutsche Gedichte zitiert. Wir könnten jedoch ebensoviele aus andern Sprachen, vornehmlich aus dem Französischen, anführen und erinnern nur an die — wenigstens dem Namen nach — auch heute noch berühmten Gedichte des Abbé Grécourt. Viele der deutschen galanten Gedichte sind bloße Nachahmungen, wenn nicht gar Übertragungen des Grécourt. Schon der Titel einzelner deutscher Gedichtsammlungen, „Gedichte im Geschmack des Grecourt", belegt dies. Der galante Abbé hatte derart Beifall gefunden, daß es lange Zeit keine bessere Empfehlung für galante Dichtungen gab, als sie unter seiner Flagge segeln zu lassen.



Der Kenner in der Gemäldegalerie
118. Englische Karikatur

* * *

An der Frau wird nur die Schönheit geschätzt: „Durch die Schönheit hat das Frauenzimmer das nähere Vermögen unter den Menschen, den Zweck ihres Daseins zu erfüllen und andre in Glückseligkeiten von verschiedner Art und Grade zu versetzen, wodurch man sich erhaben finden kann," so heißt es in „Das Frauenzimmer und dessen Schönheit", einer frankfurter Hochzeitspredigt aus dem Jahre 1754. Weil die Frauen sonst nichts haben, „so hat ihnen der Himmel das Geschenk der Schönheit verliehen", heißts im „Leibdiener der Schönheit". Ist eine Frau in dieser Zeit schön, so besitzt sie demnach das oberste Gut, denn: „Ein schönes Angesicht verkauft oft einen faulen Hintern".

Eine folgerichtige Konsequenz dieser galanten Lebensanschauung, die der Frau nur die Vorzüge der erotischen Stimulanz als einzigen realen Besitztitel zubilligt, ist, daß überall, wo in dieser Zeit von einer Frau gesprochen wird, das erste und hauptsächlichste, was man von ihr erwähnt, in einer möglichst detaillierten Schilderung ihres physischen Porträts besteht. Wenn man von ihrer Psyche spricht, so fast nur von dem Gesichtspunkt aus, inwieweit diese Eigenschaften geeignet sind, den Grad der erotischen Wirkungen der betreffenden Dame auf die Männer

zu steigern. Aus den berühmten Memoiren des Grafen Grammont über den englischen Hof während der Zeit Karl II. sei ein Beispiel — aus vielen ähnlichen — herangezogen. Eine Miß Frances Jennings wird von dem Verfasser durch folgende Beschreibung vorgestellt:

Mit der Blüte der Jugend geschmückt war Miss Jennings von blendender Weiße, ihr Haar das herrlichste Blond. Ein lebhaftes, seelenvolles Wesen bewahrte ihre Hautfarbe vor jener matten Eintönigkeit, welche sonst mit auffallend hellem Teint verbunden zu sein pflegt. Ihr Mund war nicht ganz klein, aber es war dennoch der lieblichste Mund von der Welt. Die Natur hatte ihn mit unaussprechlichen Reizen, mit ihrem anmutsvollsten Zauber geschmückt. Der Umriß des Gesichtes war rein und der keimende Busen glänzend weiß, wie das Gesicht.

Eine Reihe guter Beispiele, die diese Bewertung der Frau vom ausschließlichen Genießerstandpunkt treffend kennzeichnen, finden wir unter andern auch in der Schilderung des Baron von Pöllnitz „Das galante Sachsen" aus dem Jahre 1737. Als der Verfasser auf die berühmte Aurora von Königsmark zu sprechen kommt, führt er sie mit folgenden Worten dem Leser vor:



119. Der Herbst. Englischer symbolischer Kupferstich

Die Gestalt und Größe ihres Leibes war mittelmäßig und ungezwungen. Die Züge ihres Gesichts hatten eine Zärtlichkeit und Ordnung, die ganz unvergleichlich war. Ihre wohlgesetzten Zähne waren so weiß wie Perlen. Ihre Augen waren schwarz, hell, voller Feuer und Annehmlichkeit. Ihre ebenso gefärbten Haare hoben die Pracht ihrer Gesichtsfarben ungemein, wo man ohne die geringste Kunst die vortrefflichste Fleischfarbe sehen konnte. Ihr Busen, ihre Arme, ihre Hände übertraten an Weiße alle andern. Mit einem Worte, es schien, als wenn sich die Natur ihr zum Vorteil vollkommen erschöpft hätte.



Beauty

120. Englischer Kupferstich nach einem Gemälde von George Beaumont

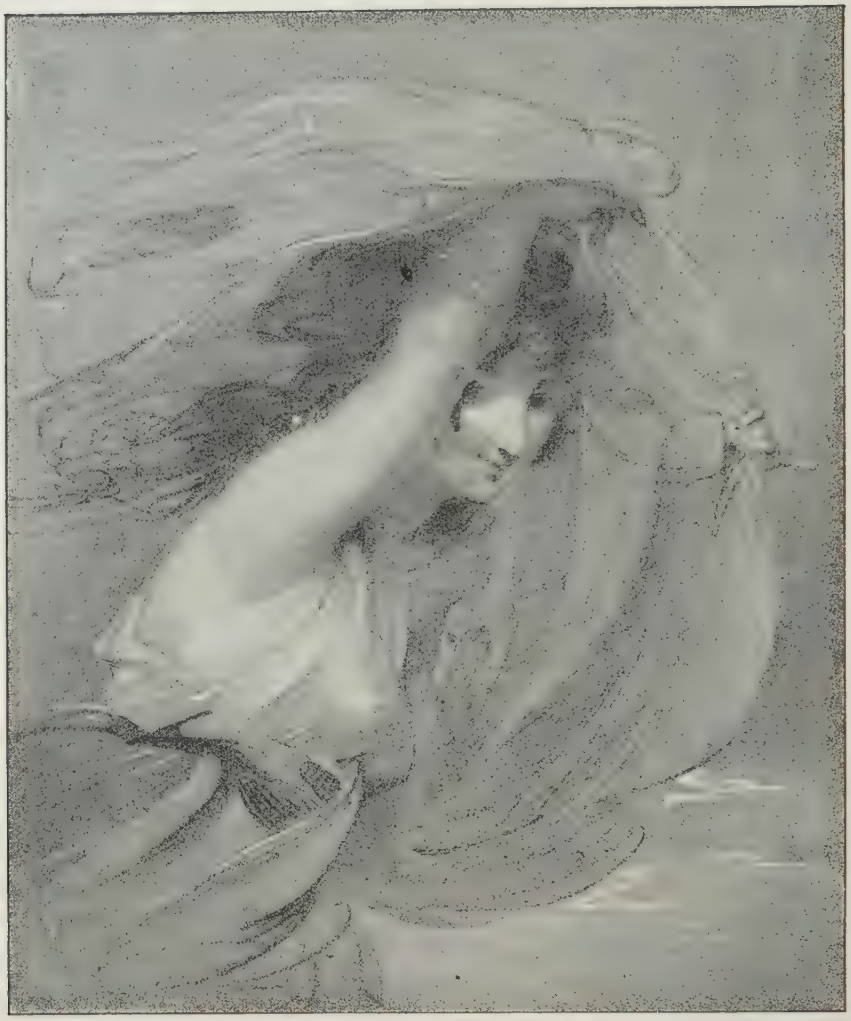
Als die Frau von Hoym, eine der andern vielen Maitressen August des Starken, auf der Bildfläche erscheint, schreibt Pöllnitz:

„Ehe ich mich nun in diese Geschichte einlasse, so halte ich es vor ratsam, die Frau von Hoym nach ihrer Beschaffenheit abzuschildern . . . Sie hatte ein längliches Gesicht, eine wohlgestaltete Nase, einen kleinen Mund, vollkommen schöne Zähne, große, schwarze, blitzende und spitzfindige Augen, alle ihre Züge waren zärtlich, ihr Lächeln reizend und vermögend, die Liebe in dem Innersten der Herzen zu erwecken. Ihre Haare waren schwarz, Schooß, Busen, Hände und Arme trefflich gebildet, die Farbe ungemein natürlich, ordentlich aber, weiß und rot. Ihre Leibesbildung konnte als ein Meisterstück angesehen werden. Ihre Mienen waren majestätisch, und sie tanzte in der größten Vollkommenheit."

Im Roman wird naturgemäß nach derselben Methode verfahren. Die Charakteristik einer jeden Frau beschränkt sich hier fast ausschließlich auf den Grad ihrer erotischen Physiognomie, inwieweit und durch welche Eigenschaften sie die Lust beim Manne rege macht, mit ihr ins Bett zu steigen. In dem schon einmal zitierten Roman „Die asiatische Banise" von H. A. v. Ziegler aus dem Jahre 1688, der das Entzücken der damaligen Lesewelt war, wird die Heldin folgendermaßen beschrieben:

„Indem ein verliebter Wind die Segel meiner Sinnen aufs unbeschiffte Meer ihrer Marmelbrust hintreibt, so erblicke ich die Venus in zweien Muscheln schwimmen, wo lauter Anmutsmilch um die Rubinen gerinnet. Das Uhrwerk der geraden Schenkel zieret den Diamanten-Rock, und der gantze Tempel-Schmuck wird durch den wohlgewölbten Leib verschönet, kurtz: der gantze Erdkreyß erstaunet über solchen Wundergaben und preiset denjenigen seelig, welchen ein solcher Engel labet, und welcher den Hafen seiner Vergnügungen bei solcher Schönheit findet."

Daß die lyrischen Dichter bei der Schilderung der Geliebten genau so „technisch-instrumentell" verfahren, haben wir hinreichend schon aus den früher zitierten Proben erfahren. Hier ist jedoch ausdrücklich zu bemerken, daß es sich damals in den meisten Liebesgedichten um eine imaginierte Geliebte handelt: die Phantasie konstruiert sich ein Kompositum der von der Zeit begehrtesten Reize,



121. Westall: Allegro. (Porträt der Lady Hamilton)

die dann einfach unter einem bestimmten Namen rubriziert werden. Diese Namen lauten im siebzehnten Jahrhundert Sylvia, Albanie, Lesbia, Arismene, Rosilis usw., im achtzehnten Jahrhundert Fleurette, Phyllis, Röschen, Luise, Minna, Laura. Das folgende Stück ist ein Beispiel derartig galanter Porträtmalerei begehrter weiblicher Leckerbissen:

Ich finde zwar sehr viel, die schön und artig sein;
Dann eine rühret uns durch ihrer Augen Schein,
Die andre lacht und prangt mit Lippen von Korallen,
An vielen pflegen uns die Haare zu gefallen,
Die hat ein kleines Kinn, und eine steiffe Brust,
Die macht durch ihren Gang uns zu der Liebe Lust,
Die führt, ich weiß nicht was für Anmuth in den Lenden,
Und andre fesseln uns mit ihren Marmel-Händen;
Du aber, Sylvia, hast alles diß allein:
Dann jedes Glied an dir kann eine Kette sein.
Wie soll mich Ärmsten denn nicht deine Pracht entzünden,
Die, wann man sie zertheilt, kann ihrer sieben binden?

So wird von dem Dichter Benjamin Neukirch die Gestalt einer Sylvia beschrieben.

Eine weitere sehr interessante Bestätigung für diese Art der ausschließlich galanten Anschauung finden wir auch in den zahlreichen Länder- und Völkerkunden, die im achtzehnten Jahrhundert erschienen. In der spezifischen Frauenschönheit eines Landes findet man meistens auch den spezifischen Leckerbissen, den es bietet, und darum wird das physische Porträt der Frauen nicht nur nicht vergessen, sondern stets vorangestellt. Den höchsten und unbestrittenen Ruhm der Schönheit genossen anscheinend die Engländerinnen. Archenholz erklärt in seinen britischen Annalen die Engländerin für die schönste Frau der Welt. Dieses Urteil wird auch von dem großen Frauenkenner, dem französischen Grafen von Tilly, bestätigt. Nur setzt dieser kluge Beobachter noch hinzu, daß es in England nicht nur die schönsten, sondern zugleich auch die häßlichsten Frauen der Welt gäbe. Das heißt: Daß, wenn die Engländerinnen einmal häßlich werden, dies gleich in einem Maße geschähe, wie wiederum nirgends sonstwo auf der Welt. Der Graf Tilly schreibt:

Die Frauen sind in England im allgemeinen ziemlich schön, dagegen aber auch einige häßlicher, als ich sie sonst irgendwo angetroffen habe. Man muß zweierlei zugeben. Erstlich: daß es in England vielleicht mehr schöne Frauen giebt, als irgendwo, denn die Natur hat hier viel für das schöne Geschlecht getan, obschon sie mit der Grazie kargt, welche nur unvollkommen durch eine angenommene Natürlichkeit ersetzt wird; zweitens: daß, wenn eine Engländerin anfängt, häßlich zu sein, diese Häßlichkeit alle Grenzen und Begriffe übersteigt und ein wahrer Triumpf für die übrigen ist.

Als klassische und damals weltberühmt gewordene Typen der englischen Frauenschönheit galten die beiden Geschwister Gunning und die durch die Ein-



122. „Mein Hemd brennt...!" Nach einem farbigen Kupferstich von Fragonard

führung der plastischen Posen in allen großen Städten Europas gefeierte Lady Hamilton. Die letztere war freilich durch ihre skandalösen Beziehungen zu der Königin Karoline von Neapel und zu dem englischen Admiral Nelson bald ebenso berüchtigt als wie sie berühmt war. Der Kultus, der mit der Schönheit damals getrieben wurde, führte dazu, daß man zum Beispiel die Schönheit dieser drei Damen nicht nur aufs ausführlichste in zahlreichen Artikeln, Berichten und Broschüren schilderte, sondern daß man auch zahlreiche Bilder von ihnen anfertigte, die überall ausgestellt wurden. Von der Lady Hamilton gibt es eine ganze Kollektion, deren berühmteste die des Malers Westall sind (Bild 104 und 121).

Bei der Zusammenstellung der besonders bevorzugten Frauenzimmerreize muß darum auch die Engländerin stets einen Teil beisteuern. Häufig jedoch auch mehrere. In den meisten Fällen den schönen Busen und die Reize der Venus Kallipygos. In einem Roman heißt es: „Die Schöne hatte vom engländischen Frauenzimmer den wollüstigen Hintern und die schönen Brüste, von der Polin den feurigen Blick". Bei andern ist es wieder das Gesicht. Im „Leibdiener der Schönheit" heißt es: „Ein perfect schön Weibes-Bild muß haben ein Engelländisch Gesicht, einen Deutschen Leib, und einen podex aus Paris." Nur die Füße der Engländerin sind es niemals, die gerühmt werden, denn diese gelten den meisten als zu groß. Hier darf jedoch nicht übersehen werden, daß der Ruhm der Engländerin nicht bloss anthropologische Ursachen hat. Indem man die robusten englischen Reize immer mehr bevorzugte: Den vollen Busen, der nicht mehr in einer Hand Platz findet, die stattliche Figur usw., so ist das gewiß eine Reaktion auf die degenerierte Frauenschönheit des niedergehenden Absolutismus gewesen, die schließlich doch zu wenig von dem hielt, was sie versprach, aber in der Hauptsache ist es ein Beweis dafür, daß die bürgerliche Kultur genau wie die absolutistische gesellschaftlich herrschend wurde, lange bevor ihre Träger sich die politische Gewalt eroberten. Und in England setzte bekanntlich die bürgerliche Kultur am frühesten und am siegreichsten ein. Also korrigierte sie auch hier zuerst die absolutistischen Schönheitsideale.



Die Toilette der Venus

123. Nach einem Aquarell von Richard Cosway

Die Schönheit der Engländerin war derart geschätzt



Die drei Grazien

124. Französischer Kupferstich von Janinet nach einem Gemälde von Pellegrini

und gepriesen, daß, mit ihr verglichen zu werden, immer die Anwendung des höchsten Maßstabes bedeutete. Pöllnitz schreibt zum Beispiel über die Sächsinnen:

Ihr Frauenzimmer streitet an Schönheit, angenehmem Wesen, guter und annehmlicher Aufführung und trefflichem Wuchse mit den englischen selber um den Vorzug, sonderlich exzelliert unter diesen allen diejenigen, so Dresden und Leipzig auf die Welt bringt, wiewohl die übrigen Städte sich der Töchter ihres Landes gerade auch nicht schamen dürfen und man sieht das ganze Land mit vielen irdischen Engeln erfüllt; jedoch müssen bei den Ausländern die leipzigischen sich dieses nachsagen lassen, als seien sie die verliebtesten unter allen und der Himmel habe sie sonderlich mit solchen Herzen begabt, die nach der Männer Konversation jederzeit ein sehnliches Verlangen tragen. Ob nun dieses wahr, werden sie am besten sagen und beweisen können.

Besonders schön sollen in Deutschland auch die Braunschweigerinnen und Hannoveranerinnen gewesen sein. Dagegen galten die Berlinerinnen niemals für

schön, sondern eher als das Gegenteil. In dem „Gemählde von Berlin, Potsdam und Sanssouci" von J. K. Müller heißt es:

Die Berliner und Berlinerinnen sind, im ganzen genommen, bei weitem nicht so schön als die benachbarten Braunschweigerinnen, Sächsinnen oder Hannoveranerinnen. Ein schlanker und wohlproportionierter Wuchs, eine lebhafte und doch zarte Gesichtsbildung sind bei ihnen selten, wenn sie auch das glatte Gesicht und die schwarzen Judenhaare der Hessinnen nicht haben. Die auffallende Schminkerei des Frauenzimmers unter den vornehmern Klassen, ihre hohen, abgestumpften Kegeln gleichenden, auf dem rechten Ohr sitzenden Hüte, die abscheulichen (gleichsam rund umher mit Fledermausflügeln das Gesicht beschattenden) Judenhauben der Niedrigen erregen eine höchst widrige Sensation. Nimmt man hierzu die frechen und ausgelassenen Mienen, mit der einem fast jedes Frauenzimmer (nicht bloß Freudenmädchen) ins Gesicht guckt, den affectierten, sich auf garnichts gründenden, höchst lächerlichen Ton der Selbstgenügsamkeit und vermeintlichen Wichtigkeit bei den Mannspersonen.

Bei der Schilderung der Französinnen wird vornehmlich die verführerische Schönheit ihres wollüstigen Ganges hervorgehoben, den sich alle die Frauen zum Muster nehmen sollen, „die von der Liebe der Männer häufigere Vergnügungen erwünschen". In einem Bericht der in Weimar erschienenen Monatsschrift „London und Paris" heißt es: man kann eine Französin nicht ansehen, ohne auf wollüstige Gedanken zu kommen. Und an anderer Stelle: Ihr wollüstiger Gang läßt jeden die Vergnügungen entdecken, die der Geliebte in ihrem Schoße finden wird. Die Französin offenbart sich gerade dadurch nach Ansicht aller als die Meisterin im Genuß, „denn alle ihre Bewegungen sind von der Liebe eingegeben, deshalb ist sie auch die Schönste von allen. Wahre Schönheit besteht nicht in der Vollkommenheit, sondern in den Reizungen, die sie auf das männliche Geschlecht ausübt." Das ist der Triumph der Pikanterie.



125. J. F. Göz. Augsburger Kupferstich

* * *

Dem Kultus, der in Worten mit der Schönheit der Frau getrieben wurde, ist der der bildenden Künste durchaus gleichartig und auch durchaus ebenbürtig. Die Maler, Kupferstecher, Bildhauer und Modelleure idealisierten mit Vorliebe den Frauenkörper und sie zeigten diesen niemals nackt, sondern stets ausgezogen, dekolletiert oder retroussiert. Venus ist in keiner Darstellung eine überirdische



Galanter französischer Kupferstich von Bouilla



Gravé par Boullard & terminé par Prignet

Jason.

Gemälde von Schall. 18. Jahrhundert



126. Heinrich Ramberg: Tscherkessische Ware

Göttin mehr, sondern stets eine ganz oder halb entkleidete Salondame. Der Künstler will spezifische Reize im pikantesten Rahmen vorführen: den köstlichen Busen, die delikaten Beine, die verführerischen Lenden. Er sagt deshalb niemals zum Beschauer: Schau, welche Schönheit! Dagegen stets: Schau, welche Schönheiten! Und alle diese besonderen Reize sind deshalb in der gleichen Weise pikant pointiert, wie es die Dichter in der Schilderung mit Worten taten. Das beliebteste Mittel des Kultus der Schönheit im Bilde sind die Vergleiche. Das Motiv La Comparaison ist daher in der Rokokokunst überaus verbreitet. Zwei oder mehr Frauen streiten sich auf einem Bilde untereinander, wem in einer besondern Schönheit der Preis gebühre. Natürlich können bei einem solchen Streit Worte und Behauptungen allein nicht genügen, sondern nur die Vorführung der durch Augenschein kontrollierbaren Wirklichkeit selbst. Und so öffnen die Schönen kokett das Mieder, um gemeinsam vor dem Spiegel die genauesten Feststellungen zu machen, welcher Busen die geschätztesten Vorzüge in sich vereinigt, wie auf dem Gemälde „La Comparaison" von Lavreince (siehe Beilage); sie raffen die Röckchen bis zum Knie empor und vergleichen, wie auf dem Bilde von Boilly, die kleinen Füßchen und die wohlgerundeten Waden (siehe Beilage) oder sie treten beim Bade mutig mit dem dort plazierten Standbild der Venus Kallipygos in Konkurrenz (siehe Beilage La Comparaison von Schall). Vor allem das gemeinsame Baden ist



127. Carème. Galanter französischer Farbstich

in allen künstlerischen Darstellungen nur ein gegenseitiges schwelgerisches Zurschaustellen der Schönheiten und ein stetes heimliches Konkurrieren. Jede sagt: Ich bin doch die Schönste. Und in der Pose, die sie wählt, setzt sie außerdem hinzu: und die Pikanteste! Es gibt angeblich keinen edleren Wettstreit für Frauen, aber auch keinen beliebteren als diesen, und so wird er täglich von neuem ausgefochten. Dabei ist man meist auch nicht allzu böse, wenn bei diesen Feststellungen ein Liebhaber als heimlicher Zuschauer sich einstellt, denn der Mann ist in diesen Dingen schließlich doch der kompetenteste Sachverständige. Außerdem will man ja nur für ihn die Schönste sein (Bild 57 und 92).

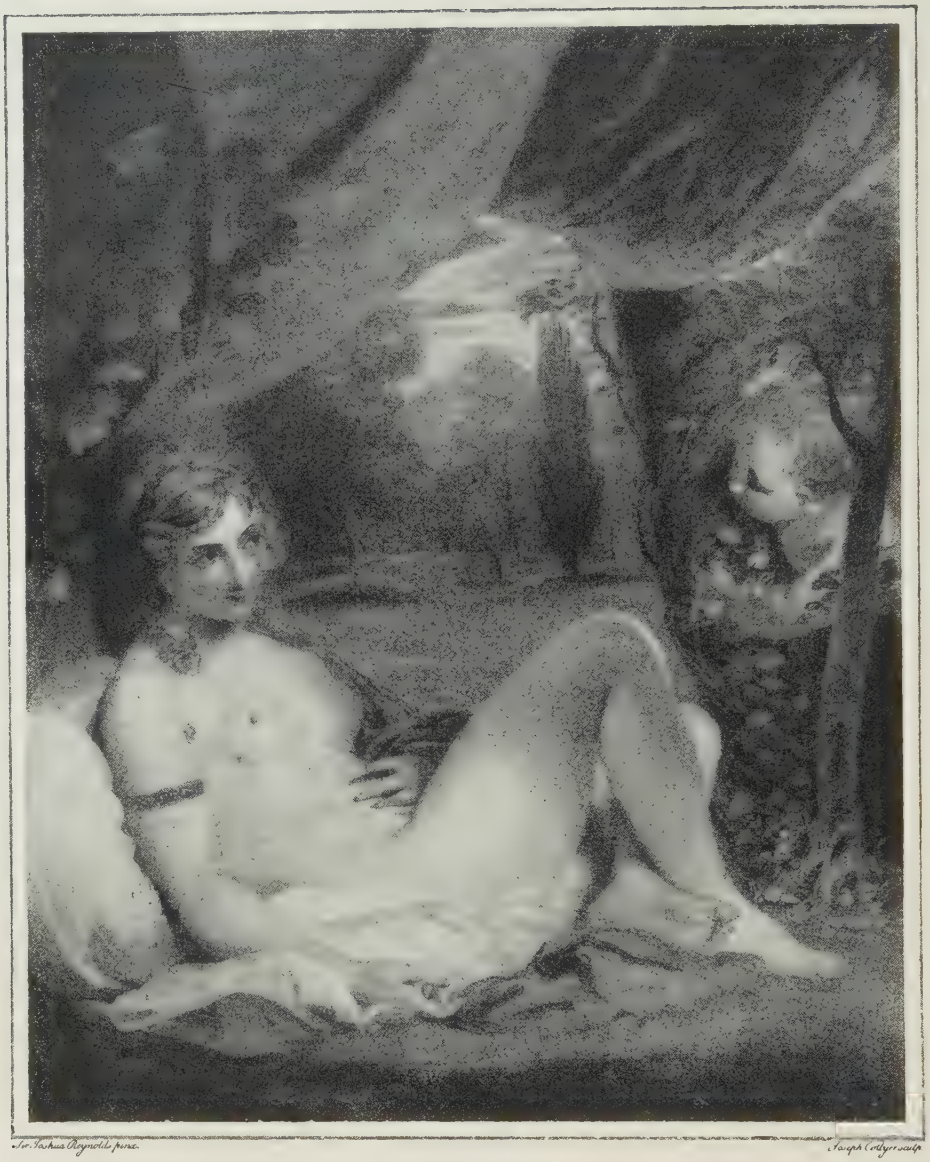
Ein Gegenstück zu dem gegenseitigen Vergleichen der einzelnen Reize untereinander ist die Darstellung des selbstvergessnen Nachprüfens der eignen Schönheit durch seine Besitzerin im heimlichen Boudoir oder Schlafzimmer. Die jugendliche Schöne streift das Hemd über die Schulter hinab und kontrolliert und prüft im Spiegel die Vollkommenheit ihrer Reize (Bild 97, 99 und 100). Kann die Knospe der Rose mit der Schönheit der Knospen meines Busens wetteifern? fragt sie und vergleicht beide zärtlich miteinander (Bild 95 und 108). Alles ist ihr ein willkommner Spiegel ihrer Schönheit. Am klaren Quell, an dem sie sich zum Bade entkleidet,

prüft sie vor allem die wollüstigen Linien ihrer Schenkel und der schwellend gewölbten Lenden (Bild 132). Und selbst bis auf die intimsten Feststellungen dehnt sie bei diesen Gelegenheiten mitunter ihre Nachprüfungen aus. Sie weiß bei allen Reizen, welche Eigenschaften am geschätztesten sind, und sie weiß genau, in welchem Maße ihr diese zukommen. Wenn sich eine Schöne allein weiß, gibt es für sie überhaupt kein größeres Vergnügen als sich zu retroussieren, zu dekolletieren und vor sich selbst mit ihrer Schönheit zu paradieren. Und in den köstlichsten Entblößungen und in den pikantesten Posen konstruiert sie verführerische Schauspiele ihrer Schönheit. Denn Pose und Repräsentation ist all ihr Tun. Das heißt: die Phantasie erschafft ihr den begehrten Zeugen. So möchte sie vor ihm mit ihrer Schönheit mimen, in diesen Posen ihn neckisch fragen: Hat die Natur jemals begehrenswertere Reize gemeißelt und geformt? Und im Geiste stellt sie diese Frage auch an ihn, den Abwesenden oder Ersehnten (siehe die Beilagen „O'Morphi" und „Das ruhende Mädchen", beide von F. Boucher). Wenn die Jungfrau nackt ins Bette steigt, richtet sie scheinbar an den Geliebten die Frage: Ist dies nicht eine Pracht, was sich hier deinen Blicken auftut? Gibt es einen vollkommneren Gegenstand deiner Begierden? Entspricht nicht jeder meiner Reize deinen besondern Wünschen? (Beilage „Le Coucher" von Vanloo) Die drei Grazien nach Pellegrini von Janinet gestochen (Bild 124) posieren das Gleiche.



128. Galanter französischer Kupferstich

Dieses tausendfache Anslichtbringen der heimlichen Schönheiten der Frau durch die zeitgenössischen Künste und das stets damit verbundene Insreliefarbeiten der von der Zeit am höchsten geschätzten körperlichen Vorzüge sind im letzten Grunde nur die künstlerische Formel des allgemeinen Kultus der Schönheit der Frau. Darum decken sich die Methoden der objektiven Künste auch im Einzelnen vollkommen mit denen der Literatur. Auch hier steht die Verherrlichung des



129. Englischer Kupferstich von J. Collyer nach einem Gemälde von J. Reynolds. 1786

Busens obenan. Seine Schönheit wird den Blicken unter allen Umständen sichtbar gemacht. Es ist das berückendste Schauspiel, das man dem Beschauer bieten zu können glaubt. Und so sieht man auf jedem Bilde einen entblößten Busen und findet immer neue Möglichkeiten der Dekolletage. Es gibt überhaupt kaum ein zeitgenössisches Bild, speziell aus dem Rokoko, in dem nicht mindestens eine Note zum Ruhme

der Schönheit des Busens eingeflochten ist, aber hunderte, die nichts als ein Hymnus auf diese köstliche Zierde des Frauenleibes sind. Der Künstler gibt vor, „die Schönheit" zu zeigen, nun, er zeigt nichts als eine Schöne mit entblößtem Busen, das ist „The beauty" (Bild 120). Der Busen ist „die Lockspeise, mit der die Männer gekirrt werden" (siehe Beilage), und „die Kenner" konzentrieren beim Anblick eines Bildes, das eine verführerisch hingelagerte Venus zeigt, ihre Blicke vor allem auf die Schätze ihres Busens (siehe Beilage „Connoisseurs" von Th. Rowlandson).

An dieser Stelle muß auch eines bestimmten historischen Falles der Huldigung der Schönheit des Busens gedacht werden, die, weil sie zugleich auch eine der kühnsten sein dürfte, die je bekannt geworden ist, ein überaus wichtiges Dokument darstellt, das es für den Kultus des Busens als erotische Schönheit im Ancien Regime gibt. Es ist das die Geschichte der wunderbaren Fruchtschale, die ehedem das Kleine Trianon in Versailles schmückte und die künstlerische Nachbildung eines vollendet schönen Busens darstellt. Nach den Mitteilungen der Gebrüder Goncourt, von denen auch die hier wiedergegebene Nachzeichnung (Bild 109) stammt, hat man es in dieser Schale mit einer direkten Nachbildung des Busens der Königin Marie Antoinette zu tun. Diese Nachbildung hatte angeblich folgende Veranlassung: Bei einem intimen Zirkel soll einmal ein Streit darüber entbrannt sein, wem unter den anwesenden Damen des Hofes der schönste Busen eigne. Bei diesem Wettstreit wurde selbstverständlich einstimmig Marie Antoinette der erste Preis zuerkannt. Denn wenn heute eine jede regierende Fürstin eine mustergültige Landesmutter, ein Spiegel der Keuschheit ist — sogar die gekrönte Hure Isabella von Spanien bekam vom Papst die Tugendrose! —, so war in dem Zeitalter der Galanterie sans phrase die Königin naturgemäß die Schönste. Zur Verherrlichung und Verewigung dieses edlen Wettstreites, aus dem ihr Busen als unbestrittener Sieger hervorgegangen ist, gestattete Marie Antoinette einen Abguß und eine künstlerische Nachbildung ihrer angeblich einzigartigen Schönheit: es war das Denkmal, das man mit ihrer Genehmigung ihrem Busen setzte. Warum sollte man übrigens nicht auch einem besonders schönen Busen ein Denkmal setzen? Seine Realität war immerhin zweifelsfreier als so manches andre Verdienst, das mit einem Denkmal geehrt wurde. Weitere Nachrichten haben wir übrigens über das Tatsächliche dieses Vorganges nicht auffinden können. Sollte jedoch trotz der sonstigen Zuverlässigkeit der Goncourts der Vorgang ein andrer gewesen sein, so bleibt immer



Das schöne Bein der Geliebten

130. Deutscher Kupferstich von H. Schmidt nach Ramberg



Die schlafende Schöne

131. Englischer Kupferstich nach Cipriani

noch die ebenfalls nicht unwichtige Tatsache bestehen, daß diese Schale ein hervorragendes Schmuckstück des für Marie Antoinette erbauten Lustschlößchens „Das kleine Trianon" gewesen ist, und daß man es in diesem Stück, wie die daran verwendeten Symbole unzweideutig erweisen, mit einer Verherrlichung zu tun hat, die nicht in der Naturbestimmung des Busens und darum in seinem höchsten Inhalt gipfelt, sondern einzig in einer Verherrlichung seiner erotischen Wirkung auf den Mann. Die Widderköpfe, auf denen der zur Fruchtschale ausgestalte Busen ruht, sind das Symbol männlicher Geilheit. Auch diese Tatsache allein genügt, dieses Prunkstück zu einem wichtigen Dokument der Zeit zu erheben.

Dem Kultus der Schönheit des Busens reiht sich, genau wie in der Literatur, der der Venus Kallipygos an. Wenn Boucher eine Wäscherin bei ihrer Arbeit zeigt, so ist das nicht ein Vorwurf, um die Arbeit künstlerisch zu charakterisieren, sondern einzig eine günstige Gelegenheit, um eine Stellung zu zeichnen, wodurch die Pracht der Lenden am vorteilhaftesten in die Augen springt (siehe Beilage). Die Arbeit hatte in dieser Zeit, wie man sieht, nur soweit ein Interesse, als sich daran eine galante Pointe knüpfen ließ (vergl. auch die Beilage „Die Gärtnerin"). Weil die Zeit den Reiz pikant gewölbter Lenden so hoch schätzte, darum ist auch die Darstellung der Rückenansicht der Frau in der damaligen Kunst ein so unerschöpf-

liches Motiv geworden. Besonders bei Boucher, der dafür immer neue Variationen erfindet und wohl als der verzückteste künstlerische Verehrer der Venus Kallipygos im Ancien Regime gelten kann.

Die hundertfachen Darstellungen des Klystiers in den siebziger und achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts haben ebenfalls keinen andern Zweck als den: die Schönheit der Frauenlenden in der pikantesten Pose zu zeigen, zu zeichnen und zu rühmen. Denn obgleich sich auch die Männer dieser Prozedur unterwarfen, so wurden ausschließlich nur die Frauen in dieser Rolle dargestellt (Bild 115 und 116). Die Tatsache der Häufigkeit, mit der dieser Gegenstand dargestellt wurde, offenbart außerdem, daß die Zeit darin die vorteilhafteste Lösung in der Richtung des Zeitgeschmacks zu finden glaubte. Im Rahmen der retroussierten Kleidung bekommt diese spezifische Schönheit die kühnste Reliefwirkung, und es ist zugleich die Pikanterie durch das stets übertriebene Retrousse aufs Raffinierteste damit verknüpft.

Die schwüle Schönheit schöner Frauenschenkel reiht sich hier als dritte Form des Kultus der weiblichen Reize an. Sie ist meistens mit der vorhergegangenen



Die Badenden

132. Galanter englischer Kupferstich von Bartolozzi

verknüpft (Bild 102, 126, 127, 129 und 131). Aber nicht selten wird die Darstellung dieser Schönheit auch zum einzigen Zweck oder wenigstens zum Mittelpunkt gemacht, wie zum Beispiel in zahlreichen Kupfern von Jollain (Bild 101) und in vielleicht noch mehr Zeichnungen von Cipriani, die durch Bartolozzi und andere so geschickt in Kupfer gestochen wurden (Bild 132). —

Auch hier gibt es ein Ende nur in der Zeit. Nicht aber in der Steigerung. Die ganze Zeit des Ancien Regime ist auch in den objektiven Künsten nie müde geworden, die spezifischen Frauenschönheiten immer wieder von neuem verherrlichend zu gestalten, nie glaubte sie, das letzte Wort gesprochen und die köstlichste der Möglichkeiten erschöpft zu haben. Das Ende in der Zeit aber war da, als am Morgen des anbrechenden bürgerlichen Zeitalters der ganze Mensch als ganzer Begriff wieder an die Stelle der seitherigen Dreieinheit von Busen, Schoß und Lenden trat und als vor allem neben der neuen Eva auch wieder ein neuer Adam entstand. Ein Adam mit Muskeln aus Stahl, die zwar nicht mehr zum Menuett taugten, die ihn aber befähigten, die moderne bürgerliche Weltordnung auf die soliden Beine zu stellen, mit denen er am ausgehenden achtzehnten Jahrhundert seinen dröhnenden Einzug endlich in die gesamte europäische Kulturmenschheit hielt.



133. Galanter Schnupftabaksdosendeckel





Louis Boilly pinxit

Nic. Chaponnier, sculpsit

La Comparaison des petits Pieds.

A Paris, Chez l'Auteur, Rue St. Honoré, entre la Rue des bons Enfans et le Jardin Egalité Maison du Parfumeur.

Imprimé par Bovard.

Französischer Kupferstich von Chaponnier nach einem Gemälde von L. Boilly. Um 1788



134. Augsburger Modekupfer von J. M. Will. Um 1780

III

Die Livree der Ausschweifung

Die Kleidung ist die Gußform, mit Hilfe deren die Körper vom Geiste der Zeit im Geiste der Zeit geformt werden. Darum führt jede Epoche, die in der Ideologie einen neuen Adam und eine neue Eva konstruiert, auch stets zu einem prinzipiell neuen Kostüm. Das erotische Problem und die Tendenzen der Klassenscheidung, die von der Bekleidung des menschlichen Körpers immer wieder von neuem gelöst oder deren Lösungen wenigstens angestrebt werden, erfahren aus diesem Grunde auch im Zeitalter des Absolutismus neue Lösungen. Die verschiedenen Moden, die im Verlauf des Ancien Regime aufkommen, sind dabei nur Variationen oder Weiterführungen derselben Hauptlinien, die von den in der Zeit wirkenden Kräften und Tendenzen gebildet wurden.

Der wesentlichste Unterschied gegenüber der Renaissance besteht hinfort — und zwar gilt dies, abgesehen von der kurzen Zwischenpause, die die französische Revolution gebot, bis auf den heutigen Tag — darin, daß mit dem Zeitalter des Absolutismus wieder, oder eigentlich jetzt erst, der bekleidete Mensch anfängt. Die Kleidung ist nicht mehr bloß wie in der Renaissance die dekorative Gewandung des nackten Körpers, sondern die Hauptsache am Menschen, gegenüber der der lebende Kern sehr weit zurücktritt. Das Schönheitsideal erfüllt sich durch die

Kleidung und konzentriert sich auf die Kleidung. Damit wurde sie sozusagen das Indispensable. Man vermag hinfort den Menschen von seinen Kleidern überhaupt nicht mehr zu trennen, denn sie bilden mit ihm zusammen eine Einheit. Er ist erst in seinen spezifischen Kleidern ein bestimmter Mensch. Im Zeitalter des Absolutismus aber bestehen die Menschen überhaupt fast nur aus Kleidern. Hier machen häufig die Kleider allein den Menschen aus. Aus dieser wichtigen Tatsache folgt von selbst, daß von nun ab in der Sittengeschichte die Analyse der speziellen Livree einer Zeit und ihre verschiedenen Variationen, die die einzelnen Moden daran vornehmen, eine ungleich größere Rolle spielen als seitdem, denn sie erweisen sich als eines der wichtigsten Hilfsmittel, die Tendenzen einer Zeit zu unterstützen und zu verwirklichen. Ein Beweis für diese Behauptung ist auch der Umstand, daß in den bildlichen Dokumenten die Mode hinfort eine ungleich größere Rolle spielt wie früher; im siebzehnten Jahrhundert kamen, von einigen Vorläufern abgesehen, auch die wirklichen Modekupfer auf, um nie mehr zu verschwinden.

Wir beschränken uns hier natürlich nur auf die Schilderung und Analyse der wesentlichen Züge, die für die Geschichte der geschlechtlichen Moral zugleich die bezeichnendsten sind.

* * *

Weil die Kleidung eines der wichtigsten Mittel der Klassenscheidung ist, gehen die neuen Moden prinzipiell auch stets von den herrschenden Klassen aus. Diese sind immer von neuem darauf bedacht, sich auch in der äußern Erscheinung von den untern Klassen abzusondern und ihre höhere soziale Stellung markant zum Ausdruck zu bringen. Im Ancien Regime sollten vor allem die „Subjekte", die Kreaturen vom Baron abwärts, sich klar von der wirklichen Menschheit absondern. Weil nun aber in dieser Zeit alle Dinge im absoluten Herrscher gipfeln und er damit auch der Maßstab aller Dinge ist, so ist es ebenso logisch, daß am Anfang dieser Zeit das Majestätische das Formen- und Linienbildende in der Mode wurde. Die Majestät ist überirdisch und darum unnahbar.



135. Pariser Modekupfer. Um 1680



136. Pariser Kostümbild von J. D. de St. Jean. 1686

Das ist, wie wir wissen, das Fundamentalgesetz des Absolutismus. In der vom Absolutismus kreierten Mode mußte also gerade dieses Grundgesetz den prägnantesten Ausdruck finden. Es fand ihn in der für jene Zeit charakteristischen Mode der steifen Halskrausen, der weitabstehenden Schleifen, mit denen die Kleidung beider Geschlechter geziert war, und in der Frauenmode außerdem im Reifrock. Der Träger dieser Kleidung wurde dadurch tatsächlich auch in der Wirklichkeit unnahbar und zwang jedermann zur respektvollen Distanz. In Spanien entwickelte sich zuerst die Physiognomie des absoluten Monarchen (vergl. auch Seite 65 und 66), darum wurde auch Spanien das Geburtsland dieser Moden. In der satirischen Schrift „Des heutigen Frauenzimmers Sturm-Haube" aus dem Jahre 1690 heißt es:

Vor etlichen dreißig Jahren gieng, was stattlich sein wolte, Spanisch daher; darauf bekamen wir in Deutschland Spanier genug, welche uns genugsam geheget haben. Jetzunder muß alles Französisch sein; was hierauf erfolgen wird, weiß Gott, und läßt sich auch von vernünftigen Leuten leithlich muthmaßen.



137. Frauen mit der Adrienne bekleidet. Deutscher Kupferstich. Um 1709

Die Majestät ist aber nicht nur unnahbar, sondern sie will auch ständig ihre Größe, Macht und Gottähnlichkeit repräsentieren, das heißt: ihre Übermacht, wie wir bereits im ersten Kapitel geschildert haben. Diese zweite Tendenz fand ihre charakteristische Lösung erst in Frankreich und zwar durch Ludwig XIV., der, so unwissend und ungebildet er auch war, sicher als ein Genie in der Kunst zu repräsentieren sich erwies. Seine späteren Lobredner schreiben: „Ludwig XIV. besaß das Bewußtsein der königlichen Würde in einem Grade, wie er seither nie mehr erreicht wurde." „Der größte Komödiant der Gottesgnadenidee, der es fertig brachte, keine Sekunde seines Lebens aus der Rolle zu fallen", wäre phrasenloser aber korrekter. Freilich, der französische Absolutismus bedurfte solch geschickter Rolleninhaber. In Frankreich war das Volk einst selbst eine Macht gewesen, mit der man auch jetzt noch ständig rechnen mußte. Also mußte ihm die neugeschaffne Macht des absoluten Herrschers klar und unzweideutig zum Bewußtsein kommen. In Spanien war dies nicht mehr notwendig gewesen. Denn hier hatte die Gegenreformation mit Hilfe der Inquisition ihre grauenvollsten Orgien gefeiert, sie hatte nicht geruht, bis der letzte freie Gedanke und die letzte selbständige Regung völlig und für immer im Volke erstickt waren. Damit war die Göttlichkeit des Königtums zu einem von niemand angezweifelten Glaubenssatz geworden, der deshalb gar keiner Konzessionen mehr bedurfte. Daß die spanischen Könige die in Menschengestalt über die Erde schreitenden Götter waren, glaubte man, ohne daß sie diese Wahrheit symbolisierten. Anders, wie gesagt, in Frankreich, wo der Sieg über das Volk niemals ein ähnlich vollständiger war.

Die Einführung der Allongeperücke beim Manne war das Mittel, auf das man zuerst verfiel, die Macht und Größe des Herrgotts, den man hinfort repräsentieren wollte, jeden Augenblick zu posieren. Bei der Haartracht mußte es anfangen, denn diese ist als die für eine bestimmte Zeitdauer unverrückbare Umrahmung des Kopfes

unbedingt das geeignetste Mittel der Repräsentation, sich, das heißt seine Wesenheit, den andern augenfällig zu präsentieren. Man vermag durch nichts so leicht und so rasch wie durch ihre spezifische Form schlicht, bescheiden, zurückhaltend und nachdenklich zu erscheinen, man kann aber auch durch sie ebenso leicht kühn, verwegen, ausgelassen, frivol, frech und zynisch erscheinen, wie man weiter durch sie größer, steifer, unnahbarer, würdevoller, mit einem Wort majestätischer erscheinen kann. Dies Mal handelte es sich um die stereotype Erreichung der zuletzt genannten Wirkung. Diese brachte, wie gesagt, die Allongeperücke zustande. Durch die Allongeperücke wurde der Kopf des Mannes zum hoheitsvollen Jupiterhaupt. Oder, wie man in der Zeit sagte: aus der blonden Fülle der Locken leuchtete das Gesicht hervor „wie die Sonne aus dem Morgengewölk" (vergl. auch S. 118). Um diese Wirkung zur Spitze zu führen, mußte übrigens die Hauptzierde des Mannes, der Bart, weichen. So verschwand denn auch der Bart aus dem Gesicht des Mannes in der ganzen Zeit der Herrschaft der Perücke und kehrte erst mit deren Verschwinden wieder.

Bei der Frauenkleidung wurden die Tendenzen des Majestätischen nach unten durch die erneute Verlängerung der Schleppe und nach oben durch die Fontange erfüllt. Die Einführung der Fontange wird gewöhnlich der gleichnamigen Maitresse Ludwig XIV. zugeschrieben. Der ungeheuerliche Kopfschmuck hatte von dieser Dame in Wahrheit jedoch nur den Namen. Er war nichts weniger als eine willkürliche Laune, sondern im Gegenteil, wie jede Mode, die länger herrschte, ein



138. Deutsche Karikatur auf die Reifröcke. Um 1720

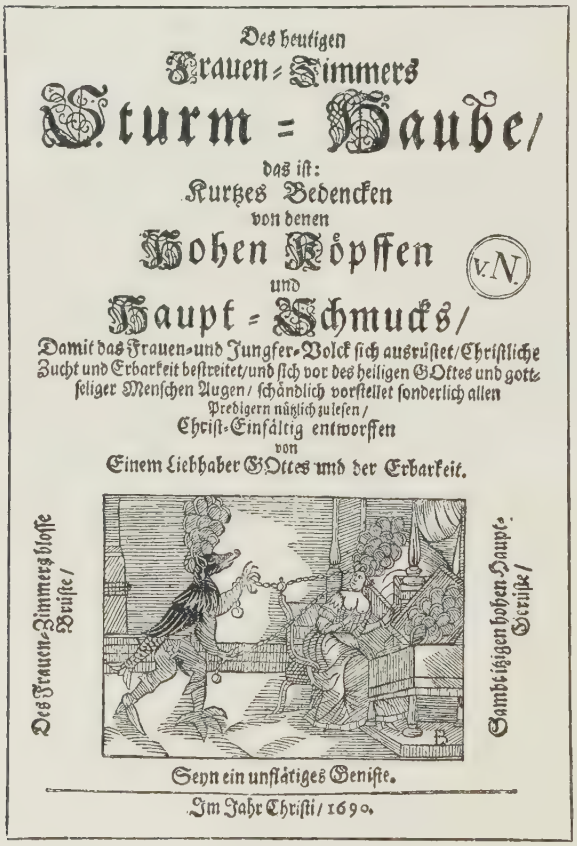
ganz unvermeidliches Entwicklungsergebnis der allgemeinen Modetendenz, zu dem es deshalb auch ganz allmählich gekommen war. Die Fontange ist in der Frauenmode das logische Gegenstück zur männlichen Allongeperücke und außerdem das unentbehrliche Gegengewicht der ungeheuren Schleppen, die damals je nach dem Range ihrer Trägerinnen zwei bis dreizehn Meter lang waren. Die Höhe der Fontange nahm daher auch in gleicher Weise zu, in der sich die allgemein übliche Länge der Schleppe vergrößerte.

Durch die zeitgenössischen Moralprediger erfahren wir immer das meiste über das Wesen bestimmter Moden und Sitten vergangner Zeiten, so auch in diesem Falle, zu welch ungeheuerlichen Dimensionen die Coiffüre gesteigert wurde. In der Santa Claraschen Moralpredigt „Puer centum annorum" heißt es:

„Laß sehen was ist das für ein Kopff? ist das auch nöthig, daß man das Frauen-Zimmer noch ein Kopff größer macht, sie haben doch Kopffs genug? Der Kopff ist viel zu kostbar. Die Natur erfordert den Kopff zu bedecken, nicht höher aufzubutzen, gleich einem Hahnenkam. Mancher generis foeminini Kopff trägt ein Ober-Kopff, der mehr werth ist als der Unter-Kopff selbst. Bißweilen siehts aus wie ein Storchs-Nest, worauff viele Grillen hecken. Wer macht euch Schneider aber so vermessen, daß ihr zu solchem unnöthigem Pracht euch gebrauchen laßt? und macht euch kein Gewissen darüber."

An einer andern Stelle derselben Schrift schreibt Abraham a Santa Clara:

„Mein Mensch! trägst du auch ein Schopff drey Ellen hoch . . . und hättest du auch in deinem Haar einen halben Metzen schmeckenden Puder?"


Des heutigen
Frauen-Zimmers
Sturm-Haube/
das ist:
Kurtzes Bedencken
von denen
Hohen Köpffen
und
Haupt-Schmucks/
Damit das Frauen- und Jungfer-Volck sich ausrüstet/Christliche Zucht und Erbarkeit bestreitet/und sich vor des heiligen GOttes und gottseliger Menschen Augen/ schändlich vorstellet sonderlich allen Predigern nützlich zu lesen/
Christ-Einfältig entworffen
von
Einem Liebhaber GOttes und der Erbarkeit.
V.N.
Des Frauen-Zimmers bloße Brüste/
Gambeisigen hohen Haupt-Gerüste/
Seyn ein unflätiges Geniste.
Im Jahr Christi/1690.

139. Titelblatt einer satirischen Streitschrift gegen die Fontange 1690

Die deutlichste und ausschließlich gegen die Fontange geschriebene Schrift „Des heutigen Frauenzimmers Sturmhaube", deren Titelbild wir hier wiedergeben (Bild 139), enthält Dutzende solcher Kraftstellen. Als Beispiel für die Monstrosität dieser Coiffürenmode möge diese eine genügen:

So sein zu dieser Zeit auf kommen die hohen Köpffe, da das Frauenzimmer nicht allein träget Barücken und Haarlocken, sondern auch Bändel-Köpff, ja ein hohes Geniste von allerhand Haaren, Spitzen, Band und Gekröse, dermassen in die Höhe gethürmet, daß er die Höhe des Kopffs wieder erreichet, und scheinet, als ob zwey Köpffe über einander stünden, scheußlich, unmenschlich, ja fürchterlich anzusehn; und ist zu besorgen, wenn diese Köpffe also wachsen in ihrer Narrheit, so werden alle Hauß- und Kirchen-Thüren müssen erhöhet werden; Es hat das Ansehen, als ob sie mit aufgesetzten Sturmhauben Gott entgegen-

wandeln, und wollend alle Christliche Zucht und Erbarkeit bestreiten wolten.

Und als der Zweck dieser Mode wird vom Verfasser genannt:

„Sie bekleiden sich so, daß sie noch nackend bleiben, sie hüllen sich in einer Fontange, damit sie desto mehr mögen gesehen werden."

Daß diese Moralprediger kaum allzusehr übertrieben haben, erweist die Tatsache, daß zum Beispiel die Höhe der Fontangen, die in Wien getragen wurden, eine Elle und noch höher waren. Und die damalige Elle maß 1,30 Meter!

Als nach der kurzen Blütezeit des Absolutismus alles in Staat und Gesellschaft in Auflösung kam, mußte folgerichtig auch die Mode ihre starren Linien verlieren und sich in gleicher Weise auflösen; diese Auflösung zeigen die Rokokomoden. Hier geht alles drunter und drüber. Die Hauptlinien erhalten sich freilich immer oder man kehrt immer wieder zu ihnen zurück.



140. Nürnberger Modekupfer von Susanna Sandrart. Um 1710

Auf die mehr als dreißig Jahre währende unbeschränkte Herrschaft des Reifrockes und der Fontange folgte zuerst eine ziemlich lange Reaktionsperiode, in der man zu bescheideneren Rockformen und zu niederen und relativ vernünftigen Coiffüren zurückkehrte. Das letztere gilt jedoch nur von der Frauenfrisur, beim Manne erhielt sich ununterbrochen die Perücke. Diese Reaktion war aber keineswegs aus einer vernünftigen Einsicht geboren, sondern vielmehr aus dem Drang nach möglichster Ungebundenheit und Ungeniertheit in der Befriedigung seiner Begierden, der in Frankreich sein Geburtsdatum mit dem Beginn der Regentschaft hatte. Gleichwohl war solche Ungezwungenheit im Äußern viel zu bürgerlich und entsprach absolut nicht den ungebrochnen Interessen der strengen Klassenscheidung, die vom höfischen Adel als unbedingtes Gesetz gefordert wurde, um den grotesken Wahnsinn der Moden, wie er die erste Herrschaftsperiode des Absolutismus kenn-



141. Bei der Morgentoilette

zeichnet, für alle Zukunft überwunden zu haben. Das Rokoko kehrte von neuem zum Reifrock und den turmhohen Haarfrisuren zurück. Und es schlug sogar noch den Rekord von früher um ein Gewaltiges. Im Zopfstil, dem Ausklang des Rokoko, schuf der Wahnwitz sowohl im Reifrock wie in den Coiffüren der Frauen Formen, die alles frühere tief in den Schatten stellten. Der Rock wurde zum förmlichen Ungetüm, der in den offiziellen Hoftrachten jede Dame zu einer ungeheuren wandelnden Tonne umformte und ihr oft nur mit ausgestrecktem Arm ermöglichte, die Hand ihres Begleiters zu erreichen (Bild 165). Die Frisur aber wurde zu einem förmlichen Schauplatz, zu einer kleinen Theaterbühne, auf der alle möglichen Stücke gespielt wurden. Das letztere ist keineswegs übertrieben. Alles, was im gesellschaftlichen und politischen Leben der Zeit allgemeines Aufsehen erregte, wurde auf dem Haupt der Damen kunstvoll nachgebildet: Jagdszenen, Landschaften, Szenerien, Mühlen, Festungen, Theaterszenen und so weiter, ja sogar Hinrichtungsszenen lieferten Anregung und Stoff. Pose forderte die Zeit, also posierte man in dieser grotesken Form öffentlich vor aller Welt sein ganzes Gefühlsleben. Die schwärmerische Rückkehr zur Natur symbolisierte der Aufbau einer Meierei mit Kühen, Schafen, Ziegen und Hirten in Miniaturgestalt oder die Nachbildung von säenden oder pflügenden Bauern. Der Kultus der Schäferspiele zauberte Darstellungen von idyllischen und galanten Schäferspielen auf die Köpfe der Damen der Gesellschaft: Die Verführung der Chloe durch einen Seladon, eine zärtliche Liebesszene zwischen Phillis und Thyrsis. Damen, welche ihren persönlichen Mut zum Ausdruck bringen wollten, wählten kämpfende Soldaten, galante Damen, die mit ihren Erfolgen kokettierten, demonstrierten die um den Besitz ihrer Person sich gegenseitig duellierenden Liebhaber und so weiter. Diese groteskkühne Mode war wie die meisten in Frankreich entstanden. Aber sie blieb wie keine Einzige auf Paris beschränkt, sondern machte binnen kurzem ihren Siegeszug durch alle Hauptstädte Europas. In einer Schilderung der wiener Sittenzustände, die unter dem Titel „Galanterien Wiens“ im Jahre 1784 erschien, heißt es von den Wienerinnen:



Die Lockspeise, mit der die Männer gekirrt werden

Galantes englisches Schabkunstblatt von W. Dickinson nach einem Gemälde von W. Peters. 1776

„Ihr Putz ist hier wahrhaft übertrieben, und übersteigt fast alle menschliche Erfindung. Ihre Köpfe, auf welchen sie ganze Kriegsschiffe, Lustgärten und Fasanerien herumschleppen, dienen dem Auge des Fremden zu einem Stoff zur Bewunderung, und ihre Haare, die mit allen nur möglichen Säften gewürzet sind, und auf fünfzig Schritte, wie eine Bisamschlange riechen, füllen seine Nase mit einem trefflichen Gestank."

und an einer andern Stelle:

„Oft ist ihr Kopf in Neglige ganz nachlässig, und so ist man gemeiniglich zu gewissen Stunden, wo alles in Neglige ist. Oft gleicht er einem Segelschiffe, das Mast und Ruder hat. Oft sind ihre Haare auf so vielerlei Arten gekräuselt und geschmückt, daß es ein völliges Gemisch von Starrheit und Unsinn ist. Ich sah eine Dame, die zu einem einzigen Kopfputze zwei Pfund Pomade, drei Pfund Haarpuder, einige Gläschen l'eau de Lavande, mille fleurs, und poudre marchale, sechs Polster, einige Hundert Stecknadeln, deren manche zwei Schuh lang waren, einige zwanzig Federn und eben so viele Schleifen von bunten Bändern brauchte."

Ähnliche Berichte existieren auch über die Frauen andrer Städte (Bild 157 und 158).

Als diese Coiffüre von der Federnmode, der letzten charakteristischen Mode des Absolutismus vor Ausbruch der französischen Revolution, abgelöst wurde, war dies nur für einen Augenblick eine Rückkehr zur Vernunft, denn alsbald gelangte man auch hier zu den groteskesten Ausgestaltungen, wie wir uns noch aus zahlreichen Schilderungen und Abbildungen überzeugen können (Bild 48, 154 und 162).

Stete Abwechslung war auch in der Coiffüre das oberste Gesetz. Neue Kombinationen in ihrer Coiffüre zu erfinden, war daher das heiße Bestreben zahlreicher Damen der Gesellschaft; und der höchste Triumph für eine Dame war häufig der, wenn eine solche neue Kombination derartigen Beifall fand, daß sie für Wochen oder wenigstens für einige Tage allgemein getragen wurde. Länger währte nämlich die Dauer einer bestimmten Kombination nie. Marie Antoinette arbeitete jede Woche mehrmals mit ihrem Hoffriseur, dem berühmten Leonard, „dem großen Leonard, der bis zu vierzehn Ellen (ungefähr neunzehn Meter!) Gaze in eine einzige Coiffüre hinein-



142. Nürnberger Modekupfer von Susanna Sandrart



Die Kunst des Retroussé

143. Pariser Modekupfer von N. Guerard

arbeitete und dessen Prinzip es war, niemals Spitzen zu verarbeiten". Sie brachte so jede Woche durch diesen neue Kombinationen auf. Berühmte Friseure dieser Zeit wiederholten eine bestimmte Frisur nie ein zweites Mal und formten im Laufe eines einzigen Jahres verschiedene Hunderte von neuen Kombinationen. Das pariser Modejournal, der „Courier de la Mode", zeigte in den siebziger Jahren in jeder Lieferung sechsundneunzig verschiedene Arten Frisuren an und brachte es so in einem einzigen Jahr auf dreitausendsiebenhundertvierundvierzig verschiedene Beispiele. Als der höchste Triumph der Individualität wurden in der Zeit ihrer uneingeschränkten Herrschaft alle diese Kombinationen von ihren Verherrlichern gepriesen. Es ist die Groteske der Individualität. Die Frisur war zweifellos immer ein Mittel der persönlichen Charakteristik, das besondre Wesen zu markieren und zu unterstreichen und dadurch seine Linien augenfälliger zu machen. Dieses Mittel ist deshalb auch immer gehandhabt worden. Weil aber das Zeitalter des Absolutismus keine Intimität kannte und diese durch die Pose ersetzte, so machte es aus jeder einzelnen seiner Empfindungen ein offizielles und zugleich demonstratives Ausstattungsstück (Bild 168 und 175–178).

Schließlich mußte noch eine dritte Tendenz die Hauptlinien der damaligen Kleidung besonders charakteristisch formen. Und zwar jene Tendenz, die früher und später die einzig formenbildende war, nämlich das allgemeine gesellschaftliche

Sein der herrschenden Klassen. Diese Basis führt in allen Zeiten dazu, daß jede Mode in ihrer Reinheit jene besondern anthropologischen Merkmale bekommt, durch die sich alle Luxustiere von Arbeitstieren unterscheiden. Im Zeitalter des Absolutismus mußte diese Tendenz jedoch zu ganz besonders auffälligen Resultaten führen. Weil das spezifische gesellschaftliche Sein der herrschenden Klassen des Ancien Regime im Nichtstun bestand, darum mußte der in der Schönheitsideologie zum Nichtstun förmlich prädestinierte Körper in der Mode und durch die Mode geradezu mit Gewalt zur Arbeit unfähig gemacht werden. Und diese Tendenz ist ebenfalls in der groteskesten Weise Form geworden. In der Perücke und angetan mit dem gold- und edelsteinbordierten Rock, dem spitzenbesetzten Jabot und so weiter konnte sich der Mann immer nur in gemessenen Schritten bewegen. Die Dame mit der Wespentaille und dem tonnengroßen Reifrock mußte überhaupt fast jede Bewegung vermeiden, sie mußte jeden einzelnen Schritt abwägen, wollte sie nicht den komischsten Anblick provozieren, wenn nicht gar das Gleichgewicht verlieren und in peinlichster Weise zu Falle kommen. Die Schleppe ist ebenfalls ein Charakteristikum des Nichtarbeitenkönnens, des Festlichen. Bei den Klassen und Schichten, deren ganzes Leben ein Festtag war, wurde sie darum der offizielle Bestandteil der Kleidung.



144. Pariser Modekupfer von F. Guerard. Um 1700

Da auch alle die schon vorhin genannten Tendenzen durch die von ihnen


Daß
Die bloße Brüste
seyn
Ein groß Gerüste
Viel böser Lüste /
wird
Dem züchtigen Frauen-Zimmer
LIEBERKÜHNH zu Ehren /
und
Den unverschämten Weibs-Stükken
zur Schande /
erwiesen.
Anno 1686.

145. Titelblatt einer satirischen Streitschrift gegen die Dekolletage

gebildeten Formen zum selben Eindruck des Nichtarbeitenkönnens führten, so war das Gesamtresultat jenes einzigartige Modebild, das die Barock- und Rokokomoden darbieten und sie ebenso streng von allen spätern Moden scheidet. Weil in den Barock- und Rokokomoden nicht nur die Tendenz waltet, in ihnen nicht arbeiten zu wollen, sondern geradezu das Diktum, in ihnen überhaupt nicht arbeiten zu können, so sind sie auch in ihrem ganzen Wesen so unorganisch. Es sind die aberwitzigsten und im letzten Grunde sogar die häßlichsten Moden, die jemals eine Zeit hervorgebracht hat. Häßlich insofern, als sie im strikten Widerspruch zur innern Logik der Körperbekleidung stehen. Die unbeschränkte Fähigkeit zum Gebrauch aller Glieder ist die höhere Vernunft der Kleidung und darum die nicht ausschaltbare Voraussetzung für die Harmonie in der Mode und damit für die wirkliche Schönheit. Wo die Fähigkeit der ungehinderten Bewegung prinzipiell ausgeschaltet ist, ist auch die Harmonie in der Kleidung ausgeschaltet, und sie hört damit unbedingt auf, im allgemeinen Sinne schön zu sein. Sie vermag höchstens in einer speziellen Tendenz schön zu sein. Und das gilt freilich wiederum im höchsten Grade von den absolutistischen Moden. Die Barockmoden sind prunkvoll und die des Rokoko unbeschreiblich graziös. Aber es ist im Barock jener Prunk, der grotesk wirkt — erhaben sagen jene, auf die die Pose als Realität zu wirken vermag —, weil er die Tatsache, daß es für die Laune seiner Schöpfer nicht die geringste Schranke gibt, auch in der Kleidung zum Ausdruck bringt. Die Grazie der Rokokomode ist die Grazie des höchstgesteigerten Raffinements, das den Menschen als Ganzes auflöst und nur die Vorzüge des sinnlichen Werkzeugs in ihm sieht, vortäuscht und zeigt. Sie besteht gegenüber der Frau einzig in der grotesken Anbetung und Dekoration „du sexe", wie der Franzose so elegant und doch so zynisch deutlich sagt. Nie sah die Frau so pikant, nie so appetitlich, nie so provozierend aus, kurz: nie repräsentierte sich die Frau so „weiblich" wie damals. Das ist alles nicht zu bestreiten, geschweige denn zu widerlegen. Aber man muß die Dinge beim richtigen Namen nennen und vor allem ihren geheimen Sinn aufdecken, wenn man in die richtige Distanz zu ihnen kommen will. Diese spezielle Pikanterie, die die Rokokomode den Frauen verlieh — sie verlieh sie übrigens auch den Männern —, ist nichts andres als die höhere Vernunft der Tendenzen der Ausschweifung, die in ihr in klassischer Weise Form geworden ist. Die Rokokomode ist die raffinierteste

Lösung, die jemals von der europäischen Kultur für die erotischen Pointen des Körperlichen in der Mode gefunden wurde; alles andre ist zu deren Gunsten restlos ausgeschaltet. Diese Tatsache in Verbindung mit der oben genannten, daß es auch die Mode der prädestinierten Nichtstuer ist, garantierte ihre lange Herrschaft. Sie währte bis zu dem Tag, an dem die Klassenherrschaft, deren Lebensphilosophie sie zum Ausdruck brachte, zertrümmert wurde. Aber wenn die Rokokomode auch aus dem Leben verschwand, die Bewunderung ist ihr bis auf den heutigen Tag geblieben . . . Der geheime Sinn dieser Mode löst dieses Geheimnis.

Die folgende Charakteristik der besondern Methoden und Mittel, wie diese einzigartige Wirkung erzielt wurde, wird diese Sätze mehr als hinreichend begründen.

* * *

Bei der speziellen Betrachtung kommt vorwiegend die Frauenmode in Frage. Weil die Erschaffung einer neuen Eva das Hauptprogramm der Zeit war, so treten die verschiednen Zeittendenzen in der Frauenkleidung am deutlichsten zutage.

Die Haupttendenz der Schönheitsideologie der Zeit bestand, wie wir wissen, gegenüber der Frau in der Auflösung ihres Körpers in seine Einzelreize, vornehmlich in Busen, Schoß und Lenden. Dies mußte sich in der Mode nicht nur geltend machen, sondern durch sie konnte diese Absicht überhaupt erst verwirklicht werden, denn die natürliche Harmonie des Körpers kann immer nur durch die Kleidung korrigiert oder aufgelöst werden.

Um zu der dem Geiste der Zeit entsprechenden Demonstration der Einzelreize zu kommen, in die der Körper der Frau zerlegt werden sollte, dazu reichten jedoch die seitherigen Mittel



146. Vornehme Dame mit Schleppkleid und Fontange. Modekupfer

der Kleidung nicht mehr aus, es mußte ein ganz neues Hilfsmittel konstruiert werden. Und dieses Hilfsmittel wurde denn auch geschaffen. Es war die Einführung des Absatzes am Schuh.

Die Rolle des Absatzes am Schuh. So untergeordnet der Absatz am Schuh im Rahmen der körperlichen Bekleidung auf den ersten Blick erscheint, so stellt er nichtsdestoweniger eine der revolutionärsten Errungenschaften auf diesem Gebiete dar. Er leitete eine ganz neue Epoche der Präsentation des Körperlichen ein, eine Epoche, in der wir heute noch leben und mit deren Wirkungen wir immer noch arbeiten. Darum müssen wir dieses Mittels auch zuerst gedenken. Das Mittel ist hier unbedingt wichtiger als die Objekte, denn seine Anwendung ist die Voraussetzung für die Erzielung all der von der damaligen Zeit angestrebten und hinfort erreichten Wirkungen. Wir haben schon einmal an andrer Stelle — „Die Frau in der Karikatur" Seite 265 und 266 — die Bedeutung des Absatzes für die Präsentation speziell des weiblichen Körpers hervorgehoben. Dort schrieben wir unter anderm: Durch den Absatz am Schuh wird die gesamte Körperhaltung verändert, der Bauch geht hinein, die Brust geht heraus. Um das Gleichgewicht zu erhalten, muß der Rücken eingezogen werden, dadurch markiert sich aber ganz von selbst das Becken, seine bevorzugte Schwellung wird auffälliger; weil die Kniee durchgedrückt werden müssen, wird die gesamte Haltung gleichzeitig jugendlicher und unternehmender, der vorgedrängte Busen erscheint strotzender; ebenso wird die Linie der Schenkel straffer und dadurch deren Formen plastischer und klarer. Dem ist noch hinzuzusetzen: Alle diese Reize erscheinen im Zustand der Aktivität. Weil aber diese Aktivität bei mehreren dieser Reize, so vor allem beim Busen, in erster Linie mit der Geschlechtsbetätigung zusammenhängt, so ist ihre Wirkung auf die Sinne in diesem Zustand am provozierendsten. Diesen Eindruck der Aktivität können wir nicht nur mit Leichtigkeit jederzeit durch Augenschein am lebenden Körper nachprüfen, sondern wir können ihn vor allem an einer Reihe der berühmtesten Kunstwerke im Detail kontrollieren und feststellen. Immer, wenn es dem Künstler darauf ankam, diese besondern Reize am Körper der Frau zu markieren, oder wenn diese der Hauptzweck seiner künstlerischen Nachbildung waren, gab er



147. Vor dem Kamin

dem Fuß eine Stellung, die der entsprach, die der Absatz unbedingt hervorruft. Man vergleiche, um das Bekannteste anzuführen, die Statue der Venus Callipygos („Geschichte der erotischen Kunst“ Bild 7) und das berühmte Gemälde „Die drei Grazien“ von Rubens („Die Renaissance“ Bild 109). Die Einführung des Absatzes am Schuh ist somit das Mittel, das Momentane zur konstanten Wirkung zu erheben. Weil es aber dem Zeitalter des Absolutismus gemäß seinen parasitischen Bedürfnissen auf diesen ständigen Eindruck der Aktivität bei der Frau ankam, deshalb kam es auch gerade in dieser Zeit zur Konstruktion des Absatzes. Daß die Körperhaltung, die damit aufkam, eine durchaus andre war als die, welche für das Mittelalter und die Renaissance charakteristisch war, erweist ebenso einfach jeder Vergleich; es genügt, an die Mehrzahl der Trachtenbilder aus diesen Zeiten zu erinnern, und wir nennen als besonders charakteristische Gegenstücke nur die Trachtenbilder von Dürer und Hans Holbein, aus denen wir in dem Bande „Die Renaissance“ einige Proben gegeben haben (vergleiche dort Bild 112 und 115).



148. Deutsche Modekarikatur

Mit der Einführung des Absatzes ist das Hauptproblem der Zeit, die Auflösung der Harmonie und die Pointierung der verschiedenen Einzelreize, geradezu glänzend gelöst. Das künstliche Herauspressen von Busen und Lenden ist gleichbedeutend mit ostentativer Demonstration dieser erotisch wirkenden Körperteile. Diese Reize bekommen für sich Plakatwirkung: Du sollst speziell dieser meiner Vorzüge gewahr werden, sagt jede Frau in dieser Haltung zum Manne. Das ist das Interessanteste an mir, das ist, was ich dir vor allem zeigen will, darauf sollst du deine Aufmerksamkeit richten, damit soll sich deine Phantasie ständig und mit Eifer beschäftigen, schau wie stolz, wie pikant, und so weiter. Die Folge von alledem ist, daß der Mann wirklich in erster Linie diese Reize sieht, sie sind der Angelpunkt aller seiner Blicke, und er sieht sogar häufig nichts weiter von



149. Miß Chudleigh in ihrer Tracht der Nacktheit

einer Frau als gerade diese besonderen Einzelheiten.

Daß es sich aber bei alledem um ein Problem der speziellen Tendenzen des Absolutismus handelt, das erweisen aufs Allerdeutlichste die einzelnen Daten aus der Geschichte des Absatzes. Bis gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts kannte man nur die flache Sohle. Von da ab erst begegnet man dem Absatz. Gewiß war auch er keine unvermittelte Erfindung, sondern ebenfalls das Resultat einer allmählichen Entwicklung. Seine Vorläufer waren die grotesken Stelzenschuhe, die in Spanien von den maurischen Frauen übernommen worden sein sollen. Aber man begegnete diesen angeschnallten Untersätzen auch noch in verschiednen andern Ländern, so vor allem in Italien, wo sie unter dem Namen Zoccoli bekannt waren. Im „Kuriosen Antiquarius" heißt es:

Das Venetianische Frauenzimmer gehet auf sehr hohen Schuhen einher; derowegen Julius Scaliger zu sagen pflegte: Die Venetianischen Ehemänner geniessen von ihren Weibern im Bette nur die Helffte, weil die andere Helffte mit den Schuhen abgeleget wurde.

(Siehe auch „Die Renaissance" Bild 334 und 335.) Die Untersätze, die, wie man hieraus erfährt, mitunter eine ganz ungeheuerliche Höhe erreichten — in Venedig sollen sie mitunter zwölf bis fünfzehn Zoll gemessen haben —, dienten zweierlei Zwecken. Der bekannteste ist, daß sie dem Fußgänger ermöglichen sollten, den stets vorhandnen tiefen Straßenschmutz zu durchschreiten, ohne den eigentlichen Schuh zu beschmutzen. Man muß hier in Betracht ziehen, daß es damals noch nirgends erhöhte und gepflasterte Fußsteige gab, ja, daß die Straßenpflasterung in den meisten Städten sich im günstigsten Falle auf einige wenige Hauptstraßen beschränkte, alle andern aber jahraus jahrein von Schmutz förmlich starrten, der sich dann bei dem geringsten Regen in ungeheure und grundlose Kotpfützen verwandelte. Wir haben Berichte von verschiednen Städten, wo die Pferde ständig bis zu den Knieen in den grundlosen Straßenkot einsanken, ja, es gibt sogar Fälle, wo Menschen und Tiere im Kot versanken und umkamen. Auf die Straße wurde weiter, und zwar vielfach bis tief ins sechzehnte Jahrhundert hinein, aller Unrat entleert. Und weil man die Einrichtung eines „geheimen Gemaches" damals nur in den wenigsten Häusern kannte, so wurde von Unzähligen die Notdurft stets auf der Straße befriedigt. Aus allen diesen Gründen floß selbst bei den gepflasterten

Straßen stets in der Mitte ein trüber Bach von Unrat, den zu überschreiten immer nur an bestimmten Stellen möglich war. Dieser letztere Zustand hat noch das ganze achtzehnte Jahrhundert vorgeherrscht, wie uns der elegante Kupfer von Garnier deutlich belegt, der uns eine damals sehr häufige Szene illustriert, wo ein stämmiger Bursche sich seinen Unterhalt dadurch erwirbt, daß er die eleganten Frauen, die den Schmutz zu fürchten haben, auf seinem Rücken über die nach dem Regen besonders tiefen Rinnsale hinüberträgt (Bild 160). Wenn man diese Umstände erwägt, so wird dieser ungeheure Untersatz unter den Schuhen zu einem ganz unentbehrlichen Requisit, und es ist seine Verwendung hinreichend begründet. Aber wie alles, was mit der Bekleidung der Frau zusammenhängt, von dieser noch außerdem in ihre speziellen Dienste gestellt wird, so wurde auch dieser Untersatz außerdem zum Hilfsmittel, eine bestimmte vorteilhafte Linie in ihrer Erscheinung zu steigern. Er sollte die Gestalt der Frau verlängern und ihr dadurch ein majestätisches Aussehen verleihen. Ein Beispiel dafür gibt uns das Bild der vornehmen venezianischen Kurtisane, das wir in dem Band „Die Renaissance" (Bild 343) vorführen. Und dieser Zweck wurde allmählich sogar die Hauptsache. Das erweist die ständige Verwendung dieser Gestelle auch in den Fällen, wo gar kein Schmutz auf den Straßen vorhanden war, und weiter die Tatsache, daß dieser Untersatz einzig von den Frauen verwendet wurde, die ihn auf das Geschickteste verstanden, unter der Schleppe zu verbergen.



150. Titelblatt einer deutschen satirischen Streitschrift wider die Fontange. Um 1680

So plump die erste Form des Absatzes war, wie wir neben den bildlichen Darstellungen noch deutlicher an den in verschiednen Museen aufbewahrten Schuhen aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ersehen können, so entwickelten sich doch sehr rasch seine eleganteren Formen. Man lernte das Mittel, das man sich zur Erfüllung seiner spezifischen Absichten geschaffen hatte, zu gebrauchen und damit alle seine Möglichkeiten auszuprobieren. Unausgesetzt wurde darum auch bis auf den heutigen Tag an und mit dem Absatz experimentiert. Wie er vor allem das Mittel wurde, die Körperhaltung stolz und prätentiös zu gestalten, so vermochte man dadurch außerdem den Fuß recht klein erscheinen zu lassen; man brauchte zu diesem Zweck nur seine Linie und seine Senkrechte



151. Nic. Verkolje
Galantes holländisches Trachtenbild. Um 1685

nach vorn zu schieben. Aber das sind nur die gröbsten Wirkungen, es gibt Dutzende feinere Nüancen, zu denen man allmählich gelangte. Für alle Klassenmoralien wurde er sozusagen die Stellschraube, die den Körper am erfolgreichsten auf das Wesentliche seines Charakters einstellt. Der Absatz am Schuh der biedern Kleinbürgerin ist daher anders als an dem der Dame, anders als an dem der Kokotte. Breit und vierschrötig begann er, und als Stöckelschuh, auf dem man zwar nicht gehen, sondern gewissermaßen nur ängstlich trippeln konnte, erreichte er seine raffinierteste Form und zugleich seine schwindelnsten Höhen. Der Absatz am Stöckelschuh unter Ludwig XV. war nicht selten bis sechs Zoll hoch, und diese übergroße Höhe behielt er fast ununterbrochen bis zum Ausbruch der französischen Revolution. Über den Eindruck, den die Frauen damit machten, findet sich eine charakteristische Stelle bei Casanova. Dieser teilt mit, daß er einmal die Hof-



152. Jac. Courtin. Galantes französisches Modebild. Um 1710

damen am französischen Hofe, als sie von einem Zimmer in ein andres mußten, in der seltsamsten Weise, ähnlich der halbhockenden Stellung des Känguru, davonhüpfen sah. Zu dieser Haltung waren die Frauen gezwungen, wenn sie sich beim Gehen auf ihren hohen Absätzen im Gleichgewicht erhalten wollten. Der Absatz ist zwar von Anfang an sowohl dem Männer- als dem Frauenschuh eigentümlich, denn er entsprach den Interessen beider. Aber es bedarf doch keiner besondern Beweisführung, um darzutun, daß seine Rolle beim Frauenschuh ungleich wichtiger war. So übertrieben seine Höhe mitunter auch am Männerschuh wird, am Frauenschuh allein erlebt er die vorhin geschilderte groteske Höhe. Und hier ist er vor allem der Gegenstand des ständigen Experimentierens.

Gerade darin aber, daß der Absatz vorzugsweise im Dienste der Interessen der Frau stand und daß wiederum die Orgien seiner Herrschaft zusammenfallen

mit dem Zeitalter des Absolutismus, dokumentiert sich deutlich, daß er das oberste Mittel und das bezeichnendste Symbol des Zeitalters der Frau repräsentiert. Die jeweils allgemein gültige Höhe des Absatzes ist geradezu Beweis und Maßstab der Herrschaft der Frau. Seine Höhe nahm in gleicher Weise zu, in der die Herrschaft der Frau — der Frau als angebetete erotische Macht — im gesellschaftlichen Sein siegreich in Erscheinung trat. Seine schwindelnste Höhe erreichte er, als die Herrschaft der Frau allumfassend war und ihre wildesten Orgien austobte, — das war, wie gesagt, im Zeitalter Ludwig XV., wo das „genießen wir" und das „après nous le déluge" die einzige Religion der herrschenden Klassen geworden war. Angesichts dieser augenfälligen Tatsachen ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt: Für die Erfindung des Absatzes am Schuh ist die gesellschaftliche Inthronisation der Frau als oberste Gottheit die Voraussetzung gewesen. Weiter kann man sagen: als Mittel ihrer Herrschaft wurde er zugleich zum Beweis für die Niederlage des Mannes, der sich seinen auf die Wollust konzentrierten Begierden als Sklave unterwirft.

Die untrügliche Kontrolle für die Richtigkeit dieser Sätze bietet uns die weitere Geschichte des Absatzes. Als die Herrschaft der Frau im Staat und in der Gesellschaft zusammenbrach und aufhörte, mußten folgerichtigerweise die grotesken Formen des Absatzes verschwinden. Und sie verschwanden auch. Freilich nicht für immer; sie kehrten stets von neuem wieder, sowie ähnliche Tendenzen die Gesellschaft erfüllten, wie zum Beispiel im neunzehnten Jahrhundert in der Zeit des zweiten französischen Kaiserreiches. Und sie blieben außerdem überhaupt immer herrschend in den Kreisen und bei den Individuen, deren wichtigste Lebensinteressen durch die besondern Wirkungen eines grotesk hohen Absatzes erfüllt werden. Das ist bei der Dirne und der Frau der Lebewelt. Dort, wo die Frau in erster Linie die Funktion des Geschlechtswerkzeuges zu erfüllen hat oder wo ihr daran liegt,



LE VERITABLE PORTRAIT DE MARIE CATHERINE TAPERET, VEUVE DE LOUIS ALLEXANDRE LESCOMBAT.

153. Galanter französischer Kupfer

diese Funktion in gesteigertem Maße zu erfüllen, dort ist der grotesk hohe Absatz stets ihr untrennbarer Begleiter. Die Dirne und die Kokette, beide wandeln nie auf einem großen und stets auf einem sehr hohen Fuß. Sowie dagegen die Frau, sei es als Individuum oder als Klasse, bewußt zum Menschen wird, erniedrigt sie den Absatz. Denn nur dadurch wird sie auch äußerlich wieder ein Ganzes und hört auf, eine Dreieinigkeit von Busen, Schoß und Lenden zu sein, das heißt, der ständig auf Stimulanz der männlichen sexuellen Begierde eingestellte Geschlechtsapparat.

* * *



Der Friseur im Mädchenpensionat

154. Galantes englisches Schabkunstblatt

Das Décolleté. Ist der hohe Absatz am Frauenschuh die wichtigste Errungenschaft der Mode des Absolutismus, so ist die dadurch bedingte Eigenart der Präsentation des weiblichen Busens für die Blicke das Auffällige. Denn die Frauen gingen damals ständig dekolletiert, nicht bloß bei festlichen Gelegenheiten, sondern auch im Haus, auf der Straße, in der Kirche, kurz überall (Bild 151–159, 162–164, 167–190). Man hat auch in der Renaissance sehr häufig nie genug von dieser Ware den Blicken der Männer zeigen können. Aber es ist hier ein sehr wichtiger Unterschied zu machen. Und zwar zwischen nackten Brüsten und entblößten Brüsten. Welcher Fall von beiden jeweils vorliegt, entscheidet nicht der Grad der Preisgabe des Busens, sondern die Gesamttendenz der Kleidung und die besondre Form der Vorführung seiner Reize. Die Renaissance bot den Blicken die nackte Brust. Sie ließ die Brust unbedeckt, wie man Gesicht und Hände unbedeckt läßt. Das ist ganz organisch, denn es hängt damit zusammen, daß die gesamte Kleidung in der Renaissance nur Dekoration des nackten Körpers war. Das Zeitalter des Absolutismus rückte an die Stelle der nackten Brüste die entblößten, die wieder aufgedeckten Brüste. Sie gehören nach der ganzen Logik der neuen Art der Bekleidung zugedeckt. Aber die Frau will speziell die Reize ihres Busens den Blicken der Männer zeigen – „ich weiß, der Anblick seines besondern Zustandes bringt deine Sinne in Aufruhr, und weil dies auch meinen Absichten entspricht, darum zeige ich dir diesen Zustand“, das ist das heimliche Geständnis



155. L. Moreau: Man läuft dabei mehr als eine Gefahr!

jeder Frau —, also macht sie ostentativ ein Loch vorn in ihre Kleidung, dekolletiert sich, schlägt das Kleid auseinander, wie sie unter besondern Umständen die Röcke retroussiert, um ihr Bein zu zeigen. Der verschiedenartige Eindruck des entblößten Busens wird außerdem dadurch erreicht, daß das, was in der Renaissance bloß gezeigt wurde, jetzt förmlich dem Manne offeriert wird. Im Leibdiener der Schönheit heißt es: „Wobei auch dieses noch in acht zu nehmen, daß das Frauenzimmer im Sitzen oder Stehen die Brust fein herauswärts strecken muß, worinnen eine sonderliche Zierrat besteht." Das heißt also: Die Wirkung, die der Absatz beim Stehen oder Gehen auf die Haltung der Brust hervorbringt, muß auf jede Situation übertragen werden. (Siehe auch die Beilage „Lydia".) Dies zu ermöglichen und überhaupt keine andere Körperhaltung bei der Frau zuzulassen, bekommt der Absatz noch einen Bundesgenossen im Mieder, dem spätern Korsett, das eine dem entsprechende Form erhält: es ist die eigentliche und wirkliche Gußform des weiblichen Körpers. Der Oberleib der Frau wurde in einen starren Fischbeinharnisch geschnürt, der die Schultern und Arme unerbittlich zurückdrängte und



156. M. Paquier: Die Gefahren der Schaukel

dadurch in auffallender und ebenso unvermeidlicher Weise den Busen ostentativ herauspreßte. Damit erst bot sich der Busen in jeder Haltung so dar, wie man ihn mit Vorliebe gesehen zu haben wünscht. Mit andern Worten und noch deutlicher: Der Busen der Frau bot sich dadurch den Blicken stets so dar, wie ihn die Natur eigentlich nur im Zustand der wollüstigen Erregung seiner Besitzerin zeigt. Denn nur in diesem Zustand richtet sich der Busen derart auf. Eine ständige Erektion des Busens vorzutäuschen ist also die höchste Schönheitsforderung der Zeit. Die Erfahrung hatte erwiesen, daß in diesem Zustand seine Wirkung am unwiderstehlichsten ist. Denn nichts reizt die Sinne des Mannes mehr als die begehrende Frau, in nichts offenbart sich aber deren Begierde offenkundiger als eben in dieser spezifischen Herauspressung ihres Busens.

Nicht nur die Dekolletage an sich, sondern eine möglichst weit getriebene Dekolletierung des Busens ist mit alledem notwendigerweise verknüpft, denn nur dadurch wird der beabsichtigte Eindruck ganz augenfällig. So kommt man denn in dieser Zeit zu einer ganz grotesken Enthüllung der Reize des Busens. Man



157. Augsburger Modekupfer

schneidet das Kleid so weit und so tief als möglich aus. In den zeitgenössischen Schriften und Sittenschilderungen findet man zahlreiche Stellen wie diese: „Die Frauenzimmer gestatten dem Schneider nicht, daß er ihnen über das hohe Schneegebirge komme." „Das galante Frauenzimmer hat es gern, zu zeigen, daß auf den Spitzen dieser schönen Berge ein zärtliches Feuer brennt. Damit meinen sie die rosigen Beeren, die dem Mannsvolk am besten ihre Brunst kund geben." In den „Galanterien Wiens" heißt es:

So geschieht es auch mit dem Ausschnitte des Busens: „Nicht so hoch herauf," sprach neulich eine Schöne in meiner Gegenwart, als ihr der Bildhauer der weiblichen Schönheit ein Kleid anmaß.

(Bild 49 und 70)

Um auszugleichen, daß man bei der Dekolletierung des Busens trotz des guten Willens in den meisten Fällen doch nicht über eine gewisse Grenze gehen kann, schnürt man außerdem die Brüste durch das Mieder so viel als möglich in die Höhe. In den eben genannten „Galanterien Wiens" heißt es an andrer Stelle von der äußern Erscheinung der Wienerinnen:

Ihr Busen, der bei den jetzigen aufgeklärten Zeiten fast ganz entschleiert ist, liegt wie zwei Fäuste über der Schnürbrust, welche so an dem Leibe angeschlossen ist, daß die Gedärme sich fast verwickeln möchten, herausgepreßt, wenn man gleich Maschinen, ihn herauszuzwingen anwenden muß, und heftet die Augen der Stutzer grade auf die Vestung der Lust hin.

In dem „Mädchenlied" von Daniel Stoppe, 1728 in Frankfurt erschienen, läßt der Dichter ein galantes Kind erklären:

Brust und Äpfel schnür ich in die Höhe,
Daß das liebe Gut ins Auge fällt,
Daß man, wenn ich unter Leute gehe,
Mich für erzgalant und artig hält.
Sieht mein Krämchen zu handgreiflich aus,
Ach! ein Mädchen macht sich nichts daraus.

Dieser Meinung, daß ein Mädchen soviel als möglich von dem zeigen soll, was sie hat, waren damals auch zahlreiche Mütter. In Pockels „Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts" liest man:

Kennt man nicht Mütter, die den unzüchtigen Anzug ihrer Töchter nicht nur erlauben, sondern auch verordnen helfen? Da hat das alberne Mädchen — sagte neulich eine vornehme



F. Boucher pinxit

LA COURTIS

Dédaigneuses Beautez, voyez cette Romaine
Déposer son orgueil aux pieds de son Amant

Galanter französischer Kupferstich von Larmes



De Larmessin Sc. Ib.

L AMOUREUSE.

Cette soumission qui feroit votre peine,
De ses plus doux plaisirs fut le commencement.

m Gemälde von F. Boucher. Um 1760

Mutter zu ihrer Tochter und zwar in Gesellschaft von Männern und Weibern – da hat das alberne Mädchen ihren Busen beinahe ganz eingehüllt; ich kann diese dumme Schamhaftigkeit nicht leiden, da sich das Mädchen sehen lassen kann und ihre Gorge weit und breit die schönste ist.

Ja, eine solche Schamhaftigkeit ist verdammt dumm in den Augen einer erfahrenen Frau, die weiß, daß die Männer auf keinen Köder so gern anbeißen als auf diesen!

Durch die Möglichkeit des Emporschnürens des Busens konnte auch die schon ältere Frau, deren Brüste nicht mehr die strotzende Kraft des jungfräulichen Busens besitzen, einen schwellenden Busen vortäuschen, und jene, die von der Natur allzu karg bedacht worden sind, können täuschende Mittel anwenden, als zu allen Zeiten in künstlichen Wattierungen bestanden haben. In der Gedichtsammlung „Poetische Frikassee" findet sich darüber das folgende Gedicht:

Als sich Adalia eine falsche Brust gemacht hatte.

Daß deine Bietzgen itzt so groß und pausicht sein,
Du sollst, ich wette, bald den hohen Berg verlieren.

Will mir, Adalia, garnicht in den Kopf hinein,
Ich weiß, ich ziehe dir zwölf Stücken Lappen raus,

Drum laß mich nur bei dir ein wenig visitieren,
Dann sehn sie wie ein Beet mit Jüden-Kirschen aus.

Solche Täuschungen sind bei einer völligen Entblößung des Busens natürlich nicht möglich, und darum kam es zu einer solchen in der Mode im allgemeinen nur höchst selten, wohl aber häufig bei einzelnen Individuen (Bild 172). Und zwar vor allem bei festlichen Gelegenheiten. Eine Miß Elisabeth Chudleigh, die spätere Herzogin von Kingston, erschien im Jahre 1744 auf einem Ball beim venetianischen Gesandten als Iphigenie in einem Kostüm, über das die Lady E. Montague wie folgt berichtet:

Miß Chudleighs Kleid oder vielmehr Nichtkleid (undress) war bemerkenswert. Sie war Iphigenie vor dem Opfer; aber so nackt, daß der hohe Priester mit Leichtigkeit die Eingeweide des Opfers inspizieren konnte.

(Bild 149) In Thümmels „Wilhelmine" wird Wilhelminens äußere Erscheinung unter anderm folgendermaßen geschildert:

Eine ganz sapphische Empfindung strömte durch ihr dankbares Herz und trieb ihren wallenden Busen empor, daß der blaßrote Atlas zu knistern begann, der ihn weit unter der Hälfte umspannte.

Aber daß sich damals schöne Frauen mit einer derartig kühnen Preisgabe ihres Busens wiederum nicht bloß auf das Haus und den Festsaal beschränkten, sondern sich auch auf der Straße in dieser Weise



158. J. M. Will: Augsburger Karikatur auf die grotesken Coiffüren. Um 1780



159 Janinet:
Die Vereinigung aller Freuden

sehen ließen, erweisen eine Reihe Schilderungen. Als Beweis erwähnen wir die folgenden Beispiele: Die schöne Frau des Schottländers Demporter liebte es, in Paris am Arme ihres Gatten mit völlig entblößtem Busen auf der Straße zu promenieren. Obgleich ein solcher Anblick nichts seltnes war — wird berichtet —, so kam es dabei doch einmal zu einem förmlichen Straßenauflauf. Jedoch keineswegs in feindlichem Sinne, sondern nur, weil „jedermann den wollusterregenden Busen dieser schönen Frau aus allernächster Nähe bewundern wollte". Auch von der vorhin genannten Miß Chudleigh wird berichtet, daß sie auf den Straßen Londons „wenigstens die Herrlichkeit ihres unvergleichlichen Busens den entzückten und begehrlichen Blicken der Männer darbot". Ein andrer Berichterstatter meldet von drei jungen Engländerinnen, die täglich gemeinsam mit völlig entblößtem Busen in den Alleen von Vauxhall promenierten und die vor allem deshalb besondres Aufsehen machten, weil der Busen einer jeden von völlig andrer Größe und Form war: „Niemals sah man die sämtlichen Schönheiten des Busens so glücklich vereinigt und man stritt sich täglich, welcher von den dreien der erste Preis gebühre, ohne sich ein einziges Mal einigen zu können." Immerhin müssen solche Kühnheiten in der Dekolletage doch vereinzelt gewesen sein, und zwar außerdem aus dem sehr wichtigen Grund, weil die potenzierte Wirkung einer konstant aufrecht stehenden Brust bei einer bloß teilweisen Enthüllung leichter übertrieben und damit viel auffälliger gemacht werden kann als bei völliger Entblößung. Als allgemeine Erscheinung der völligen Entblößung des Busens sei die Mode am Hofe Karls II. von England genannt.

In welchem Maße die Entblößung des Busens durchschnittlich getrieben wurde, erfahren wir vielleicht am genauesten aus den zeitgenössischen Moralpredigern. War für die große Mehrzahl der übrigen Schriftsteller die Mode der starken Dekolletierung eine selbstverständliche Sache, die man deshalb häufig bloß nebenher erwähnte, so war sie für die Moralprediger „die Ursache alles Übels". Das weit ausgeschnittene Kleid ist ihnen die Einfahrt in die Hölle, der Höllenrachen, in den alle stürzen, der jedem droht, Jüngling, Mann und Greis, der die besten Vorsätze verschlingt. Die schöngewölbten Brüste, die aus diesem gähnenden Höllenrachen verführerisch hervorquellen, sind nach ihnen „der leckerste Teufelsbraten", der jeden betört, „sein Anblick verwirrt die Sinne", „er wandelt die Keuschheit zur nimmersatten Unzucht", usw.

Über die Größe des Busenausschnittes heißt es am Ende des siebzehnten Jahrhunderts: „Die Weiber verlangen, er müsse mindestens so groß sein, daß zwei



160. Garnier: Der schwierige Straßenübergang

Mannshände bequem hineingingen, aber besser sei, noch ein wenig mehr zuzugeben." Dieses Wenig, sagen die Satiriker, müsse jedoch so verstanden werden, daß die Frauen die Möglichkeit hätten, alles zu zeigen, und die Männer, alles zu sehen, denn wenn man die Frauen auf Herzen und Nieren prüfen könnte, so würde schließlich herauskommen, daß die Mehrzahl aller Frauen am liebsten nackend gingen, „weil sie auch andre Dinge außer dem Busen dem geilen Manns-



161. Englische Modekarikatur auf die groteske Übertreibung der Größe des Busens und der Lenden

volk gar gern zur Schau geben". In der anonymen, satirischen Schrift „Der deutsche Kleideraffe", verfaßt von Almodo Pickelhering, aus dem Jahre 1685, in der in der Form der Diskussion zwischen einem Schneider und seinem Gesellen alle Modetorheiten der Zeit dargestellt werden — mit mehr Breite als Witz —, heißt es:

Als Herr Florian also redete, wurde Garson von einer Dame ein köstlich Oberkleid, daran etwas geändert werden sollte, zugeschickt, welches oben dermaßen weit ausgeschnitten war, daß es die Herzgrube unmöglich bedecken konnte. Garson zeigte es unserm Florian Wunders halber, und sagte: Man lasse mir diese Mode passieren, das ist eine recht offenherzige Mode. Florian wunderte sich, und sagte, das ist eine verdammte Mode, dadurch manch unschuldiges Auge geärgert wird. Ich wollte drauf schwören, daß manche lieber gar nackend ginge, und ihre natürlichen Evenskleider herzlich gerne beschauen ließe, wenn nur eine die Mode anfangen wollte. Oder wenn nur die Manier, kurze Röcke bis an die Knie zu tragen, aufkommen wollte, wie würde man so viel Paar weiße Beine umsonst zu sehen bekommen, da man sonsten nach Gedanken und ungesehenes Dinges kaufen, und oftmals quid pro quo nehmen muß. Die Alten haben schon die Mode aufzubringen im Werke gehabt, denn so haben sie die Diana gemalet bis an die Knie aufgeschürzt.

Der Verfasser des Leibdieners der Schönheit ist an sich mit der Dekolletage ganz einverstanden. Nur wünscht er, man möge diese begehrte Schönheit nicht „gar zu weit über die Fleischbank herauslegen, denn das will mir doch nicht ganz ehrbar vorkommen". Das heißt, er verdammt nur das raffinierte Emporschnüren der Brüste, wodurch diese sich wie zwei zum Verkauf ausgelegte Schaustücke präsentieren. Er schreibt:

„Hingegen werden christliche und keusche Gemüter auch nicht leichtlich Ursach geben, mit ihrer Schönheit zu lüsternen und bösen Gedanken, und das schöne Frauenzimmer absonderlich, die (außer denen Recht und Macht habenden) anzutasten verbotene Frucht, und wie es etliche nennen, die Narren Aepfelgen, als Venerische Lock-Vögelein, über die Gebühr vornen nicht bloß gehen, auslegen und feil tragen; worinnen sie mir sonsten vorkommen, wie die welschen Citron und Pommeranzen-Träger, welche ihr Gut immer einem vor die Nase recken, und bitten, man solle sie nur angreifen, man hätte ja das Ansehen und Angreifen umsonst, und damit beschwatzen sie manchen, daß er was kauft. Solch Bloßtragen aber kann gewiß ohne Ärgernis und Sünde nicht geschehen, wie ein gelehrter Autor in einer schönen Schrift von der Entblößung der Brüste des Frauenzimmers ganz recht und wohl dargetan hat, welche Schrift ich ihnen zu einem Spiegel will rekommandiret haben."

Diese schöne Schrift über die Entblößung der Brüste, von der hier die Rede ist, ist die 1686 zum ersten Mal erschienene Abhandlung, „Daß die bloße Brüste sein ein groß Gerüste viel böser Lüste" (Bild 145). Diese Schrift hat einen protestantischen

Pastor zum Verfasser und kann wohl als eine der heftigsten Schmähschriften gegen die „nackte Tracht“ angesehen werden, die überhaupt jemals geschrieben worden sind. Sie muß viel Beifall gefunden haben, denn sie ist mehrmals neu aufgelegt und nachgedruckt worden; einmal auch in Verbindung mit der schon oben zitierten Schrift „Die erhöhte Fontange“. In welchem Tone der biedere Mann Gottes gegen „die Hurentracht der bloßen Brüste“ ins Feld zog, das mögen folgende Proben belegen:

Ob es nun zwar heißt nach unserm bekannten Sprichworte: Wer einmal der Scham den Kopf abgebissen hat, an dem hilft kein Bauen noch bessern; so wollen wir doch mit der Hilfe Gottes versuchen, ob wir noch einer oder der andern unter dem nackten Frauenzimmer etliche schamhaftige Blutstropfen vor die Stirn führen mögen, ohngeacht wir leicht mutmaßen können, ja gleichsam schon gar vorherrschen, wie etliche stolze Damen das Näsgen rümpfen, und das Mäulchen aufwerfen, höhnisch sprechend: Hat denn dieser arme nichts mehr zu tun gehabt, als von den nackten Weiber-Brüsten so liederlich zu schreiben? Es muß gewiß ein ärgerlicher Mensch sein! ...

Nach dieser Einleitung beginnt er:

Aber besser möchte man diese Tracht einen verfluchten Abgott und Götzenbild des Unzucht-Teufels nennen, da er die vielen bloßen Brüste des Weibervolkes gleichsam als auf einem Gerüste oder Theater aufstellet, die bösen Lüsten in der Menschen Herzen desto besser anzuzünden und anzufeuern, weil er weiß, daß er wenig Zeit mehr hat, und unser Herre Gott bald mit dem Feuer des jüngsten Tages und der Höllen solches böse Lust-Feuer und Fleisches-Brunst löschen wird. — Ach wo bleibet doch die alte Zucht und Schamhaftigkeit? Eherzeiten ließ sich keine Mannes-Person gerne mit bloßen Füßen in seinem Hause von Kindern und Gesinde sehen: Heutigen Tages spatzieren unsere Weibes-Bilder, die doch von Natur schamhaftiger sein sollten, nicht mit bloßen Füßen, sondern gar mit bloßem Halse, Schultern und Brüsten auf die Gasse zum Hause hinaus und lassen sich also von



162. Groteske Karikatur auf die Federmode

Fremden und Bekannten schauen . . . Nun nenne ich die nackten Brüste ein Huren-Laster und Huren-Tracht, denn diese pflegen gemeiniglich gern mit bloßen Brüsten zu gehen und sich aus Geilheit zu entblößen . . . Was soll man nun wohl von euch sagen, ihr liederliche Hoffahrts-Teufel und geile Schwestern, die ihr euch mit Fleiß ausputzet, die Brüste aufmutzet, und in Gegenwart der Manns-Personen bald einander selbst in den Busen greifet, um hiemit zum kühnen Eingriff sie anzufrischen . . . Mein! saget mir, ihr nackte unverschämte Weibsbilder, wem kleidet ihr euch so nacket zum Gefallen? Eueren Männern, das ist Thorheit und Narrheit, die wissen doch wohl was euer Vorrat ist, und können ihre Augenweide und Herzenslust dran haben, wenn sie wollen. So thut ihr's Fremden zu gefallen? Ei, so hole euch der Teufel, wo nicht Buße und Änderung solches bösen Sinnes bei euch erfolget . . .

Darin, daß es sich in dieser Mode um eine Hurentracht handle, besteht die am häufigsten wiederkehrende Pointe des Verfassers. Aber wenn er auch nicht mutmaßen will, daß alle Frauen, die so gehen, Huren sind, so meint er doch: Die meisten von ihnen gebens billig. Und wenn er deshalb zu den Frauen sagt: „Willst du keine Hure sein, so gib auch keinen Hurenschein," so empfiehlt er ebenso energisch den Ehemännern zu der folgenden Radikalkur:

Ihr Ehemänner, wollet ihr eurer Weiber Keuschheit bewahren, und nicht Hörnerträger werden, so wehret euren Weibern die nackte Hurentracht . . . Keiner unter euch will ja eine Hure zum Weibe haben. Allein, warum lasset ihr denn euren Weibern zu, daß sie den Huren gleichen und im Huren-Schmuck aufziehen dürfen? O Brennesseln genommen, und auf diese Unzuchts-feuer ausspeiende Bergen recht getrucket, und an statt der geilen Brunstasche damit bestreuet, was gilts, der Hoffahrts-Kitzel soll ihnen davon vergehen? Keine rechtschaffene autorithätische Männer, sondern rechte Männer und Weiber-Narren, rechte Gäuche und Mosis-Ebenbilder sind die, welche ihren Weibern solchen Hurenschmuck verstatten.

In dieser Tonart geht es durch vierzig Seiten. Daß dies aber die allgemein übliche Tonart gewesen ist, in der man am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts gegen dieses „Laster" stritt, belegt neben vielem andern am allerdeutlichsten der prächtige Schimpfpater Abraham a Santa Clara. Dieser schreibt einmal:

Jene Frau, so doch eine Frau, ist zu einem Artzt klagend gekommen und hat vorgegeben, sie leide großen Frost an ihrer Brust, wenn sie nur ein Manns-Bild anschaue. — Der Artzt antwortete: Das merket man an eueren zweyen fleischernen Bergen, deren einer, wie ein Vesuvius, Feuer der Geilheit ausspeyet, deren anderer, wie Ätna, Flammen mit Rauch auswirfft, darvon manche Stadt Gottes, manche Seele gebrennet wird. Er hat zu verstehen gegeben, ihre bloße, nackende Brüste verführen ihre und andere Seelen. —

Die Schönheit des Busens zu steigern und die Blicke mit Gewalt darauf zu lenken, dazu hat auch immer der Halsschmuck gedient. Da man aber damals mit Vorliebe goldene Kreuze an den Halsketten trug, so erblickten die Priester eine förmliche Gotteslästerung darin, daß diese Kreuze naturgemäß auf die entblößten Brüste zu liegen kamen. Abraham a Santa Clara wütet:

Viele unter euch haben den bösen Gebrauch, daß sie zwischen den nackten Brüsten Demant-Kreutzlein oder güldene geätzte Kruzifixlein herabhängend tragen. Heißt das nicht, Christum noch heutigen Tages zwischen zweien Mördern hängen, wie eherzeit die gottlosen Jüden taten auf dem Berge Golgatha?

Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts kam die Adrienne, auch Volante genannt, auf, ein Überwurf, der den Eindruck der Frau im Negligé machte und darum überaus pikant wirkte (Bild 137). Diese Mode entflammte die Entrüstung der Sittenprediger aufs höchste, weil sich die Frauen dieses Überwurfes mit besonderer Vorliebe bei ihrem morgendlichen Kirchgang bedienten. Wenn die Frauen



163 J. B Greuze. Die Faule. 1747



164. Augsburger Modebild. 18. Jahrhundert

zu allen Zeiten viel weniger deshalb in die Kirche gingen, um zu beten, als vielmehr sich und ihre Kleidung vorteilhaft zur Schau zu stellen, so hatten damals die Frauen ebenso bald entdeckt, daß es für eine hübsche Frau wenige so vorteilhafte Gelegenheiten gibt, ihren Busen zu zeigen als in der Kirche beim Knieen, wo man jeder Frau aufs bequemste in den Busen schauen konnte. Diese koketten und unfrommen Absichten der Frauen konnten den Priestern nicht lange verborgen bleiben, und so eiferten sie gegen den Gebrauch der dekolletierten Kleider beim Kirchgang naturgemäß am meisten. Wenn die Wirkung des priesterlichen Zeterns gegen den Blößenwahnsinn der Frauen im allgemeinen ziemlich wirkungslos blieb, so gelang es ihnen doch, an einigen Orten wenigstens für den Besuch der Kirche bestimmte Verbote durchzusetzen. So war es zum Beispiel den Wienerinnen vom Jahre 1730 an verboten, die großen Kirchen, die allmählich zu den größten Kuppelmärkten geworden waren, in der genannten „Adrienne" oder „Volante" zu besuchen. J. G. Keyßler berichtet darüber in seinen „Neuen Reisen":

Seit zwei Jahren (1730) darf kein Frauenzimmer mehr in einer Andrienne, Volante oder sogenannten französischen Sacke weder in die S. Stephans- noch in eine andere große Kirche zu Wien kommen, wo sie nicht Gefahr laufen will, durch die verordneten Aufseher mit Schanden herausgewiesen zu werden . . . Manche Damen liefen gleich vom Bette aus, ungeschnüret und öfters nicht wenig bloß, wenn sie nur eine Volante über sich geworfen hatten, zur Kirche und Communion, welches zu itzterwähnten kaiserlichen Verbothe Anlaß gab. Die Geistlichen ließen in einigen Kirchen bei solcher Gelegenheit ihren Eifer mit gar besondern Ausdrückungen von der Kanzel hören. Einer von ihnen stellte mit vieler Heftigkeit vor: das Frauenzimmer komme in Säcken zur Kirche, nicht um Buße zu tun, wie die alten Gläubigen pflegten, sondern um ihre Waren und Fleischbänke desto besser auszulegen, und könne kein Geistlicher bei der Communion seine Augen mit gutem Gewissen aufthun. Ein anderer Prediger drohete: wenn er noch eine mit entblößtem Halse zu Gesichte bekommen würde, wollte er ihr von der Kanzel herab in den Busen speien. Kurz vorher, ehe der Gebrauch der Volanten in den Kirchen öffentlich untersaget worden, waren drei Damen mit etwas entblößtem Halse und in gedachter Kleidung bei der Communion erschienen und knieeten unter andern Personen um den Altar; der Priester aber gieng mit dem Sacrament vorbei, gleichsam als sähe er sie gar nicht.

An dieser Stelle mag auch das folgende noch drastischere Vorkommnis verzeichnet sein, das sich ebenfalls in der wiener Hofkirche abspielte. Als das



THE MILITARY BEAUTY

The Soldier tir'd of Wars Alarms, ___ May seek repose in Beauty's Arms.

London, Printed for R. Sayer and J. Bennett, Map & Printsellers, N°53, Fleet Street, as the Act directs, 6 Feb. 1781.

Anonymer englischer Schabstich aus dem Londoner Dirnenleben. 1781

eben zitierte Verbot, mit stark dekolletiertem Busen die Kirche zu betreten, von den Priestern noch nicht durchgesetzt war, erklärte einmal ein Prediger in einer Predigt, er wünsche, „der Adler des Evangelisten Johannes solle diesen Damen auf die entblößten Brüste sch. . . . . ". Da sich durch diesen seelsorgerlichen Wunsch auch einige vornehme Damen getroffen und beleidigt fühlten, so wurde der betreffende Priester von seinem Oberen aufgefordert, in seiner nächsten Predigt wegen dieser Derbheit öffentlich Abbitte zu leisten. Als sich dieser aber dazu nicht herbeiließ, so sollte es wenigstens sein Amtsbruder Abraham a Santa Clara für ihn tun. Daß man damit gerade an den Richtigen gekommen war, erwies die von diesem vorgenommene Korrektur. Santa Clara bedauerte die Entgleisung seines verehrten Amtsbruders, bemerkte jedoch, wenn es nach seinen Wünschen ginge, „so müsse nicht ein Adler, sondern der Ochs des Evangelisten Matthäus dies Geschäft besorgen". Auf dieses hin verzichtete man auf eine weitere Richtigstellung.

Noch viel charakteristischer als der Umstand, daß die Frauen auch die Kirche mit dekolletiertem Busen besuchten, dünkt uns jedoch die Tatsache, daß in verschiednen Ländern, zum Beispiel in Italien und Frankreich, sogar die Nonnen einiger Orden im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert dekolletiert gingen. Casanova erwähnt dies mehrfach, und auf venezianischen Gemälden aus jener Zeit, die Szenen aus dem Nonnenleben zeigen, findet man es auch bildlich bestätigt. Aber so charakteristisch diese Tatsache ist, so ist sie freilich trotzdem nicht allzu erstaunlich, wenn man nämlich erwägt, daß damals zahlreiche Nonnenklöster, genau wie in der Renaissance, nur Pensionate des Adels waren, in die man die Töchter schickte, die man im Interesse des Familienvermögens nicht verheiraten wollte, oder in die sich vornehme Damen aus bestimmten Gründen für einige Zeit zurückzogen.



165. Le Clerc. Pariser Modekupfer

Damit, daß die kirchlichen Angriffe und Verdammungen der Mode des Dekolletierens ziemlich wirkungslos blieben, ist natürlich nicht gesagt, daß das ganze Zeitalter des Absolutismus immer bei derselben Methode verharrte. Es herrschten sogar die größten Un-

terschiede im achtzehnten Jahrhundert. Die kühnsten Entblößungen wechselten zeitweise mit einem geradezu hermetischen Verschluß. Eingesetzt hat die absolutistische Mode mit einer verschwenderischen Preisgabe der Reize des Busens. Das war in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Ein Jahrzehnt später, am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, galt es jedoch als höchst indezent, tiefer als zwei Zoll unterhalb des Halses nackt zu sein. In der Mitte des Jahrhunderts war dagegen diejenige wieder mit dem feinsten Geschmack gekleidet, welche den größten Teil ihrer Brüste und Schultern den Blicken preisgab, und einige Jahre später war von neuem jede Frau fast bis zum Kinn umhüllt; usw. Das ist scheinbar nichts weniger als Gleichartigkeit. Aber diese Wandlungen widerlegen das wesentliche nicht, sondern sie offenbaren nur das Tempo der Selbstzerfleischung, in dem der Absolutismus das geschichtliche Urteil an sich selbst vollzog. Der in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts auf dem Gipfel seiner Macht stehende Absolutismus war am Beginn des achtzehnten Jahrhunderts bereits überall vollständig bankrott, und es kam somit zur ersten Reaktion und zum ersten furchtbaren Katzenjammer, der in den verschiednen Ländern ein, zwei Jahrzehnte und länger währte. Die folgende Zeit brachte zwar nicht das Ende des Bankrotts, wohl aber gebar sie die ewig gleiche Methode des unrettbaren Bankrotteurs, dem die Unrettbarkeit aus dem Bankrott ins Bewußtsein tritt und der nun mit der ebenfalls ewig gleichen Bankrotteurdevise „Nach mir die Sintflut" seine letzte Kraft in den perversen Wollüsten der wahnwitzigsten Selbstzerfleischung austobt. In der Mitte des



166. H. Kingsbury. Englischer Modekupfer. Um 1785

achtzehnten Jahrhunderts erreichte dieser Fieberrausch des Absolutismus seinen Gipfel. Diesmal folgte auf die Krise das Sterben. Ein langsames, aber sicheres Sterben, das nur noch durch die letzten Ekstasen des Todeskampfes unterbrochen wurde, bis schließlich diese letzten Zuckungen des Absolutismus als klägliches und larmoyantes Finale in dem wilden Kreisen des zum Dasein drängenden bürgerlichen Zeitalters untergingen. Diesen grotesk auf und nieder wogenden Linien der geschichtlichen Entwicklung folgen alle Formen des Lebens und darum auch die Mode, die stets einer der unmittelbarsten Ausflüsse des gesellschaftlichen Seins einer Zeit ist. Die jeweilige allgemeine Katerstimmung charakterisiert in der Mode der Verzicht auf das Dekollete. Aber gleichwohl herrscht in der Mode eine große und gerade Linie. Und diese Linie ist klar erkennbar. Sie dokumentiert sich in der sofortigen Rückkehr zu den geschilderten typischen Formen der übertriebenen Dekolletage, sowie auf den Niedergang ein neuer Rausch oder eine neue Ekstase folgte. —



167. Danloux. Galantes Modebild

Viel eindrucksvoller als die sittliche Entrüstung der kleinbürgerlichen Moralprediger waren auf das Gesamtbild der Mode in der ganzen Zeit die Interessen der Klassenscheidung. Wo und solange die herrschenden Klassen stark genug waren, ihre Sonderinteressen auch im Äußerlichen durchzusetzen, verboten sie den Frauen der niedern Stände den Gebrauch der stark ausgeschnittenen Kleider. Die höheren Stände wollten allein dieses wirkungsvolle Vorrecht genießen. Ihre Frauen sollten sich auf den ersten Blick vom gewöhnlichen Bürgerpack unterscheiden. Abgesehen von der allgemeinen Mittellosigkeit in den mittleren Volksschichten und der notorischen Armut beim gewöhnlichen Volk, die den Gebrauch solch ausschweifender und naturgemäß überaus kostspieliger Moden von selbst verboten, waren die Zwangsmittel der Klassenscheidung in den Händen der herrschenden Klassen die entscheidende Ursache, warum sich mancherorts das mittlere Bürgertum durch „Zucht" in der Kleidung von den höheren Ständen so markant abhob. Diese Ursachen werden auch dadurch enthüllt, daß man eine Reihe Dokumente aufbringen kann, die erweisen, daß die armen Bürgermädchen, die gezwungen waren, die in dieser Zeit so geschätzte leibliche Schönheit ihrer Person vor den Blicken zu verbergen, auf nichts so neidisch waren als eben auf das Vorrecht der Frauen



168. Auf der Promenade. Pariser Modekupfer. Um 1780

der höhern Stände, soviel von ihres Leibes Wohlgestalt zu enthüllen, als ihnen die Lust dazu ankam. In dem „Neuesten Gemälde von Berlin“ aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts konstatiert dessen Verfasser Mercier diesen Neid z. B. bei den Berlinerinnen. Er schreibt:

„Das Gesicht der holländischen Wirtin im Fenster, das meine Leser in Thümmels Reisen a posteriori beantlitzt haben, machte viel Aufsehen und große Wirkung zu seiner Zeit, gewiß aber nicht mehr als heute die nackten Arme und Hälse unsrer Damen. Die Kunstausstellungen auf unsrer Akademie haben seitdem ihren Wert verloren, denn man drängt sich lieber um die veritablen Schönheiten des weiblichen Körpers, wo sich mit der Einbildungskraft der Genuß des Auges paart. Unsre Schönen konnten lange nicht begreifen, warum die freien, nackten Hälse der Bürger- und der Dienstmädchen soviel anziehende Kraft hatten, endlich aber sind sie dahinter gekommen und müssen diesem schönen Spiegel, der dem Auge des lüsternen Kenners so viele Reize darstellt, nun selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mit Neid und Eifersucht schielen die armen Bürgermädchen nun nach den entblößten Hälsen der höhern Stände, indem sie sich auch dieses Vorzuges beraubt sehen. Wenn der Anblick eines gemeinen, aber hübschen Mädchens an der Waschbank, mit zu-



169. Im Neglige. Pariser Modekupfer. Um 1780

rückgelegten Hemdärmeln, schon so sehr reizen konnte, was müssen erst die tausend nackten Arme unsrer Damen jetzt nicht alles bewirken!"

Wo es daher ging, über die Stränge zu schlagen, ahmte man auch im mittleren Bürgertum diese Moden mit ihren Kühnheiten nach. Die oben angeführten Schimpfkanonaden der Sittenprediger lassen dies zur Genüge erkennen, denn diese wenden sich vor allem an das „Volk". War es diesem nicht möglich, bis zu denselben Grenzen zu gehen, so drängte es wenigstens zu denselben typischen Linien in der Mode; hiergegen schützten weder Verbote noch Bestimmungen . . . .

Es ließen sich mit leichter Mühe für alle diese Punkte noch eine ganze Reihe bezeichnender Dokumente beibringen. Wir begnügen uns mit der Anführung dieser relativ knappen Auswahl; sie reichen zur Charakteristik nach jeder Richtung vollkommen aus. Denn wenn die zuerst angeführten zeitgenössischen Beweisstücke auch in erster Linie die damals übliche Art der Befehdung der

„nackten Tracht" kennzeichnen, so läßt sich aus ihrer Heftigkeit und aus den speziellen Anklagen, die gegen das Dekolletieren erhoben wurden, doch auch sehr deutlich erkennen, welch ungeheure Rolle dieses weibliche Werbemittel im gesamten gesellschaftlichen Leben gespielt haben muß, daß auf dieses kühne Mittel sozusagen fast alles konzentriert war, und weiter, was wir zuletzt nachwiesen, daß die Frauen aller Stände gleich eifrig nach seinen Wirkungen strebten. Die angeführten Proben sind durchweg der deutschen Literatur entnommen und sie dokumentieren somit nur die deutschen Methoden. Wir haben aber bereits an andrer Stelle dargelegt, daß die deutschen Moden immer nur die Kopie des Auslandes sind. Es genügt deshalb, das Gesagte dahin zu ergänzen, daß nicht nur derselbe Grad der Dekolletage damals in allen Ländern üblich war, sondern daß man auch in Frankreich, England und Italien ebenfalls ähnlichen Widerständen begegnet. Überall sind es auch dieselben Mächte, die sich dagegen auflehnen. In Frankreich schrieben vor allem die Jansenisten gegen „das Laster der nackten Brüste", in England die Puritaner. Als in England im Zeitalter der Restauration die Schamlosigkeit in der Mode alles überbot, was man bis dahin erlebt hatte, erschienen eine ganze Reihe Protestschriften. Wir nennen nur die folgenden. Im Jahre 1672 erschien ein Buch unter dem Titel „Neue Instruktionen für die Jugend". Auf dieses folgte 1678, von Edward Cook verfaßt, „Eine gerechte und vernünftige Anklage gegen die nackten Brüste und Schultern", und endlich 1683 eine Schrift, betitelt „Englands Eitelkeit oder die Stimme Gottes gegen die monströse Sünde des Stolzes in der Kleidung und Erscheinung". Von diesen drei Schriften machte die zweite, zu der der damals berühmte Theologe Richard Laxter eine Vorrede geschrieben hatte, das größte Aufsehen. Soweit decken sich also die verschiednen Länder vollkommen miteinander. Aber dies ist doch nur eine rein äußerliche Kongruenz. Im Wesen ist zwischen den eben genannten englischen Schriften und den gleichartigen deutschen Publikationen ein gewaltiger Unterschied. Die englischen sind ein indirekter, aber darum nicht weniger deutlicher Ausdruck des bürgerlichen Widerstandes gegen den Absolutismus Karls II. Denn es waren in erster Linie die Hofmoden, gegen die die Angriffe sich richteten. Das englische Bürgertum sollte seine Würde der Unwürde des Hofes entgegenstellen. Ganz anders verhält es sich mit der Tendenz der Mehrzahl der deutschen Streitschriften gegen die ausschweifenden Moden. Aus ihnen spricht durchweg die wohldressierte Untertanenseele, die nichts von einer Würde des Bürgertums weiß, es aber für ungeheuerlich findet, daß die Bürgersfrau so frech sein kann, nachzuahmen, was doch nur Vorrecht des Adels und der höhern Stände ist und nach der Ansicht der Moralprediger auch bleiben soll, allwo es auch nicht als Sünde gelten kann.

* * *

Der Reifrock. Die modische Ausgestaltung des Rockes hat für die Charakteristik der geschlechtlichen Moral des Absolutismus nicht dieselbe große Bedeutung wie das Dekollete, obgleich der Rock in der typischen Linie des Reifrocks ebenfalls eine den Geist des Absolutismus markant wiederspiegelnde Form gefunden



170. J. B. Greuze. Modebild. 1760

hat. Immerhin ist diese Bedeutung groß genug, daß es ein Verzicht auf wichtige Linien des Gesamtbildes wäre, wenn man auf die Charakteristik dieses Hilfsmittels der Galanterie verzichtete, denn neben den Motiven der Repräsentation des Majestätischen handelt es sich auch in ihm in erster Linie um die Herausarbeitung erotischer Reize.

Der Reifrock ist die Weiterführung des Wulstenrockes, den bereits die Renaissance aufbrachte und der sich zu seinen groteskesten Formen in der Zeit des Aufstiegs des Absolutismus entwickelte. Der Reifrock ist die bessere, das heißt, die raffiniertere Lösung der Zwecke des Wulstenrockes. Wie bei der Fontange und überhaupt den meisten damaligen Moden wird auch seine Entstehung auf die momentane Laune einer Königlichen Maitresse zurückgeführt, und zwar auf die angebliche Absicht der Montespan, ihre Schwangerschaften solange als möglich vor der Hofgesellschaft zu verbergen. In einem Brief der Herzogin Elisabeth-Charlotte vom 22. Juli 1718 aus Paris heißt es:

„Mde de Montespan hat die Robes batantes erfunden, um ihr Schwangersein zu verbergen, weil man die Taille nicht darinn sehen kann, aber wenn sie den Rock anthat, war es eben, als wenn sie es an die Stirn geschrieben hätte, daß sie schwanger wäre; denn alle Leute sagten bei Hof: Mde de Montespan a sa robe batante, elle est donc grosse. Ich glaube, sie that's mit Fleiß in der Meinung, daß ihr dieses bei Hof mehr Consideration wurde, wie auch in der That war."

Daß dies nicht die wahre Ursache der Entstehung des Reifrocks ist, ergibt sich schon aus dem Umstand, daß in England der Reifrock schon wesentlich früher nachzuweisen ist, als er in Frankreich in Mode kam. Dagegen ist nicht zu bestreiten, daß die Eigenschaft, die die Montespan damit verband, tatsächlich einer seiner Hauptvorzüge in diesem Zeitalter der Galanterie war. Schon deshalb, weil sich die große Mehrzahl aller Damen der Gesellschaft tagtäglich der Gefahr einer außerehelichen Schwangerschaft aussetzte und unzählige Frauen viel häufiger von ihren Freunden oder von irgendeinem Modehelden des Tages als von ihren legitimen Gatten schwanger waren. Für alle diese Damen war es im Interesse ihrer gesellschaftlichen Existenz höchst wichtig, daß sie ihren fatalen Unglücksfall auf dem Glatteis der Galanterie so lang als irgend möglich geheim halten konnten. Vermochten sie dies, dann war es für die mißtrauische Gesellschaft, die bei jeder Schwangerschaft einer Frau immer erst zuletzt an den Gatten als den Urheber dachte, nicht so leicht, die Legitimität dieses Zustandes ernstlich nachzuprüfen und bei den Dingen auf die richtige Fährte zu kommen. Aus diesem Grunde nannte man den Reifrock auch „cache-bâtard". Bei den ledigen Frauen, die für ihre zärtliche Nachgiebigkeit mit einer unwillkommenen Schwangerschaft büßen mußten, eignete er sich zu denselben Verheimlichungszwecken. In dem etwa um 1730 in Augsburg erschienenen Scherzgedicht



171. Dambrun. Vignette aus dem „Almanach der Halbkugeln"



Auf dem Weg zum Rosenstrauch

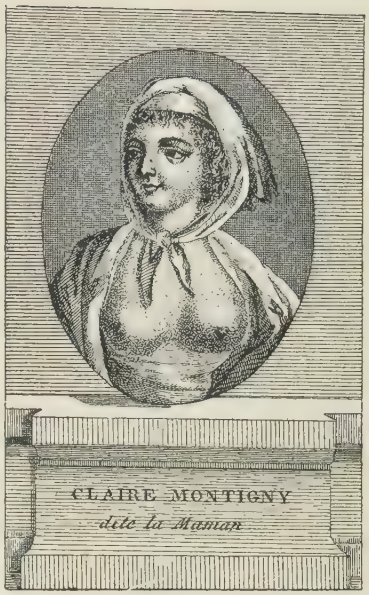


Auf dem Weg vom Rosenstrauch

. 18. Jahrhundert

„Klage über den allzusehr eingerissenen Mißbrauch der Reifröcke“ heißt es:

Die etwas kleines hat als Jungfer aufgefangen,
Darf um den schwangeren Leib nur einen Reifrock hangen,
So wird man selbiger gewißlich nicht ansehn,
Daß ihr an ihrer Ehr etwas zu viel geschehn.



172. Mode der vollständigen Entblößung des Busens. 1750

Aber auch die legitimen Schwangerschaften wollte man damals so lang als möglich geheim halten. Weil man den Genuß über alles stellte, wollte die Frau so wenig Gelegenheiten als möglich ungekostet vorübergehen lassen und den Tribut, den die Natur von ihr forderte, auf das Engste einschränken. Die „anständige Dame“ mußte also ebenfalls danach trachten, ihre Schwangerschaften bis zum letzten Augenblick geheim halten zu können. Schwangerschaft war damals außerdem kein weiblicher Ruhmestitel für eine Frau, sie rechnete im Gegenteil in den meisten Fällen als eine Niederlage. Schwangerschaft war lächerlich. Wie dumm, wenn sie auf das Konto des Gatten kam! Wie ungeschickt, wenn ein Liebhaber als Schuldiger gelten konnte!

Dieser Faktor ist also sehr wichtig. Immer wenn der Reifrock von neuem in der Geschichte auftauchte, hat er auch diesen Zwecken wieder in besondrer Weise gedient, denn seine Wiederkehr hing logischerweise stets mit der Wiederkehr eines Zeitalters potenzierten galanten Genußlebens zusammen. Aber trotzdem ist diese Eigenschaft des Reifrocks nur einer seiner Vorzüge im Interesse der Klassen, die ihn zum offiziellen Kleidungsstück stempelten. Dieser Vorzug bildet aber nicht das Wesen und das geheime Gesetz, das seine spezifische Form schuf. Gesetze bestehen immer in positiven Wirkungen zugunsten des Allgemeinzustandes; hier in erotischen Wirkungen, nicht aber bloß in der Negation vereinzelter und vorübergehender Zustände. Das Gesetz des Reifrocks besteht in der Tendenz der grotesken Hüftenverbreiterung und damit in der ebenso grotesken Herausarbeitung eines groben erotischen Reizes. Er war, wie wir schon sagten, die Weiterführung und die bessere Lösung des Wulstenrockes, der dasselbe anstrebte und außerdem, in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, mit Hilfe der weitabstehenden Halskrause die Pose des Majestätischen in der weiblichen Kleidung schaffen sollte. Er wird schon von den Zeitgenossen als die bessere Lösung bezeichnet. Weil er außerdem eine billigere Lösung darstellte, wurde er damit gegen die Angriffe verteidigt, die wider ihn erhoben wurden. Eine Schriftstellerin Eleonore Charlotte Leucoronda hob in einer besondern Schrift die folgenden Vorzüge des Reifrocks gegenüber der früheren Mode der Wulsten und Unterröcke, die zur Erzielung starker Hüften getragen wurden, hervor:

„Uns hingegen schafft diese leichte Tracht tausendfache commodität, da es uns bisher sehr



173. Moreau: Im Theater. Dame in Reifrock und Schnebbentaille

schwerlich gefallen, wenn wir uns nach Landes-Gebrauch eine angenehme Taille zu geben und subtile Hüften mit einem halben Schock dicker Unterröcke behängen und auspulstern mußten. Ich vermeine nicht, daß mir hier jemand widersprechen wird. Denn wer sich nur der Burger-Tracht vor 10, 12 Jahren erinnert, der wird mir zugeben, daß es damahls nicht anders Brauch . . . So kostete es auch nicht Haselnüsse, 6 Boyienne, Frießne, Flanellene oder Tuchene Röcke (denn von der gleichen Gattung mußten sie sein, damit sie etwas auftrugen), anzuschaffen und die Maladie, die wir davon hatten, war viel größer: Guter Zierlichkeit wegen, wie erwehnt worden, mußten

sie ziemlich glatt anliegen; dieses aber verursachte viel Verdruß und macht unsere Hüften wund und den Leib matt. Also ist der Reifrock bequemer, billiger, denn er kostet zwei Gulden . . .

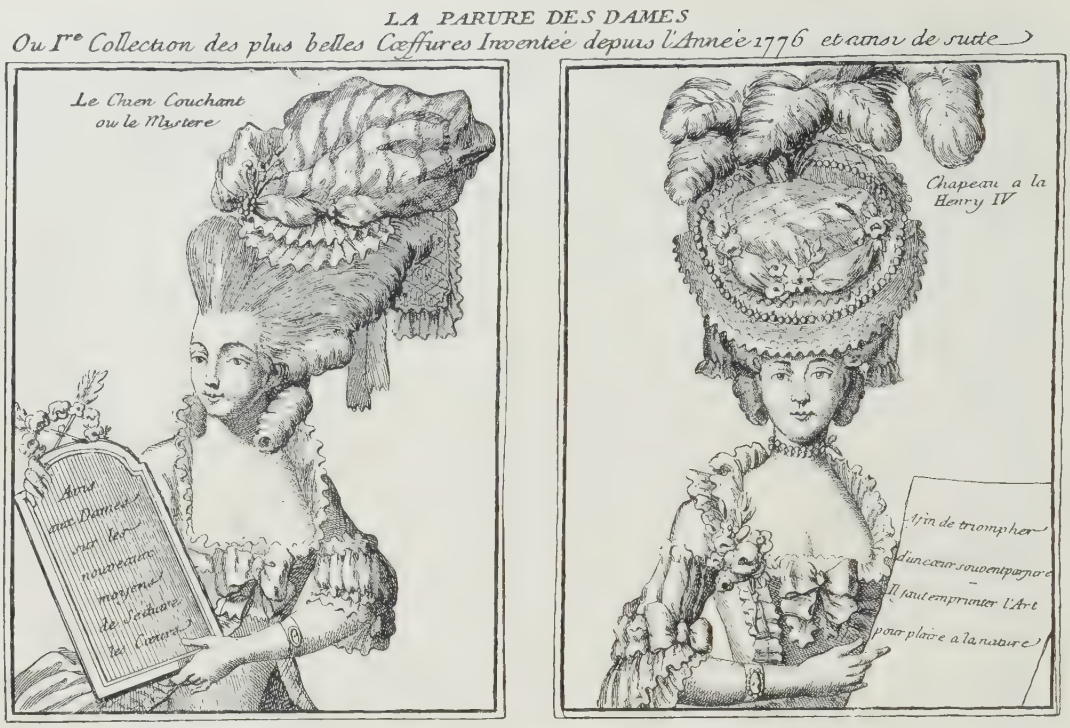
Hieraus ergibt sich, daß man die Hauptlinien des Wulstenrockes, die starke Markierung der Taille, die ebenfalls zu den besondern Schönheiten der Frau gezählt wurde, absolut nicht preisgeben wollte. Ja, man wollte diese Wirkung sogar weiter entwickeln. Und zwar in der Richtung der zeitgenössischen Tendenz, der Herausarbeitung des „Weiblichen", das ist in der Auflösung des Körpers in die Dreieinheit: Busen, Schoß und Lenden. Dieses Problem wurde mit Hilfe des dementsprechend geformten Mieders glänzend gelöst. Die Wespentaille entstand, die den Körper förmlich in zwei Hälften zerschnitt, in Busen und in Hüften und Lenden. Es blieb nun nur noch die möglichst augenfällige Pointierung des weiblichen Schoßes übrig. Dies wurde mit Hilfe der Schnebbenform des Mieders erreicht, die die Blicke ganz von selbst auf den Beugungswinkel des Rumpfes hinleitete: sur l'endroit sugestif. Diesen Linien begegnet man schon früher in der weiblichen Kleidung. Aber erst dem achtzehnten Jahrhundert gelang die vollkommene Lösung des geheimen Zwecks, die Blicke in jeder Situation unwillkürlich auf den Schoß der Frau hinzuleiten. Der lange, spitze Winkel, in den das Mieder jetzt auslief und den ein Satiriker den „Wegweiser ins Tal der Freude" nannte, war zugleich die notwendige Verbindung zwischen den beiden durch die Wespentaille so kühn zerschnittnen Körperhälften, die die natürliche Zusammengehörigkeit wenigstens indirekt wiederherstellte (Bild 173). Durch den Reifrock und die Wespentaille wurde schließlich noch ein andres in der Richtung der Zeit liegendes, sehr wichtiges Resultat erzielt. Jede Frau, selbst wenn sie noch so kräftig gebaut und von Natur mit noch so groben Formen versehen worden war, erschien in dieser Kleidung unbedingt als zierlich und graziös. Etwas mehr in der Übertreibung reichte aus, um das im äußern Eindruck zu überwinden, was man nach dem herrschenden Zeitgeschmack zuviel „an Formen" hatte. In den „Galanterien Wiens" heißt es von der Erscheinung der Wienerin:

> Dagegen ist freilich ihr Wuchs vortrefflich, und die beiden ungeheuren Polster, die sie Bouffanten heißen, und die am Ende dieser geschmeidigen Schnürmaschine angebracht sind, damit sie die Hintertheile vervollkommnen, machen seine Feinheit noch auffallender.

Eine zweite erotische Tendenz, die im Reifrock ihre klassische Lösung gefunden hat, ist von gleicher Wichtigkeit: Die Tendenz der vollständigen Verhüllung, die im Positiven sich ebenso grotesk gebärdete, wie das Mieder im Negativen, im Enthüllen. Durch den Reifrock wurde genau so vom Unterkörper alles verhüllt und in



174. Morland: Die Wäscherin



175 und 176. Pariser Modekupfer. Entwürfe von Koiffüren. 1776

seiner Linie unkenntlich gemacht, wie durch das Mieder vom Busen möglichst viel gezeigt wurde. Jede andre Rockmode ist mehr dem Fluß der Körperlinien gefolgt und dadurch zum mehr oder minder deutlichen Echo der wunderbaren Rhythmik der Gliederbewegung geworden als der Reifrock, der dieses Echo geradezu vernichtete. Er streicht überhaupt jede natürliche Linie aus und ist wie eine undurchdringliche und nur ihren Eigenbewegungen folgende Glocke über alles gestülpt. Das Einzige, was diese Glocke unter Umständen sehen läßt oder noch preisgibt, ist das Füßchen. Unter Umständen! Das heißt also, wenn eine Dame über einen kleinen Fuß verfügte und diesen gesehen haben wollte. In den „Galanterien Wiens" heißt es über diesen Punkt:

Hat man das Unglück, keinen Fuß zu haben, in welchen mancher Große allein sich zu verlieben im Stande wäre, so deckt selben ein ungeheurer Reifrock, der bis auf die Erde reichet; ist selber aber nach allen Regeln der Symmetrie gebildet, so wird gewiß dem Schneider bei Leib und Leben eingebunden, ihn ja nicht durch die neidische Hülle des Unterrockes zu stark zu verbergen.

Die ungeheuerlichsten Gegensätze sind also somit in dieser Mode vereint: die kühnste Form der Entkleidung und Enthüllung und die ebenso kühne Form der Verhüllung. Aber das höchste Raffinement dieser Mode entstand erst durch das indirekte Resultat, zu dem der Reifrock führte. Die Verhüllung durch den Rock war nämlich nur eine scheinbare, denn seine groteske Form führte unvermeidlich jeden Augenblick zu ebenso grotesken Enthüllungen. Diese kühnen Enthüllungen, die durch die starre Form des ungeheuerlich weitabstehenden Rockes bedingt waren, waren scheinbar unbeabsichtigt, aber gerade darum wirkten sie so



177 und 178. Pariser Modekupfer. Entwürfe von Koiffüren. 1776

provozierend, wie alles Zufällige und Momentane. Welch ungeheuerliche Einblicke der Reifrock jeden Augenblick gewährte, vor allem beim Treppensteigen, beim Verneigen und so weiter, das können wir uns heute nur dann vorstellen, wenn wir uns gleichzeitig vergegenwärtigen, daß die Frauen von damals nur einen kurzen Unterrock trugen und die Beinkleider, im ganzen siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, zwar nicht unbekannt, aber verpönt waren. Es galt für eine Frau direkt als Schande, Beinkleider zu tragen, und nur alten Frauen wurde dies Recht zugebilligt. Außerdem trugen die Frauen nur beim Reiten Beinkleider. Über die Tatsache, daß die Frauen damals keine Beinkleider trugen, vergleiche man die Abbildungen 13, 39, 50, 51, 69, 78, 79, 116, 155 und so weiter. Es waren also in Wahrheit nicht Enthüllung und Verhüllung in dieser Mode miteinander verknüpft, sondern die beiden raffiniertesten Formen der Enthüllung: die raffiniert ausgeklügelte konstante und die vom Glück und vom Augenblick bedingte und darum ebenso raffiniert wirkende momentane. Die Zeit verlangte von der Frau „Pikantsein". Konnte es Pikanteres geben: nicht im Stadium der berauschten Hingabe, sondern in der harmlosesten Situation und mit der unbeteiligtsten Miene die intimsten Reize des Körpers den Blicken eines Neugierigen preiszugeben? Kein Wunder also, daß es in dieser Zeit wahre Meisterinnen in der Geschicklichkeit gab, der verliebten Neugier die verführerischsten Schauspiele vorzuzaubern: Pose, Schauspiel, Ausstattungsstück .... Diesen Aufgaben diente, wie man sieht, aufs Groteskeste die Mode.

Die Nacktheit unter dieser also nur scheinbar so hartherzig alles verschließen-



179. Im Hause. Symbolisch galantes englisches Schabkunstblatt

den Glocke belegen uns auch eine Reihe literarischer Dokumente aus der Zeit. In einem Gedicht: „Auf der Frauenzimmer Fisch=Bein=Röcke" aus dem „Poetischen Frikassee" heißt es:

Daß itzt der Frauen=Volck in Fischbein=Röcken gehet,
Macht, weil ein angenehmer Wind,
Wenn sich bei ihnen Hitze findt,
An ihre Bein und Bauch ein kützelnd Lüftgen wehet.

In einem fliegenden Blatt aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wird ähnliches ausgedrückt:

Wie kommt es, daß man auch im Winter also gehet,
Wann oft ein rauher Nord auf unsre Glieder wehet?
Warum legt man alsdann den Reifrock nicht von sich? —
Doch nein, es kann nicht sein, denn jetzt besinn ich mich,
Weßwegen ich nur dies zu einer Nachricht melde,
Was vor die Hitze hilft, das hilft auch vor die Kälte.

Die Tatsache der grotesken Enthüllungen, die man den Frauen naturgemäß ständig zum Vorwurf machte, wird wiederum durch die Verteidigung bestätigt,

die dem Reifrock von andrer Seite zuteil wurde. In der schon einmal zitierten Schrift: „Eines galanten und gelehrten Frauenzimmers Gutachten" heißt es:

Daß der Autor sagt, es hätte kein Reiffen-Rock eine Gelenke, ist falsch: denn man dieselben itzo auch mit Gelenken versieht, daß nicht ein jeder beim Treppensteigen nach was neuem sehen kann.

Daraus folgt von selbst, daß diese „Verbesserung" früher unbekannt war, und es bestätigt sich somit schon dadurch alles, was wir über die ungeheuerlichen Möglichkeiten, die das unvermeidliche und selbsttätige Retrousse des Reifrocks der Neugier boten, gesagt haben.

Auch der Reifrock ist vielfach geschütztes Vorrecht der höheren Stände gewesen. Den Frauen der niederen Stände war es in zahlreichen Städten und Ländern bei hoher Geldstrafe verboten, dieses Kleidungsstück zu tragen, den Mägden und Bäuerinnen sogar bei sofort vollziehbarer Gefängnishaft. Aber auf die gleichartige Pointierung der Hüften und Lenden verzichteten die Frauen der niederen Stände darum trotzdem nirgends. So kam damals unter dem Namen „Französischer Steiß" der in der Mode immer wiederkehrende Cul auf. Im „Frauenzimmerlexikon" vom Jahre 1725 heißt es unter dieser Rubrik:

Frantzösischer Steiß ist ein rund längliches weich und gelind ausgestopftes Küssen oder halb Schurtz, den das Frauenzimmer unter ihre Ober- und absonderlich platt niedergelassenen Kleider von hinten herum zu binden pfleget, um ihrer Taille dadurch ein Ansehen zu machen.

Gegenüber der Kritik und der sittlichen Entrüstung, die alsbald wider dieses ominöse Kleidungsstück einsetzten, hatten die Frauen selbstverständlich auch schon damals den triftigsten Gegenbeweis an der Hand, nämlich die Logik der Tatsachen. Diese Tatsachen bestanden in der unbedingten Wirkung, die jede Steigerung erotischer Reize auf die Sinne der Männer ausübt. Diese Steigerung kann sowohl in der Übertreibung der natürlichen Form, als auch im grotesken Sichtbarmachen bestehen. Und darum läßt sich die Frau selbst von diesen groben Methoden des Werbens um den Mann niemals abbringen, weder durch die lauteste sittliche Entrüstung, noch durch den striktesten Nachweis des unästhetischen Eindrucks. Die Ästhetik der Frau als Klasse kennt nur den einen Satz und



180. Augsburger Modekupfer



Die Schöne auf dem Ball

181. Augsburger Schabkunstblatt

den einen Maßstab: in den Augen des Mannes als Geschlechtswerkzeug bevorzugt zu sein und darum aufzufallen. Ihre unkorrigierbare Devise lautet: Ich zeige, ich demonstriere. Ich zeige alles, wenn ich mir dadurch der höchsten Wirkung sicher bin, und ich zeige nur dann weniger, wenn die Umstände einmal auf diesem Wege die größeren Garantien bieten. Der folgende Abschnitt ist eine weitere Bestätigung für dieses ewige Gesetz.

* * *

Die Dessous. Mit der immer raffinierter sich gestaltenden Methode des Retroussé, „der Kunst, sein Bein zu zeigen", setzte allmählich auch die intensivere Entwicklung und Kultivierung der Dessous ein. Sie begannen mit den Schuhen und Stiefeln, den Strümpfen und Strumpfbändern. Auf diese drei Bestandteile beschränkten sie sich auch ziemlich lange. Man hatte eingesehen, daß man mit Hilfe der Fassons der Schuhe und der Farbe der Strümpfe die Form des Beines bis zum Knie nach Belieben korrigieren kann. Die gleichen Wirkungen entdeckte man beim Strumpfband. Darum lernte man sehr rasch mit diesen Mitteln die Reize des Beines zu steigern. Man brachte Zwickel von verschiedner Gestalt und Farbe in den Strümpfen an, um das Bein, je nachdem, schlanker oder auch weniger schlank erscheinen zu lassen; man wählte eine Musterung und Farbe der Strümpfe, die einen allzu starken Waden graziöser erscheinen ließen, dem allzu schlanken dagegen mehr Form gaben. Das Strumpfband, das ehedem stets unterhalb des Knies getragen wurde (Bild 69), rückte allmählich über das Knie hinauf. Dadurch wurden verschiedne bedeutsame Resultate erzielt. Es wurde nicht nur das Bein in wirkungsvollster Weise verlängert und die Linien von unten nach oben raffiniert in die des Schenkels übergeleitet (Bild 79), sondern außerdem auch die Grenzen des freiwilligen Retroussé so hoch als möglich hinaufgerückt. Man war ja jetzt oberhalb der Kniee nicht mehr nackt, und der Anstand forderte nur, die Nacktheit zu verhüllen. Wo diese begann, dort erst brauchte das Retroussé seine Grenze zu finden. Und bei vielen Frauen fand es auch dort erst seine Grenze. Die Tiefe des Einblicks sollte die Blicke des Mannes weiterleiten und seine Phantasie bis zum letzten führen. Es war das Entgegenkommen der Frau als Beweis ihres heimlichen Einverständnisses mit den Wünschen der Männer.

Strümpfe und Strumpfbänder wurden damit zu den wichtigsten Modeartikeln



Die Gärtnerin

Galanter französischer Farbstich von Moret nach Aug. de Saint-Aubin

der Zeit. Und jeder Tag brachte neue Kombinationen. Schon in der „Jungfern-anatomie“ vom Jahre 1688 heißt es:

Die Strümpffgen müssen roth von Liebes-Farbe sein,
Blau, grün, gelb oder sonst was giebet hellen Schein.

Als logische Wechselwirkung wurde wiederum die Wirkung zur direkten Ursache. Hatte die Übung des Retroussé zur raffinierten Entwicklung der Dessous geführt, so wurden jetzt ebenso oft die pikanten Raffinements der Dessous zur direkten Ursache eines möglichst häufigen und starken Retrousse. Man hatte jetzt ständig Ursache, sich zu retroussieren. Es nicht zu tun, war geradezu verdächtig, denn das ließ vermuten, daß die betreffende Dame nicht nach dem neuesten Geschmack gekleidet ging. Was bei der Promenade, dem Betreten der Sänfte oder Kalesche nicht möglich war, ließ sich beim Spiel nachholen. Weil die begehrteste Pointe des Retrousse im Sichtbarwerden der Strumpfbänder bestand, so bevorzugte die Zeit mit Vorliebe solche Unterhaltungen und Spiele, die am leichtesten und sichersten zu diesem Ziele führten. Keine Gelegenheit war dazu wohl geeigneter als sich auf der Schaukel keck durch die Luft zu schwingen. Also kam die Schaukel damals in allen Formen in die Mode. Kein Spiel war so beliebt. Hunderte von zeitgenössischen Bildern und Kupfern orientieren uns darüber. Sie zeigen uns die Schönen, wie sie sich, ausgelassen und unbesorgt um die verführerischen Schauspiele, die sie den Zuschauern dadurch eröffnen, dem Vergnügen dieses Spiels hingeben. Die Klugen unter den Frauen und vor allem die schönen, die das nicht zu fürchten haben, was bei diesem Spiel an den Tag kommen kann, betätigen sich stets als begeisterte Regisseure dieser Schauspiele, sie sorgen durch geschickte Bewegungen dafür, daß alle Wirkungen ungeschmälert zur Geltung kommen. So entstanden „die glücklichen Zufälle der Schaukel“, für die damals alle Welt schwärmte. Schauspieler ebensosehr wie Publikum. Fragonard erzählt:

„Kurz nach Schluß der Salonausstellung 1763 schickte ein Herr zu mir und bat mich, ihn zu besuchen. Er befand sich, als ich bei ihm vorsprach, gerade mit seiner Maitresse auf dem Land. Zuerst überschüttete er mich mit Lobsprüchen über mein Bild und gestand mir dann, daß er ein anderes von mir wünschte, dessen Idee er angeben würde: Ich möchte



Femme en Robe à la Polonoise, de tafetas rayé garnie de gaze, retroussé de la jarretiere et laissant voir la belle jambe.

A Augsbourg chez Jean Martin Will. Fauxbourg S. Jacques.

182. J. M. Will. Augsburger Modekupfer



183. Auf der Schaukel. Galantes englisches Schabkunstblatt

nämlich, daß Sie Madame malen auf einer Schaukel. Mich stellen sie so, daß ich die Füße des hübschen Kindes sehe — oder noch mehr, wenn Sie mich besonders erfreuen wollen."

Dieses gewünschte „Mehr" zeigte der bereitwillige Fragonard in den pikanten Strumpfbändern (siehe die Beilage in „Die Frau in der Karikatur"). Weil das Schaukeln nicht Selbstzweck ist, sondern nur Mittel zum Zweck des Retrousse, darum befindet sich immer nur die Frau auf der Schaukel, und der Mann ist stets „Zuschauer", oder „Akteur" nur insoweit, als es sich darum handeln konnte, den angestrebten Zufällen nach Möglichkeit nachzuhelfen (Bild 69, 155, 156 u. 183).

Im künstlich und systematisch herbeigeführten Retroussé gipfelt die Ausschaltung der Intimität und die Proklamation der Liebe zum öffentlichen Schauspiel auf offner Tribüne. Hier kommt es zur groteskesten Erfüllung des Gesetzes der Zeit, das jeder Frau diktiert, von sich zu sagen: Ich bin die Speise eines jeden.

In das Gebiet der erotischen Pointen der Mode gehören auch die von einer Zeit bevorzugten Farben. Die in der Kleidung verwendeten Farben sind der Reflex der jeweiligen Temperatur des Blutes als des eigentlichsten Trägers der Gefühle. Denn das Blut ist das materialisierte Leben. Leben ist aber wiederum nur betätigte Sinnlichkeit. Pulsiert die Sinnlichkeit in einem Zeitalter in mächtigen und stürmischen Wogen, tobt sie wie Feuerbrände durch die Adern, dann sind die Farben, in die sich die betreffende Zeit kleidet, voll und tief, sie leuchten und strahlen wie Feuer und sind immer ungebrochen. Auf kühnste Kontrastwirkung ist alles eingestellt. Aus diesen Gründen zeichnete sich auch die Renaissance durch eine Vorliebe für schwere Farben aus, durch purpurnes Rot, tiefes Blau, gesättigtes Orange und schwüles Violett. Das sind die adäquaten Farben ihres Lebens. Gebrochene Farben kennt diese Zeit nicht. Darum sind die grellen Farben ebenso typisch für die Kunst wie für die gesamte Kleidung. In sie hüllten sich Mann und Frau nicht nur im Festtagsgewand der Freude, sondern auch im Werktagsgewand der Arbeit. Jeder Einzelne ist ständig wie in Glut getaucht und ist sein eigner leuchtender Widerschein der heißen Leidenschaften, die ihn und die ganze Zeit erfüllen. Alles Leben im Hause, auf der Straße, in der Kirche ist flüssiges Feuer. Festgepränge gleicht gar einem wogenden Strom glühendster Farbenpracht, in dem Freude, Begeisterung, Ausgelassenheit zu leuchtenden Farbenwellen zusammengeschmolzen sind. Es ist die gesättigte Harmonie der Kraft, die grandiose Symphonie des Schöpferischen, das in dieser Zeit entstanden und Wirklichkeit geworden ist.

Im Zeitalter des Absolutismus ist die Sinnlichkeit erst zur Pose und allmählich zum frivolen Spiel geworden. Darum verlieren im Barock die Farben ihre schimmernde Leuchtkraft, man kennt und liebt nur noch eine kalte Pracht. Wohl dominieren noch tiefes Blau und grelles Rot, aber in Verbindung mit kaltem Golde —, das Majestätische, das Überstarke. Das Gold ersetzt das strahlende Feuer, von kaltem Golde starren die Gewänder, mit Gold überladen sind die Wände der Schlösser und das gesamte Innere der Kirchen: Gold auf Schwarz und Weiß, das ist die Skala des Absolutismus auf der Höhe seiner Macht



184. Der Besuch. Gesellschaftsmode



185. Desrais. Pariser Modekupfer. 1782



186. Göz. Augsburger Modekupfer

und seines Einflusses; es ist auch die dominierende Note in der Kunst dieser Zeit. Als im Rokoko die starre Repräsentation vom frivolen Genuß abgelöst wurde, kommen gebrochene Farben auf: Sinnlichkeit ohne Schöpferdrang und Schöpferlust. An die Stelle des Goldes tritt das Silber. Auf einen zarten silbrigen Ton ist alles gestimmt. Lichtes Himmelblau und zartes Rosa verdrängen den Purpur und das Violett: die Kraft ist ausgelaugt. An die Stelle des satten Orange tritt ein abgeblaßtes Gelb: der kleinliche Neid waltet jetzt, wo ehedem der skrupellose Haß einer zügellosen Kraft wütete. Das leuchtende Smaragd ist durch ein mattes Blaßgrün verdrängt: die siegessicheren Hoffnungen auf die Zukunft wurden von dieser Zeit begraben, und geblieben ist nur noch der unschöpferische Zweifel. Die Kontraste sind dadurch ebenfalls völlig ausgeschaltet: Hellila, Graublau, Graugelb, Hellrosa, erloschnes Grün sind die beliebtesten Farben in der Kunst und in der Mode. Das Empfinden in seinen feindlichen Gegensätzen löst sich auf . . . . . Aber gerade darum ist die Skala der Farben hundertteilig, sie hat tausend Nuancen, wie das Vergnügen tausend Nuancen hat. Eine Zeitlang ist puce, flohfarben, die begehrteste Farbe. Und alles kleidete sich darin. Aber es gab darin ein halb Dutzend der raffiniertesten Abstufungen, die Farbennamen unterscheiden in: Floh, Flohkopf, Flohrücken, Flohbauch, Flohschenkel, ja sogar in Floh im Milchfieber. Als eine zarte Farbe des Fleisches begehrt und geschätzt wurde, unterschied man ebenso raffiniert wie pikant. Man unterschied die einzelnen Abtönungen in: Nönnchenbauch, Frauenbauch, Nymphenschenkel, Jungfernsteiß; und so weiter. Das zarteste und

keuscheste Rosa war à la Nönnchenbauch, wenn es atlassen erglänzte, war es à la Nymphenschenkel, duftig und mollig, war es à la Jungfernsteiß, gesättigt, war es à la Frauenbauch. Für die galante Anschauung dieser Zeit konnte es keine würdigere Terminologie ihrer Farben geben als diese, denn für sie gab es sicher nichts Zarteres als die Farbe des Leibes eines eben eingekleideten Nönnchens, nichts Glätteres als die Haut der Nymphe, nichts Pikanteres als die von den Freuden niemals unterbrochener Liebesfeste erglühende Haut der Frau .... Das sind ihre naheliegendsten Vergleichsformen. Aber das sind noch nicht einmal die delikatesten Vergleiche, auf die man kam. Sogar der intimste Reiz der Frau bot der Terminologie die charakterisierende Skala. Ein bestimmtes pikantes Rot unterschied man à la Fillette, à la Vierge, à la Dame und sogar à la Religieuse. Welch delikate Unterschiede müssen das gewesen sein: zwischen à la Vierge und à la Religieuse? Aber eben auch die Stufenleiter der Wollust hatte damals hundert Sprossen, deren Distanzen nur die Kenner zu ermessen vermochten.

Genau in derselben Weise überschlug sich übrigens die Phantasie auch im Servilismus. Diesen konnte man in Paris bei der Geburt eines Dauphin nicht überzeugender betätigen, als daß alle Welt eine Saison hindurch sich in caca Dauphin kleidete. Demgegenüber muß es auf den ersten Blick fast als eine unsühnbare Majestätsbeleidigung angesehen werden, daß man sich bald danach ebenso fanatisch in merde d'oie kleidete. Freilich nur auf den ersten Blick erscheint das als ein Majestätsverbrechen, denn auch diese Farbe war ein Diktum des Hofes, die Kaprize einer bevorzugten Gunstdame.

* * * *

Der Kleiderluxus. Ist von allen diesen Moden der Luxus schon deshalb untrennbar, weil sie überhaupt erst aus einem grotesk entwickelten Luxusbedürfnis entstehen, so liegt es außerdem im Geiste dieser Zeit, daß die herrschenden Klassen den Kleiderluxus zugleich ins Massenhafte steigerten. Das Gegenteil wäre ein Wunder, denn mit der Kostbarkeit, dem Luxus in der Qualität, steht stets in unvermeidlichem Zusammenhang auch ein Luxus in der Quantität. Die physische Erscheinung, die man in ihrer ganzen Schönheit vor Augen führen will, übt naturgemäß



Marchande de modes portant la marchandise en ville

187. Le Clerc: Die Modewarenhändlerin

einen um so intensiveren Zauber aus und wirkt um so verlockender, je mannigfaltiger die Formen sind, in denen sie präsentiert wird. Darum stellt man seine Person auf möglichst viele Weise und auf immer neue Weise, das heißt, in immer neuem Gewande, zur Schau. Das bedeutet den Luxus der Quantität. Im Zeitalter des Absolutismus mußten diese Faktoren auf die denkbar höchste Spitze getrieben werden, denn hier kam doch auch das Gesetz der Repräsentation zur Geltung und Entfaltung. Repräsentation bedeutet aber für jeden Einzelnen, vom Herrscher des Landes bis hinab zum letzten Lakaien, nicht nur Macht zu repräsentieren, sondern außerdem die Übermacht über den andern sinnenfällig zu demonstrieren. Das konnte man in diesem Zeitalter auf eine deutliche Weise nur durch die übertriebene Kostbarkeit der Kleidung und durch den steten Wechsel in der Kleidung zuwege bringen. Denn die Kleidung ist in Zeiten, wo alles auf der Äußerlichkeit beruht, naturgemäß das erste und natürlichste Mittel, eine in irgendeiner Weise überragende Stellung auf der sozialen Stufenleiter auffällig zu machen. Und so strotzte denn der ganze Körper von Gold und Edelsteinen. Vor allem die sogenannten „Staats- und Gesellschaftskleider" waren über und über mit goldnen Borten, Tressen und Litzen besetzt und bestickt. Die Knöpfe bestanden aus Edelsteinen, die Schuhschnallen waren mit Edelstein besetzten Agraffen geschmückt, und selbst in die Strümpfe waren Edelsteine hineingewoben oder aufgenäht. Aus einem Brief der Maintenon erfährt man, daß die Coiffure der Herzogin du Maine derart mit Gold und Edelsteinen übersät war, daß deren Gewicht größer gewesen sein soll als das des ganzen Körpers der Trägerin. In der Robe liebte man den gleichen Wechsel wie in der Frisur. Vornehme Damen und Herren trugen die kostbarsten Kleider, deren Wert häufig in die Tausende ging, nicht selten nur ein einziges Mal. In ihrem Dienst standen die hervorragendsten Künstler, die ständig neue Kombinationen zu entwerfen hatten. Montesquieu schreibt:



188. Watteau Fils: Die Putzmacherin. 1784

> Hat es sich eine Frau einmal in den Kopf gesetzt, in einer Assemblée mit einem gewissen Putze erscheinen zu wollen, so tun von dem Augenblicke an fünfzig Künstler kein Auge mehr zu, und haben weder Zeit zum Essen noch zum Trinken.

Mlle. Bertin, die Kammerfrau Marie Antoinettes, arbeitete ebenso



LE BOURGEOIS ET LA BOURGEOISE.

La Bourgeoisie est l'état le plus considerable d'un Royaume, d'autant qu'il est le plus nombreux, c'est la Bourgeoisie qui remplit les coffres des Souverains et qui peuple les villes Un Empire est plus ou moins florissant selon l'aisance des Bourgeois, les Rois de France ont fait tant de cas de cette partie de leurs sujets, qu'ils ont exempté le Bourgeois de Paris et d'autres grandes villes du Royaume des droits de francs fiefs, du banc et arriere banc et qu'ils leur ont permis de porter des Armoiries de même que les nobles Chevaliers, mais voyons qu'elles sont les qualités, qui constituent le bourgeois. à Paris tous les Marchands passent pour tels et presque tous les habitans de Paris en prennent la qualité, sans qu'on la leur conteste, cependant les marchands et les gens de pareils etats ne sont point regardés comme nobles, quand même ils auroient acquis le droit de noblesse par l'Echevinage, du moment qu'ils continuent le commerce, si ce n'est sous corde, car ils derogent par là à la noblesse. Dans la Province on appelle actuellement bourgeois ce qu'on nommoit autre fois Noble Homme, *c'est a dire, un habitant d'une Ville qui vit noblement de ses propres revenus sans faire aucun negoce, ni metier et à la rigueur un vrai bourgeois de Paris ne differe de celui de la Province, qu'en ce qu'il doit jouir de revenus plus considerables, pour y vivre honorablement, suivant l'ordre civil, un marchand aspire à la bourgeoisie et la bourgeoisie à la noblesse comme le bourgeois est un demi-noble il porte tantôt des habits noirs, ainsi que le magistrat, tantôt des habits en Velours, galonnés de même que les nobles, son Epouse n'ose pas s'orner de tous les pompons qui distinguent les femmes de qualité, auec quelles on porte la robe ; mais à cela près son ajustement et sa personne sont aussi elegans et aussi recherchés, ainsi qu'il est representé dans l'Estampe elle a avec elle son enfant qui est habillé à la façon moderne et propre à son age et à son sexe.*

189. Bürger und Bürgerin. Französischer Kupferstich



190. Pariser Modekupfer

wie deren Hoffriseur täglich mit der Königin und war deren intimste Vertraute, wie man aus den Memoiren dieser Dame erfährt. Das hinderte freilich nicht, daß dieser „Minister der Moden", wie man M^lle. Bertin nannte, im Jahre 1787 einen Bankrott von zwei Millionen Schulden machte. Die 1761 gestorbene Zarin Elisabeth von Rußland hinterließ die kleine Zahl von nur 8700 kostbaren Roben, von denen mehr als die Hälfte bis zu 5 und 10000 Rubel das Stück gekostet hatte! Die Friseure und Kleidermacher waren die berühmtesten Leute der Zeit. Nicht nur Fürsten, sondern sogar reiche Privatleute hatten ihre eignen Kleiderkünstler, die nur für sie zu arbeiten hatten. Eine Frau von Matignon gewährte ihrer Schneiderin für ein einziges Kleid, weil es besondres Aufsehen gemacht hatte, eine Leibrente von jährlich 600 Livres, was nach heutigem Geldwert ungefähr einer Summe von 1500—1800 Mark gleichkommt. Es liegt in der Natur der Sache, daß vor allem die Frau den größten Luxus in ihren Toiletten treibt, also durchwegs über viel mehr Kleidungsstücke verfügt, als sie gemeinhin aufzubrauchen vermag. Denn die modische Ausgestaltung der Kleidung ist gerade für die Frau der wichtigste Bundesgenosse in der Verfechtung ihrer weiblichen Interessen. Ihre Reize üben einen um so bestrickenderen Reiz aus, je häufiger sie sich in neuer Beleuchtung präsentieren, und sie verblüffen überhaupt am meisten, wenn sie ständig in andrer Beleuchtung erscheinen, denn dadurch offenbaren sie sozusagen ebenso viele neue und besondre Reize. Im Zeitalter des Absolutismus huldigte aber auch der Mann einem Luxus, der ins Ungeheuerliche ging. Manche Schriftsteller behaupten sogar, der Luxus des Mannes habe nicht selten den der Frau in Schatten gestellt. So der französische Historiker H. de Gallier, der in einer Studie über den Kleiderluxus des achtzehnten Jahrhunderts die folgende interessante Zusammenstellung gibt:

Bemerkenswert ist, daß im 17. und 18. Jahrhundert die Toilette der Herren gerade so teuer und oft noch viel teurer war als die der Damen. Der Herr braucht Lederschuhe, Escarpins und Galoschen, lederne, wollene und seidene Strümpfe, seidene Bänder zur Verzierung der Nachthaube, einen Schlafrock aus Flanell und Manschetten für die Nacht; sein schwarzes Tuchgewand kostet 87 Livres, die Hüte 12 Livres das Stück, die Perücke 265 Livres jährlich. Um das Jahr 1720 kostete in Paris das Paar seidene Strümpfe 40 Livres, die Elle graues Tuch 70—80 Livres. Ein Mann der Gesellschaft gab für seine Kleider 1200—1600 Livres aus, Spitzen und Schmuck nicht inbegriffen. Natürlich wurde auch die Toilette der Damen teurer. Als Fräulein de Tournon sich verheiratete, spendete ihr Madame Dubarry, die ihre Tante wurde, für 1000 Livres Kleinigkeiten, wie Arbeits-



Flirtilla

The Nymph whose Charms a numerous train
Smales at the Triumph of her Eyes
Have wonded some poor luckless swain.
And mocks his Letter whilst he dies.

Darstellung einer herzlosen Koketten

Englischer Farbstich von J. R. Smith. 1787

beutel, Börsen, Fächer, Strumpfbänder und dergl., sowie zwei Kleider, von denen das eine 2400, das andere 5840 Livres kostete. Staats- und Zeremonienkleider waren noch teurer, sie kosteten 12000 Livres und noch mehr — dazu kamen noch Wäsche und Spitzen. In den vier Jahren von 1770—1774 gab die Gräfin Dubarry allein für diesen Teil ihrer Garderobe 91000 Livres aus. Madame de Choiseul, die für einfach galt, trug zuweilen für 45000 Livres Spitzen auf sich und Madame de Boufflers war im Besitz von Spitzen im Werte von 300000 Livres. Als Madame de Verrue starb, zählte das Inventar folgende Gegenstände auf: 60 Corsets, 480 Hemden, 500 Dutzend Taschentücher, 129 Betttücher allein für das Haus in Meudon, unzählige Kleider, darunter 45 seidene. Der Graf von Porcellets in Aix hatte für 60000 Livres Weißzeug. Im Jahr 1774 verkaufte Madame Dubarry einen Schmuck für 488000 Livres; ihrer Nichte schenkte sie für 60000 Livres Diamanten. Die Pompadour besaß für drei Millionen Edelsteine; die Herzogin Mirepoix trug, wenn sie zu Hof ging, Perlen im Werte von 400000 Livres. Die Luynes hatte Kleinodien, die ein großes Vermögen wert waren. Alle bedeutenderen Familien besaßen mindestens für eine Million Schmuck.

Zu den Frauen, die damals als „einfach" galten, gehörte auch Marie Antoinette. Wie diese Meinung in der Geschichte aufkommen konnte, ist freilich merkwürdig, da von jeher bekannt ist, daß diese erlauchte Dame schon im ersten Jahre nach ihrer Thronbesteigung für Putz und Tand die Kleinigkeit von 300000 Franks Schulden machte. Eins wird jedoch selbst von ihren Lobrednern zugegeben, daß sie nämlich eine kleine Marotte für Diamanten gehabt habe. Diese kleine Marotte war freilich etwas sehr kostspielig und kostete den Massen manchen Tag des Hungers. So sah Marie Antoinette zum Beispiel im Jahre 1776 bei dem pariser Juwelier Boehmer ein Paar Ohrringe, die ihr gefielen und die ihr der gefügige Gatte darum auch nicht abschlug, trotzdem sie 348000 Livres kosteten. Das ist also soviel, als etwa tausend gutgestellte Arbeiterfamilien damals in einem ganzen Jahre zur Bestreitung ihres gesamten Lebensunterhaltes ausgeben durften!



191. Englische Modekarikatur. 1786

Ähnliche Zahlen haben wir über die Ausgaben für Modeluxus in England. H. Weiß teilt in seiner Kostümkunde über den Herzog von Buckingham, einen Günstling des perversen Jakob I., folgendes mit:

Abgesehen davon, daß er zu seiner Kleidung stets die kostbarsten Zeuge, wie Sammet, Atlas, Gold- und Silberstoff wählte, ließ er sie nicht



192. Joh. Gradmann: Berliner Hofrobe. Um 1785

allein mit den teuersten Litzen, Buntstickereien und dergl. aufs Reichste schmücken, sondern auch mit Perlen, Edelsteinen und besonders diamantenen Knöpfen in kunstvoller Goldarbeit besetzen. Und derartige vollständige Anzüge besaß er um 1625 nicht weniger als siebenundzwanzig, von denen jeder gegen 35000 Francs kostete, während er für den Festanzug allein, in welchem er auf der Hochzeit Karls I. erschien, 500000 Francs verausgabte.

Nach den „Britischen Annalen" von Archenholz kostete eine gewöhnliche Schlafhaube der Herzogin von Devonshire zehn Guineen; die verwitwete Herzogin von Rutland zahlte für eine Garnitur ihrer Nachttoilette hundert Guineen. Durchschnittlich gaben die englischen Damen der Gesellschaft jährlich fünf bis sechshundert Guineen für ihre Toilette aus. Das sind nach heutigem Geldwert zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Mark. Bei einem Vergleich, den ein Oberst mit seinen Gläubigern eingehen mußte, wurde die Rechnung eines Hutmachers präsentiert, der in siebzehn Monaten für hundertneun Pfund Sterling Hüte geliefert hatte; und so weiter. Die Schauspielerin Mrs. Abington wurde wegen ihres guten und raffinierten Geschmacks mit Vorliebe von den vornehmen londoner Damen als Ratgeberin in Modefragen herangezogen und verdiente aus dieser Tätigkeit jährlich 1500—1600 Pfund Sterling. Solche Summen auszugeben, war in Deutschland nur der Hofgesellschaft möglich, weil wir nirgends eine ähnlichreiche Bourgeoisie hatten wie in Frankreich und England. Der Luxus, der an den deutschen Höfen getrieben wurde, war dagegen durchaus gleichartig dem, was wir über Frankreich und England wissen. —

Bei den niedern Ständen herrschte in dieser Zeit naturgemäß ebenfalls ein großer Hang zum Luxus, weil man eben darin das erste Kennzeichen des Besitzes, sah, und eine günstige soziale Position wollten doch die meisten Menschen zu allen Zeiten vortäuschen. Die häufigsten Klagen, denen man bei den Frauen begegnet, drehen sich daher darum, daß ihnen die Einkünfte ihres Mannes nicht gestatten, es andern Frauen im Luxus gleichzutun. Das ist zugleich auch der größte Vorwurf, den eine Frau glaubt, gegen ihren Mann erheben zu können. Das Meiste über den im Bürgertum verbreiteten Hang nach Luxus erfahren wir auch in diesem Falle durch die zeitgenössischen Moralprediger. In der 1707 erschienenen Schrift „Wunderwürdiges, ganz neuentdecktes Narrennest" heißt es:

!! !! !! schau das Schreiber- und Juristentöchterlein, wie die Närrin aufziehet? Niederländische Spitzen, Frantzösische Bänder, Ausländische Kleider; Mensch! Mensch!

In seinem „Judas, der Erzschelm“ schreibt Abraham a Santa Clara:

„Die Zahl deiner Klayder, ein Haußklayd, ein Raißklayd ein Sommerklayd, ein Winterklayd, ein Frühlingsklayd, ein Herbstklayd, ein Kirchenklayd, ein Rathklayd, ein Hochzeitklayd, ein Galaklayd, ein Feiertagsklayd, ein Werchtagsklayd, ein Oberklayd, ein Unterklayd, ein Wetterklayd, ein Strapazirklayd, ein Spanierklayd; Holla! auch ein Narrenklayd für die Faßtnacht.“

Daß selbst die „Bauernmenscher“ im Luxus nicht zurückbleiben wollten, ist das Ungeheuerlichste in den Augen eines Santa Clara. In „Etwas für alle“ zetert er daher:

Jetzt kommt kaum ein Bauerntochter aus dem nechsten Dorff in die Stadt zum Dienst, gleich will das Mist-Trampel nach der Mode gekleidet seyn; ein Sohlen ohne den Schuh ist ihr zuwider, muß also auch Absätz haben; der Rock oder schwartz-leinene Schurtz ist auch zu kurtz, sie muß einen haben von gefärbten Zeug, der biß an die Knoden gehet, damit gleichwohl die spitzigen Schülein und rothgefärbte Strümpff gesehen werden. Das Jupple oder Bauernbrüstle schickt sich auch nicht mehr: es muß ein allmodisches Wammes seyn mit langen Schossen und auf die Mode gerichten Armlein; das kleine runde Dorff-Kräglein wird zerschnitten: man macht daraus Hand-Dätzlen an die Händ-Aermblen; die Schmeer-Kappen gehört für die Dorff-Lappen, dafür trachtet sie nach einer schönen Mode-Hauben oder mit Spitzen wohl gekräuselten Fisur. In Summa alles muß neu seyn, alles geänderet, und verstellt sich nach wenig Wochen eine solche Bauern-Greth dergestalten, daß, wann man alle Rechen, alle Gabel, alle Schauffeln, alle Besen, alle Melk-Kübel, mit denen sie kurtz zuvor zu Haus gearbeitet, jetzt fragen und zur Rede stellen sollte, würden sie ihre nach der Mode aufgebutzte Landsmännin nicht mehr kennen.

Mannigfache Bestätigungen des allgemeinen Kleiderluxus finden wir auch noch in den Kleiderordnungen, die immer noch und immer wieder von neuem von den städtischen Obrigkeiten erlassen wurden. In einer leipziger Kleiderordnung vom Jahre 1640 heißt es:

Bei Weibspersonen und Handels- und Handwerksleuten ist alles Dichten und Trachten dahin gerichtet, fast monatlich eine neue, schändliche und theure Kleiderhoffarth an Hauptschmuck Leibchen, Wämbschen, Ermeln zu erdenken, dermaßen, daß sich auch Weibspersonen funden, welche gleichsam eine Handthierung daraus machen, neue Arten und Modellen von Kleidern und Schuhen aussinnen, solche unter die Leute bringen, auch junge Weiber und Jungfrauen an sich ziehen, dieselben hiezu informieren, die ärgerliche Mode ausbreiten.

Den gleichen Klagen und Mitteln gegen den Luxus begegnet man auch in den andern Ländern; so schreibt ein englischer Autor:

Die Weiber und Töchter von Tanz- und Musikmeistern, von Schuhmachern, Schneidern und anderen Handwerkern unterscheiden sich in unseren Tagen in der Kleidung oft wenig oder garnicht von Damen vom ersten Range, indem sie nicht nur die Pracht, sondern auch alle modischen Torheiten der Großen nachahmen.



Watteau del. Basquey sculp.

Aussi brillante que Vénus la belle Dorine s'occupe de ce qu'elle a lu dans un billet dicté par l'amour le plus vif. Grobo, est à la Marlborough, et son chapeau à la Charlotte.

193. Watteau fils. Pariser Modekupfer. 1784





194 und 195. Pariser Modekupfer aus der Modezeitschrift „Le Courier des Modes". 1778–82

Wir begnügen uns an diesem einen Beispiel; es wäre ein Leichtes auch hier mit einer ganzen Kollektion aufzuwarten.

Es bedarf keines besondern Beweises, daß der Kampf gegen den Kleiderluxus ebenfalls in erster Linie im Dienste der Interessen der Klassenscheidung geführt wurde. Das erhellt schon zur Genüge der Wortlaut der hier mitgeteilten Angriffe, die, wie man sieht, sich durchwegs an die Adresse des mittleren und kleinen Bürgertums wenden. Wenn allgemeine Verbote gegen den Gebrauch bestimmter Stoffe, Spitzen, Zieraten oder Schmuckgegenstände erlassen wurden, so geschah dies natürlich genau wie in der Renaissance, außerdem im Interesse der heimischen Industrie, die dadurch vor der Konkurrenz des Auslands geschützt werden sollte. —

Die Tatsache des in einer Zeit herrschenden Kleiderluxus ist nicht bloß eine ökonomische Frage, sondern sein Umfang und seine spezifische Eigenart sind auch von größtem Einfluß auf die allgemeinen sittlichen Zustände. Dort, wo der Luxus allgemeines gesellschaftliches Gebot ist und die Unmöglichkeit, es darin andern gleichzutun, mit gesellschaftlicher Ächtung bestraft wird, dort haben weibliche Keuschheit und Treue stets den niedrigsten Kurs, die Lasterhaftigkeit aber den höchsten. In diesen Zeiten und Klassen wird zur Massenerscheinung, daß der Mann der gefällige Freund einer alternden Kokotte wird, die ihn aushält, die Frau, die ebenso gefällige Freundin zahlungsfähiger und zahlungslustiger Liebhaber. Jean Hervez zitiert in seinem Werke „Les femmes et la Galanterie du XVII siècle":

Madame de la Rocheguyon hielt den Benserde aus: er hatte ein Haus für das Jahr, einen Wagen mit drei Kronen, drei Laquaien, silbernes Tafelgeschirr und war nicht schlecht möbliert. Nichtsdestoweniger war er verdrießlich, daß seine Lebensweise das erfordere. Ich glaube es langweilte ihn, die Alte zu lieben.

Und an anderer Stelle:

Die großen Damen verkaufen sich in dieser Zeit ganz oft. Ein reicher Parteigänger, Paget, schreibt an Frau von Alonne, die er für eine Nacht zu besitzen wünscht, daß er gewöhnlich die Gunst seiner Maitressen nach dem Tarif von 100 Pistolen bezahle, daß er aber für sie bis 200 gehen würde. Und die Gräfin antwortet, daß sie nie etwas hübscheres erhalten hätte wie sein Billet.

Was von der Herrin gilt, gilt genau so von der Magd, und ebenso im achtzehnten wie im siebzehnten Jahrhundert. In den „Galanterien Wiens" heißt es:

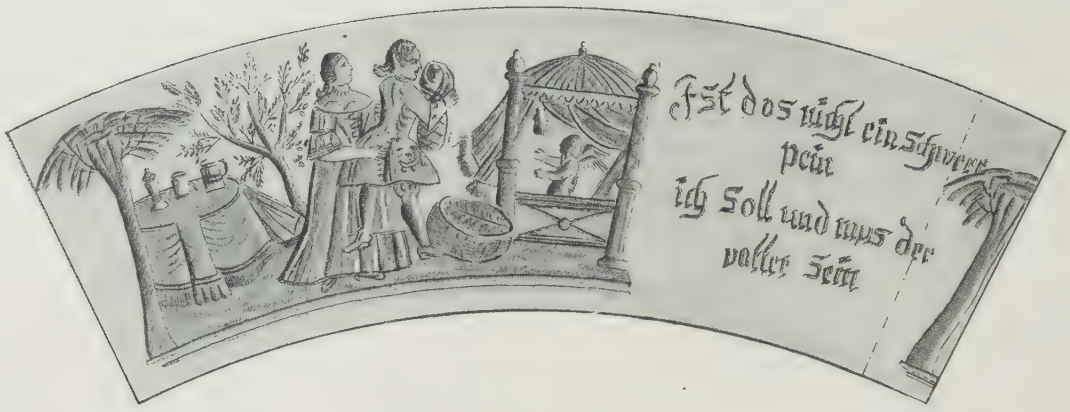
Von der Küchenmagd bis zur Dame, vom Thorsteher bis zum Präsidenten, liebt alles Pracht, und übertriebenen Aufwand, und das ist ein mächtiger Trieb der Galanteriefeder. — Denn du siehst leicht ein, daß eine Magd, die zwanzig Gulden jährlichen Lohn hat, und täglich in seidenen Schuhen und Kleidern einhergeht, die Aspasia ihres Herrns, bei dem sie in doppelten Diensten steht, oder die Hu . . eines andern sei.

Wir kommen auf diese Zusammenhänge weiter unten noch eingehender zu sprechen.

Der starke Hang zum Luxus in einer Zeit ist ebenso wichtig hinsichtlich einiger andrer Abstraktionen, die sich daraus für die Beurteilung der Gesamtanschauung dieser Zeit ergeben. Der ungeheure Kleiderluxus, der im Zeitalter des fürstlichen Absolutismus im allgemeinen getrieben wurde, ist in seiner Summe eine der bezeichnendsten Tatsachen dafür, wie sehr das ganze Leben auf die roheste Sinnlichkeit eingestellt war. Die ungeheuerliche Konzentration des Luxus auf die Frau aber erweist uns die ebenso wichtige Tatsache, daß sie in dieser Zeit selbst nur ein Luxusgegenstand war, den sich der Mann leisten konnte, — der kostbarste, den er darum in seiner äußeren Wirkung zum raffiniertesten Prunkstück der Erscheinungswelt gestaltete.



196. J. M. Will. Augsburger Modebild. Um 1780



197. Trinkglasverzierung. 17. Jahrhundert

IV

Das Lieben

Die Liebe war seit dem Erwachen der individuellen Geschlechtsliebe innerhalb der europäischen Kulturmenschheit im Laufe der Jahrhunderte zweifellos in hohem Grade vergeistigt worden. Aber wenn sie schon im siebzehnten Jahrhundert nur noch den primitivsten Volksschichten ein bloß brutales Erfüllen der Naturgesetze war, so hat sie beim Adel und beim städtischen Bürgertum trotzdem nur in einzelnen Fällen das wichtigste Ideal der Monogamie erklommen und Mann und Frau zu einem Paar zusammengeschweißt, bei dem, durch die Voraussetzung der gegenseitigen Liebe, jedes einzelne in der Ehe seine menschliche Vollendung erlebte. Die Vergeistigung der Liebe hatte sich nur in der Richtung des Verstandes vollzogen, sie hatte das Herz völlig unberührt gelassen. Und das ist auch ein ganz logisches Resultat.

Das Leben ist für die herrschenden Klassen, deren Interessen bekanntlich in erster Linie den verschiedenen Zeiten das spezifische Gepräge geben, niemals ein Problem des Kampfes oder ein Eroberungsfeldzug in die Gebiete höher gelegener menschlicher Entwicklungen, sondern immer nur ein mehr oder minder bequemes Exploitierungsprogramm zu den von ihnen vorgefundenen Kulturgütern. Darin setzen sie ihre Herrschervorrechte jedenfalls vorwiegend um. Da nun, wie wir ebenfalls wissen, die Verfügungsrechte der herrschenden Klassen über die vorhandenen Kulturgüter niemals so unbeschränkter Art waren als wie im Zeitalter des Absolutismus, so ergab sich daraus für diese Klassen damals eine ebenso ver-

gnügliche wie bequeme Lebensphilosophie. Sie lautete: Weil das Leben nur eine kurze Reise ist, so muß man sie möglichst lustig und vergnügt zurücklegen. Um dies aber zu erreichen, müssen alle Komplikationen des Lebens, die zur Störung des Vergnügens führen könnten, in einer Weise ignoriert werden, als existierten sie überhaupt nicht. Aus diesem Daseinsprogramm resultierte in der Philosophie der Liebe jene spezifische Anschauung, die wir in ihrem Wesen und ihren Sonderheiten schon an verschiedenen Stellen geschildert haben, und die man in ihrer Erfüllung am deutlichsten als den Kultus der Technik der Liebe bezeichnen kann. Die Formen des Liebesgenusses sind in dieser Zeit nicht bloß die Arabesken, die sich verschönernd und veredelnd um das köstliche Wunder der Liebe schlingen, sondern sie sind das Wunder selbst, sein einziger Zweck und sein ganzer Inhalt. Das Gesetz dieses Kultus der Technik in der Liebe umfaßte deshalb nur einen einzigen Paragraphen: Fais le bien. Diese Forderung hätte als das geeignetste Motto der Zeit damals von allen Betthimmeln herableuchten können —, und es leuchtete mitunter sogar herab: Eine Mlle Baligny-Fontaine, die Maitresse eines Präsidenten, hat es an den ihren geschrieben. Fais le bien! — Man sieht, der Zynismus liefert wirklich mitunter die tiefsten Offenbarungen.

Die Liebe ist nur die Gelegenheit zum geschätztesten Vergnügen. Und man verbrämte dies garnicht, sondern ver-



Le fardeau des Peres

Fille n'est point mariée sans argent
Quoy qu'un papa ce soit vn coup de crize
Pour en trouuer faut qu'il soit diligent
Quand il deuroit engager sa chemise
Car quoy qu'il coute il gagne encore assez
Sur tout quand sa fille est coquette
D'un lourd fardeau il est débarassez
Sur le galand qu'en fait Emplette

198. Symbolischer französischer Kupferstich auf die Last der Töchter für die Väter



199. Satirischer Kupferstich auf die wählerische Frau

kündete es offen. Buffon, der in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lebte, schreibt: „In der Liebe ist nur das Physische gut." Und Chamfort witzelt ein halbes Jahrhundert später: „Die Liebe ist nur eine Berührung zweier Epidermen." Das ist in den dürrsten Worten außerdem nichts andres als die Proklamierung der Leidenschaft des Augenblicks, die Leidenschaft ohne Konsequenzen. Bei dieser Leidenschaft des Augenblicks ist aber auch die physische Kraft und Glut, mit der sie sich manifestiert, wesentlich gegen früher herabgedämpft. Die tobenden Vulkane sind zu behaglich wärmenden Feuerchen geworden. Es fehlte der Drang, im andern völlig aufzugehen, also ist man gemäßigter; im Jargon der Zeit: man wurde „verständiger". Und zwar in allen Situationen. Abraham a Santa Clara charakterisiert diesen Unterschied gegen früher durch einen zwar etwas kräftigen, aber dafür um so klareren Vergleich. Er klagt in einer seiner Trauerreden: „Wenn es ehedem in dem Brautbette nach der ersten Hochzeitsnacht ausgesehen hat, als wenn sich ein paar Bären gerauft hätten, man nunmehr kaum die Spuren eines abgeschlachteten Huhns darin finden kann."

Wo die echte Leidenschaft herrscht, ist die Liebe ein Schenken für immer; jetzt ist sie nur ein Leihen. Ein Liebesverhältnis ist in dieser Zeit ein Leihvertrag, der keine dauernde Verpflichtung fordert und häufig in jedem Stadium gelöst werden kann. Und nachher ist es, als wäre nichts geschehen. Mann und Frau bleiben ihr ganzes Leben die unbeschränkten Besitzer ihrer selbst. Wenn die Frau geruht, die Huldigungen eines ihrer Hofmacher anzunehmen, so schenkt sie sich nicht, sondern leiht sich nur für einen Augenblick der Wollust oder verkauft sich für eine mondäne Situation. In den pariser Polizeiberichten des Ancien Regime, einer der wichtigsten Materialquellen für die Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, findet sich unter verschiedenen ähnlichen Notizen die folgende: „Die Gräfin von Marville sagte diesen Morgen zu einem Parlamentsrat, der sich über ihre Untreue beklagte: ‚Habe ich Ihnen denn irgendwelche Hoffnungen gemacht?' Er hatte nur



Der Damen freündliche lieben wie auch der lauten klang,
ist lieblich in den üben, wehrt aber nür nicht lang.



Ich glaüb ihr seyd in eürem Sinn, gar trefflich sehr verzückt.
Indem ihr gar nicht dencket dran wo dieß der Schüh mich drückt.



Schönste Schönheit dieser Erden, sie kan ja nicht schöner werden,
dan sie schon von Schönheit reich und fast einen Engel gleich.



Weisse zarte Jungfern-Häutlein wollen wohl bedecket seyn,
Zieren hüpsch die jungen Bräutlein, mir schadt nichts der Sonnenschein.



Wann die klügen Schäferinnen freündlich lassen Tügend spüren,
kan man deren Edle Sinnen, wol mit Lobes-Kräntzen zieren.



Es kan ja gar offtmal durch freündlich begriessen,
ein kleines und liebliches Zweiglein auffschiessen.



Ey lasst uns freündlich küssen, die Zeit mit Lieb versüssen,
und schnäbeln wie die Täuben, die Liebe wirds erlauben.



O Liebster Seelchen Herbergs-Freüde, lieben wollen wir uns beyde,
Sie nehmt den Kranch, zu einer gab, weil ich jetzt nichts bessers hab.



Zu finden in Nürnberg bey Johann Christoph Sartorius Kupfferstecher, wohnet hinter dem Prediger Closter gegen dem Oefenbad.

Galanter Nurnberger Kupferstich von Christof Sartorius. Um 1690

ein einziges Mal mit ihr geschlafen.“ Fürwahr, wie dumm, auf Grund von einer solchen Lappalie dauernde Rechte und Ansprüche für sich ableiten zu wollen! Dieser Parlamentsrat hatte das Grundgesetz des Genießens nicht begriffen, das darin gipfelt: du nouveau, toujours du nouveau! Wo man immer nach dem Neuen lechzt, gelten alle Dinge als ein Nichts. Diese Anschauung umspannt darum den ganzen Komplex des Lebens. Eine Italienerin, die sich vorübergehend in Paris aufhielt, schrieb an eine Freundin: „Alles ist hier ein Nichts, und alles dreht sich um ein Nichts, man beschäftigt sich mit einem Nichts, man regt sich um ein Nichts auf, man versöhnt sich um ein Nichts, man macht große Ausgaben, obgleich man oft nichts hat, man heiratet eine Frau wegen nichts. Die Schöngeisterei reduziert ihre Seele und ihre Religion auf ein Nichts, und seitdem ich mich französisiert habe, unterhalte ich Sie über nichts.“ An dieser Charakteristik ist nur das Eine unrichtig, daß sie die Ansicht vertritt, als ob man es darin bloß mit einer spezifisch französischen Erscheinung zu tun habe. Wir könnten ähnliche Urteile über Berlin, London und Wien anführen. In Paris, dem Mittelpunkt der absolutistischen Welt, trat diese Entwicklung nur am Auffälligsten zutage.



200. Deutscher satirischer Kupferstich auf die Häufigkeit des vorehelichen Geschlechtsverkehrs. Um 1700

Diese allgemeine Oberflächlichkeit im Fühlen ist es, die in ihrer steigenden Entwicklung mit innerer Konsequenz schließlich zu der bewußten Ausschaltung der obersten Logik der Tatsachen in der Liebe führte, dem Kinderbekommen. Der Mann will bei der Umarmung nicht mehr zeugen, und die Frau will nicht mehr empfangen, beide wollen nur noch genießen. Der höhere Zweck und die höhere Weihe des Geschlechtslebens, das Kind, wurde damit geradezu zum peinlichen Unglücksfall gestempelt (S. 193). Die Kinderlosigkeit, die noch im ganzen siebzehnten Jahrhundert als Strafe des Himmels angesehen wurde, wird jetzt von vielen als hohe Gnade gepriesen. Jedenfalls galt es im achtzehnten Jahrhundert als verächtlich, viele Kinder zu haben. Diese Moral herrschte nicht nur in den

obersten Schichten der Gesellschaft, sondern umfaßte auch einen großen Teil des mittleren Bürgertums in allen Ländern. Bei diesem kam jedoch viel mehr eine andere Ursache in Betracht: Mehrere Kinder zu haben, wurde in diesen Zeiten der wirtschaftlichen Stagnation für immer mehr Familien ein unerschwinglicher Luxus.

Diese systematische Ausschaltung der Naturgesetze in der Liebe mußte sich in derselben Progression rächen, wie sich jeder prinzipielle Verstoß gegen die Natur rächt. Und es rächte sich auch. Eine allgemeine physische Dekadenz wurde die Signatur dieser ganzen Zeit, und das Ancien Regime zugleich zum klassischen Dekadenzzeitalter der europäischen Kulturgeschichte seit dem Ausgang des Mittelalters.

Eine allgemeine Dekadenz im Geschlechtlichen charakterisiert sich stets durch einen starken Hang zum Raffinement beim Geschlechtsgenuß. Dieser Hang äußert sich in zwei typischen Erscheinungsformen: in der skrupellosen, oft bis ins Widernatürliche gehenden Ausschweifung, die nach immer neuen Techniken beim physischen Genuß hascht, und in der Resignation im Sexuellen, die unter dem Namen der sentimentalen Liebe bekannt ist. Es sind dies die Stimulantien der entsprechenden Individuen, der Starken und der Schwachen, die diese bedürfen, um zu den unentbehrlichen Sensationen beim Sinnengenuß zu gelangen, zu denen zu führen, die natürlichen Reizungen nicht mehr ausreichen. In der Literatur sind dafür die bekanntesten Typen Valmont, der verbrecherische Wüstling, und Werther, der resignierende Schwächling. Wenn es zu einem ganzen Zeitalter der Dekadenz kommt, dann werden die Valmont und die Werther zu Massenerscheinungen, sie hören auf, Einzelfiguren zu sein, und ihre Lebensphilosophien erheben sich zu den spezifischen Klassenmoralien der Zeit, das heißt, zu denen der herrschenden Klassen einerseits und zu denen der Beherrschten andrerseits.



201. Satirischer Kupferstich auf den eifersüchtigen Ehemann. Um 1700

So gegensätzlich diese beiden Erscheinungsformen der Dekadenz auf den ersten Blick sind, so einheitlich sind sie doch



202. Der lüsterne Alte. Kupferstich von W. von Mieris. 1708

in ihrem ganzen Wesen. Es sind zwar feindliche Geschwister; aber es sind doch Geschwister, und daran ändert nichts, ob sie als Massenerscheinung oder nur als individuelle Erscheinungen auftreten. Beide entspringen der Libertinage des Geistes, denn beide sind viel mehr eine Sache des Verstandes als des Herzens; es ist eine rein geistige Steigerung des Genußquantums, zu der beide hinstreben. Bei beiden ist die Philosophie und die Reflexion an die Stelle der Tat gesetzt, und zwar an

28*

die erste Stelle. Wenn bei der Ausschweifung, zu der die starken Individuen und die herrschenden Klassen den Geschlechtsgenuß steigern, der eigentliche Geschlechtsakt aufhört, die Hauptsache zu sein, und dies vielmehr die raffinierten hors d'œuvres sind (S. 108), so gipfelt in der sentimentalen Liebe der impotenten Naturen und der unterdrückten Klassen das Wesentliche der erotischen Beziehungen nicht mehr im Schlafzimmer, sondern etwa in einem gefühlvollen Briefwechsel, in dem der Geschlechtsakt nur als anregendes Motiv Verwendung findet. Es ist die Steigerung der Aktivität und Passivität nach ihren Polen . . .

Als im Ancien Regime die allgemeine Dekadenz auf ihrem tiefsten Tiefstand anlangte, wurde die Sentimentalität zum Haupt- und Grundton der ganzen Zeit und entwickelte sich zu der allgemeinen Weltanschauung, die nicht bloß die sinnlichen Beziehungen der beiden Geschlechter zueinander charakterisierte, sondern sich über den gesamten geistigen und seelischen Komplex des Lebens ausdehnte. Es war der Reflex, zu dem es kommen mußte, als der niedergehende Absolutismus im Strudel seiner skrupellosesten Orgien alle menschlichen Tugenden zu verschlingen drohte. Diese historische Situation konnte nur eine Philosophie der Verzweiflung und der Resignation entstehen lassen, und das ist die Sentimentalität, denn die Verhältnisse vermochten erst viel später die glaubensstarke Hoffnung zu entwickeln, die allein die Gefühlsbetätigung, und damit auch das sinnliche Empfinden der Massen, in gesunde Bahnen zu lenken und darin zu erhalten vermag. Die Sentimentalität als Weltanschauung ist darum auch nicht die Ideologie der bloß machtlosen Individuen und Klassen, sondern vielmehr jener, die sich auch hilflos fühlen und an einen ernstlichen Widerstand gegenüber den Dingen gar nicht denken. Die Betätigung dieser Weltanschauung besteht in einem larmoyanten Hader mit den Dingen und erschöpft sich in schwächlichen und gefühlsduseligen Reflexionen.



Das Gefühl

203. Galantes symbolisches Schabkunstblatt. Um 1690

Wenn es sich aus den Entwicklungsbedingungen der Sentimentalität ganz einfach erklärt, daß diese in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein Hauptbestandteil des allgemeinen Denkens und Fühlens in allen Ländern sein mußte, so ist es

außerdem ebenso naheliegend, daß wiederum in Deutschland die Sentimentalität als allgemeine Lebensphilosophie am markantesten in Erscheinung treten und auch am längsten vorherrschen mußte. In Deutschland fühlten sich die bürgerlichen Massen, mehr und länger als irgend sonst wo in der Welt, hilflos den Dingen gegenüber, das ist, der Tatsache ihrer völligen geistigen und politischen Unterdrückung. Hier kulminierte die Zahl jener schwächlichen Individuen, die resignierten, noch bevor sich der Wille zur Tat bei ihnen formte, geschweige, daß es erst dazu kam. Schwäche und Resignation sind geradezu die einzigen sicher erkennbaren Charaktermerkmale des damaligen deutschen Bürgertums als Klasse. In Deutschland hat die Sentimentalität darum auch auf allen seelischen Gebieten, und vornehmlich in der Liebe, die bezeichnendsten Formen gefunden und zeitweise zu förmlichen Epidemien geführt. Nur in Deutschland ist eine Wertherepidemie mit ihren grotesken Formen entstanden, die selbst damals schon, wo doch alle Welt im selben Geiste wandelte, in allen andern Ländern Staunen und Kopfschütteln erregte. Alles dies tritt um so krasser in Erscheinung, als dieser Zustand noch ungemindert fortdauerte, nachdem sich in Ländern wie England und Frankreich das Bürgertum längst zu revolutionären Taten aufgerafft und aus dem politischen Ideal der bürgerlichen Freiheit eine reale Tatsache gemacht hatte. Die larmoyante Sentimentalitätsperiode Deutschlands, wo man in der Liebe mehr Tinte als Sperma verspritzte — denn bevor man überhaupt zu einer realen Umarmung kam, hatte man immer vorher mindestens einen Druckbogen darüber verschrieben —, ging noch nicht einmal mit dem achtzehnten Jahrhundert zu Ende. Aus diesem Grunde ist der Werther auch nicht nur die genialste Analyse des Wesens der deutschen Sentimentalität als Philosophie der Liebe, sondern er ist im letzten Grunde die geniale künstlerische Formel für die gesamte politische und soziale Impotenz des deutschen Bürgertums gegenüber den Mächten des Feudalismus; eine Formel, die begriffen und geprägt worden ist von einem Seher . . .



Das Austernfrühstück

204. Galantes symbolisches Gemälde von Franz van Mieris

Diese kurzen Bemerkungen über das Wesen der Sentimentalität als Philosophie der Liebe und als Weltanschauung erschöpfen natürlich nicht im Entfern-



205. Wilhelm von Mieris: Die Versuchung. Original staatl. Gemäldegalerie, Wien

testen den Umfang und den Inhalt dieser Frage, sondern sie suchen diese nur in ihren gröbsten Umrissen und in ihren allgemeinen Zusammenhängen zu entschleiern. Gleichwohl begnügen wir uns an dieser Stelle mit dieser kurzen Skizzierung. Und zwar deshalb, weil der Umstand, daß es sich in dieser Frage um den eigentlichen Kerngedanken unsrer Arbeit handelt, uns dazu zwingt, gerade diese Frage immer wieder von neuem aufzugreifen.

* * *

Sexuelle Pädagogik. Die Liebe des achtzehnten Jahrhunderts ist ein Handwerk: Fais le bien! Darum muß sie von jedem zuvor gelernt sein; um so

mehr, als Mann und Frau danach streben, auf diesem Gebiete nicht bloß Stümper zu bleiben, sondern es zur vollendeten Meisterschaft zu bringen. Zum ersten Male spielte deshalb eine Art sexueller Pädagogik eine hervorragende Rolle in den Ideen einer Zeit. Jedermann erzieht sich „zur Liebe", und alle Welt erzieht andere „zur Liebe".

Von den hundert Handgriffen und Spezialitäten, die es bei dem Handwerk des „Fais le bien" zu erlernen gibt, sind das einander Verführen und einander Betrügen nur die groben Allgemeinbegriffe, die sich im Einzelnen in ebensoviel verschiedne Methoden der gegenseitigen Verführung, der genußreichsten Form der Hingabe, der besten Formen des Bruches, der Kunst, sich einen Liebhaber oder eine Maitresse zu nehmen, diese wieder los zu werden, usw., scheiden. Weil man nun immer nur dann ein Meister in seinem Fache wird, wenn man ständig darin tätig ist, so beschäftigte sich jung und alt, und die längste Zeit, mit allen diesen Fragen. Die Kunst der Verführung der Frauen ist die beliebteste Unterhaltung der Männer; sich mit Geschick und Grazie zum immer wieder reich belohnten Opfer der Verführung zu machen, ist anderthalb Jahrhunderte lang das akuteste Problem des weiblichen Scharfsinns. In dem Roman „Gefährliche Liebschaften" sagt der Held: „Sprechen wir von etwas anderem. Von was anderem? Als wäre es nicht immer dasselbe. Von den Frauen, die man besitzen, oder die man verderben will, und oft beides in einem." Galante Lehren und Ratschläge kommen ständig aus der Feder der Philosophen und der Schriftsteller, aber ebenso oft und auch ebenso kühne aus dem Munde der natürlichen Erzieher, der Eltern, Verwandten, Freunde und Vormünder. Eine Frau von Morin sagt zu ihrem jugendlichen Sohne: „Ich habe dir nur einen Rat zu erteilen: Verliebe dich in alle Frauen." Ein englischer Lord schreibt seinem Sohne bei dessen Eintritt in die Welt den Rat: „Studiere bei Tag die Männer und bei Nacht die Frauen —, aber nur die besten Exemplare; das sei deine Lektüre!" An den fürsorglichen Rat der Eltern knüpfen Verwandte und Freunde die hilfreiche Tat. Den vom Knaben zum Jüngling sich entwickelnden Menschen macht eine verständige mütterliche Freundin lecker auf die verschiedenen Gerichte, die die Liebe bietet. Das geschieht, indem sie ihn scheinbar als Kind behandelt, von diesem Kind aber Dinge verlangt, die seine Sinne über kurz oder lang unbedingt entzünden müssen. Was für einen reifen Mann die höchste Gunst ist, wird ihm harm-



Der verliebte Holländer

206. Englisches Schabkunstblatt nach Ostade. 18. Jahrhunder

los am ersten Tag zugestanden, als wäre es ein Nichts. Man entkleidet sich vor ihm, empfängt ihn im Bett und läßt sich von ihm bei den intimsten Dingen bedienen. Und stets bekommt er dabei „etwas" zu sehen, hie und da sogar sehr viel. Über die Erziehung des kleinen Retif zur Liebe durch Madame Paragon heißt es bei Eugen Dühren in dessen Buche über Retif de la Bretonne:

Während er las, ruhten die Augen von Madame Paragon auf ihm, ihr Arm stützte sich auf die Lehne seines Stuhles, berührte oft leicht seine Schulter. Bisweilen lehnte sie sich wie träumend, mit geschlossenen Augen, zurück, die Beine übereinandergeschlagen, so daß ihr Fuß, dieser göttliche kleine Fuß, sichtbar wurde. Welche Augenblicke, wie gefährlich war diese süße Atmosphäre heimlicher Vertraulichkeit, diese leise seelische und körperliche Berührung! Oft auch bekam Nikolaus noch Intimeres zu sehen, wenn nämlich Tienette ihre Herrin entkleidete. Er durfte sogar dabei helfen und hatte vollauf Gelegenheit, alle ihre Reize mit einem „Anschein von Unschuld und Naivität" zu verschlingen, während seine Sinne tobten.

Das sind die üblichen Anfangsgründe der sexuellen Pädagogik. Endlich, wenn man des Erfolgs ganz sicher ist, entdeckt man, wie zufällig, die revoltierende Wirkung, die man bei dem jungen Freund provoziert hat: „O Gott, Sie sind ja ein Mann, ich hielt Sie für ein Kind!" Beide sind zuerst ganz konsterniert, aber das hindert die mütterliche Freundin nicht, ihr Werk zu Ende zu führen: seine Mannheit kommt zu den ersten Erfolgen, — er soll doch nicht dem Laster in die Arme fallen. Haben den jungen „Mann" die ersten Siege allmählich kühner gemacht, dann folgen die zärtlichen Ratschläge, wie man bei jeder Frau rasch und sicher zum Ziele kommt, wie man deren Begehrlichkeit weckt und vor allem deren Vergnügen steigert. Kluge, fürsorgliche Mütter — als solche wurden sie von der Zeit gepriesen —, denen daran liegt, daß ihr Sohn einmal eine geachtete Stellung in der Gesellschaft einzunehmen imstande ist, wählen ausserdem ihre Zofen und Kammerfrauen nach dem Geschmack des Sohnes und verstehen es durch geschickt arrangierte Situationen dahin zu bringen, „daß beiden Teilen die



207. Die Jagd der heiratslustigen Frauen auf den Witwer. 1700


LE MARCHAND DE COLIFICHETS



Le Nain pinx.t

Dep.t de la Bib.

Gravé par fr.ois Aubert Membre de la Ligue d'Honneur

A Paris chez Jean, *Rue S.t Jean de Beauvais, N.o 10.*

Symbolisch-satirischer Kupferstich auf die betrogenen Ehemänner

Nach einem Gemälde von Le Nain. 18. Jahrhundert

seitige Verführung die natürlichste Sache von der Welt" wird. „Dadurch benahmen sie ihn der so hinderlichen Scheu im Verkehr mit Frauen, erweckten seinen Geschmack an den Vergnügungen der Liebe und verhinderten es gleichzeitig, daß er den für die Jugend so bedenklichen Gefahren im Umgang mit Dirnen erlag." Dem im Verkehr mit Frauen zaghaften Liebhaber kommt man mit der entsprechenden Aufklärung zu Hilfe. Die Marquise von Merteuil schreibt dem Freunde eines jungen Mannes der sich nicht getraut, bei seiner Geliebten die entscheidenden Schritte zu unternehmen:

„Bringen Sie doch diesem Schläfer bei, etwas weniger platonisch zu sein, und lehren Sie ihn, da man ihm doch alles sagen muß, daß die wahre Art, Bedenken zu besiegen, darin besteht, diejenigen, die welche haben, dahin zu bringen, daß sie nichts mehr verlieren können".



Lepaule gratee

Combien de gens au Royaume des gaules Et leurs corps dans une prison
Pour être trop laisé grater lepaule Pour être trop laisé grater lepaule
Ont veu perir les biens de leur maison Lhomme jamais neut de raison

208. Symbolisch-satirischer Kupferstich auf die verschwenderische Frau und den nachgiebigen Mann

Die Memoirenliteratur registriert eine ganze Anzahl historischer Beispiele für alles dies. Wir zitieren ein einziges. Als der Herzog von Chartres mannbar geworden, „war seines Vaters erste Sorge, ihm eine Geliebte zu wählen. Dem damals erst fünfzehnjährigen Fräulein Duthé vertraute dieser wachsame Vater das Glück seines Sohnes an. Der Herzog von Orleans rühmte sich dieser Handlungsweise als einer großen und zärtlichen Vorsicht."

Bei den Mädchen bewegte sich die sexuelle Pädagogik natürlich in andern Bahnen, um freilich demselben Endziel zuzustreben. Am intensivsten wird die sexuelle Pädagogik bei den Töchtern des kleinen und mittleren Bürgertums betrieben. Weil es in diesen Kreisen der höchste Ehrgeiz einer Mutter ist, daß die Tochter „Karriere" macht, so lautete die stereotype Redensart im Munde von Tausenden von Müttern, wenn sie über ihre Töchter sprachen: „Meine Tochter ist zu gut für einen Handwerker, sie muß einmal etwas besseres heiraten." Der Tochter selbst wird das Gleiche gesagt: daß sie ein begehrenswerter Bissen für einen Feinschmecker sei, und vor allem, daß ihre Reize viel zu vornehm seien,

um die Sinne des Nachbarn Franz zu vergnügen und hinter einer Boutike zu verkümmern. Und deshalb lautet auch die ewige Mahnung „sie solle sich nicht wegwerfen, sondern solle die Nase höher tragen". In den „Briefen über die Galanterien von Berlin" (1782) heißt es:

Eine Mutter, die eine schöne Tochter hat, ist gewohnt, sie öfters beim Schlafengehen auszukleiden, bewundert ihre herrliche Gestalt und ruft dann voll Entzücken über die kleine mediceische Venus aus: „Ach mein liebes Minnchen, du mußt einmal einen Geheimen Rat oder einen Edelmann heiraten!"

Die eigentliche praktische Erziehung zur Liebe beginnt für die Frau freilich meistens erst in der Ehe; hier erst beginnt die wirkliche hohe Schule für sie. Und alles wird ihr systematisch beigebracht, alle Möglichkeiten des Genusses, und außerdem die Geschicklichkeit, sich jede Situation nach Belieben selbst schaffen zu können. Diese Erziehung beginnt schon am ersten Tag nach der Ehe und setzt bei jeder Gelegenheit ein. Die junge Frau bekommt von allen ihren Freundinnen unfehlbare Ratschläge, wie sie sich „der Brutalität ihres Gatten" auf geschickte Art entziehen kann. An dem Tag, wo eine junge Frau von einer vertrauten Freundin zum ersten Mal gelangweilt angetroffen wird, bekommt sie alsbald die Aufklärung: „Nur ein Liebhaber läßt uns das wahre Vergnügen der Liebe kennen lernen. Der Gatte behandelt uns als Frau und als die Mutter seiner Kinder, der Liebhaber will dagegen unser Vergnügen, und darum bietet er nur das, was Vergnügen macht." Übrigens sind auch viele Gatten in dieser Zeit so klug, der Gattin die Delikatessen des Raffinements zu bieten. Und diese Ehen galten dann meistens als die sogenannten glücklichen Ehen. Auf diese Weise entwickelt sich die Frau schrittweise aber sicher zu der bewunderungswürdigen Meisterin in der Kunst der Liebe, die dem Geliebten, sei er Gatte oder Liebhaber, schließlich ein ganzes Serail zu ersetzen vermag. Die Marquise von Merteuil berichtet an den Vertrauten ihrer Alkovenabenteuer:

„Sechs Stunden hatten wir vor uns; ich hatte mir vorgenommen, daß diese Zeit ihm immer gleich entzückend bleiben sollte, und mäßigte daher seine Stürme mit liebenswürdiger Koketterie. Niemals, glaube ich, habe ich so viel Sorge darauf verwandt, zu gefallen, und ich war wirklich sehr zufrieden mit mir. Nach dem Souper spielte ich abwechselnd das Kind und die vernünftige Frau, war bald vernünftig, bald empfindsam, manchmal sogar ausschweifend, es machte mir Spaß, ihn wie einen Sultan in seinem Harem zu nehmen, in dem ich die verschiedenen Favoritinnen spielte. Alles kam von einer und derselben Frau und mußte ihm doch scheinen, als käme jedes Vergnügen von einer neuen Geliebten."

Mit dem Geschick eines unübertrefflichen Regisseurs versteht es die Frau, alle Situationen in der ihr genehmen Weise zu arrangieren und herbeizuführen. Um einem lästig gewordenen Liebhaber, der den richtigen Zeitpunkt zum Abschwenken nicht zu finden versteht, die Liebe abzugewöhnen und ihn auf das Niveau zu bringen, daß er endlich selbst froh ist, aus den Banden ihrer Liebe entlassen zu werden, erreicht sie auf die Weise, daß sie ihn eine Zeitlang mit Zärtlichkeit förmlich überfüttert und durch ausschweifende Gewaltkuren seine Kräfte so rasch wie möglich erschöpft. Die Marquise Merteuil entwickelt in einem Brief an ihren Vertrauten, dieses Programm in folgenden Sätzen:

Histoire d'un Ieune Boulanger et dune Meusniere lequel a mieux aimé donner Cent Escus et prendre son enfant que de l'Espouser; et s'estant Marié a une fille qui estoit grosse a eu trois enfants le lendemain de ses Nopces.



Le Boulanger et la Meusniere,
Par amour ont fait un enfant,
Mais le Boulanger inconstant,
En voulût d'autre que la Meusniere.



Il luy donna pour récompence,
Cent Escus en bon argent,
En luy disant je prendré l'Enfant,
Et elle parte de m'a finance.



Il Espousa une autre Jeune fille,
Qui le contenta a ce qu'il crut mieux;
Se croyant de tout le monde le plus heureux;
Mais il en courut autre bruit par la Ville.



Le lendemain du Mariage,
Le Boulanger tout a fait surpris,
Sa femme acoucha de deux fils,
De quoy il crie peste et enrage.

209—212. Die Geschichte von einem Bäcker, der am Tage nach seiner Hochzeit Vater von drei Kindern wurde. Um 1700



213. Mitelli: Italienischer Kupferstich auf die Herrschaft der Frauen über die Männer. Um 1680

„Ich versuche es schon seit vierzehn Tagen, und habe abwechselnd Kälte, Launen, Gereiztheit und Streit angewandt; aber dieser zähe Mensch ist nicht los zu bekommen; man muß also ein gewaltsameres Mittel anwenden; dazu nehme ich ihn mit auf mein Landgut. Wir reisen übermorgen. Mit uns werden nur noch ein paar unbeteiligte, wenig scharfsichtige Leute sein, und wir werden dort ebensoviel Freiheit haben, als wären wir allein. Und da will ich ihn dermaßen mit Zärtlichkeiten und Liebe überhäufen, wir werden dort so sehr und nichts als füreinander leben, daß ich jede Wette halte; er wird mehr als ich das Ende dieser Reise herbeisehnen, von der er sich so viel Vergnügen verspricht; und wenn ich bei der Rückkehr ihn nicht mehr langweile als er mich, dann dürfen Sie sagen, ich verstehe nicht mehr als Sie."

Und diese Methode üben in der Wirklichkeit zahllose von Frauen.

Aber so verfährt man nur mit Liebhabern, die man los sein will, oder von denen man infolge besonderer Umstände von vornherein weiß, daß man sie nur ganz kurze Zeit haben wird. Andere Liebhaber, solche, die man sich zu erhalten wünscht, weil man mit ihnen in der Gesellschaft glänzt, schont man, wie man edle Pferde schont. Wenn das Temperament bei solchen Liebhabern durchzugehen droht, so befriedigt man sie mit Scheingefechten, „die dem Vergnügen nur weniges rauben, aber die Gesundheit nicht angreifen". Dem abgedankten Liebhaber, der an das Unabänderliche seines Schicksals nicht glauben will und nun von allerlei romantischen Grillen heimgesucht wird, versteht sie es, mit Güte und überzeugenden Gründen seine Leidenschaft auszureden. Als eine Dame sich genug an den Liebestalenten des jungen Herzogs von Lauzun erbaut und ihm darum einen Nachfolger gegeben hatte, erteilt sie dem nun Eifersüchtigen den folgenden mütterlichen Rat:

„Glaube mir, mein kleiner Cousin, man hat keinen Erfolg mehr damit, romantisch zu sein, das macht lächerlich et voilà tout. Du hast mir sehr gut gefallen, liebes Kind; es liegt nicht an mir, wenn Du es für eine große Leidenschaft gehalten hast und wenn Du Dich überredet hattest das daure ewig. Was kann Dir daran liegen, wenn das nicht mehr der Fall ist, mag ich nun einen anderen genommen haben, oder überhaupt ohne Liebhaber bleiben? Du hast viele Vorzüge, um den Frauen zu gefallen, nütze sie und gefalle ihnen und sei überzeugt, daß der Verlust der einen von einer anderen stets wieder gut gemacht werden kann; auf diese Weise ist man glücklich und liebenswürdig."

Alles dies erfordert naturgemäß auf der Seite des Mannes dieselbe Steigerung der Geschicklichkeit im Handwerk. Gegenüber der großen Masse der Frauen wird zu allen Zeiten als die erfolgreichste Methode der Verführung, die Spekulation

auf die Sinne, verknüpft mit einer eindrucksvollen Versicherung der völligen Gefahrlosigkeit, gepriesen. Und das gilt auch für das Zeitalter der Galanterie. Die galante Literatur dieser Zeit weist zahlreiche Produkte auf, die diese Form der Verführung zum Gegenstand haben. Aber wenn dies auch die am meisten angewandte Methode ist, so wird sie doch nur von den „gewöhnlichen Geistern" geübt, bei jedem halbwegs „überlegenen Geist" dagegen wird sie auf das Tiefste verachtet und auf den Erfolg eher verzichtet. Dieser will einzig vermittelst des Geistes siegen. Dadurch zu exzellieren und einzig auf diesem Wege zu Erfolgen zu kommen, ist der höchste Ehrgeiz des homme supérieur.

Die bekannte Novelle „Die glücklichen Zufälle am Kaminfeuer" von dem schlüpfrigen Crébillon ist vielleicht der klassischste Traktat über diese Methode, ausschließlich durch die geistreiche Überredung bei einer Frau zum Ziele zu kommen. Der Verführer hat sich zur Aufgabe gestellt, auf die Vorspiegelung von Liebe gänzlich zu verzichten, ja nicht einmal das Wort „Liebe" über die Lippen zu bringen, auch in den kritischen Momenten nicht, wo es der Frau als kleine Selbstentschuldigung für ihr Nachgeben dienen konnte, und dabei doch zu alle dem zu gelangen, was eigentlich nur die Liebe einem Mann bewilligen könnte. Dieses Verfahren ist natür-



30 Jahr ein Mann.
Das Dritte Sehen spricht viel von verliebten Possen.
Er ist in Sie und Sie in Ihn, gar sehr verschossen;
Der Schatz kömt aus der Freud die breitet Herz in Händ.
Wohl dan! daß Kind und Hund den alten Gast noch kent.

214. Aus „Die verschiedenen Lebensalter". Um 1720

lich das Umständlichste, und darum muß auch sein getreues Gemälde sehr umfangreich sein; hier gibt es keine entscheidenden Momente, die alles charakterisieren. Wir müssen deshalb an dieser Stelle darauf verzichten, diese für einen homme supérieur als einzig würdig angesehene Methode durch ein charakterisierendes Dokument belegen.

Weil es sich in der Liebe nicht um eine Leidenschaft handelt, der die letzte Erfüllung immer die Hauptsache ist, und wobei es stets zum Unvorhergesehenen kommt, sondern um ein Handwerk, das man mit klarem Kopfe ausübt, so vermag man sich auch genügend Zeit zu nehmen, um auf dem Wege zum Ziel alle die möglichen Delikatessen, die er immer bietet, auszukosten. Man verlängert mit Absicht den Weg, weil man dadurch die Zahl der Stationen, an denen man mit Behagen verweilen kann, vermehrt. Mit Geschick provoziert man immer neue Widerstände auf der Seite der umworbenen Frau, weil man sich dadurch neue Genüsse verspricht. Und man schafft solche Widerstände sogar noch in dem Augenblick, in dem die betreffende Frau bereits den Vollzug des Opfers erwartet. Am Liebsten verfährt man so bei den Frauen, die mit Tugend gewappnet sind und wirklich den ernstlichen Willen haben, ihrem Gatten oder Geliebten die Treue zu bewahren. Welch ein Triumph, eine solche Frau nicht bloß ein Mal, sondern mehrmals bis zu dem Punkt zu bringen, wo sie sich bereits in der Rolle der sich Ergebenden befunden hat!

Keine einzige geistige Nuance wird vergessen, und eine jede wird zur Pikanterie ausgestaltet. Am allerwenigsten verzichtet man auf den Genuß der Scham. Der Genuß des Schamgefühls zählt für den Mann von Geschmack in die Reihe der begehrtesten Delikatessen. Er schätzt wenig Dinge in der Liebe so hoch, als die Gelegenheit, eine Frau durch Keckheit in Worten und Taten erröten zu machen, oder den Moment, wo ein Mädchen oder eine Frau „vor Scham versinkt", weil es ihm gelungen war, sich in den Besitz ihrer Reize zu setzen. Die wirkungsvolle Verletzung des Schamgefühls ist daher eine bis ins höchste entwickelte Kunst. Hier feiert die Liebe als Libertinage des Geistes geradezu ungeheuerliche Orgien. Für unzählige Frauen sind solche Situationen nicht weniger genußreich. Man erschrickt zwar im ersten Augenblick auf den Tod, denn man ist eine „anständige" Frau und liebt seinen Gatten, aber dieselbe Frau schreibt noch am selben Abend an eine Freundin: „Wenn Du wüßtest, in welcher Gefahr ich geschwebt habe. Ich konnte es nicht verhindern, daß dieses Ungeheuer seinen Zweck erreichte und seine Neugier befriedigte, oh Gott! es war himmlisch." Der Anblick der Frau am lendemain ist ebenfalls ein besonderer Leckerbissen, ebenso zählt der Schmerz anderer zu den geschätzten geistigen Wollüsten. Die im achtzehnten Jahrhundert so stromweis bei jeder Gelegenheit vergossenen Tränen waren in den allermeisten Fällen nichts als Stimulantien des Vergnügens.

Neben der Spekulation auf die Sinne ist das wirkungsvollste Verführungsmittel die Eitelkeit. Und hierbei kommen beide Geschlechter in Frage. Die höchste Eitelkeit der Zeit besteht darin, eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen und damit à la mode zu werden. Nichts Vorteilhafteres kann daher zum Ruhme



215. **Die verschiedenen Lebensalter.** Galantes holländisches Schabkunstblatt von Cornelis Dusart. Um 1690



Die Unkeuschheit

216. Symbolischer Kupferstich vom Anfang des 18. Jahrhunderts

einer Person gesagt werden, als daß man durch eine Verbindung mit ihr sicher zu diesem begehrten Erfolge kommen wird. À la mode zu sein, ist deshalb das große Schlagwort dieser Zeit; denn es bedeutet nicht nur die höchste Note der Eitelkeit, sondern schon deren Triumph. Ein Mann, der in allem, was mit ihm zusammenhängt, selbst à la mode ist, ist deshalb der erfolgreichste Verführer. Dem Modehelden des Tages öffnen sich darum auch alle Türen und sein Weg führt stets direkt in den Alkoven; er ist der Unwiderstehliche und braucht nur zu wollen. Ihm trägt man die Liebe förmlich an. Jede Frau reißt sich um ihn, und keine Tugend ist so stark, um seinem Begehren Stand zu halten. Wo der Modeheld mit einem andern Manne in Konkurrenz tritt, unterliegen Kraft, Schönheit, Intelligenz, kurz, alle männlichen Vorzüge. Die gleichen Vorteile genießt auch die Dame, die durch irgend etwas in der Gesellschaft als à la mode gilt. Sie ist die am meisten Umworbene, auch wenn sie Herz und Sinne all ihrer Bewerber völlig kalt läßt. Jeder will mit ihrem Besitz prunken. Jeder will sie „auf seiner Liste haben", wie der technische Ausdruck der Zeit so geschmackvoll lautete. À la mode zu sein, ist daher das Attribut, dem alles Streben auf beiden Seiten gilt. Und dem Thema, was à la mode ist, sind damals die umfangreichsten Darlegungen gewidmet worden, denn sie galten als die wichtigsten Rezepte, „sein Glück zu machen".

Wenn eine Frau weder durch die Sinne, noch durch den Geist, noch durch die Eitelkeit sich für besiegt erklärt, so schreitet der Erfahrene in dieser Zeit kaltblütig zum letzten, zur Gewalt. Die Eitelkeit des Mannes fordert, daß er unter allen Umständen als Sieger das Feld behauptet. Die Anwendung von Gewalt gegenüber Frauen war darum förmlich an der Tagesordnung. Nirgends geschah es jedoch so oft, wie in der guten Gesellschaft, und hier an allen Orten, im Boudoir, im Salon, beim abendlichen Spaziergang, im Park, und am häufigsten



L'Eventail casse.

Galantes Augsburger Schabkunstblatt nach einem Gemälde von J. B. Huet. 1775

im Reisewagen. Für zahlreiche Don Juans, die sich jederzeit auf ihre Potenz verlassen konnten, war dies geradezu ein Sport. Ein Casanova, ein Graf Tilly, und unzählige der angesehenen Helden der Gesellschaft, verfuhren so, und aus ihren Memoiren erfährt man, daß diese Verwegenen in fast allen Fällen ihren Zweck erreichten, und daß jedenfalls kein einziger durch eine solche Gewalttat in eine ernstliche Gefahr kam. Freilich, es handelte sich ja hierbei gar nicht um ein wirkliches Verbrechen, sondern um eine dem potenten Manne von der Gesellschaft innerlich zugestandene Verführungsform. Das weiß auch niemand besser als der professionelle Verführer, und dieser kennt außerdem die sämtlichen günstigen Konjunkturen, die hier in Frage kommen. Er weiß Erstens, daß nur die allerwenigsten Frauen über ein solches Erlebnis untröstlich sind, daß sich aber die meisten mit dem alten Sprichwort salvieren: „Wenn man mir Gewalt antut, begehe ich keine Sünde." Weiter weiß er, daß jede Frau den Skandal fürchtet; zum Skandal würde es aber in den weitaus meisten Fällen kommen, wenn sich eine Frau mit allen Kräften wehrte. So wird also gerade die anständige Frau den Widerstand nur bis zu einem gewissen Punkt treiben. Drittens aber weiß jeder Lebemann, daß es für unzählige Frauen die höchste Sehnsucht ist, mit Gewalt genommen zu werden; eine scheinbare Vergewaltigung ist für viele die höchste Steigerung des Vergnügens in der Liebe, und darum provozieren oder erwarten sie förmlich die Gewalt von der Seite des Mannes. Choderlos de Laclos läßt den letzteren Fall die Marquise Merteuil in den folgenden fein pointierten Sätzen auseinandersetzen:

„Sagen Sie mir doch, Sie schmachtender Liebhaber, glauben Sie denn, jene Frau, die Sie besaßen, genotzüchtigt zu haben? Wie groß die Lust, sich hinzugeben, auch immer sein mag, so sehr es uns auch damit eilt —, man muß doch immer noch einen Vorwand haben, und gibt es denn einen bequemeren für uns, als den, so zu tun, als ob man der Gewalt wiche? Ich bekenne, daß ein schnell und geschickt ausgeführter Angriff das ist, was mir



APRILIS.

Wie lieblich ist die Nacht? die lässt mich noch nicht schlaffen
drum stör' auch ich die Ruh dir, allerschönstes Kind!
Ich mach, vor deiner Thür mir täglich was Zuschaffen,
bis wir im Federfeld vergnügt beisammen sind.

Das verliebte Ständchen

217. Kupferstich aus „Die Monate"



Die Befragung des Liebesorakels in der Andreasnacht

Eine nackte Jungfrau steckt vornübergebeugt den Kopf in das Ofenloch, um den zukünftigen Gatten zu erfahren.

218. Deutscher Kupferstich. 1709

am meisten schmeichelt; ein Angriff, wo alles der Reihe nach kommt, aber auch mit jener Schnelligkeit, die uns nie in diese peinliche Verlegenheit setzt, eine Ungeschicklichkeit wieder gut machen zu müssen, von der wir im Gegenteil profitieren sollen; ein Angriff, der auch bis in die Dinge hinein, die wir gewähren, den Anschein der brutalen Überwältigung behält und so geschickt unsern zwei Hauptpassionen schmeichelt —: dem Ruhm der Verteidigung und dem Vergnügen des Unterliegens. Ich gebe zu, daß dieses Talent der Attaque bei den Männern seltener ist als man denken sollte, und daß es mir immer Freude machte, auch da, wo es mich nicht verführt hat; es ist mir passiert, daß ich mich ergab aus einem Gefühl der Belohnung heraus. So gab bei unseren alten Turnieren die Schönheit der Tapferkeit und Geschicklichkeit den Preis."

Aus allen diesen Gründen werden selbst die rohesten Angriffe auf die Ehre einer Frau nicht nur unverfolgt gelassen, sondern sehr häufig milde verziehen. Der ideologische Ausfluß hiervon ist die charakteristische Erscheinung, daß der maskierte Räuber, der auf einsamer Straße den Wagen reisender Damen überfällt und diese vergewaltigt und sich mit diesem einzigen Tribut als Lösegeld begnügt, in der Phantasie dieser Zeit geradezu als eine ihrer Idealfiguren lebt.

Man wird gegenüber diesen Praktiken der sexuellen Pädagogik nun sicher einwenden: sie sind nicht zu bestreiten, aber das sind alles die üblichen Methoden des Lasters und der Ausschweifung und wurden darum von jeher geübt. Wenn man dies nun auch teilweise zugeben muß, so verliert dieser abschwächende Satz doch völlig seine Bedeutung durch das, wodurch das Ancien Regime sich von allen früheren Zeiten unterscheidet und worauf man in pointierter Weise wiederholt hinweisen muß: Damals traten alle diese Dinge ins Bewußtsein über, und zwar ins Bewußtsein der Gesamtheit; sie hörten auf, die Probleme einzelner zu sein, und wurden ein Hauptbestandteil der allgemeinen Philosophie der Liebe, abgestuft freilich unter den verschiedenen Klassen, aber im Kern überall gleich. Die beste Kontrolle für diese Tatsache hat man daran, daß alle diese Methoden und Gegenstände der sexuellen Pädagogik gleichzeitig in Systeme gebracht wurden. Man stellte dementsprechende Theorien auf, kleidete diese Ideen in Lehrsätze und entwickelte ganze Programme darüber. Sind die gefühlvollen Gespräche und Unterhaltungen über Liebe und Freundschaft, von denen die Mitteilungen der Zeit strotzen, nichts als Kollegien und praktische Lehrkurse in einer zum höchsten Raffinement gesteigerten seelischen Wollust, so sind die zahlreichen Romane der Sentimentalitätsperiode durch die Bank wirkliche Lehrbücher der sentimentalen Liebe. Das gleiche gilt von den Schilderungen und Diskussionen der Wonnen des Lasters in Romanform. Sie sind dies jedoch beileibe nicht zufällig oder gar gegen den Willen des betreffenden Autors, sondern das ist ihr gewollter und mit

voller Überlegung der pädagogischen Wirkung angestrebter Zweck. Hier dürfen nämlich zwei Umstände nicht übersehen werden. Wenn gemäß der lehrhaften Absicht, die damals alle Welt erfüllte, jedes literarische Produkt von selbst den Charakter eines Lehrbuches bekam, so schwoll andererseits die Zahl der Romane und der Lehrgedichte auch deshalb so stark an, weil selbst ernst wissenschaftliche Probleme mit Vorliebe in der Romanform behandelt und entwickelt wurden. Im Beispiel aus der Wirklichkeit erblickte man, im Guten wie im Bösen, den eindruckvollsten Lehrmeister auf die Psyche; im Roman aber sah man gewissermaßen die vorweggenommene Wirklichkeit. Freilich entsprach der Roman auch noch einem andern Grundzug der Zeit, dem des Spielerischen. Spielerisch wollte die Gesellschaft, deren Repräsentanten das Lebensprogramm aufstellten, daß jeder Tag als verloren anzusehen sei, der nicht dem Genusse gewidmet war, selbst die Probleme der Wissenschaft bewältigen. Das Rezept der den Geist mehr angenehm unterhaltenden, als ernstlich strapazierenden Romanform schien dies zu ermöglichen. Verwendete man den Roman also bei jeder Diskussion über politische, religiöse und philosophische Fragen, so fast ausnahmslos bei der Entwicklung von sexuellen Problemen und Theorien. Verschiedene Theorien der sexuellen Pädagogik traten damals auch direkt praktisch auf. Wir nennen hier nur die berühmteste, den von dem Scharlatan



Auf der Suche nach einem Ehegatten

219. Symbolischer satirischer Kupferstich. 1700

Doktor Graham in England errichteten Tempel der Regeneration. Graham behauptet in seinen Prospekten, seine Theorie ermögliche:

> Die Hervorbringung einer weit stärkeren, schöneren, energischeren, gesünderen, klügeren und tugendhafteren menschlichen Rasse als die gegenwärtigen unbedeutenden, närrischen, mürrischen, lasterhaften und verstandesarmen Vertreter derselben, welche sich streiten, fechten, beißen, einander den Hals abschneiden, ohne daß sie wissen warum.

In Wahrheit war dies jedoch nur eine den Zeittendenzen angepaßte Verbrämung eines Betriebes, der darauf ausging, blasierten Lebegreisen neue erotische Sensationen, wenn nicht zu verschaffen, so doch wenigstens vorzutäuschen.

* * *

Die Liebe als Kunstwerk. Weil die Liebe dieser Zeit vor allem eine Libertinage des Geistes ist, darum läuft, wie man sieht, alle sexuelle Pädagogik schließlich auf nichts anderes hinaus, als auf einen Kultus der Technik. Sein Wesen ist ein Wortefinden für alles. Das Bewußte und zum voraus Berechnete treten damit an Stelle der instinktiv erfüllenden Natur. Das Naive schaltet schrittweise im gleichen Maße aus, und wo man ihm gleichwohl noch begegnet, ist es in den meisten Fällen auch nur eine Komödie, der hundert Proben vorangegangen sind. Das letzte Resultat davon, und somit die Errungenschaft des Ancien Regime, ist, daß die Liebeserfüllung, das Fais le bien in allen seinen Formen und Phasen, schließlich zum reichgegliederten Kunstwerk sich erhebt. So tritt die Liebe jetzt ausnahmslos in Erscheinung. Alle ihre Bestandteile sind streng gegeneinander abgewogen, alle greifen logisch ineinander, und alle kommen restlos zur Geltung; denn das störende Element in der Liebe, das Unvorhergesehene, das von der wirklichen Leidenschaft unzertrennlich ist, ist ebenso kategorisch ausgeschaltet. Man weiß jetzt genau, wann und wie sich die Dinge erfüllen werden, und sie finden darum auch stets die ihnen entsprechendste Situation.

Es ist unbestreitbar ein berückendes Schauspiel, das dieses Kunstwerk dem Auge des Beschauers darbietet; in seinen Einzelheiten und in seiner Gesamtwirkung. Aber es ist die Farbenpracht der Flora eines giftigen Sumpfes, deren Schönheit nur in der Distanz besteht — hier in der historischen —, und die den Tod mit sich bringt, wenn man sich ihr nähert; ihre Düfte ersticken das Große im Menschlichen. Das letztere ist gewiß nicht das unvermeidliche Schicksal, das mit jeder intensiven Steigerung des Sinnenlebens verknüpft sein wird, aber damals war es damit verknüpft. Weil die Triebfeder, die im Ancien Regime zu diesem Resultate führte, in erster Linie die Prämisse des Genusses war, führte die an sich bedeutende kulturelle Errungenschaft der intensiven Steigerung des Sinnenlebens in ihren Konsequenzen nicht zu einer Bereicherung der höheren Ziele des Menschlichen, sondern ausschließlich nur zu einer Bereicherung der Formen der Ausschweifung, und weiter dazu, die Lasterhaftigkeit selbst in ihren gewagtesten Steigerungen gesellschaftsfähig zu machen. Das letztere ist das mit vollem Bewußtsein angestrebte Ziel, das die Zeit auch im vollsten Umfang erreicht hat. Die beste Bestätigung dafür ist der Spott, mit dem man die Schamhaftigkeit verhöhnte, und für den



3.
On dit qu'on est heureux qu'avec le Cocuage
Que d'exploits glorieux que de gens terrassez
Ceux qui n'ont point craint mon courage
Par mes cornes du moins seront fort menacés

4
Les Sottises d'autrui me font vivre au Palais
Mais lorsque je vacque aux affaires
D'autres sans forme de procez
Font chez moy les plus necessaires

5
Nous faisons pains de toutes les manieres
De bis de blanc de gros longs et menus
Mais nos femmes très bonnes menageres
Nous font manger du pain cornus

6
Cet homme vent cacher son ornement de teste
Et voudroit que ce bois fut eloigné de luy
C'est ne scavoir pas vivre il est bien plus honeste
De porter sans regret les armes d'aujourd'huy

7
Il est vrai qu'on me fait Cocu
Pendant que je vais a la guerre
Pour me venger j'en veux tant faire
Que mon honneur par là me soit rendu

8.
J'ay du mal il est vrai c'est l'etat du Commerce
Je dois gagner ma vie a reculons
Et ma femme souvent sans peiner des talons
La dame mieux a la renverse

220. Das Schicksal aller Ehemänner. Symbolischer satirischer Kupferstich. Um 1700

die Zeit die präziseste Formel ebenso bezeichnenderweise in den Mund einer Dame gelegt hat. Die große Liebeskünstlerin Madame d'Epinay höhnt über die Schamhaftigkeit, als man diese Frage in ihrem Salon diskutiert: „Eine schöne Tugend. So eine, die man sich mit Stecknadeln ansteckt." Was man mit Absicht nur mit Stecknadeln befestigt, wünscht man jeden Augenblick ablegen zu können. Damit ist das ganze damalige Wesen der Liebe als Kunstwerk entschleiert: Verachtung der Selbstachtung. Und dementsprechend gestalten sich alle Formen des Verkehrs der beiden Geschlechter untereinander. Respekt einer Frau bezeigen und ihr rein als Mensch gegenübertreten, heißt in dieser Zeit nichts anderes, als ihre Reize beleidigen. Das Gegenteil von Respekt ist dagegen Ehrung der Reize einer Frau, es ist die Reverenz vor dem Allerheiligsten der Zeit. Der Mann à la mode begeht daher nur Unanständigkeiten im Umgang mit Frauen. In Worten und in Taten und mit jeder Frau. Eine geistreiche Unanständigkeit gegenüber einer Dame ist die beste Einführung bei dieser. Wer anders vorgeht, kommt in den Geruch eines Pedanten oder, was noch gefährlicher für ihn ist, in den eines unerträglichen Langweilers. Eine Frau gilt ihrerseits als scharmant und hat Geschmack, wenn sie den unanständigen Sinn der Dinge, die man ihr entgegenbringt, sofort versteht und graziös erwidert. Grazie, dieser kategorische Imperativ des Ancien Regime, rechtfertigt nicht nur jede Unanständigkeit, sondern sie ist in dieser Zeit die Unanständigkeit selbst. In solchen Sphären bewegt sich die gesamte gute und beste Gesellschaft. Aber mit dem höchsten Neid schaute jede kleine Bürgerin gerade nach diesen Gipfeln. Es sind auch die verlockenden Ideale ihres Lebens. —



221. Die Verliebte. Kupferstich nach Courtin. Um 1725

Ihre künstlerischsten Linien erreichte die Steigerung des sinnlichen Genießens in der weiblichen Koketterie und im gegenseitigen Flirt.

Koketterie ist die Betätigungsform der Passivität. Darum ist sie ein spezifisch weibliches Attribut und das wichtigste Werbemittel der Frau um den Mann in allen Epochen. Sie



222. Zofendienste. Kupferstich nach Jakob Courtin. Um 1725

spielt aber folgerichtig im gleichen Maße eine größere Rolle in der Gesamtheit, in dem die Heiratsmöglichkeiten der Masse der Frauen in einer Zeit erschwert sind, und das war, wie wir weiter unten noch eingehender begründet sehen werden, im Ancien Regime im höchsten Grade der Fall; also muß sie schon aus diesem Grunde das Gebaren aller Frauen im Ancien Regime stark von dem anderer Zeiten unterscheiden. Das Wesen der Koketterie ist aber außerdem Demonstration und Pose: geschicktes ins Licht rücken begehrter Vorzüge. Aus diesem zweiten Grunde war wiederum keine Zeit so geeignet, alle ihre Möglichkeiten zu entwickeln, wie die des fürstlichen Absolutismus, denn sie ist diesem völlig wesens-

gleich, da dessen oberste Forderung an Menschen und Dinge, wie wir wissen, ebenfalls Demonstration und Pose ist.

Aus diesen beiden Gründen ist es somit kein Wunder, daß die Koketterie in keiner Zeit so reich und so virtuos gehandhabt wurde, als in dieser, und daß sie auch in den Gesten des Mannes eine größere Rolle spielte denn je: zunehmend in dem Maße, in dem die Männer, oder wenigstens bestimmte Schichten der Männerwelt, weibischer werden in dieser Zeit. Aber die größten Meister sind in den Reihen der Frauen zu finden. Jede Frau ist im Ancien Regime bis zu einem gewissen Grade Meisterin selbst in den schwersten Künsten der Koketterie. Die weibliche Koketterie gleicht in dieser Zeit einem Prachtfeuerwerk, das von jeder Frau Tag für Tag und ununterbrochen von früh bis abends abgebrannt wird. Mit mehr oder weniger Koketterie ist all ihr Tun verbrämt. Jede Bewegung ist von deren Gesetzen gestaltet, jede Geste ist durch sie korrigiert und in ihren Dienst gestellt. Alle Affekte sind ihr dienstbar und funktionieren nach ihrem Willen, selbst der Schmerz: La femme rit quand elle peut, et pleurt quand elle veut. Die Koketterie hat ihre heimlichen Feste und ihre großen Schauspiele, und sie vermag in der Zeitspanne eines Augenblickes von den einen zu den andern hinüberzuleiten, aber auch beide zusammen zu bereiten. Während sie der Gesamtheit große Schauspiele liefert, bereitet sie dem Begünstigten zu gleicher Zeit heimliche Feste.



223. Der Ehekontrakt. Kupferstich nach Watteau

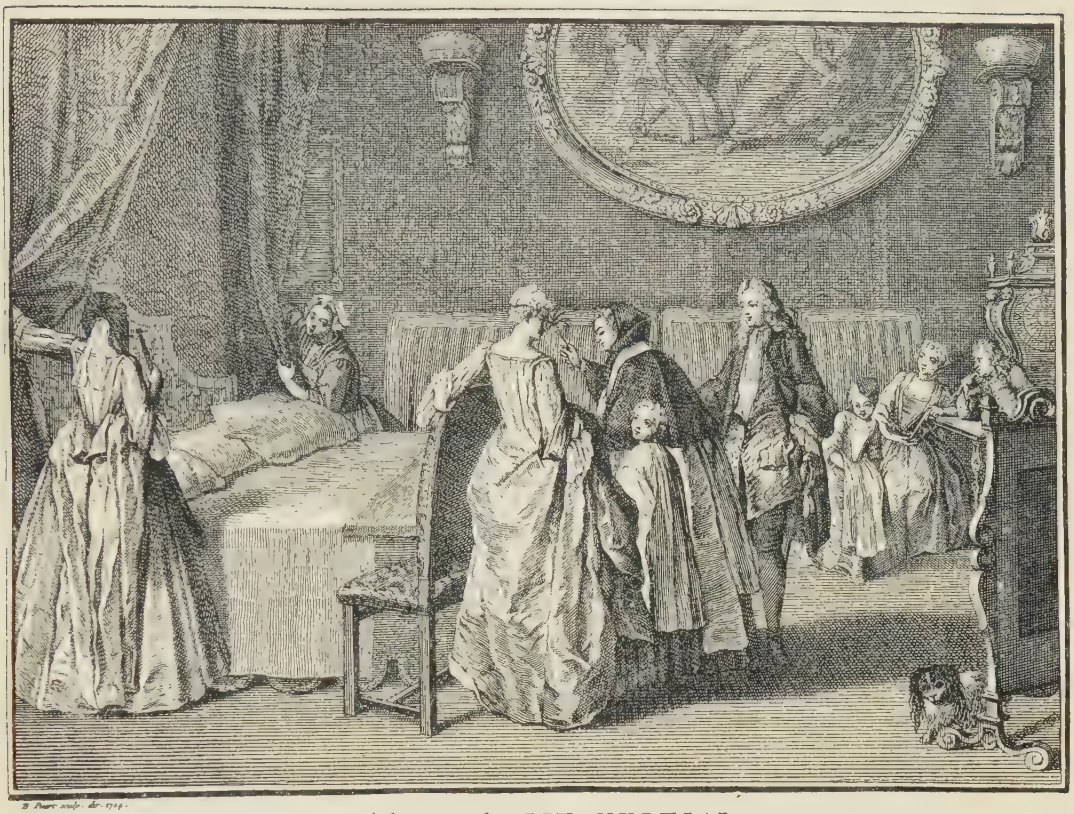
Dahin gelangte die Frau freilich nur auf dem Wege eines ununterbrochenen Studiums und der eifrigsten Selbstkontrolle. Und daran ließen es auch die Frauen keines Landes fehlen. Die Ausbildung in den Künsten der Koketterie wird von der großen Mehrzahl aller Frauen mit einem Eifer betrieben, der einem nur begreiflich ist, wenn man zugibt, daß es sich in der Koketterie damals schlechthin um die wichtigste weibliche Existenzfrage handelt. In der „Abrahamischen Lauberhütt" heißt es:

Die Weiber sitzen oft etliche Stund, ja wol auch einen halben Tag vor den Spiegel und betrachten ihre Gesichter; sie machen allerhand Gebärden darvor, stellen sich bald traurig, bald zornig, bald lachend, bald



Koketterie

Galanter englischer Farbstich von W. Ward nach H. Ramberg



Benediction du LIT NUPTIAL.

224. B. Picart: Die Einsegnung des Ehebettes

verliebt, damit sie nur von dem Spiegel als dem bösen Rathgeber vernehmen möchten, wie es ihnen anstehet, wann sie etwan in eine Gesellschaft oder in die Kirchen kommen. Also begierig wachten und trachten die Weiber nach der Schönheit.

Und diesem heiligen Eifer entspricht auch das Raffinement, das die Mehrzahl erreicht und deshalb für die Zeit typisch wird. Als Beleg hierfür zitieren wir die folgende Stelle aus den „Briefen über die Galanterien von Berlin“:

Mit dem Paniere in der Hand stürmt iede dieser neumodischen Amazonen nach ihrem gemeinschaftlichen Plane zum Streite los. Wie sie da mit Blicken ihrer großen, schönen Augen auf den Gegner schießen! Wie sie da mit Mienen und Gebärden schwadronieren! Wie sie mit sanften, einladenden Händedrücken oder zauberischer Zähnesprache auf den armen Schwächling losstürmen, wobei sie bald durch Verrückung ihres Halstuches dem Feinde eine Blöße zeigen, wider die er sein Heldenschwert ziehen könnte; bald durch das erzwungene Schwellen ihres Busens ihm zur Kapitulation mit dem schon zu ermatten anfangenden Feinde das Zeichen zu geben wissen; auf dem weichen Sofa so nah an ihn rücken, als wollten sie ihn zum Zweikampf herausfordern, in aller Unachtsamkeit um seine Hosenschnallen mit ihren schönen, kleinen Alabasterfingerchen spielen; nun wohl gar in Ohnmacht fallen und bei ihrem Gegner Beistand suchen. Die Festung fällt; der Sieger liegt der Besiegten zu Füßen: Das Duodram fängt an und alle Amoretten schweben auf ihren Silberwolken und klatschen schalkhaft lächelnd in die Händchen.

Daß damit selbst aus dem Geringsten die Naivität ausgetilgt ist, liegt auf der Hand. Ja, die Naivität selbst ist, wie schon gesagt, stets nur bewußte Koketterie . . . .



225. **Die Torheit, in seinen alten Tagen eine junge Frau zu heiraten.** Kupferstich nach J. Courtin

Gesondert und eingehender sind hier nur die technischen und sozusagen konstanten Hilfsmittel der weiblichen Koketterie zu betrachten. Und auch von diesen nur die für diese Zeit wichtigsten. Es sind dies das Busentuch, der Fächer, die Gesichtsmaske, der Schmuck und die Mouches oder Schönheitspflästerchen. Diese Dinge erscheinen dem ersten Blick zweifellos als ziemlich untergeordnet. Aber man muß gerade ihnen eine größere Aufmerksamkeit zuwenden; denn wenn man sie, unbeirrt von ihren meist täuschenden offiziellen Zwecken, nach ihrem wahren Sinn deutet, erschließen sie, wie man sehen wird, die Wesenheit der Zeit häufig viel klarer, als manche schon dem ersten Blick grell in die Augen fallende Erscheinung.

Das sogenannte Busentuch, das um Schultern und Nacken drapiert getragen wurde, sollte nach seinem angegebenen Zweck die modische Nudität des Busens



226. Die Kaffeetrinkerin. Kupferstich nach Detroy

indirekt bei den Gelegenheiten für den Moment beseitigen lassen, wo nach der allgemeinen Anschauung die Dekolletage weniger angebracht war, also z. B. bei der Hausarbeit, beim Gang zur Kirche, usw. Da nun aber zwar nicht dem Frommen, wohl aber dem Sünder immer alles zum Besten dient, so kam diese Verbesserung der Sitten der Unzucht noch viel mehr zugute. Das heißt: es wurde eines der raffiniertesten Hilfsmittel der weiblichen Koketterie. Weil das Busentuch nur lose übergelegt war, hob es die feststehende Linie des Kleidungsschnittes auf und gestattete der Besitzerin eines schönen Busens, beim Kleiderausschnitt jederzeit noch wesentlich tiefer herabzugehen, als es der allgemeinen Mode momentan entsprach. Dieses Mehr brauchte sie aber nur dann an den Tag kommen zu lassen, wenn es ihren speziellen Zwecken entsprach. Sie konnte innerhalb einer Minute nichts und alles zeigen. In züchtigster Pose konnte man über die

31*

Straße gehen oder in der Gesellschaft erscheinen und doch im gegebenen Augenblick den ausgelassensten, eignen oder fremden Launen gerecht werden, denn eine einfache Bewegung oder der geschickt provozierte neckische Scherz eines Hofmachers genügten, um das Busentuch mehr oder weniger zum Auseinanderfallen zu bringen (Bild 71). Außer dieser wichtigen Rolle im Dienste der Koketterie erfüllte das Busentuch übrigens noch eine zweite Aufgabe in der Richtung des weiblichen Werbens. Es steigerte die Wirkung der Dekolletage in ähnlicher Weise, wie der Schleier über dem Gesicht. Indem es den Formen des Busens zeitweilig die klare Deutlichkeit nimmt, ist es ein Anreger der geschäftigen männlichen Phantasie, es erweckt die Neugier des Mannes und steigert diese schließlich zur Begierde, womit der Hauptzweck der Koketterie erfüllt ist. Wenn beim unbemittelten Volk das gewöhnliche Umlegetuch diesen Zwecken diente, so bei den Begüterten das spitzenbesetzte Fichu oder der kostbare Schal. Jedoch beide, spottete der Witz, taugen gleichviel oder gleichwenig dazu, einen hübschen Busen wirklich den Blicken zu entziehen; — bei dem einen wie bei dem andern genügt ein Lüftchen, diese Hülle für die Neugier zu öffnen, denn immer ist es nur „gewebte Luft", wie Wieland sagte. Kein Wunder ist es daher, daß Busentuch und Fichu beim gegenseitigen Flirt eine so große Rolle spielen (Bild 12, 15, 17, 33, 47, 52, 59, 70, 71, 81, 96, 136, 256 usw. Beilagen: Le Boudoir.). —

Der Fächer, der heute in Mitteleuropa hauptsächlich nur noch ein Requisit des Ballsaales ist, war im Ancien Regime, genau wie zu allen Zeiten in den südlichen Ländern, ständig in den Händen der Frauen; er zählte zu den wichtigsten Toilettenstücken nicht nur einer Dame der Gesellschaft, sondern auch der Frauen und Töchter des mittleren und kleinen Bürgertums. Ganz naturgemäß wurde er von Anfang an ein sehr wichtiges Mittel der Koketterie, denn seine geschickte Verwendung im Dienste seines eigentlichen Zwecks ermöglichte für sich allein schon der Koketterie die dankbarste Ausnützung. Eine schöne Hand, ein reizendes Handgelenk, ein delikater Arm, eine graziöse Geste, eine elegante Linie, alles dies ließ sich durch die Benützung des Fächers vorteilhaft zur Geltung bringen, oder länger als auf jede andere Art einem bestimmten Publikum demonstrieren. Ganz von selbst entwickelte sich ebenso früh die berühmte Fächersprache, durch die eine Frau imstande ist, mit jedem beliebigen Mann und bei jeder nur denkbaren Gelegenheit die intimsten Gespräche zu führen, ohne daß irgend ein Unberufener Kenntniß davon bekommen konnte. Durch gewisse Bewegungen ihres Fächers ermutigt sie die Annäherung eines Mannes, bestätigt ihm das Einverständnis mit seinen Absichten, bezeichnet ihm Stunde und Dauer eines willkommenen Besuches oder Stelldicheins, teilt ihm mit, daß sie kommen wird oder nicht kommen kann; durch ein sanftes Neigen des Fächers erklärt man sich als besiegt, durch ein stolzen Spreizen als unbesiegbar. Zärtlichkeit, Liebe, Verzweiflung, — die ganze Skala der Affekte vermag der Fächer zu übermitteln und nicht bloß dürftige Zeichen auszutauschen. Diese Kunst, in der die Spanierinnen heute noch als Meisterinnen gelten, war im Ancien Regime eine Wissenschaft, die sich im Besitze der meisten Frauen befand.



La Gouvernante fidèle

A Paris chez Basan

Die treue Kammerfrau

227. Kupferstich von C. N. Cochin nach einem Gemälde von J. de Troy. 1735



228. Der Petit Maître. Französischer Kupferstich

Aber auch mit den zahlreichen Hieroglyphen der Fächersprache ist das Repertoire des Fächers im Dienste der Galanterie noch nicht erschöpft. Zu seiner nicht unwesentlichsten Rolle gehört z. B. auch, daß er seiner Besitzerin ermöglicht, gewisse Stimmungen, die sich auf ihrem Gesichte spiegeln, geschickt zu verheimlichen, Überraschungen angenehmer und unangenehmer Art zu verbergen; weiter: gewisse Stimmungen, wie z. B. verschämt sein, vorzutäuschen, und dabei doch im Rahmen der Situation zu bleiben. Das letztere heißt: der Fächer war im 18. Jahrhundert das Mittel, das der Frau gestattete, aktive und passive Teilnehmerin bei der großen Orgie von Unzucht zu sein, die in der Gesellschaft in jeder Stunde in Worten und Taten sich austobte. Hinter dem vorgehaltnen Fächer konnte man einer derben Kühnheit animierenden Beifall spenden, durch den ausgebreiteten Fächer konnte man die Handgreiflichkeiten des Flirts begünstigen, verbergen und auch selbst erwidern; usw.

Aus allen diesen Gründen mußte der Fächer der ständige Begleiter der Frau in dieser Zeit sein; ohne den Fächer war die Frau förmlich waffenlos; ein Krieger in der Schlacht, der einem stahlgepanzerten Gegner mit nackten Händen gegenübertritt. Er war auch darum zu jeder Tagesstunde in ihrer Hand. Eine junge Engländerin schreibt in ihren Erinnerungen: „Dann bekam ich auch Fächer! Einer ist jetzt genug für ein junges Mädchen, aber wir gingen mit Fächern wie Japanesen, und ich bekam einen für die Straße, einen für morgens, einen für abends und einen für große Angelegenheiten." Kein Wunder, daß der Fächer in dieser Zeit auch seine Apotheose erlebte, daß er das kostbarste Gut in den Händen der Frau wurde und die Phantasie sich nie genug tun konnte, ihn im Interesse seiner Zwecke dekorativ und in der Form auszugestalten (Beilage „Koketterie").

An dieser Stelle ist auch der häufige Gebrauch der Gesichtsmaske im öffentlichen Leben jener Zeit zu erwähnen, weil sie in gewissem Sinne ähnlichen Zwecken diente, wie zum Teil der Fächer. In einigen Ländern und Städten, so vornehmlich in Venedig, war es der Aristokratie, aber auch nur dieser, gestattet, nicht nur in der Zeit des Karnevals, sondern das ganze Jahr hindurch maskiert über die Straßen zu gehen, oder so das Theater zu besuchen. Dieses Vorrecht der herrschenden und besitzenden Klassen diente überall, wo es geübt wurde, wenn nicht ausschließ-

lich, so doch vorwiegend den Interessen der aktiven Galanterie. Durch die Schilderungen von Casanova werden wir eingehend darüber informiert, daß der Gebrauch der Maske immer das Mittel war, um ein Geheimnis über seine galanten Beziehungen zu decken. Weil man in Venedig ständig des Barkarole bedurfte, wenn man sich irgendwohin begab, wäre man ohne Masken freilich ebenso sehr der Kontrolle aller Welt wie der ständigen Erpressung ausgesetzt gewesen. Der Gebrauch der Maske beim Besuch des Theaters gestattete außerdem den anständigen Leuten, auch solchen Stücken und Aufführungen beizuwohnen, die durch ihre Unflätigkeit zum mindesten die Gegenwart der Frauen als Zuschauerinnen ausgeschlossen hatten. Der Gebrauch, maskiert das Theater zu besuchen, war daher nicht nur in Venedig, sondern auch in verschiedenen andern Städten in solchen Fällen unter dem Ancien Regime üblich, so z. B. in Paris und London. Über London existieren mehrere Berichte, daß die berüchtigten englischen Komödien der Restaurationszeit, bei denen jeder Witz in einer Unflätigkeit bestand, und wo jede Geste des nie fehlenden Hanswurstes eine unzüchtige Gebärde war, immer von unzähligen Frauen der vornehmen Gesellschaft besucht waren, und daß sich diese vor den Anzüglichkeiten des Pöbels durch den Gebrauch der Maske schützten. Mit andern Worten: Die Maske war in ihrer Art, noch mehr als der Fächer,



229. Der heimliche Zeuge. Französischer Kupferstich nach einem Gemälde von Pater

das praktische Auskunftsmittel für die „anständigen" Leute, sich ungeniert an der Unanständigkeit beteiligen zu können. —

Schmuck. Der Schmuck gehört vornehmlich ins Gebiet der Koketterie, und darum spielt er auch zu allen Zeiten in der Physiognomie der Frau eine ungleich größere Rolle, als in der des Mannes, wo er längst auf den Ring reduziert ist und dort, wo er etwa als Armband noch vorkommt, in der Mehrzahl der Fälle nur eine gewisse masochistische Neigung verrät. Der Zweck des Schmuckes wurde, wie auch das Wort schon sagt, ausschließlich in seiner den Körper schmückenden Wirkung gefunden; das heißt, er sollte angeblich seinen Besitzer schöner machen. Trotz der Allgemeinheit dieser Meinung ist diese Anschauung eine Verkennung seines hauptsächlichsten Zweckes, und vor allem seiner wichtigsten Wirkungen. Der Schmuck soll erst in zweiter Linie „schöner" machen, dagegen in erster Linie auf jenen Teil des Körpers aufmerksam machen, den er ziert, indem er dessen besondere Vorzüge durch seine spezifische Form markiert. Das bewegliche Armband soll auf das schlanke Handgelenk hinweisen, die festanliegende Armspange auf die Fülle des Armes, die breite Schuhschnalle auf den schmalen Fuß, der Gürtel auf die Eleganz der Taille, der Ohrring auf die Kleinheit des Ohres, der Fingerring auf den schmalen Finger, die Brosche und die Halskette auf die Feinheit des Halses, die daran befindlichen Anhängsel auf die Pikanterie einer auf und nieder wogenden Büste. Weil ein schöner Busen stets der größte Stolz der Frau ist, auf den sie am Meisten aufmerksam machen will, und weil seine Natur in den meisten Moden verbietet, an ihm selbst Schmuck anzubringen, so ist aller Schmuck in seinem Umkreis, besonders der Halsschmuck, darauf berechnet, gerade auf ihn die Blicke hinzulenken und seine besonderen Vorzüge hervorzuheben. Die Halskette und vor allem die daran befindlichen Anhängsel sollen nicht nur den geschmeidigen Hals erkennen lassen, sondern sie sollen auch die breite Zäsur markieren, die einen schönen



230. Galanter französischer Kupfer. 1740



231. Der begriffstutzige Galan. Kupferstich nach Lancret

Busen zerteilt, und sie sollen weiter auf den hohen Ansatz des Busens aufmerksam machen. Die Agraffe soll, je nachdem sie angebracht ist, die hohe Wölbung des Busens auffällig machen, die Berlocken am Mieder sollen die Blicke auf die Spitzen des Busens lenken. Aus allen diesen Gründen trägt die Frau meist um so mehr oder einen um so raffinierteren Schmuck — denn oft kann man mit einem einzigen Schmuckstück alle diese verschiedenen Wirkungen erzielen —, je stärker sie dekolletiert ist.

Diesen Gesetzen und Zwecken unterliegt der Schmuck, und darum ist er ein wichtiges Mittel der Koketterie; er demonstriert, posiert und plakatisiert. Gewiß werden diese Gesetze meist unbewußt erfüllt, aber ihre Wichtigkeit setzt sich darin durch, daß der Schmuck eben nur dann seinen Träger wirklich schmückt, wenn er nicht nur nicht im Widerspruch zu bestimmten Schönheiten steht, die er ziert, sondern deren Linien vorteilhaft unterstützt.

Wo der Schmuck tatsächlich schöner macht, besteht dies meist in einer indirekten Wirkung, indem er durch eine geschickt ausgeklügelte Form oder Farbe eine optische Täuschung verursacht und gewisse fehlerhafte oder anders gewollte Linien des Körpers entsprechend korrigiert. So läßt ein etwas breiterer Gürtel eine übermäßig lange Taille kürzer erscheinen, ein weites Armband macht ein starkes Handgelenk schlanker, eine Perlenkette, die sich eng an den Hals schließt, läßt diesen stärker erscheinen, und umgekehrt.



221 Der zärtliche Maler Kupferstich nach N. Lancret

Das Ancien Regime hat nicht nur die bereits früher entwickelten Wirkungen des Schmuckes voll ausgenutzt, sondern noch eine Unzahl neue Nuancen hinzugefügt. Diese Nuancen waren, wie nicht anders denkbar, die des Raffinements und der Steigerung des Wollüstigen. Die massiven und monumentalen Schmuckstücke der Renaissance verschwanden und an ihre Stelle traten — vor allem im Rokoko — jene zauberischen Kleinodien, in denen die Diamanten, Smaragden und Rubinen, wie in Duft gefaßt, ihr blitzendes Feuer, gleich einer Art Rampenlicht, über die von ihnen geschmückten Reize ergossen.

Wenn sich angesichts der Kostspieligkeit des Schmuckes die Töchter aus dem Bürgertum meistens mit ein paar einfachen Ringen oder ebensolchen Halsketten und Broschen begnügen mußten, so war die Verschwendung, die von den besitzenden Klassen und von den Hofkreisen im ganzen Ancien Regime mit Schmuck getrieben wurde, um so ungeheuerlicher. Hier starrten nicht nur die Frauen, sondern häufig auch die Männer über und über von Schmuck: Edelsteine bedeckten die Finger, die Arme, den Hals, aus Edelsteinen bestanden die Blumen, die man in der Hand hielt; sie umsäumten wie lebendige Flammen den wogenden Busen und ergossen sich wie rieselndes Feuer hinab über die Knöpfe bis auf Strümpfe und Schuhe. Der ganze Mensch war gleichsam selbst ein einziges von

Meisterhand gefaßtes Schmuckstück, — und damit erst ist das Bild der zum Nichtstun prädestinierten Klasse vollständig, jedes ihrer Mitglieder ist selbst Zierde und Schmuck des Weltganzen (vergl. auch S. 43, 206 und 209). —

Mouches. Eines der wichtigsten Mittel der Koketterie, das außerdem speziell dem Zeitalter der Galanterie angehört, weil es mit diesem völlig wieder verschwunden ist, sind die Mouches oder Schönheitspflästerchen. Anfangs waren sie nur ein Mittel, unliebsame Flecken im Gesicht und den andern entblößten Stellen des Körpers der Frau zu verbergen. Im „Frauenzimmerlexikon" heißt es unter dem Stichwort Venusblümlein: „Solche heißet bei dem Frauenzimmer ein im Gesichte aufgefahrenes Finnlein, welches sie mit der Mouche bedecken." Sehr rasch aber wurden sie zu einer förmlichen Mode, weil sie durch ihre Schwärze die Weiße der Haut, die man als die höchste Schönheit schätzte, erst recht auffällig machten — daher auch ihr Name „Schönheitsplästerchen" —, und weil sie außerdem, wie jede zufällige Unregelmäßigkeit, die Blicke faszinierten. Die zuletzt genannte Wirkung eröffnete dem Raffinement die pikantesten Möglichkeiten. Man brauchte nur künstlich an solchen Stellen derartige Unregelmäßigkeiten anzubringen, die man besonders beachtet haben will, um sicher zu sein, daß dahin die Blicke immer von neuem sich verirren werden. Und so brachte man sie dort an. Wer auf einen schönen Nacken oder Hals aufmerksam machen wollte, klebte sie dahin; die Galante klebte sie auf die Höhe ihres Busens, die Schamlose gar möglichst tief zwischen die beiden Halbkugeln. Das waren die Hauptzwecke der Mouches, aber nicht alle. Was zuerst nur fürs Auge war, wurde allmählich auch ein pikantes Spiel des Geistes und eine wenn auch plumpe, so doch raffinierte Wissenschaft, deren sich damals jede Frau bediente. Weil diese Fleckchen, je nach der Stelle, wo sie angebracht waren, auch einen ganz bestimmten Ausdruck dem betreffenden Gesicht verliehen, so schuf man sich willkürlich mit ihrer Hilfe den Ausdruck, den man gerade posieren wollte. Wer als schelmisch gelten wollte, klebte sie in den Mundwinkel, wer seine Neigung zur Galanterie kund tun wollte, auf die Wange, die Verliebte neben das Auge, die Neckische auf das Kinn, die Freche auf die Nase, die Kokette auf die Lippe, die Stolze auf die Stirn. Auf diese Weise rückte man alle Charaktermerkmale, die man, teils dauernd, teils für einen mo-



Alte Liebe rostet nicht

233. Illustration zu Rabeners „Satiren"



234. Die mannstolle Alte. Gemälde von Cornelis Troost

mentanen Zweck, plakatisieren wollte, grell ins Licht. Und alle Lebensalter bedienten sich dieses Mittels, selbst dem kleinen Mädchen, das Schüchternheit oder Schamhaftigkeit posieren sollte, wurden sie aufgeklebt. Moscherosch schimpft:

> Etliche Meygdlein, damit sie schamhaft erscheinten, verpflasterten das Gesicht hie und da mit schwartz Daffetten schandflekken, deren sie sich doch selbst nicht schämeten.

Ja sogar die Männer bedienten sich vielfach der Mouche.

Als dieses Hilfsmittel der Koketterie aufkam, und das war etwa in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, begnügte man sich sehr bald nicht mehr bloß mit kleinen schwarzen Fleckchen, sondern gab diesen die abenteuerlichsten Formen. Und statt Taffet wählte man Samt. Einmal schnitt man sie so groß wie ein Pflaster für eine wirkliche Wunde aus; in dieser Form auf die rechte Wange geklebt, nannte man sie „die Zahnschmerzliche". Einzelne Damen besetzten diese Riesenpflaster, um sie recht pikant zu machen, obendrein mit Edelsteinen. Besonders beliebt waren aber Mouches in der Gestalt von Mond, Sternen; und vor allem in der von Tieren. Und alle Arten Getier wählte man; Hasen, Füchse, Hunde, Schmetterlinge, Pferde, und so weiter. Und nicht einmal vor dem Unappetitlichsten machte man Halt. Eine Zeitlang klebte man sich sogar hüpfende Flöhe auf. Der bevorzugte Platz hierfür war die tiefste Stelle des Kleiderausschnittes, die den Blicken noch sichtbar war, oder die Höhe des Busens. Dadurch lenkte man nicht nur die Blicke, sondern auch die Hände der Männer ständig an diese Stellen. So grob und plump diese Art Scherze und Spiele der Koketterie waren, so verhinderte das nicht, daß man diese Mode jahrzehntelang in allen Ländern übte.

Noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts schreibt Abraham a Santa Clara:

„Andere stoltze Helenae tragen zum besseren Schein ihrer glatten, weißen Haut schwartze Fleckel, welche in Hirsch- und Haasen- und Fuchs-Gestalten geschnitten; aber diese prangt mit lauter Vögeln in dem Angesicht, und, so mich recht duncket, so sehe ich, daß ihr ein solcher tapferer Gimpel auf der Nasen sitzet."



235. Unschickliche Liebe. Gemälde von Cornelis Troost

Das Rokoko hat diese grotesken Formen der Schönheits-Pflästerchen gemildert und reduziert, wie es alles zu delikateren Formen umwandelte; verzichtet hat es jedoch auf die Schönheits-Pflästerchen nicht, sondern sich ihrer im Repertoire der Koketterie bis zum letzten Tag seiner Herrschaft bedient . . .

Wenn die Koketterie einen hervorstechenden Zug im Charakterbilde der Frau einer Zeit darstellt, dann spielen die Formen des gegenseitigen Flirts im Verkehr der beiden Geschlechter miteinander stets eine ebenso auffällige Rolle. Denn die Koketterie führt nicht nur stets zum Flirt, sondern jede Koketterie ist überhaupt schon zu einem großen Teil Flirt, also gewissermaßen nur seine künstlerische Linie. Im Ancien Regime war nicht nur jede Art Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern von Flirt durchsetzt, sondern die Liebe, als alles verzehrende Leidenschaft, war überhaupt in die Scheidemünze des Flirts umgewechselt. Selbst der Geschlechtsakt war in dieser Zeit, mehr denn je, Flirt, denn man schenkte sich seinem Partner ja nicht, sondern trieb mit ihm nur ein kokettes Spiel. Und eben nicht nur mit ihm allein, sondern mit Dutzend andern zugleich.

Das Wesen des Flirts ist in allen Zeiten gleich. Er betätigt sich durch mehr

oder minder intime gegenseitige Liebkosungen, durch pikante Schaustellungen heimlicher körperlicher Reize und durch verliebte Gespräche, bei denen das Wort zur stimulierenden Liebkosung gemacht wird. Was die verschiedenen Epochen unter sich unterscheidet, ist das Mehr oder Minder in den typischen Grenzen bei diesem gegenseitigen Liebeswerben, der Kreis, den er beim einzelnen Individuum umspannt, ob man nur mit dem flirtet, zu dem einen eine tiefere Neigung hinzieht, oder wahllos mit jedem oder jeder, und schließlich der Grad der Öffentlichkeit, in dem sich alles dies abspielt. Für das geschichtliche Urteil, das die verschiedenen Zeiten gegeneinander abwägt und die Linien der Entwicklung festzuhalten sucht, ob diese nach Oben oder nach Unten gehen, kommt vor allem der letzte Punkt in Frage. Denn wenn z. B. ein Flirt zwischen zwei liebenden Menschen, wo jede seiner Formen nur aus wahrhafter Neigung entspringt, das denkbar köstlichste Ereignis des Sinnenlebens sein kann — die Ausgestaltung des Trieblebens zur erhabendsten Symphonie —, so wäre selbst dies nur so lange köstlich, als es mit dem Schleier der Heimlichkeit umwoben ist. Ein grober Verstoß gegen diesen Punkt ist als Einzelerscheinung pathologisch und als Massenerscheinung nicht bloß relativ unsittlich — an unsern heutigen Maßstäben gemessen —, sondern auch absolut, denn es verstößt gegen die sozialen Triebe. Es ist widernatürlich, weil alles direkt Geschlechtliche, gemäß den Naturgesetzen, die sich dabei erfüllen, die Heimlichkeit voraussetzt. Das Ancien Regime charakterisiert sich in diesem Punkt, wie wir mehrfach schon anzudeuten gezwungen waren, dadurch, daß es beim Flirt in allem, im Wort und in der Tat, womöglich bis an die letzte Grenze ging. Dies war das bewußt verfolgte typische Ziel. Und weiter dadurch: man flirtete in vollster Öffentlichkeit; — auch das Lieben ist ein öffentliches Schauspiel! — Wenn man von der Koketterie der Frauen im Ancien Regime sagen kann: die meisten Frauen affichierten die Koketterie, wie man einen Schild heraushängt, so kann man vom gegenseitigen Flirt behaupten: er wurde, wie einst so viele Handwerke im Mittelalter, auf öffentlicher Straße betrieben, begafft von allen Nachbarn, Freunden und Vorübergehenden.

Die deutlichsten Vorstellungen von dem allgemeinen Liebesgebaren verschaffen uns neben den intimen Schilderungen aus der Feder der zeitgenössischen Don Juans in erster Linie die schwelgerischen Verherrlichungen der einzelnen Liebkosungen in den zeitgenössischen Künsten. Gerade in der Literatur und Kunst des Ancien Regime löst sich alle Liebe rein in Flirt auf. Wenn von Liebe gesprochen oder Liebe geschildert wird, so sind es nur pikante Schauspiele des Flirts, die sich vor einem auftun. Von dem geistigen und menschlichen Inhalt der Liebe wissen die Dichter und Künstler des Barock und Rokoko fast gar nichts zu sagen, oder nur banale und matte Wendungen; dagegen reden sie stets in den begeistertsten Vergleichen von den besonderen Delikatessen der einzelnen Liebkosungen.

Zwar nicht die erste und häufigste, aber die delikateste Form des Flirts ist für das mitteleuropäische sinnliche Empfinden immer der Kuß. Aber von der herrlichen Heiligkeit des Küssens weiß diese Zeit nichts; für sie ist der Kuß nur das Mittel, die eigne Begierde auf das andere zu übertragen: „Denn erst der



C. Troost pinx.

Punt et Tanjé fecerunt.

VRYAGIE
van
REINIER ADRIAANSZ. by SAARTJE JANSZ.

Hoe! zou een geestig Meisje een' Lompen Vil beminnen?
Neen, zie hoe dartle Saartje uw zotte taal belacht:
Ranier! bedwing uw vleesch: gy zult haar gunst nooit winnen.
Men weet dat ze in haar kooitje een' andren Vogel wacht.

L.P.

Te Amsterdam, by J. Punt, P. Tanjé en P. Fouquet junior 1754.

DECLARATION D'AMOUR
de
RENÉ à SAROTTE.

Tu plairois à Sarotte avec ton air sauvage.
René! vois le contraire à son maintien mogueur.
Tu n'y gagneras rien: réprime ton ardeur;
Car tu n'es pas l'Oiseau qu'elle attend dans sa caye.

H.J.R.

A Amsterdam, chez J. Punt, P. Tanjé et P. Fouquet junior 1754.

Die verschmähte Liebeserklärung

236. Holländischer Kupferstich nach einem Gemälde von C. Troost. 1754

Kuß ist's, der euch lüstern macht, In eins zu wandeln, was erst zwiefach war." Außerdem soll der Kuß das Vergnügen variieren. Mit Vorliebe preßt daher der Mann seine Küsse auf den Busen der Frau. In dem Gedicht „Wenn Hoffnung nicht wär, so lebt ich nicht mehr" bittet der Verliebte: „Und laß den Busen schleifenlos dem wärmsten Kuß gleich warm entgegen wallen." Und bereitwillig lassen die Frauen solche Scherze und Spiele zu. Retif de la Bretonne erzählt in seinem Monsieur Nicolas das folgende Erlebnis, das er bei einem Besuche hatte:

„Als ich gesättigt war, widmete ich meine Aufmerksamkeit den Koketterien meiner hübschen Nachbarin, die mir immer wieder Wein einschenkte. Ich antwortete mit etlichen Galanterien, unter anderem lobte ich ihren blendendweißen Hals, den sie aus Gefallsucht so entblößt trug, daß ihr einer Busen ganz zu sehen war. Ich schmeichelte ihr mit folgenden Versen aus Voltaires „Das Mädchen von Orleans":

Wer sollte da nicht toll verliebt wohl sein?
Ein weißer Hals, wie Alabaster rein,
Und weiter unten Amors Hügelland,
Zwei runde Busen stehen da scharmant
Mit Knospen, die wie rote Rosen prangen.
Du praller Busen lockest das Verlangen:
Es zuckt die Hand, es sehnen sich die Augen,
Und lüstern will die Lippe an dir saugen . . .

Lafray schnitt eine kleine Grimasse. Frau Chéreau bemerkte das und bot mir alsbald den entblößten Busen zum Kuß da. Ich sank auf die Knie.

„Da er niederkniet, soll er alle beide küssen!" rief Frau Chéreau und entblößte auch den anderen Busen. Ich war berauscht und preßte meine Lippen an eine der Knospen. Das erregte Weib drückte meinen Kopf mit beiden Händen an sich . . . ."

Was die kleine Bürgerin aus der Provinz dem lüsternen Retif zärtlich gestattet, wird in dieser Zeit auch von der vornehmen Dame galant zugestanden, wie wir aus zahlreichen Notizen der Memoirenliteratur erfahren. Einer Frau auf den Busen zu küssen, zählt überhaupt zu den allgemein erlaubten Huldigungen. Man schafft sogar förmlich Gelegenheiten zu dieser auf beiden Seiten beliebten Liebkosung. So wird bei Pfänder- und andern Spielen nicht selten ein Kuß auf den Busen als Lösegeld ausgemacht. Lilius Chamedri führt in seinem „Jungfern-Advocat" an,



Herrenrechte

237. Aus einem Gemälde von Cornelis Troost

„daß einstmahls eine betrübte Jungfer zu ihm gekommen und geklagt habe, daß sie in einer Gesellschaft gewesen, allwo man um Pfänder gespielet, und als sie eines zu lösen, sich habe einen Kuß auf den Mund und Brust geben lassen, sey ihr darauf so heiß geworden, daß sie sich fast nicht gewusst vor Schmerzen zu halten."

Wenn einem Manne die Courage fehlt, eine Frau zu küssen, oder wenn er bloß der Hand zuwendet, was zum mindesten dem Mund gebührt, so sind die Frauen heimlich enttäuscht. Logau spottet:

Jungfern, euch die Hand zu küssen,
Pflegt euch heimlich zu verdrießen
Weil man feurig zugewandt,
Was dem Mund gebührt, der Hand.



Der Kuß der Liebe

(Le baiser de l'amour)

Französischer Farbstich von Janinet nach einem Gemälde von Doublet. Um 1780



Der Kuß der Freundschaft

(Le baiser de l'amitié)

Französischer Farbstich von Janinet nach einem Gemälde von Doublet. Um 1780



Die liebestolle Alte

238. Französischer Kupferstich von P. Surugne nach einem Gemälde von J. B. Pater. 1735

Um so geschmeichelter fühlen sich dagegen die meisten Frauen, wenn ein Verwegener beim Küssen um eine besondere Gunst bittet, z. B. einen Kuß auf das runde Knie drücken zu dürfen. Und diese Gunst wird mitunter sogar in Gesellschaft bewilligt: „Das Knie ist die letzte Station der Freundschaft, erst der Kuß oberhalb des Strumpfbandes gebührt allein dem Liebenden." Der Liebende begnügt sich wiederum nie mit solch harmlosen Küssen, er will stets die intimsten Stellen des Körpers der Geliebten küssen. Dutzendfach ist dieses raffinierte Begehren in der galanten Literatur behandelt.

Wie man den ganzen Körper mit Küssen bedecken will, und auch bedeckt — sich gegenüber fordert übrigens der Mann von der Frau dieselben raffinierten Intimitäten, die er ihr zuteil werden läßt —, so gibt es auch nicht bloß eine Art Küsse, sondern hundert verschiedene. Die Kunst des Küssens ist eine ganze Wissenschaft geworden, und zwar eine überaus populäre. Das Raffinement des großen Küssers Johannes Sekundus im 16. Jahrhundert ist jetzt ein öffentliches Geheimnis. Was Küssen ist, und auf welch verschiedne Art man küssen kann und, je nachdem, auch soll, wird selbst in ganz ernsten Werken beschrieben und diskutiert. Im „Frauenzimmerlexikon" heißt es über den Kuß:

Kuß, oder Mäulgen, auch Schmätzgen, und Heitzgen genannt, ist eine aus Liebe herrührende und entbrannte Zusammenstossung und Vereinigung derer Lippen, wo der Mund von zwey Per-

wobei es oft unanständig geräuscht wird, daß die Lippen bei dem Abzug einen rechten und deutlichen Nachhall zum Zeichen des Wohlgeschmackes von sich geben.

Eine etwas feurigere Form ist nach demselben Werke der sogenannte „Florentiner Kuß". Dieser besteht darin, daß „man eine Person bey zweyen Ohren hält und küsset". Durch einen nassen Kuß offenbart der Mann einer Frau, daß er mehr von ihr will, als nur harmlos scherzen. Hofmannswaldau sagt: „Es tat ein nasser Kuß ihr meine Geilheit kund." Und weil jede Frau gerade auf diese Weise sehr oft von den Männern geküßt wird, so kennt sie aus Erfahrung die Wirkung eines solchen Kusses auf ihre Sinne. In dem Gedicht von Hofmannswaldau ruft die auf diese Weise geküßte entrüstet: „Ist dein Verstand gesund, so rühre deine Brunst in meine keuschen Hecken." Der „Jungfernkuß" besteht darin, daß der Küssende dem Mädchen auf den Busen küßt und die Busenknospe in den Mund nimmt. „Auf diese Art küssen gefällt dem verliebten Frauenzimmer vor allem andern, weil sie dabei ihre schönen Brüste zeigen können," heißt es in dem „Vademecum für Verliebte". In den Spinnstuben Süddeutschlands übt man ein Pfänderspiel „Das Kind austragen", bei dem diese Art Küsse das von dem Mädchen zu gewährende Lösegeld ist. Wenn eine Dame sich weigert, sich zu diesem Zweck das Mieder aufknüpfen zu lassen, spottet man: „Aha, die ist von Bremen", womit gesagt sein soll, ihre Brust sei so flach wie ein Brett, und nur deshalb sei sie so zimperlich. Auf französische Art küssen, heißt es in dem vorhin genannten „Vademecum für Verliebte", wenn sich beim Küssen die beiden Zungen berühren. Das ist die Art, wie sich verheiratete Leute küssen, „weil sie beiden das zärtlichste Vergnügen" bereitet. Der Mann à la mode küßt nur auf diese Weise, weil er dadurch die Wollust einer Frau aufs heftigste anreizt, und „Frauen, die an der Liebe Gefallen finden, wollen nur auf diese Art geküßt sein". So gibt es noch Dutzend Arten, und bei jeder obendrein verschiedene Nuancen, und allen eigne und besondere Genüsse. In dem Gedicht „Kußspiel" heißt es:

Nicht eine Gattung Küsse ruhrt allein mein Herz,
Druckst du mit nassen Lippen mir taufeuchte Küsse auf,
Dann freun die nassen mich, doch fehlts den trocknen
Auch nicht an eignem Reiz: es fließt aus ihnen
Ein Wonnegefühl durch Mark und Bein.
Wie lieblich ist's, gebrochne Augen küssen.
Und diesen Leidensquellen Freuden abgewinnen.
Wie süß ist es, an Rosenwangen,
An Nacken, Brust und Schultern, weiß wie Schnee,
Sich anzuschmiegen, und dann Schultern, Wangen
Und weißem Hals und weißem Busen
Kußfleckchen bläulich aufzuzeichnen,
Mit zitternden Lippen die stammelnde Zunge
Zu saugen, und durch den Verein der Lippen
Zwei Seelen ganz in eine zu vermischen,
Und, wenn der Liebe Glut den Brennpunkt trifft,
In einen Körper beide zu versetzen!
Dein Kuß sei lang, sei kurz, anhaltend, obenhin,
Du, Liebchen, magst ihn mir, ich dir ihn geben,
Er wird mich immer zu dir reißen.
Nur so wie ich ihn gab, gib ihn mir nie zurück:
Ein jeder muß sein eignes Kußspiel treiben.

An der Art, mit der ein Mann küßt, erkennt eine Frau, welches Vergnügen man bei ihm in der Liebe findet: „Wie der Mann küßt, so liebt er." Und weil dies „die größte Neugier aller Frauen" ist, darum hat es schließlich keine einzige ungern, wenn man sie küßt: auch wenn sie sonst ihrem Liebhaber oder Gatten



Die angenehme Lektion

239. Deutscher Kupferstich von J. E Nilson



Der Kampf um die Hosen

240. Satirischer französischer Kupferstich

treu bleiben will: „Einen Kuß in Ehren kann niemand verwehren."

Der Kuß auf den Mund ist in dieser Zeit untrennbar von der Absicht, die sinnliche Begierde beim Geküßten zu erregen. Darum küßt auch die Mutter ihr Kind kaum in der stürmischsten Freude auf den Mund, sondern nur auf die Wangen, Augen und Stirn. Das ist der Kuß der Freundschaft, der geschlechtslosen Zärtlichkeit (Bild 4, 25, 64, 260, 261 und die Beilagen „Der Kuß der Liebe", „Der Kuß der Freundschaft"). —

Mit den Rechten des Mundes sind ebenso umfangreiche Rechte der Hände beim Flirt verknüpft. Und was das Charakteristische ist, diese werden ebenso differenziert und ebenso eingehend beschrieben. Vor allem will man mit dem Busen der Mädchen und Frauen spielen: „Der Busen ist das Vorgebirge des Glücks, nach dessen Klippen die Hände eines jeden Mannes greifen." Es dürfte kaum einen Dichter aus der Zeit geben, der dieser Sehnsucht nicht den deutlichsten Ausdruck gegeben hätte. Hofmannswaldau reimt:

Als ich Lesbie nächst in der Kammer fand,
Da sie sich überhin und schläfrig angeleget,
So schaut ich eine Brust, die schönre Äpfel träget,
Als jemals vorgebracht das reiche Morgenland.
Die Brust zog meinen Geist, der Fürwitz trieb die Hand,
Zu suchen, was sich hier in dem Bezirk beweget.

Gressel begründet in einem Gedicht „Auf ihre Brüste" die Erfüllung seines Wunsches mit dem Hinweis, daß ja den Flöhen dasselbe Recht zugelassen sei:

Was darfst du Lesbie so schrecklich auf mich fluchen?
Will meine linke Hand die zarten Bietzgen suchen,
Die runden Dinger sind der rechten Liebe Glut,
Was Wunder, daß mein Geist darnach so brünstig thut?
Du pflegst den Flöhen ja dasselbe zuzulassen,
Weswegen willst du denn darob mich Armen hassen?
Wenn mein Verlangen auch das weiche Paar begehrt,
Bin ich denn nicht soviel als jene Springer werth?
So laß doch meine Faust mit diesen Ballen thalen,
Ich will auf solche dir viel tausend Küsse zahlen,
Ihr feuriger Rubin flößt mir die Sehnsucht ein,
Drum will ich gar zu gern auf ihren Bergen sein.

Belegen diese Gedichte, daß der Mann sich derartige Vertraulichkeiten gleich bei der ersten Gelegenheit gegenüber einer Frau herausnimmt, so ebensoviel andere, daß der Widerstand der Frauen meistens nur ein scheinbarer ist, und die Blicke widersprechen darum ebensooft ihren Worten. „Ton oeil dit oui, quand ta bouche dit non", heißt es in einem französischen Gedicht „Duo", in dem alle Nuancen eines Flirts beschrieben sind, der schließlich bis zur letzten Gunst führt. Weil

das heimliche Einverständnis die Regel ist, reimt Thümmel triumphierend: „Den Busen zehnfach eingeschnürt, geschah ihm doch, was ihm gebührt.“ Das selbstverständliche Ende vom Liede ist, daß die Frauen sich schließlich nicht nur ins Unvermeidliche fügen, sondern obendrein von dem Vergnügen, das ihnen ein solches Tun ihres Liebhabers bereitet, gar kein Hehl machen. Gressel reimt:

Wie ein Mietzgen stille liegt,
Wenn man solches streichelt,
So hast du dich auch geschmiegt,
Wenn ich dir geschmeichelt,
Nahm ich dich auf meinen Schooß,
Machtest du die Brüste bloß,
Womit ich denn gethalet,
Manchen Kuß drauff gezahlet,
Gelt! das that dir kirre

Für die Verliebte ist es keine Schande, wenn sie selbst den Geliebten zu solchen verliebten Spielen auffordert. Derselbe Gressel dichtet:

Ach! schönste Margaris, wie war mein Geist entzücket,
Als deine Hand mich selbst an deine Brüste führte.

Die Hände des Mannes fordern aber noch weit intimere Rechte, sie wollen überall hindringen, bis in die geheimsten Regionen. Denn nur dadurch würdigt man, nach der Ansicht der Zeit, die Schönheit einer Frau nach Gebühr. Die



Die Vertheidigte Magd.
Ob gleich der Herr hie selbst die Magd that debauchiren,
So gieng ihr doch gleichwol der handel glücklich an:
indem die Frau im hauß, sie selbst that excusiren,
und sprach zu Nachbarin; der Man habs ihr gethan.
Joh. Frid. Probst Sculps

La Servante Justifiée.
Les mechans ont beau faire du mal
quand, a croire leurs malice, on le refuse:
la Servante echappe: le cas est fatal;
la Maitresse meme elle excuse.
Haered. Iorem. Wolffii excudeb. A V.

241. Galanter deutscher Kupferstich nach einem Gemälde von N. Lancret

kühnste Betätigung seiner brünstigen Gier ist ihre Ehre. Celander, der Verfasser des „Verliebten Studenten", sagt in seinem Gedicht „An Arismene": „Ist es nicht des Schooßes Ehre, Wenn sie krönet meine Hand?" Was angeblich nur die Prüdesten unter den Frauen ernstlich bestreiten. —

Wo der Mund und die Hände hindringen, dringen auch die Blicke hin. In einem Gedicht „An Laura" jubelt der Begünstigte:

Du weißt, wie lieb mir ist mein Loos,
Wenn du vertraut auf meinem Schooß
Dem Arm erlaubst dich umzuschließen,
Den Lippen, innigst dich zu küssen,
Der Hand — Verborgnem nachzuspähn,
Den Augen, alles anzusehn.
Zu sehn des Busens Reizgestalt,
Die unterm Tuch elastisch wallt,
Zu sehn das Morgenrot der Wangen,
Von meinem Kuß da aufgegangen,
Verkündend einen Feiertag,
Vielleicht auch Schäferstundenschlag.

Den Augen des Mannes ein verführerisches Schauspiel zu bereiten, ist übrigens die erste Gunst, die die Frau dem Manne einräumt. Es ist gewöhnlich die Ouvertüre des weiblichen Flirts, denn ein Hauptteil der forcierten weiblichen Koketterie besteht ja darin, den Männern durch die Preisgabe intimer Reize einen verlockenden Augenschmaus zu bieten. Diesen Zwecken dient eine nachlässige Lage auf der Ottomane, und noch mehr eine pikante Stellung vor dem Kamin (Bild 19), und für die kühnsten Möglichkeiten ausgelassne Scherze und Spiele. Für die Verliebte gibt es kein größeres Vergnügen, als mit ihrer Schönheit vor dem Geliebten zu prangen, außerdem weiß jede Frau, daß, „wo die Augen gefangen sind, auch die Hände und der Mund nicht lange unbeschäftigt bleiben", und so findet sie dutzend zwingende Gründe, dem Geliebten irgend etwas zu zeigen. Vor allem sind es plötzliche Schmerzen, die der Geliebte durch Augenschein begutachten und lindern muß. Die Rose, die sie am Busen trug, ist innerhalb des Kleides hinabgeglitten, und der Dorn hat sie schmerzlich geritzt, das läßt sie, jäh aufschreiend, zum Geliebten ins Nebenzimmer eilen, wie Hagedorn in der Sammlung „Galante Musenkinder" dichtet:



Der verliebte Neger

242. Detail aus einem Kupferstich von William Hogarth

Ach! was hab' ich itzt vor Schmerz
Von der Rosenknosp' erlitten,
Die mir, recht bis an das Herz,
Von der Brust herabgeglitten!

O wie drückt michs! Himmel, wie!
Hier, hier in der linken Seite!
Sieh nur selbst: mir glaubst du nie;
Doch was glaubt ihr klugen Leute!

Sie entblößte Hals und Brust,
Mir der Knospe Druck zu zeigen;
Plötzlich heißt der Thron der Lust
Mich und die Verweise schweigen.

BEWARE.



Boitard. Invt.

D. Cole. Sculpsit.

LOVE'S BITTER Potion, Or DOLLY PREGNANT.

In vain, fair Dolly you your Fate lament,
Vain are your Tears, in vain you now Repent;
Then, when you listen'd to the guileful Song
Of faithless ROGER'S Honey-dropping Tongue,
When with false Tales your guardless Heart he woo'd,
And with feign'd Vows and fond Caresses Sued
'Twas then you shou'd have summon'd all your Pride,
His Wiles unrevell'd and his Arts defy'd
Too easily you loos'd your Virgin Zone;
And for a Moments Pleasure was undone;
Your Pitcher's broke—now mend it if you can—
No, 'tis beyond the Skill of mortal Man.
Thy growing Burden will thy Sin proclaim,
And give thee up to everlasting Shame.
In vain you Heaven and all its Saints invoke
To curse the Villain who his Vows has broke;
ROGER nor minds your Curses, nor your Prayrs
Careless your Cries and loud Laments he hears
He makes your fond Credulity his Joke;
Nor thinks a Word of all the Oaths he broke;
Laughs at your Folly, glories in the Feat;
Thinks it no Sin, or if it be, so Sweet
He wuld each Day repeat the lufsous Crime
And forfeit all his Hopes of future Time.
Ye Virgins, who in all your Graces Bloom:
Timely beware, and think on Dolly's Doom.

Collcurt. Sc.

Printed for Carrington Bowles, Map & Printseller next St. Pauls Churchyard, London.

Price 6.d

Der Liebe bitterer Trank oder die schwangere Dolly

243. Symbolik der verlorenen Jungfrauschaft. Englischer Kupferstich von D. Cole nach Boitard

(Vergl. die Beilage: „A Lovers Anger".) Am häufigsten gibt jedoch die Pein eines schmerzhaften Flohstiches an irgendeiner heimlichen Stelle die günstige Gelegenheit zu einer unerläßlichen Augenscheinnahme durch den Geliebten. Dieser peinliche Fall gibt wie kein andrer die Möglichkeit zu pikanten Situationen, denn hier muß ja der zu Rat gezogene doch obendrein stets bestrebt sein, zugleich auch des Peinigers habhaft zu werden, und das ist bekanntlich keine so einfache Sache, weshalb denn auch die Dichter hier am allerseltensten mit wenigen Zeilen bei der Behandlung dieses Themas auskommen, sondern oft ganze Seiten darauf verschwenden müssen (Bild 249 und 252) . . . . .

Wir haben oben betont, daß die galante Literatur und Kunst uns die deutlichste Vorstellung von den Formen des gegenseitigen Liebeswerbens im Ancien Regime geben. Diese kaum zu bestreitende Tatsache erleichtert uns die Notwendigkeit, zu der wir aus Gründen des Raumes gezwungen sind, hier auf „historische" Kommentare zu den einzelnen Punkten zu verzichten. Wir bemerken nur, daß man aus der zeitgenössischen Memoirenliteratur jede einzelne dieser Nuancen durch eine Reihe Wirklichkeitsschilderungen belegen könnte, und dadurch aufs triftigste die Richtigkeit des damals entstandnen Wortes zu beweisen wäre: „Il est toujours plus facile de toucher les tétons d'une belle que son coeur." —



244. Illustration aus Rabeners „Satiren"

Die Tendenzen einer Zeit streben stets nach einer bestimmten Pointe, in der sie ihre relativ beste Lösung finden. Diese Pointe ist für den Flirt im Ancien Regime das „Lever" der Dame geworden; die Zeit, die diese täglich ihrer Toilette widmen muß und in der sie sich somit im Negligé befindet. Die Frau im Negligé ist ein Begriff, der früheren Zeiten noch unbekannt war, oder nur in ganz primitiver Weise. Er ist in seiner eigentlichen Form erst im Zeitalter des Absolutismus entstanden. Hier mußte er entstehen, und zwar deßhalb, weil die modische Auftakelung der Frau in dieser Zeit, in der ihre Entwicklung zum bloßen Luxusgegenstand die groteskeste Entfaltung erlebte, täglich stundenlange Vorbereitungen erforderte. So leicht begreiflich wie dies ist, genau so logisch ist es aber auch, daß das Unumgängliche zum Selbstzweck sich wandelte und diese Situation zu einer von der Gesellschaft sanktionierten und dementsprechend organisierten Hauptattraktion des sinnlichen Genießens



Joseph und die Potiphar

Englisches Schabkunstblatt von James Moore nach einem Gemälde von C. Cignanus



Das Lever der vornehmen Dame

245 Aus „Die Heirat nach der Mode" nach einem Gemälde von William Hogarth

gemacht wurde. Der Flirt selbst ist in diesem Zeitalter eine offizielle Institution, also muß ihm zu seiner Betätigung auch eine offizielle Gelegenheit geschaffen werden; das erste bedingt das zweite. Das heißt: die günstigste und dankbarste Gelegenheit, die das tägliche Leben dem gegenseitigen Flirt bietet, mußte zu der offiziellen Gelegenheit des Flirts gestempelt werden. Und das erfüllte sich in der Proklamierung des Lever, als der offiziellen Besuchs- und Empfangsstunde der vornehmen Dame.

Es konnte fürwahr keine günstigere und keine dankbarere Gelegenheit zum gegenseitigen Flirt geben als diese. Im Negligé befindet sich eine Frau in der Situation, in der sie am pikantesten auf die Sinne des Mannes wirkt, und diese Situation währte damals nicht nur eine kurze Spanne Zeit, sondern dehnte sich wegen der Umständlichkeit der Toilette stets über lange Stunden aus. Welch unerschöpfliche Gelegenheit für eine Frau, um ihren Freunden und Courmachern ein berückendes Schauspiel ihrer einzelnen Reize zu inszenieren! Bald entblößt sich der Arm, scheinbar zufällig, bis zu den Achseln, bald müssen die Röckchen hochgerafft werden, um Strümpfe, Strumpfbänder und Schuhe in Ordnung zu

bringen, bald zeigt sich der blendende Nacken in seiner vollen Pracht, bald die Pikanterie der Büste auf eine neue Weise. Es gibt kein Ende für die hundert Delikatessen dieses Schauspiels, sie finden ihre Grenzen immer nur in der Geschicklichkeit der einzelnen Frau. Aber das ist nur die eine Seite der Sache. Gleich günstig ist das Negligé für die sofortige Realisierung der Konsequenzen, die dieses Schauspiel nach sich zieht, denn dem Nachgiebigsein sind auf der Seite der Frau keine technischen Hindernisse mehr im Weg. Die Frau braucht nur Ja zu sagen, und der Mann ist in irgend einer Form am Ziel seiner Wünsche. Ein pikantes Negligé ist sogar schon das Ja der Frau, denn die Toilette der Frau ist zugleich ihr Panzer, der sie immer, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grade, unnahbar für den Mann macht. Wenn die Frau ihm also ganz aus freien Stücken ohne diesen Panzer gegenübertritt, so darf dies überhaupt als die direkte Aufforderung der Frau an den Mann gedeutet werden, die Gelegenheit zu benützen. Diese innere Logik gilt für die damalige Zeit noch ungleich mehr, als für jede andere, da die Toilette, d. h. das entrüstete Wort der Frau: „Wo denken Sie hin? Meine Toilette . . .", geradezu der einzige vom Manne respektierte Widerspruch ist, um sich ihr gegenüber beim Flirt auf bloße Worte oder Blicke zu beschränken (Beilagen „Die französische Toilette", „Der schmachtende Liebhaber").

Daß im Ancien Regime diese täglich wiederkehrende Situation die von der Gesellschaft sanktionierte und darum offizielle Gelegenheit zum gegenseitigen Flirt wurde, bei der außerdem alles darauf angelegt war, dessen Möglichkeiten zu steigern, ist jedoch nicht bloß eine Ableitung aus der inneren Natur der Dinge. Sondern die Tatsache, daß das Lever vornehmlich im Interesse des Flirts organisiert ist, hat das Ancien Regime in Wort, Bild, und vor allem durch die Tat selbst, auf die deutlichse Weise ausgesprochen.

An dem Lever einer Dame teilzunehmen, ist die erste Gunst, die dem in ihrem Hause Eingeführten zugebilligt wird, und es ist die Pflicht des betreffenden Mannes, um diese Stunde bei ihr vorzusprechen. Der Graf von Tilly schreibt in seinen Memoiren über einen derartigen Besuch bei einer von ihm umworbenen Dame:

„Ich begab mich zu ihr. Sie setzte mich mit wenigen Worten in Kenntnis des Auftrages, den sie erhalten hatte; bezeigte mir, erst in allgemeinen Ausdrücken, eigenes Interesse für mich, tat dann verschiedene Fragen, welche diesen Anteil näher zu erkennen gaben, und als sie einige Blicke auffing, die ich auf ihre Reize warf (denn sie war wirklich schön und eben bei der Toilette), schien sie einen Augenblick verwirrt und teilte mir dadurch die ganze Aufregung mit, die ich in ihr erweckt hatte und sie nur mit Mühe verbergen konnte."

Diese allgemein übliche Intimität der Situation läßt sich an unzähligen Bildern kontrollieren (Bild 10, 54, 99 und 262). Bleibt ein bevorzugter Freund nur einen einzigen Tag aus, so droht ihm am nächsten der sichere Vorwurf: „Sie vernachlässigen mich." Und eine Frau fühlt sich in ihrem Leben von dem Tage an vereinsamt, von dem die Freunde ihrem Lever dauernd fernbleiben.

Weil die Frau weiß, daß sie in dieser Situation am verführerischsten ist, so konzentriert sie ständig das größte Raffinement auf die Pikanterie ihres Negligé. Der Herzog von Hamilton berichtet über den englischen Hof Karl II., „daß das Bade-Negligé für Hofdamen vorzüglich dazu verwendet wurde, um, ohne



LA VERTU CHANCELANTE.

A Paris chez J.B. Greuze Peintre du Roy rue Neuve

246. Die wankelmütige Unschuld. Kupferstich von J. Massard nach einem Gemälde von J. B Greuze



Der heimliche Liebhaber

247. Englischer Kupferstich

den Anstand zu verletzen, ihre Reize aufzustellen". Die Marquise von Merteuil sagt von einem Negligé, das sie bei einem bestimmten Tête-à-tête zu tragen beabsichtigt: „Es ist das galanteste Negligé, das man sich denken kann, und das wirklich entzückend ist und ganz meine Erfindung: es läßt nichts sehen und doch alles erraten." Und der Wüstling Valmont berichtet über die Wirkung eines solch pikanten Anblickes:

„Dieser Anblick weckte meine Begierde und gab meinem Blick, was ich brauchte. Der erste Effekt war, daß sie die Augen niederschlug. Eine Zeit versenkte ich mich in dieses engelskeusche Gesicht, dann glitt mein Blick ihren Körper hinab und es amusierte mich, sie mit meinen Augen zu entkleiden bis auf die Füße."

Worauf es die in den Künsten des Raffinements erfahrene Frau auch in den meisten Fällen abgesehen hat (Bild 136)!

Ist das Lever einer Dame in erster Linie eine Table d'hôte für die Augen, so kam auch die Neugier der Hände häufig auf ihre Rechnung, indem der Freund bei einer momentanen Abwesenheit der Zofe zu kleinen Hilfeleistungen in Anspruch genommen wird (Bild 130, 203 und 222). Es sind die Gunstbezeugungen, die ihm kokett als Gnade zugebilligt werden und bei denen er seine Geschicklichkeit im Flirt erweisen kann, oder Dienste, zu denen man ihn auffordert, um seine Sinne in berechnender Absicht zu entflammen. Casanova erzählt aus seiner Liaison mit der Tochter eines reichen turiner Juden die folgende Episode:

„Nach dem Frühstück verabredeten wir, miteinander auszureiten, und sie zog sich in meiner Gegenwart als Mann an; aber auch die Tante war dabei. Da sie ihre Lederhosen schon vorher angezogen hatte, so ließ sie ihre Röcke fallen; hierauf legte sie ihr Mieder ab und zog eine Jacke an. Ohne dem Anschein nach darauf zu achten, sah ich einen prachtvollen Busen; die listige Jüdin wußte aber wohl, was sie von meiner Gleichgültigkeit zu halten habe. ‚Wollen Sie mir wohl meine Busenkrause in Ordnung bringen?' fragte sie mich. Sie entflammte mich hierdurch, und meine Hand war recht unbescheiden."

Aber nicht nur vor dem Toilettentisch empfing man seine Freunde, sondern sogar im Bad und im Bett nahm man offiziell ihren Besuch entgegen. Das war die raffinierteste Steigerung des öffentlichen Flirts, denn hier war die Gelegenheit für die Frau am allergünstigsten, entgegenkommend und verschwenderisch mit der Preisgabe intimer Reize zu sein, und die Verführung für den Mann, sich Kühnheiten herauszunehmen, am allergrößten. Wenn eine Dame ihre Freunde im Bade empfängt, so ist, um den Anstand zu wahren, ein Tuch über die Wanne gebreitet, das nur Kopf, Nacken und Busen der Dame sehen läßt (Bild 53). Aber dieses



Representation dieses basse Declaration d'Amour pour eviter ces Basseses.
Warnungs Bild für niederträchtige Liebs Erklährungen &c.

Pfui dem Soldat, der hörzhafft nur soll
seine Feinde stetts bekrygen,
wan er sich lasst durch Weiber Lieb
weichlich Herze gleich besiegen,
noch mehr, wen nicht trachtig er, sich
wirfft dem schönē Gschlecht zu Fusse,
und nit nach Ausen, sint u greift, was
man ohn vieles Blut vergiessen,
beym Bett in Zimer finden kan, und es
auch wahr viel leichter zwar
als eine Schlacht im Feld zu gewinnen,
dennoch aber nicht dass folgt sie, wahr

nichts anderst drauf, als spate Ren, und
diesse offt mit solchen Wunden,
wofür bisher kein Arzt nicht Rat in sich,
res Mittl ausgefunden.
Drum wen du einen Weichling kennst so
kauff dass Bild u. schenck es ihm,
vielleicht, erkent er seinen Fehl, u. wirt
in ihm einn andren Sinn,
dass er sich schamt, was er gethan, u
wird im Held durch andre Thaten,
die machen ihn zum Ritter zwar, doch
nach Meriten der Soldaten.

Printed for Carington Bowles at St Pauls Church Yard London

Der schmachtende Liebhaber

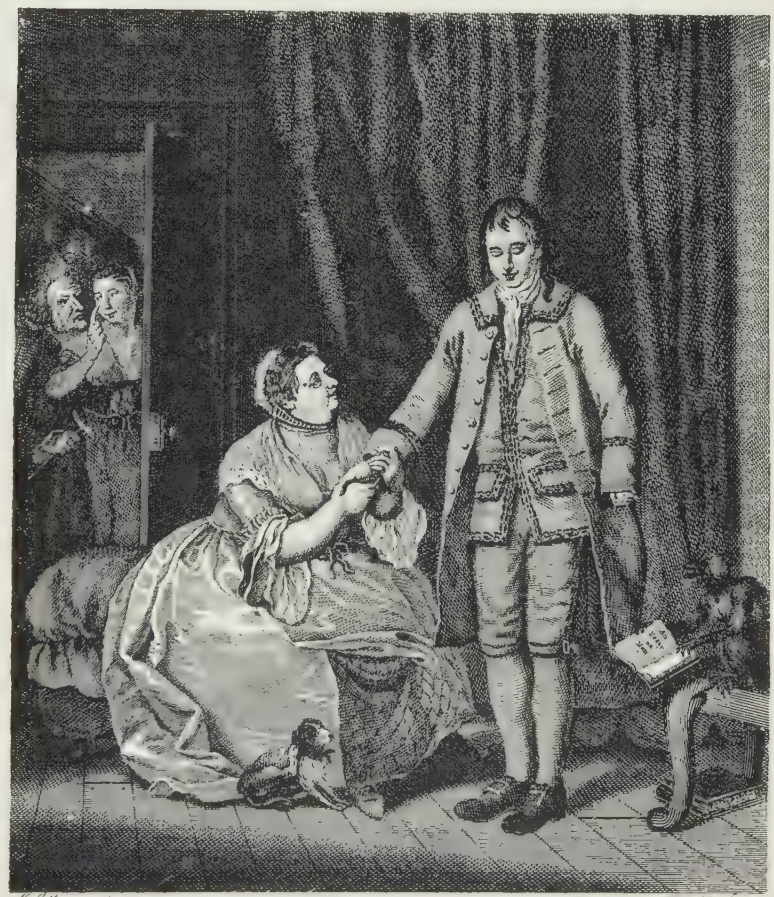
Englischer moralisierender Kupferstich mit deutschem Text

Tuch kann ja so leicht zurückgeschlagen werden! In dem materialreichen Zeitspiegel „L'Espion anglais" sind u. a. die Memoiren eines französischen Hofmannes abgedruckt, in denen sich die folgende Stelle befindet:

„Die schöne Frau von G. war eben im Bade. Als ihre Kammerfrau nach wenigen Augenblicken das Zimmer verließ, bat ich um die Gunst, das Badetuch entfernen zu dürfen, was mir auch durch ein graziöses Lächeln erlaubt wurde. Ohne den Anstand zu verletzen, ermöglichte sie mir so auf die graziöseste Weise, die genauesten Kenntnisse von allen ihren Reizen zu bekommen, auf die sie, wie ich zugeben muß, mit Recht stolz war. Leider mußte das verführerische Schauspiel vor der Zeit abgebrochen werden, da der Marquis B. gemeldet wurde, der früher einmal Rechte auf sie hatte. Als später auch ihr Gatte sich einstellte, verließ ich sie, weil die Situation nun langweilig wurde. Tags darauf war mir das Schicksal günstiger, es stellte sich kein lästiger Besucher ein. Die begeisterten Worte, die ich jedem einzelnen ihrer Reize zollte, brachten bei ihr denselben Aufruhr der Sinne hervor, der mich erfüllte, und so fiel diesesmal der Vorhang erst, als ich von meiner Schönen nichts mehr zu wünschen hatte."

Eine Frau von Gueménée, eine berühmte Schönheit am Hofe Marie Antoinettens empfing auch andere Leute als ihre Freunde im Bade, was man aus den Memoiren des Herzogs von Choiseul erfährt. Aber das wird absolut nicht als etwas Besonderes erwähnt (Bild 274 und 275). Über den Empfang der Hofmacher im Bett erzählt Casanova eine ganze Reihe Fälle. Wir zitieren als Beleg die Schilderung eines Morgenbesuches, den er bei der Tochter eines reichen Großkaufmanns in Antwerpen machte:

„Sie empfing mich, im Bett sitzend, mit dem angenehmsten Lächeln. Das reizende Mädchen sah entzükkend aus. Ein hübsches Batisthäubchen, mit



Die Überraschung

248. Englischer Kupferstich von J. Goldar nach J. Collet. 1767

hellblauen Bändern und mit Spitzen besetzt, zierte ihr reizendes Gesicht, und ein leichtes Tuch von indischem Musselin, das sie in aller Eile über ihren Elfenbeinnacken geworfen hatte, verbarg mir nur zur Hälfte ihren Alabasterbusen, dessen Form einen Praxiteles beschämt haben würde. Sie erlaubte mir, von ihren Rosenlippen hundert Küsse zu pflücken, die immer feuriger wurden, da der Anblick so vieler Reize nicht dazu angetan war, mich abzukühlen. Aber ihre schönen Hände verteidigten hartnäckig zwei Halbkugeln, welche meine Hände mit brennender Begier zu ergreifen suchten."

(Bild 272, 284, 287, 288, 289, 295. Beilagen: „Der verliebte Widerstand", „Le Boudoir", „Ça a été".)

Wollte eine Dame einem Freunde die größte Gunst bei dieser Gelegenheit erweisen, ohne von ihrer Seite den äußeren Anstand zu verletzen, so traf sie der Besuch schlafend an. Der Schlaf der Frau gewährte nach der galanten Anschauung der Zeit dem Manne alle Rechte, denn die betreffende Frau brauchte ja nicht früher zu erwachen, als es ihren Interessen entsprach. Und auch dies war offizieller Brauch, war bon ton (Bild 135, 136 und 261).

Weil das Lever eine offizielle Institution ist und weil jede Frau allen gehört, so führt sie das pikante Schauspiel ihrer Toilette sehr häufig nicht bloß vor einem einzigen bevorzugten Freund auf, sondern vor einer ganzen Korona von Bewunderern und Hofmachern; je vornehmer eine Dame ist, um so größer ist dieser Kreis. Bei den großen Damen der Gesellschaft ist das Lever im wahrsten Sinne des Wortes ein öffentliches Schauspiel. Ein Zeitgenosse Karls II. von England schreibt in seinem Tagebuch über den Besuch, den er mit dem Könige bei der Herzogin von Portsmouth abstattete, folgendes:

„Indem ich Seiner Majestät durch die Galerie folgte, ging ich mit seinen wenigen Begleitern in das Ankleidezimmer der Herzogin von Portsmouth neben ihrem Schlafzimmer. Sie war dort in ihrer leichten Morgenkleidung, eben aus dem Bette gekommen, und Seine Majestät und die Galans standen um sie herum, während ihre Mädchen sie kämmten."

Da die meisten Frauen obendrein allen andern Männern mehr gehören als ihren Gatten, so sind zwar alle ihre Freunde da, aber nur höchst selten der Gatte. Ist dieser aber auch anwesend, so spielt er meist eine klägliche Rolle, denn ein jeder teilt sich ja vor seinen Augen in seine Rechte (Bild 245). Gewiß erledigte man bei dieser Gelegenheit auch alle möglichen Geschäfte. Man empfing den Besuch der Kaufleute oder der Modewarenhändlerin, die neue Stoffe vorlegten (Beilage Qu'en dit l'Abbé?), erteilte Aufträge; aber vor allem flirtete man. Paul Hensel berichtet in seinem Buch über die englische Frau des achtzehnten Jahrhunderts:

Jede feine Dame mußte darauf gefaßt sein, am Vormittage (man fing in feinen Kreisen damals schon an, um drei Uhr zu Mittag zu essen) Besuche nicht nur von Freundinnen, sondern auch von der eleganten Männerwelt, den Stutzern und Schöngeistern der Stadt, zu empfangen. Aber die dabei geführten Unterhaltungen, sofern sie nicht den allzeit beliebten Klatsch betrafen, bewegten sich überwiegend auf dem Gebiete der Galanterie und der witzigen Rede und Gegenrede.

Hier ist noch eins zu erwähnen: Diese offizielle Flirtgelegenheit bedingt auch ein Stammpublikum, das jederzeit zur Stelle ist, so daß eine Frau zum mindesten in ihren guten Tagen niemals in die fatale Lage kommt, vor leeren Bänken zu spielen. Dieses allzeit anwesende Stammpublikum ist der sogenannte Petit Maitre, eine spezifische Züchtung des Ancien Regime. Der Petit Maitre ist nicht



Le Berger Curieux

Derriere son Iris ce Drole sans mot dire,
Souffre que sur son Sein une Puce respire,
Il a tort, dites vous; c'est en juger fort mal:
L'Agnes pour mieux ôter le mordant Animal
Laisse voir une Gorge aussi fraiche qué Roze)
Qui sçait si le Tendron qui se croit sans témoin
Pour quel quautre pressant besoin
Ne montrera pas autre chose)

A Paris chez N.J.B. de Poilly rue S. Jacques

Der neugierige Schäfer

249. Galanter Kupferstich von N. J. B. de Poilly nach Le Bouteux

der eigentliche Liebhaber oder Zizisbeo, der nur an eine ganz bestimmte Dame attachiert ist, er ist der Liebhaber aller Frauen (Bild 228). Es ist der Rang, den der Mann teils zuerst im Galanteriedienst erlangt, teils im Allgemeinen noch neben dem eines Zizisbeo einnimmt. Den Petit Maître zu spielen, ist der Ehrgeiz eines jeden jungen Mannes, und zwar in jedem Land. Man begegnet ihm daher auch überall. Seine Manieren, die darin bestehen, daß er wie ein Schmetterling von der einen Frau zur andern flattert, und daß sich sein gesamtes Tun in galantem, untertänigem Frauendienst erschöpft, werden förmlich zu einem charakterisierenden Begriff; in Deutschland sagte man z. B.: der und der hat ein „petitmaîtrisches Wesen" an sich. In katholischen Ländern, und speziell in Frankreich und Italien, übt die Funktion des Petit Maître vornehmlich der kleine Abbé aus. Diese Leute hatten mit der Kirche freilich nur den geistlichen Rock gemein, denn gewisse Kirchenämter sind in dieser Zeit nichts als Pfründe, und zwar in ganz unverhüllter Form. Die erste Pfründe, die man verliehen bekommt, ist die des Abbés. Darum ist sie aber auch die Pfründe, die am häufigsten durch den Galanteriedienst erlangt wird. Ein fürsprechendes Wort einer wohlgesinnten Dame bei einem mächtigen Freunde verschafft sie. Weil die Petits Maîtres also gewissermaßen die Höflinge der Göttin Frau sind, die diese wie ständige Trabanten umkreisen, darum sind sie, wie gesagt, auch das stereotype Stammpublikum beim Lever; und welch große Rolle wiederum der Abbé dabei spielt, erweist aufs schlagendste die galante französische Kunst (Bild 308, 312, 314 und 316). An dem Tage, wo auch dieses Stammpublikum beim Lever einer Dame fehlt, ist deren Rolle entgültig erledigt, denn ein Schauspiel, das gar keine Neugierige mehr findet, ist ausgespielt . . . . .

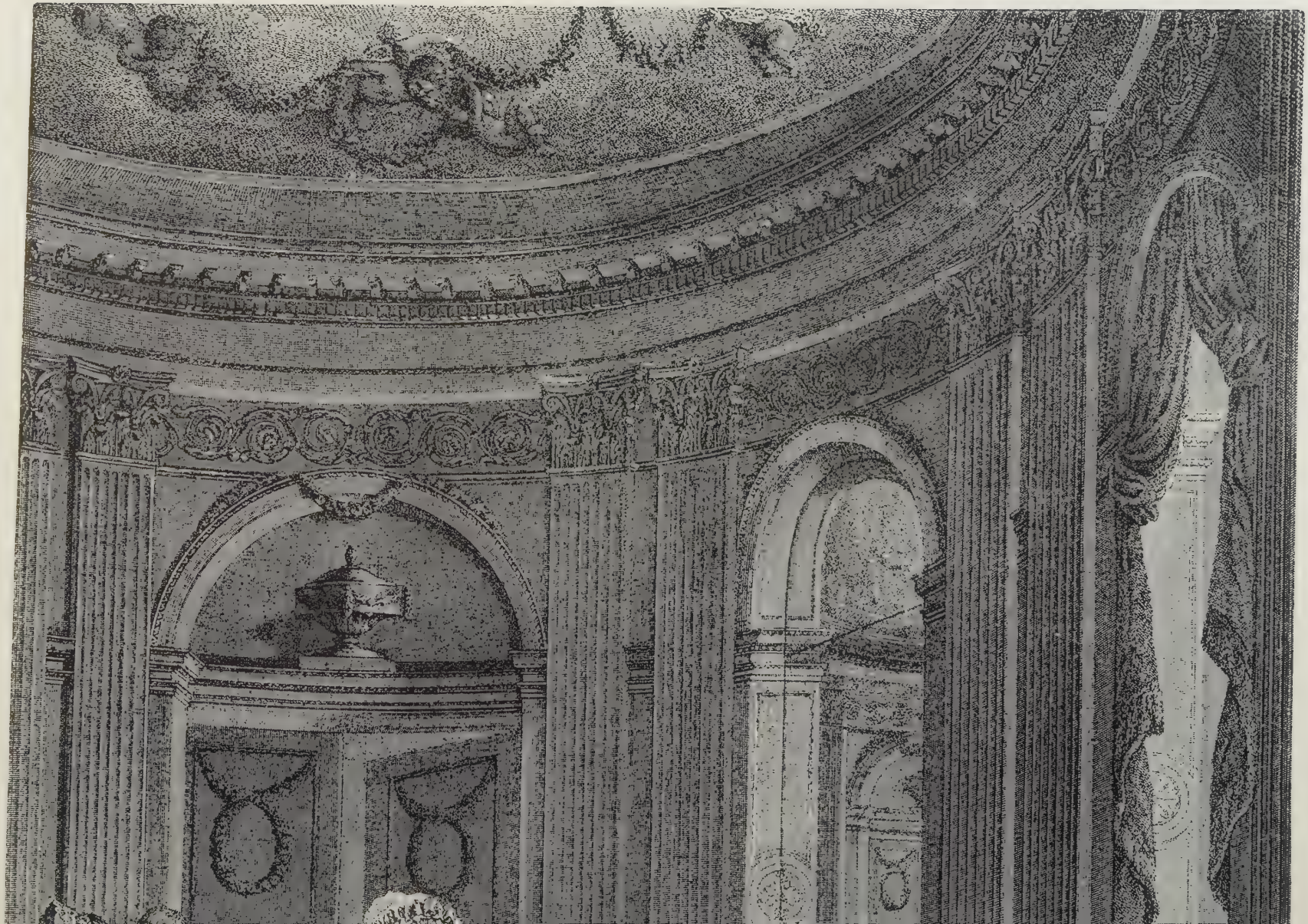


Le Pardon General

Die Verzeihung

250 Kupferstich von Louise Gaillard nach Schönau

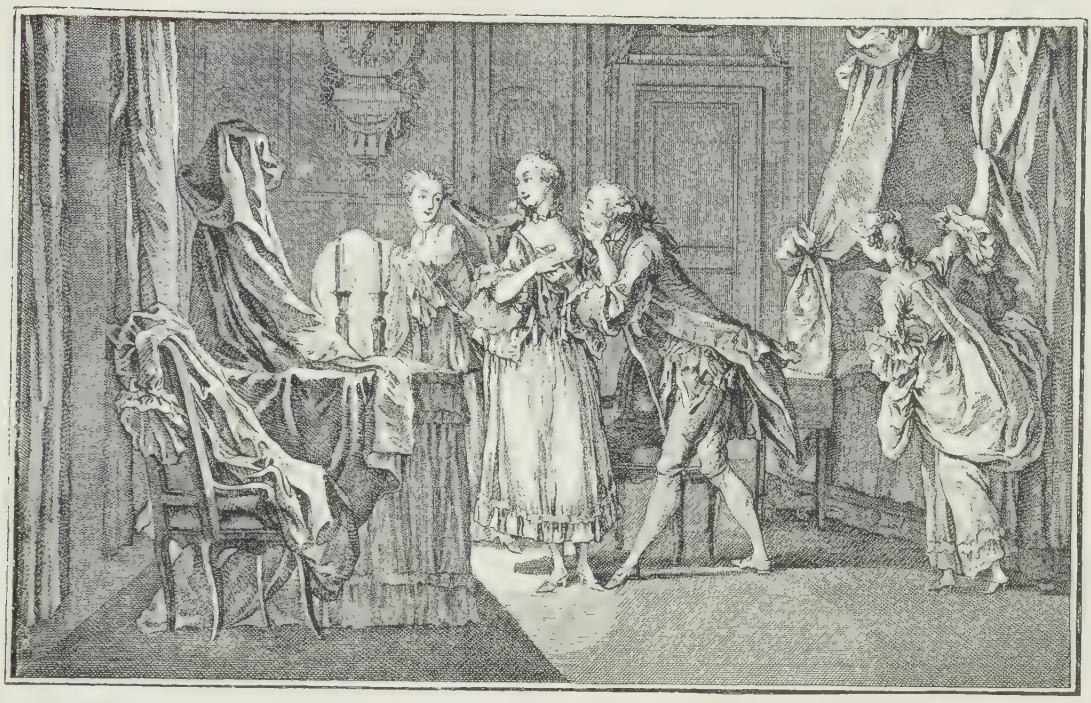
Das Fazit von alledem: Jedes Boudoir, landauf, landab, ist ein Tempel der Venus, in dem täglich ein stundenlanger galanter Gottesdienst zelebriert wurde. Natürlich handelt es sich





Die vornehme Dame bei ihrer Morgentoilette

Kupferstich von de Launay nach einem Gemälde von N. Lawreince. Um 1775



251. Das Zubettegehen der Neuvermählten. Deutscher Kupferstich

bei diesen raffiniertesten Methoden des Flirts ausschließlich um die besitzenden und herrschenden Klassen. Denn einzig dem Genusse leben zu können, war die unumgängliche Voraussetzung einer derartigen Steigerung des Sinnenlebens; nur in den Klassen und Schichten, wo dies möglich war, konnte die Liebe als raffiniertes Kunstwerk ihre Krönung erleben.

* * *

Die Vorschüsse auf die Ehe. Wir sagten weiter oben: Adonis in Eskarpins sei das Ideal des Mannes im Ancien Regime. Für die letzte Epoche ist noch richtiger: Cherubim. Man will, wie wir wissen, nicht zu alt sein; die Frau nie älter als zwanzig, der Mann stets jünger als dreißig. Diese Tendenz hat ihren Gegenpol in einem systematischen Forcieren der Pubertät (S. 116 und 117). Man hört schon im frühesten Alter auf, ein Kind zu sein. Der Knabe legt die Kinderschuhe spätestens mit fünfzehn, das Mädchen schon mit zwölf Jahren ab. Von diesem Alter an widmen sich beide aktiv und ausschließlich der Galanterie. Der Knabe ist von da an „Mann", das Mädchen „Dame". Der Jüngling und der Backfisch existieren in dieser Zeit nicht, die Flegeljahre sind bei beiden aus deren Leben gestrichen. Diese Forcierung der Pubertät wurde durch die eigenartige geistige und seelische Atmosphäre erzielt, die alle Dinge gleichsam in einen stimulierenden Nebel hüllte und die die Sinne, schon lange bevor die Natur es gebietet, aus ihrem Schlummer weckt und zur Betätigung aufpeitscht. Alles predigt Liebe, alles spricht von Liebe. Es ist das erste und einzige Wort, das dem jungen

Menschenkinde ans Ohr dringt, und es erscheint einem jeden zugleich als das Stichwort, um die Tore des Lebens vor ihm aufspringen zu lassen. Darum sprechen es Knaben wie Mädchen so früh wie möglich und so oft wie möglich aus. Die erste Erfahrung, die sich ebenso früh, und stets ganz von selbst, einstellt, gibt gleichzeitig den meisten seine einzig richtige Definition: Liebe ist Wollust.

Dieser Kultus der Frühreife ist, wie wir bereits gezeigt haben (S. 117), ein notwendiges Ergebnis der systematischen Steigerung eines jeden Genusses zum Raffinement. Der Sybarit, der weibliche wie der männliche, will etwas haben, „was nur ein Mal und nur von Einem besessen werden kann". Ihn verlangt deshalb nach nichts so sehr wie nach „dem unberührten Bissen". Ein solcher zu sein, ist natürlich um so größer, je jünger das betreffende Objekt ist. Im Vordergrund steht dabei naturgemäß die Virginität der Frau. Es gibt wenig im Leben, was damals höher eingeschätzt wird. Sie ist „die edelste Perle in der Krone des Irdischen". Hippel sagt in seinem Buch „Über die Ehe":

Die Jungfrauschaft ist „der Mai im Jahr, die Blüte am Baume, der Morgen am Tage; doch alles, was schön und frisch ist, vermag noch lange nichts dagegen: die Jungfernschaft ist eine so feine Sache, daß man kaum davon sprechen kann.

Aber wenn man in solch begeisterter Weise das Lob der Virginität singt, geschieht es niemals, um sie vor rohen Insulten und drohenden Gefahren zu schützen, sondern nur, um sie zum köstlichsten Gericht des Genußmenschen zu stempeln. Das ist in dieser vom Zynismus erfüllten Zeit nicht nur der heimliche Sinn der Lobhymnen auf die weibliche Virginität, sondern es wird unzählige Male offen ausgesprochen, genau wie man heute in Kennerkreisen eine besondere Sektmarke rühmt. In der 1760 erschienenen Schrift: „The battles of Venus" schreibt deren Verfasser:

„Ich halte in Wahrheit den Genuß einer Jungfrau, sowohl mit Rücksicht auf die physischen als auch auf die psychischen Empfindungen des Verführers, für den Höhepunkt sinnlicher Lust. An erster Stelle wird seine Phantasie durch die Aussicht auf den Genuß eines Weibes entflammt, nach welchem er sich lange gesehnt, und die er schon lange zu gewinnen getrachtet hat, die niemals vorher mit einem andern Manne (wie er glaubt) im Bett gewesen ist, in deren Armen niemals ein Mann geruht hat, und deren jungfräuliche Reize er zuerst triumphierend erblickt und genießt. Diese köstliche Arbeit der Phantasie bereitet im höchsten Grade den Körper für die sinnliche Lust vor."

Mit dieser Verherrlichung der physischen Virginität der Frau ist ohne weiteres auch die Deflorationsmanie begründet, die damals, ebenfalls zum ersten Mal, als Massenerscheinung in der neueren Geschichte auftritt. In England am ungeheuerlichsten und andauerndsten; aber kein einziges Land blieb davon verschont.

Die systematische Forcierung der Pubertät, die vielleicht die auffälligste Erscheinung des Geschlechtslebens im Ancien Regime ist, führte naturgemäß zu einem außerordentlich früh einsetzenden regelmäßigen Geschlechtsverkehr, und selbstverständlich auch zu einem nicht minder häufigen vorehelichen Geschlechtsverkehr. Beide Resultate sind nicht voneinander zu trennen. Auf den Umstand der Regelmäßigkeit ist bei dem frühzeitigen Geschlechtsverkehr natürlich der Hauptnachdruck zu legen. Denn daß es bei einer großen Zahl von Individuen schon im frühen Alter zu einem gelegentlichen Geschlechtsverkehr kommt, ist eine Erscheinung, der man in allen Epochen begegnet.



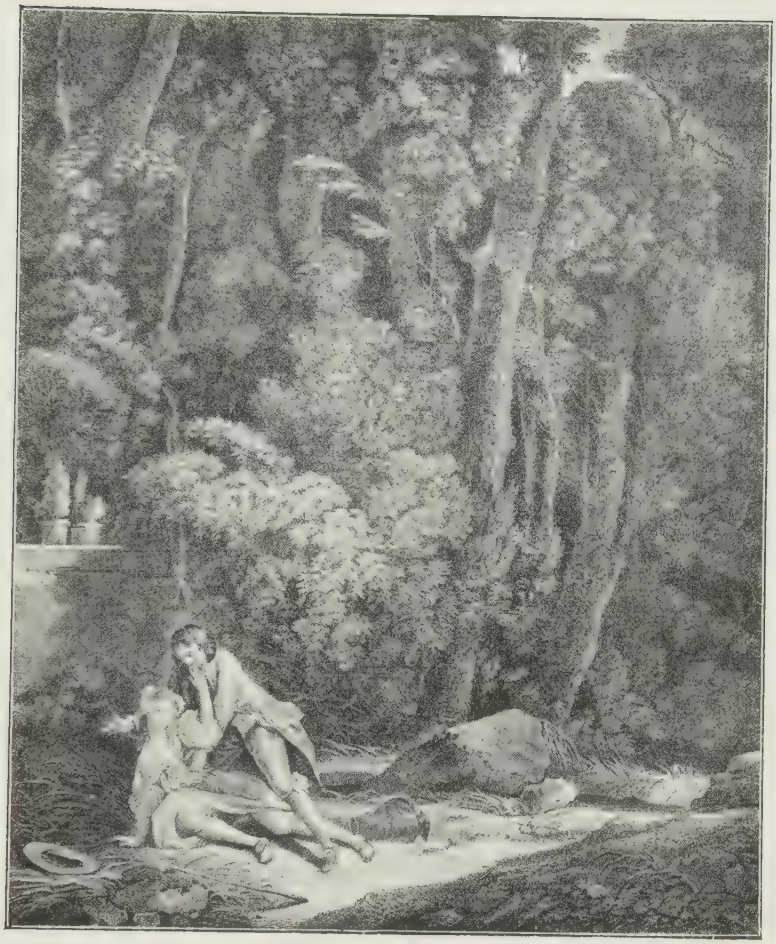
Er soll ihr einen Floh suchen

254 Galanter französischer Kupferstich von P. Surugue dem Jüngeren nach einem Gemälde von J. B. Pater. 1735

Die interessantesten Beweise für diese Eigenart des Geschlechtslebens im Ancien Regime finden wir in der auch in dieser Richtung unerschöpflich reichen zeitgenössischen Memoirenliteratur. Aus dieser im einzelnen ja gewiß manchmal sehr zweifelhaften, in ihrer Gesamtheit aber darum doch untrüglichen Quelle ergibt sich als typische Erscheinung, daß das Alter, das wir oben als das bezeichnet haben, in dem der Knabe zum „Manne" und das Mädchen zur „Dame" avanciert, auch die Altersstufe ist, in der bei den meisten der regelmäßige Geschlechtsverkehr beginnt. Der Magister Lauckhardt berichtet, daß seine praktische Einführung in die Liebe erfolgte, als er dreizehn Jahre zählte; und zwar vollzog sich dieses Mysterium unter der Leitung einer in Liebesfragen erfahrenen Magd; den Vorbereitungskurs hatte er jedoch längst bei einem mit der Zotologie auf besonders vertrautem Fuße stehenden Knechte durchgemacht. Retif de la Bretonne ist nach seinen Memoiren mit zehnunddreiviertel Jahren „zum ersten Mal Mann" und zugleich Verführer. Mit fünfzehn Jahren hatte er schon eine imponierende Verführerkarriere hinter sich. Jakob Casanova beginnt seine erfolgreiche Liebeslaufbahn mit elf Jahren, und ebenfalls mit fünfzehn kann er schon „als erfahrener Mann" sprechen. Der Herzog von Lauzun ist mit vierzehn Jahren bereits zum dritten Mal verliebt, und sein erster Liebesverkehr ist zugleich sein erster Ehebruch. Als er sechzehn Jahre alt ist, gilt er schon als der scharmanteste Kavalier, dem die Damen der Hofgesellschaft gerne die Türen zu ihren Alkoven öffnen. Der Graf von Tilly schreibt in seinen Memoiren: „Ich war neun Jahre alt, als mein Vater merkte, daß ich gegen die derben Reize einer Art von Wirtschafterin nicht gleichgültig blieb. Ihre Liebkosungen hatten frühzeitig einen tiefen Eindruck auf mich gemacht." Dieser tiefe Eindruck äußerte sich in einem förmlichen Antrag, ihm des Nachts Zutritt in ihr Schlafzimmer zu gewähren. Mit dreizehn verliebte er sich „in eine frische, bescheidene Bäuerin", die auch alsbald die Erstlinge seiner Liebe erhielt. Mit sechzehn ist seine Entwicklung zum professionellen Verführer zwar noch lange nicht abgeschlossen, aber schon auf einer repräsentablen Höhe, denn in diesem Alter wird bereits der wohlbegründete Vorwurf gegen ihn erhoben, er bringe seine ganze Zeit bei Schauspielerinnen zu und suche „diejenigen zu verführen, welche von der engen Bahn der Tugend nicht abweichen wollten". Der Chevalier von Faublas ist ein Kind, als er seine tatenreiche Liebes- und Verführerlaufbahn beginnt. Fräulein von Brinvilliers, die berüchtigte Giftmischerin, verlor bereits mit



253. Zu späte Reue. Französischer Kupferstich



254. Der unternehmende Bauer. Französischer Kupferstich nach L. Moreau l'ainé

sieben Jahren ihre Jungfernschaft, die Ballettänzerin Corticelli wird im Alter von zehn Jahren die Geliebte Casanovas. Letzterer hat im Laufe der Jahre mehrere, teils längere, teils vorübergehende, Liebschaften mit Mädchen im Alter von zehn bis zwölf Jahren gehabt . . . . . Mit solchen Angaben könnte man endlos lange Seiten füllen.

Selbstverständlich fällt es uns nicht ein, in Personen wie Retif de la Bretonne, Casanova, Faublas, der Marquise von Brinvilliers, oder wie diese männlichen und weiblichen Don Juans sonst alle heißen, typische Figuren der Männer und Frauen dieser Zeit zu sehen. Aber diese klassischen Erotomanen unterscheiden sich, wenn man genau nachprüft, von ihren Zeitgenossen nur durch die größere Zahl ihrer Erfolge, die sie schon von ihrem ersten Auftreten an aufzuweisen haben. Daß sie aber schon in ihrer Jugend eine ungeheuerlich große Zahl von Erfolgen erringen konnten, ist ja gerade das, was die Richtigkeit unsrer Konstatierungen aufs schlagendste erweist. Ihre Jugend ist niemals ein Hinderungsgrund auf ihren Wegen zum Erfolg, sondern sie wird einem jeden von ihnen stets als höchster Vorzug angerechnet.

Die große Häufigkeit eines ebenfalls auffallend frühzeitigen Eheschlusses ist

der nächste wichtige Beweis für die systematische Forcierung der Pubertät im Ancien Regime. Doch gilt das frühe Heiraten nur vom Adel und von der Geldaristokratie. Ist eine zehn- bis zwölfjährige Geliebte zu haben, damals gar nichts Seltenes, so eine fünfzehnjährige Gemahlin beim Adel geradezu etwas Alltägliches. Der Herzog von Lauzun heiratet mit neunzehn, seine Frau zählt noch nicht einmal fünfzehn und ist „ein furchtsames, verlegenes Kind". Die Cecil Volanges kommt mit fünfzehn Jahren aus dem Kloster, um zu heiraten. Viele Frauen sind in diesem Alter sogar schon Mütter. Ein Zeitgenosse schreibt: „Es gibt nichts Pikanteres als diese Mütter, die selbst noch Kinder sind." Der Prinz von Montbarray heiratet im Alter von einundzwanzig Jahren ein junges Mädchen von dreizehn Jahren. Ein Jahr danach ist er bereits Vater. Die Herzogin von Bourbon-Condé, die Tochter Ludwigs XIV. und der Montespan, wurde sogar schon mit elf Jahren verheiratet. Und nicht bloß formell. Die Ehe wurde auch vollzogen, wie der offizielle Ausdruck für den stattgefundenen Geschlechtsverkehr lautet.

Aber wenn man im mittleren und kleinen Bürgertum auch noch nicht so frühzeitig zur Ehe schritt — auf die Gründe dafür kommen wir weiter unten zu sprechen —, so ist in diesen Kreisen doch dieselbe Frühreife der Frauen vorhanden. Am deutlichsten ersehen wir dies aus der galanten Literatur. Im Bürgertum sieht jedes Mädchen im Mann ihren Erlöser aus der Zucht der Eltern. Dieser Erlöser kann sich nach ihrer Meinung nicht früh genug einstellen, und sie ist untröstlich, wenn er lange auf sich warten läßt. Unter lange versteht sie schon, wenn sie „die Bürde ihrer Jungfrauschaft" bis ins sechzehnte oder siebzehnte Jahr tragen muß: — denn es gibt in dieser Zeit angeblich keine schwerere. Dieser Schmerz ist deshalb der Gegenstand zahlreicher Volkslieder und Gedichte. In dem von Daniel Stoppe verfaßten „Mädchenlied" (erschienen 1728) lautet der erste Vers:

Soll ich armes Ding denn ewig warten?
Ich geh' gleichwohl schon ins zwölfte Jahr,
Nein, ich will die Sache besser karten,
Die Geduld ist bei mir ziemlich rar.
Werf' ich gleich das Netze selber aus,
Ach, ein Mädchen macht sich nichts daraus.

Das Gedicht „Jungferngesänge" (erschienen 1729) von le Pansif, hebt folgendermaßen an:

Ein Mädchen kaum von vierzehn Jahren
Ficht schon die Männersehnsucht an,
Drum wünscht sie täglich sich zu paaren
Und singt: ach gebt mir einen Mann,
Der mir fein sacht das Leibchen drücke,
Denn meine Jungfernschaft ist flügge.

Die französische und die englische Literatur weisen ebenso charakteristische Beispiele auf. In dem Gedicht „La fille malheureuse" jammert ein Mädchen: „Comment goûter quelque repos?" Denn sie ist schon fünfzehn, aber noch stillt kein Ehemann ihre glühenden Wünsche. In den Volksliedern und Scherzgedichten manifestiert sich ja gewiß stets eine Tendenz der Übertreibung, aber darum bestätigen sie nur um so augenfälliger das Wesen der Sache. —

Wenn man gemeinhin konstatieren muß, daß die residenzstädtische Bevölkerung am meisten der korrumpierten Geschlechtsmoral des Absolutismus unterlag, so wäre es doch ein grimmiger Irrtum, anzunehmen, daß im Vergleich dazu in den Provinzstädten ein Leben der vorbildlichen Tugend, der Keuschheit und der



255. Familienglück. Französischer Kupferstich nach einem Gemälde von J. B. Greuze

Reinheit geführt worden wäre. Hier spielte nur der äußere Anstand eine größere Rolle. Dagegen war die Ausschweifung im geheimen um so größer. Nirgends traten, der Relativzahl nach, so wenig Mädchen unbefleckt in die Ehe, als wie in den halbbäuerlichen Provinzstädten. Viel häufiger als anderswo hat dort nicht nur der Bursche, sondern auch das Mädchen schon eine Reihe Liebhaber gehabt, bevor sie heiratet. Gerade in der Provinz ist das Sprichwort zu Hause: „Manche scheint eine Jungfrau nur, Ist sie doch bei Licht eine Hur." Das machte der gänzliche Mangel jedes weiteren geistigen Horizontes und die völlige Einengung der Interessen auf den örtlichen Klatsch. Nur der Klatsch interessierte; und Liebschaften anzufangen oder solche zu haben, war das einzige Problem, mit dem man sich von dem Tage an abgab, wo die ersten Regungen der mit Gewalt oder durch entsprechenden Anschauungsunterricht stimulierten Natur sich äußerten. Ernstliche Widerstände gegenüber der Verführung gab es bei den Mädchen fast so wenig wie bei den jungen Burschen. Bei den meisten Mädchen genügte die Versicherung, daß „nichts passiert", um sie den Wünschen eines Liebhabers willfährig zu machen. Und mit dieser Versicherung setzte darum auch stets die Verführung ein. Ein im siebzehnten Jahrhundert aufgekommenes und sehr lange nach eigener Melodie gesungenes deutsches Volkslied fängt an:

Schönstes Kind, kann es sein,
So laß mich bei dir ein.
Ich weiß es aber wohl,
Wie man es machen soll,
Daß man kein Kindchen
Kriegt, schönstes Lieschen.



Die Liebeserklärung
256. Galanter französischer Kupferstich nach einem Pastell von J. B. Huet

Um über den Umfang des vorehelichen Geschlechtsverkehrs in der Provinz auf ein bestimmtes Beispiel zu verweisen, nennen wir das Kapitel Auxerre in Retif de la Bretonnes Lebensbeichte. Dem naiven Leser, der sehnsüchtig auf „die gute alte Zeit", als auf ein verlorengegangenes Zeitalter sittlicher Reinheit, zurückblickt, werden die Augen übergehen ob der Schlammflut, die hier das Leben der meisten Familien überschwemmte und durch die Miene der biederen Wohlanständigkeit kaschiert wird. Nahezu hundert Mädchen und Frauen, einheimische und fremde, und solche in allen Altersstufen, vom halben Kinde



La douce Résistance

Galanter französischer Kupferstich von L. Boilly. 1785

bis zur reifen Frau, sind es, die der junge Retif hier in den wenigen Jahren seiner Lehrzeit, die er in der kleinen Provinzstadt verbringt, besitzt; Verführer der einen, verführt von den andern. Gewiß handelt es sich bei Retif de la Bretonne um die Siegeslaufbahn eines die Frauen besonders stark faszinierenden robusten Erotomanen. Aber nicht die persönlichen Erfolge Retifs allein sind es, die man aus dem Kapitel Auxerre kennen lernt. Man erfährt, daß Dutzende seiner Kameraden und Altersgenossen, wenn nicht dieselbe Zahl, so doch ähnliche Erfolge erzielen, daß die Manons, die Mariannen, die Narzissen, die Nanetten, die Mathilden, und wie die Schönen der Zeit alle heißen, sich reif zur Liebe fühlen, auch wenn sie erst dreizehn, vierzehn oder fünfzehn zählen, und daß kaum eine von ihnen ernstlich daran denkt, das physische Kleinod ihrer Jungfräulichkeit bis zur Ehe zu bewahren, sondern unzählige es eher wie eine Last loszuwerden suchen. Man sieht, wie diese verführerischen Schönen, ohne Ausnahme, der Reihe nach der Verführung erliegen, die einen schon am ersten Tag, „an dem ihre Jungfrauschaft flügge ist", die andern vielleicht erst nach Wochen, und nur die wenigsten erst nach Monaten, daß aber kaum eine auf die Dauer widersteht. Alle Mägde, alle Bürgerstöchter sind Freiwild für die gesamte männliche Jugend. Und wenn man nur von wenigen hört, daß sie dem damit verknüpften Schicksal entgehen, so dagegen von sehr vielen, die in diesem Schicksal den vergnüglichsten Sport erblicken, der mit ihnen getrieben werden kann, und deshalb ebenso unternehmend sich gebärden, wie die Burschen, von denen sie begehrt sind. Bei den wenigsten Mädchen bleibt es auf die Dauer bei einem einzigen Liebhaber. An den ersten reiht sich bald ein zweiter, an diesen ein dritter, und viele haben deren zwei und drei zu gleicher Zeit. Sicher die größere Hälfte dieser ehrbaren Bürgerinnen, die so züchtig an der Seite ihrer ebenso ehrbaren Gatten durch das Leben wandeln, haben vor ihrer Ehe mit mehr als einem Galan praktisch die Liebe geprobt, und viele könnten bei jedem Gang über die Straße mit einem halben Dutzend Freunden und Bekannten verständnisvolle Grüße und Händedrücke austauschen, von denen jeder an ein anderes Liebesabenteuer erinnerte. Aber alles dies verbirgt sich, wie gesagt, hinter einem ehrbaren Äußeren; jeder weiß heimlich alles, um offiziell nichts zu wissen, denn dazu zwingt die Enge der Verhältnisse, in der zu leben man verurteilt ist.



Die büßende Magdalena

257. Gemälde von J. B. Greuze



Die gefährliche Aufmerksamkeit

258. Französischer Kupferstich nach einem Gemälde von Fr. Boucher

Dieselben Zustände, die Retif de la Bretonne uns für Frankreich aufdeckt, zeigt Casanova für Italien und der Magister Lauckhardt für verschiedene Städte Deutschlands. Casanova findet an Dutzenden von Orten und in allen Kreisen oft schon am ersten Tag bei den Töchtern des Hauses ein geneigtes Ohr und des Nachts ein gastfreundliches Bett. Und wir erfahren weiter aus seinen Memoiren, daß ihm dies nirgends so häufig passiert als wie in den Provinzstädten. Aus des Magister Lauckhardts so wertvollen Sittenschilderungen des Studententums erfahren

wir wiederum, daß in den deutschen Universitätsstädten nicht nur alle Mägde, sondern auch viele Bürgerstöchter, die Töchter der Professoren dabei nicht ausgeschlossen, in der Rolle von Studentenliebchen sich gefallen. Seine Berichte strotzen darüber von tatsächlichen Angaben. In einer Gegenüberstellung von Jena und Göttingen schreibt er:

In Jena hat der Bursch seine sogenannte „Scharmante"; das ist ein gemeines Mädchen, mit welcher er solange umgeht, als er da ist, und das er dann, wenn er abzieht, einem anderen überläßt. In Göttingen dagegen sucht der Student, der's zwingen kann, das heißt der Geld hat, bei einem vornehmeren Frauenzimmer anzukommen, und macht dem seinen Hof. Gemeiniglich bleibt es beim Hofmachen, und hat keine weiteren Folgen, als daß dem Galan der Beutel tüchtig ausgeleert wird. Manches Mal geht das Ding freilich weiter, und es folgen lebendige Zeugen der Vertraulichkeit, die eben Ritterstöchter oft ebenso bezaubernd fesselt, als eine gefällige, busenreiche Aufwärterin.

Das wird dem Studenten auch nicht weiter verübelt, viel weniger jedenfalls, als wenn er ernsten Zielen nachstrebt, wie Lauckhardt dies eine Zeitlang tat. Ein erfahrener Freund rät ihm deshalb:

„Sauft, lieber Freund, macht Hurkinder, schlagt und rauft Euch, kurz, treibt alle Exzesse; das wird Euch nicht soviel schaden, als Eure Freigeisterei."

Es gab sogar, wie man ebenfalls von Lauckhardt erfährt, Professorentöchter, die die gemeinsamen Geliebten aller Studenten waren, die zu gleicher Zeit und im Laufe der Jahre im Hause verkehrten. Lauckhardt berichtet an einer Stelle:

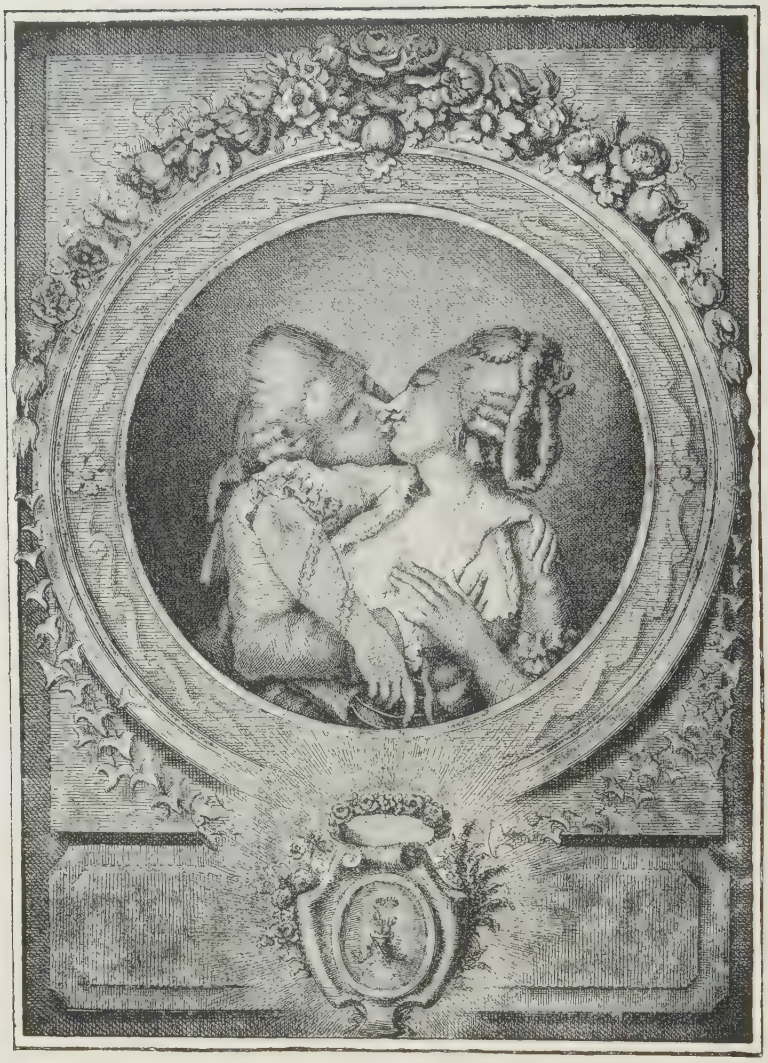
„Des Gießener Universitätskanzlers Koch Hannchen habe ich damals in Jena zwar nicht gesehen, wohl aber viel von ihr gehört; sie fing um diese Zeit schon an, gemeinnützig zu werden."

Hier mag eingeschaltet sein, daß, nach anderen Berichten, die sogenannten Studentenmütter, das heißt, jene Frauen, die an Studenten Zimmer vermieteten, ihren studentischen Mietern fast ausnahmslos „auch im Bett gefällig waren". Manche hatten jahraus, jahrein „soviel ständige Beischläfer, als sie jeweils Studenten in ihrem Hause hatten". Aber auch bei andern Bürgerfrauen ist in Universitätsstädten der Student „als willkommener Bettgast" sprichwörtlich in der Zeit. Es heißt: „Wer sein Ehbette will behalten keusch und rein, der lade nur nicht viel Studenten zu sich ein."

In den Garnisonstädten hat das Militär ähnlich günstige Chancen bei der weiblichen Bevölkerung. Weil dem Soldaten das Liebesglück so hold ist, deshalb ist der stete Wechsel der Geliebten bei ihm auf der Tagesordnung.



259. Augsburger Kupferstich nach einer Zeichnung von Götz



260. Der Kuß. Galanter französischer Kupferstich

Es ist darum auch der beliebte Gegenstand zahlreicher Volkslieder:

Soldaten-Manier
Erfordert nicht hier,
Daß man alleine nur eine
soll lieben
Und sich darüben zu
Tode betrüben.
Denn es gibt noch
mehr der Leute,
Die uns geben Liebesbeute.
Hier findet man auch
Den löblichen Brauch,
Daß man mit vielen abkühlet den Schmerzen,
Der uns versehret und
quälet im Herzen.
Es muß stehn die Alte
hinten,
Wenn wir eine neue
finden.

Wenn dem hübschen Töchterchen ein Offizier „um den Busen geht", wird mitunter auch die sittenstrenge Bürgermama nachsichtig. —

Ein wesentlicher Unterschied in der relativen Häufigkeit des vorehelichen Geschlechtsverkehres besteht im Zeitalter des Absolutismus nur bei den Töchtern des Adels und des begüterten Bürgertums. Hier kommt es ungleich seltener dazu. Das ist jedoch nicht die Folge einer gerade nach dieser Richtung unerbittlichen Moral in diesen Klassen, sondern einzig der hier geübten Erziehungstechnik, wodurch die nirgends sonst so als Last empfundenen Kinder den Eltern völlig und sicher vom Halse geschafft werden. In Frankreich kommen die Kinder des Adels schon bald nach der Geburt zur Amme aufs Land, und wenn sie dieser Pflege entwachsen sind, bringt man sie in Erziehungsanstalten. Diese Rolle spielen in allen katholischen Ländern die Klöster. Hier bleibt der Knabe bis zum Tage, an dem er in ein Kadettenkorps oder in eine Pagerie eintreten kann, wo seine gesellschaftliche Erziehung vollendet wird, die Tochter dagegen bis zum Tage ihrer Verheiratung mit dem ihr von den Eltern bestimmten Manne. Der oben bereits ge-

nannte Prinz von Montbarnay, der im Alter von einundzwanzig eine „Dame“ von dreizehn heiratete, schreibt in seinen Memoiren: „Ich kam einige Tage vor meinem Hochzeitstage in Paris an, und ich sah die mir bestimmte Frau zum ersten Male drei Tage vor meiner Trauung.“ Am Tage zuvor hatte man sie aus dem Kloster genommen. Das ist der typische Fall. Dadurch entgehen selbstverständlich die meisten Mädchen dieser Klassen den großen Gefahren der vorehelichen Verführung und steigen somit physisch intakt ins Ehebett. Gleichwohl muß konstatiert werden, daß selbst unter diesen günstigen Bedingungen zum Schutz der jungfräulichen Keuschheit die Zahl der Mädchen, die auch in diesen Kreisen bereits Vorschüsse auf die Ehe genommen haben, eine im Verhältnis ziemlich große ist. Wenn ein Mädchen nicht erst wenige Tage vor der Trauung aus dem Kloster genommen wurde, sondern schon bei Gelegenheit der Verlobung, so genügten in der geistigen Atmosphäre dieses Zeitalters nicht selten selbst die wenigen Wochen oder Monate, die dadurch zwischen dem Austritt aus dem Kloster und dem Hochzeitstag liegen, um den Verführer dem Gatten noch in letzter Stunde zuvorkommen zu lassen. —



Die günstige Gelegenheit

261. Galanter französischer Kupferstich

Wir haben hier in der Hauptsache von dem vorehelichen Geschlechtsverkehr der Mädchen gesprochen. Es erübrigt sich, auf den des Mannes näher einzugehen, denn in einer Gesellschaft, in der schon bei der größeren Hälfte aller Frauen ein vorehelicher Geschlechtsverkehr als wahrscheinlich angenommen werden darf,

und in der außerdem die allgemeine Frühzeitigkeit des Geschlechtsverkehrs ein besonderes Merkmal bildet, ist der voreheliche Geschlechtsverkehr aller Männer ohne weiteres die Regel. Es genügt, dies höchstens noch dahin zu pointieren, daß beim Manne in diesem Punkte gar keine Klasse oder geschlossene Volksschicht ausscheidet, sondern höchstens einzelne Individuen, und daß die Söhne der herrschenden und besitzenden Klassen hier unbedingt an der Spitze marschieren. —

Der voreheliche Geschlechtsverkehr findet in einer auf der Monogamie aufgebauten Gesellschaft stets seine Ergänzung in einer Reihe unvermeidlicher Konsequenzen. Diese sind: die Anwendung vorbeugender Mittel gegen die unerwünschten Folgen des Geschlechtsverkehrs, das Verbrechen der Fruchtabtreibung und des Kindsmords, wo diese Mittel versagt haben oder nicht zur Anwendung kamen, die heimliche Niederkunft der unehelich Geschwängerten, und schließlich die künstliche Rekonstruktion der physischen Jungfrauschaft. In diesen unvermeidlichen Ergänzungen findet der jeweilige Umfang des vorehelichen Geschlechtsverkehrs zugleich auch seine zuverlässigste Kontrolle.

Die Würdigung der Rolle, die diese Konsequenzen im Leben des Ancien Regime, einzeln und insgesamt, gespielt haben, ist leider die tristeste Bestätigung für alles das, was wir über den Umfang des frühzeitigen und vorehelichen Geschlechtsverkehrs in dieser Epoche gesagt haben. Was in der Renaissance primitives Hausmittel gewesen ist, hat sich jetzt zur raffiniert gehandhabten Wissenschaft entwickelt, und was einen Gelegenheitsfall bildete, vollzog sich in dem Umfang eines förmlichen Großbetriebes. Wissenschaft war die Verhütung der Empfängnis, Großbetrieb die Organisation der heimlichen Niederkunftgelegenheiten, und der Kindsmord, Wissenschaft und Großbetrieb das Verbrechen der Fruchtabtreibung und die künstliche Rekonstruktion der physischen Jungfrauschaft.

Die Kunst der sicheren Verhütung der Empfängnis ist zweifellos einer der begrüßenswertesten Kulturfortschritte, sofern die anzuwendenden Mittel weder das ästhetische Empfinden der Liebenden verletzen, noch die restlose Betätigung der Leidenschaft begrenzen, geschweige denn die Gesundheit gefährden. Das eine darf vom andern nicht getrennt sein. Wenn man einmal dahin gelangt, werden diese Mittel den größten Segen stiften, weil sie die wichtigsten Aufgaben erfüllen. Sie ermöglichen, die Zeugung und die Empfängnis bis zu einem gewissen Maße zu einem Akt der Willkür zu erheben, und sie werden schon dadurch die Menschheit vor einem Teil des gräßlichsten Elends bewahren. Sie werden aber außerdem die Wollust veredeln, so daß sie sich allen als die duftigste und zarteste Blüte am Baume des Lebens erschließen kann. Diese idealen Ziele kamen dem Ancien Regime jedoch niemals in den Sinn. Hier handelte es sich im letzten Grunde hauptsächlich darum, die Empfängnis der Frau willkürlich im Interesse der Steigerung der Ausschweifung ausschließen zu können und ihr außerdem durch Beseitigung der Furcht vor einer Ansteckung den Mut zu verleihen, sich sorglos jedem beliebigen Manne hinzugeben, auch wenn sie von diesem nicht viel mehr wußte, als daß er ihre Sinne in irgendeiner Form heftig reizte. Die



Das Lever

262. Französischer Kupferstich nach einem Gemälde von Baudouin



Der stürmische Liebhaber

263. Galanter französischer Kupferstich nach einem Pastell von J. B. Huet

Gelegenheit zur Wollust wollte man vervielfachen. Das war das Bedürfnis der Zeit. Und dieses Bedürfnis wurde auch prompt erfüllt durch das relativ sichere Mittel, das der am Hofe Karls II. von England lebende Arzt Kondon in den seinen Namen tragenden Schutzhüllen erfand. Diese Schutzhüllen gegen Konzeption und Ansteckung wurden, wie verschiedene Notizen aus der Zeit annehmen lassen, sehr bald im größten Umfange angewendet, vor allem natürlich auf der Seite der professionellen Galanterie und in den oberen Schichten der Gesellschaft. Wie populär dieser heimliche Bundesgenosse der Liebe war, beweist schon der Umstand, daß damals selbst die Nonnen seine außerordentlichen Vorzüge kannten und verwerteten, wie wir ausführlich aus Casanovas Schilderungen seiner Liebschaft mit der schönen Nonne Maria Magdalena vom Kloster Murano erfahren. Die Benutzung dieser Hüllen durch den Freund ist die Bedingung ihrer Gunst. Daß sie in erster Linie den Zwecken der Ausschweifung zu dienen hatten, beweisen außerdem alle Apostrophierungen, die ihnen zuteil wurden. An Stelle ihres prosaischen Namens nannte man sie „den Sarg der Gefahr", „den Panzer der Ehrbarkeit", den „besten Freund aller heimlich Liebenden"; und so weiter.

Trotz alledem kam es natürlich noch in unzähligen Fällen zur Schwängerung. Wo diese irgendwie unwillkommen war, und dieses war sie in den meisten Fällen, griff man skrupellos zu den gefährlichen Mitteln der Fruchtabtreibung. Die Abtreibungen waren damals förmlich an der Tagesordnung. In jeder größeren Stadt gab es Ärzte, die ausschließlich diesem Gewerbe oblagen, und deren Wartezimmer wurden nie leer. Alle Hebammen handelten mit Abortivmitteln oder nahmen chirurgische Eingriffe vor. Aber außerdem war auch unter den Frauen und Mädchen selbst die Kenntnis von starkwirkenden Abortivmitteln weit verbreitet, anscheinend weit mehr als in jeder früheren Zeit. Die Erziehung eines Mädchens war damals nicht vollständig, wenn es nicht auch darüber genau Bescheid wußte. „Wie dumm von Ihrer Frau Mutter, Sie darüber in Unwissenheit gelassen zu haben!" ruft eine Weltdame aus, als ihr eine Freundin den kritischen Zustand



Das peinliche Geständnis

Französischer Farbstich von Janinet nach einem Gemälde von Lavreince. 1787

verrät, in dem sie sich befindet, und der ihr höchst ärgerlich ist. Über die Londonerinnen schreibt ein zeitgenössischer Schriftsteller:

Die Besorgnis einer ungebetenen Fruchtbarkeit beunruhigt die meisten dieser Demoiselles wenig; solche fatale Zufälle sind in den höheren Klassen sehr selten geworden, und leider greift die Wissenschaft, wie man dem zuvorkommt oder es hindert, auf eine schreckbare Weise um sich. Es gibt schon keine junge Miß mehr, die nicht den Namen, Gebrauch und Quantität dieses abscheulichen Mittels kenne.

Ein französischer Bericht meldet:

Weil es die Demoiselles verstehen, sich jeden Augenblick von den unbequemen Folgen eines galanten Abenteuers zu befreien, setzen sie sich ohne Scheu der Gefahr eines ungestümen Angriffs auf ihre Ehre aus. Ja, sie schauen sogar mit Verachtung auf einen Liebhaber, der das Vergnügen, das man bei seinen Zärtlichkeiten haben könnte, durch allzu große Vorsicht beeinträchtigt.

Zahlreiche Frauen haben daher in dieser Zeit jahraus, jahrein abortiert. Von der berühmten Marion de Lorme heißt es: „Elle devint grosse trois ou quatre fois, mais elle se faisait vuider." Da es sich jedoch trotz aller Redensarten, mit denen die leichtsinnige Vertrauensseligkeit stets bei der Hand war, hierbei um eine der gefährlichsten Wissenschaften handelt, und damals sicher noch mehr wie heute, so ist es kein Wunder, daß diese „Wissenschaft" ganz unheimlich viel Opfer forderte. Die Berichte aus der Zeit melden deshalb nicht selten von Todesfällen junger Mädchen und Frauen infolge der Anwendung von Abortivmitteln. Bei einem weiteren Abortus, den die vorhin genannte Marion de Lorme herbeiführen wollte, starb sie: „Elle prit, un peu avant que de tomber malade, une forte prise d'antimoine pour se faire vuider, et ce fut ce qui la tua." Zweifellos erlitten auch zahlreiche Damen der Gesellschaft dieses Schicksal. Der Graf von Tilly berichtet in seinen Memoiren einen solchen Fall von einer Frau von Br..., deren Geliebter er war, und die die Folgen ihres intimen Umganges mit dem Grafen Tilly auf diesem Wege beseitigen wollte.



Les Mariés selon la Coutume
Ein Ehepaar à la mode

264. Kupferstich nach einem Gemälde von Schönau



265. Vergebliches Leugnen. Französischer Kupferstich

Wo auch diese Mittel versagten, trachtete man wenigstens nach einer heimlichen Entbindung. Die Gelegenheit dazu war massenhaft geboten. Die meisten und genauesten Mitteilungen über den Großbetrieb, der hier herrschte, und wie ausgezeichnet er funktionierte, haben wir über England. J. C. Hüttner schreibt in seinem 1801 in Gotha erschienenen „Sittengemälde von London“:

„Wir haben hier eine Menge Privathäuser, in welchen junge Damen unbemerkt von der Welt niederkommen und ihre Bastarde deponieren können. Fast jede Zeitung enthält Ankündigungen von einem oder mehr Häusern dieser Art, und ihre Eigentümer sollen sich ganz gut bei diesem ehrsamen Geschäfte stehen.“

Dieser Bericht, den wir durch ein halbes Dutzend gleichlautender ergänzen könnten, bestätigt zugleich, daß es sich hierbei außerdem um offizielle, von der Öffentlichkeit gebilligte Institutionen handelte. Das ist kein Wunder, denn tatsächlich offizielle Institutionen im Interesse der unehelich Gebärenden sind sogar von Staats wegen geschaffen worden, und zwar in den sogenannten Findelhäusern, wo jede Mutter, die ihr Kind los sein wollte, dieses heimlich abgeben konnte. Findelhäuser gab es ja schon im Mittelalter, aber im achtzehnten Jahrhundert scheinen sie überall ihre größte Blüte gehabt zu haben. Man begegnet ihnen vor allem in den romanischen Ländern, in Frankreich, Italien und Spanien, und außerdem in Österreich, das heißt, überall dort, wo es den Müttern verboten war, dem Vater des unehelichen Kindes nachzuforschen, und dieser zur Aufziehung eines solchen nicht verpflichtet war. Die Findelhäuser waren der Ausweg, den der Staat den Verführten bieten mußte, um dadurch dem sonst naheliegenden Verbrechen der Kindesaussetzung und des Kindesmordes vorzubeugen. Aus diesem Zweck folgt auch ohne weiteres, daß die Findelhäuser am meisten von den Armen und Minderbemittelten in Anspruch genommen wurden. Eine spezifisch französische Eigenart, deren sich jedoch nur die Besitzenden bedienten, war die ländliche „Amme“, der das Kind gleich nach der Geburt in Pflege gegeben



266. Nachricht vom Geliebten. Galanter französischer Kupferstich von Queverdo

wurde, und die in diesen Fällen sehr oft nicht einmal den Namen der Mutter erfuhr. Da meistens nur eine einmalige Abfindungssumme gezahlt wurde und die wenigsten Mütter sich um ihre unerwünschte Nachkommenschaft kümmerten, so war dies vielfach nur die „humanere" Form des auch sonst sehr oft vorkommenden Kindesmordes. Denn unter diesen wackeren Frauen blühte das Gewerbe des Engelmachens aufs üppigste; sicher drei viertel aller in solche Pflege gekommenen Kinder sind der Fürsorge dieser „Pflegerinnen" erlegen, was wohl auch der indirekte Wunsch der meisten Erzeuger war (Bild 276).

Als letzte und wichtigste Korrektur des Glücks blieb in allen Fällen die künstliche Rückversetzung in den Zustand der physischen Jungfernschaft übrig. Im „Frauenzimmerlexikon" liest man darüber:

Verfälschte Jungferschaft oder Sophisticatio Virginum genannt, heisset, wenn die Jungfern dasjenige, was durch allzufrühe Abbrechung ihrer Blume verlohren gegangen, durch allerhand Mittel und Wege wiederum zu ergäntzen suchen.

Gerade weil man „es so billig gab", stand die Jungfernschaft am höchsten im

37*

Preise. Und darum wollte eine jede die begehrte und von jedem einzelnen gesuchte Ausnahme sein; das heißt: eine jede wollte Jungfer sein und Jungfer bleiben, durch alle Stürme der Galanterie hindurch. Deßhalb nahm man selbst empfindliche Schmerzen willig dabei in Kauf. Ein Arzt schreibt:

Die heftige begierde aber, vor eine reine jungfer zu passieren, gehet zu weilen auch so weit, daß man keine gefahr scheuet, sich auch den allerheftigsten schmertzen zu überlassen, sintemalen gar oft verliebte weibesbilder gefunden worden, welche sich an den natürlichen gliedern verletzet und wund gemachet, bloß damit man sie vor jungfern halte, wenn sie sich rechtmäßiger weise mit einem manne verbinden wollen.

Und die meisten Mädchen wurden denn auch in dieser Zeit als „Jungfrau" befunden, trotz dem Sprichwort, das da heißt: „Alles werd für Geld makt, segt Snider Meier, man ken Jungfernschaft." Denn nichts war im Gegenteil leichter für Geld zu haben. Wenn die meisten Frauen orientiert waren, wie man der Empfängnis vorbeugt, oder sich von den Folgen einer solchen wieder befreit, so wußten ebensoviele jene Mittelchen, durch die mitunter selbst die mißtrauischsten Männer getäuscht wurden „und eine abgerittene Hure für einen Engel nahmen", wie ein Satiriker spottete. Zu den Hausmitteln, die schon das Mittelalter und die Renaissance kannten und von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt hatten, hatte die Erfahrung und das Raffinement unzählige neue gefügt: adstringierende Tropfen und Einreibungen, welche „die natürlichen Gliederteile bei Weibsbildern, so gar zu weit offen, wieder zusammen ziehen und einschließen". Die zeitgenössischen Ärzte nennen eine ganze Reihe solch angeblich adstringierender Mittel; wir zitieren: das Dekokt von Eicheln, von Schlehen, Myrrhen, Zypreßnüssen, und so weiter. Die Ärzte und Kurpfuscher lieferten in ihren Schriften außerdem gleich die Vernunftgründe, die für deren Anwendung sprachen. So schreibt ein deutscher Arzt im Anschluß an die Anpreisung seiner Mittel:

Sollte denn wol einer jungfer, welche etliche Jahre ihres lebens in unziemenden wollüsten zugebracht, nicht verstattet seyn, bey ihrem ersten hochzeittage ihres mannes gemüthe zu gewinnen, wenn sie ein wenig lammesblut nähme, welches sie vorhero ausgetrocknet, solches in den hals der schaam hernach einstecke, und etwan 2 oder 3 kügelgen daraus formiret? Solte es ihr nicht zugelassen seyn, sage ich, den frieden in der hausshaltung zu erhalten; und alle dergleichen dinge zu thun, damit sie sich bey ihrem Manne weisslich einführe.

Aber noch unendlich viel raffiniertere Mittel als diese waren ständig im Schwange, um die Virginität vorzutäuschen. Denn wenn sich ein beliebiger harmloser Ehekandidat auch meist sehr leicht täuschen ließ, so doch nicht ein erfahrener Don Juan; dieser verlangte, wie man sagte, „eine solide Jungfernschaft", gemäß dem Sprichwort: „Was eine richtige Jungfer ist, muß einen Stoß aushalten können." Diesen Grad der Solidität erreichte man durch operative Eingriffe in der Form von raffinierten Vernähungen. Solche Operationen wurden teils von Ärzten, noch häufiger aber von den in ihrem Handwerk erfahrenen Kuppelmüttern vorgenommen. Wie stark dieser empörende Brauch, übrigens schon seit alters her, im Schwange war, läßt sich schon daran erkennen, daß diese raffinierten Methoden sogar dramatisch bearbeitet wurden. Wir nennen als Beispiel die Komödie „Die vorgebliche Tante" von Cervantes, die alle unsre eben gemachten Ausführungen bestätigt.



Der heimliche Besuch

267. Kupferstich von P. P. Choffard nach einem Gemälde von P. A. Baudouin

Bei den wirklich erfahrenen Lebemännern versagte aber auch dieses Mittel. Weil diese alle Mittel des Betruges kannten, forderten sie von ihren Lieferanten mit der Ware zugleich den gewissermaßen amtlichen Nachweis, daß diese durchaus den gestellten Ansprüchen entspricht. Es ist daher nicht der letzte Beweis für die damalige enorme Häufigkeit des vorehelichen Geschlechtsgenusses, daß „im Handel" als Jungfrau nur jene Mädchen galten, deren Virginität in einem vom selben Tage ausgestellten ärztlichen Attest beglaubigt war. Die Ärzte, die solche Atteste ausstellten, waren entweder die Vertrauensleute der Lebewelt, oder die festbestallten Assistenten der professionellen Kuppelei; im letzteren Falle standen sie freilich sehr oft im Dienste des von der Kupplerin inszenierten Betrugs und hatten diesen zu bemänteln.

Auch beim kleinen Bürgertum wollte keiner „die Katz im Sacke kaufen", aber hier begnügte man sich meist mit der Anwendung der althergebrachten „untrüglichen" Sympathiemittel. Das verbreitetste war nach der „Rockenphilosophie" und dem „Frauenzimmerlexikon", „das frisch ausgelöschte Licht durch Anblasen wieder zum Brennen anzufachen". Wenn dem Mädchen das gelang, so schloß der Geliebte hieraus, daß die von ihm Umworbene noch unbescholten ist. Es wird berichtet, daß teils im Scherz, teils im Ernst die meisten Mädchen von ihren Liebhabern dieser „Feuerprobe" unterworfen wurden. Zur Beruhigung der Zweifelnden dürfte dieses Kunststück jedoch kaum gedient haben, denn wenn auch weiter berichtet wird, daß sich alle jungen Mädchen insgeheim fleißig in solchen und ähnlichen Künsten geübt haben, so werden diese im entscheidenden Augenblick doch sehr häufig versagt haben. Die vernünftigen Leute nannten es deshalb auch „einen gefährlichen Aberglauben, der das Vertrauen unnötig in Gefahr bringe", und warnten davor. —



Der Kalender der Greise

268. Kupferstich von Dambrun nach H. Fragonard

Bilden diese unausschaltbaren Konsequenzen des vorehelichen Geschlechtsverkehrs stets die wichtigste Kontrolle für seine relative Häufigkeit, so finden wir außerdem in den bildenden



Der unerwartete Besuch

269. Englisches Schabkunstblatt mit deutschem Text nach einem Gemälde von Freudeberg

Künsten der Zeit eine recht bezeichnende Bestätigung für alles das, was wir über diesen Punkt gesagt haben. Die künstlerische Behandlung alles dessen, was mit dem vorehelichen Geschlechtsverkehr zusammenhängt, zählt ausnahmslos in die Reihe der von der Zeit besonders bevorzugten Motive. Darum ist die Zahl der Dokumente, die uns von diesen Dingen erzählen, nicht nur überaus groß, sondern es findet sich darunter auch alles registriert. Von der mehr oder minder delikaten Verführung einer Jungfrau bis zur brutalen ärztlichen Feststellung der unverletzten Jungfrauschaft; jede Pointe und Nuance des Avant, Pendant und Après (Bild 2,



Der gefällige Ehemann

270. Galanter französischer Kupferstich

5, 52, 59, 64, 179, 239, 253, 254, 257, 265 usw.). Weil es sich in alledem um einen Kultus der vorehelichen Verführung handelt, so sind die Künstler stets auf der Seite des Liebenden, und sie verherrlichen nichts so gern wie deren Triumph über die vorbeugende Vorsicht der Eltern oder sonst bestellter Hüter. Diese schlafen entweder zu fest, um durch den auf leisen Sohlen einschleichenden Liebhaber aufzuwachen, oder sie erscheinen erst dann auf der Bildfläche, wenn nichts mehr zu verhüten ist (Bild 65, 84, 267, 290 usw.). Wo der Gegenstand, wie zum Beispiel der weibliche Schoß im allgemeinen, dann weiter die unverletzte und die verletzte Jungfrauschaft, eine realistische Darstellung ausschaltete, mußte man selbstverständlich zum Symbol greifen. Der weibliche Schoß wird gemeinhin durch die Rose symbolisiert (Bild 1). Der Besitz eines noch intakten Hymens wurde infolgedessen durch eine noch nicht aufgeblühte Rosenknospe dargestellt. Diese wird vom Mädchen entweder stolz in der Hand getragen, als wollte sie sagen: „Wer hat Lust, diese Knospe zum Aufblühen zu bringen?", oder sie verteidigt sie gegen den Kecken, der danach greift (Bild 40, 256, 259). In Holland trägt die Braut, die bis zum Tage ihrer Hochzeit ihre physische Unschuld sich erhalten hat, eine Rosenknospe an der entsprechenden Stelle ihres Hochzeitsschurzes eingestickt (siehe Beilage „Cloris und Rosettens Hochzeit"). Für die verlorene Jungfernschaft gibt es mehrere Symbole. Die am häufigsten angewandten sind der zerbrochene Krug und der zerbrochene Spiegel. Das Mädchen, das um ihren zerbrochenen Krug jammert, oder um den Spiegel, in den der stürmische Liebhaber ein Loch gestoßen hat, klagt um ihre verlorene Jungfrauschaft (Bild 77, 78, 243, 279).

Die für das Zeitalter des Absolutismus so charakteristische Forcierung der Pubertät findet in den bildenden Künsten wohl überhaupt ihren deutlichsten Ausdruck, und zwar dadurch, daß, wie wir weiter oben (S. 117) schon anführten, einesteils alle Körper ins Mädchen- und Knabenhafte getrieben wurden, andernteils nichts so häufig dargestellt wurde wie Liebesszenen zwischen Kindern, aber diesen Kindern die Attribute der körperlichen Reife verliehen sind, dem Mädchen der voll entwickelte Busen der Jungfrau, dem Knaben die kecken Allüren des unter-

nehmenden Liebhabers. Wir verweisen als Beispiele nur auf einige wenige Bilder, denn reichlich der dritte Teil dieses Bandes könnte als Beweis herangezogen werden (Bild 1, 2, 4, 6, 15, 37, 52, 64, 93, 103, 110, 152, 170). —

Lenkt die große Mehrzahl aller der bis jetzt gewürdigten Faktoren und Dokumente ausschließlich auf die in der galanten Lebensphilosophie der Zeit begründeten Antriebskräfte zu einem frühzeitigen und vorehelichen Geschlechtsverkehr hin, so wäre es natürlich eine unverantwortliche Verkennung der letzten Ursachen, würde man sich hiebei begnügen und die wirtschaftlichen Gesichtspunkte unbeachtet lassen. Was der Zeit selbst nur in geringem Maße zum Bewußtsein kam, und was gemäß der ideologischen Ansicht der zeitgenössischen Sittenprediger rein als Ausfluß des individuellen Leichtsinns erschien, müssen wir heute zu einem nicht nur nicht geringen, sondern sogar zum größten Teil aus den im ersten Kapitel geschilderten besonderen ökonomischen Bedingungen der Zeit ableiten. In einzelnen Ländern, wie zum Beispiel in Deutschland, kamen dabei außerdem die direkten Existenzbedingungen des Absolutismus fördernd in Betracht. Ganz Deutschland war beim Beginn des absolutistischen Zeitalters nicht nur verarmt, sondern zu großen Teilen auch fast vollständig entvölkert, denn der Sieg des fürstlichen Absolutismus basierte hier auf dem Dreißigjährigen Kriege. Kein wichtigeres Problem gab es daher im siebzehnten Jahrhundert für Deutschland als eine möglichst intensive Steigerung der Bevölkerungszunahme. Möglichst viel Kinder zu zeugen, wurde die oberste Pflicht des Mannes; schwanger zu sein und Kinder zu gebären, die stete Pflicht der Frau. Gewiß sollte dies nur im Rahmen der Ehe vor sich gehen, aber es liegt in der Natur der Sache, daß eine solche Zeit auch nachsichtiger gegen einen außerehelichen Geschlechtsverkehr ist; um so mehr, da unter dem Zwang der Notwendigkeit damals sogar die Gesetze der Monogamie revidiert wurden. Das letztere belegt aufs klarste der Erlaß des fränkischen Kreistages zu Nürnberg vom vierzehnten Februar 1650, auf den wir schon im ersten Kapitel des Bandes die „Renaissance“ (S. 41) hingewiesen haben, und wonach „hinfüro innerhalb den nächsten zehn Jahren jedem Mannespersonen zwei Weiber zu heiraten erlaubt



271. Das Fußbad. Französischer Kupferstich



Sie: „Wie soll ich mich nun schützen, wenn du irgend etwas gegen mich vorhast?"

272. Die erste Anleitung. Galantes englisches Schabkunstblatt

sein"! Um das nötige Menschenmaterial zu schaffen, wird also zeitweilig die ganze Grundlage der Ehe, ihr monogamischer Charakter, aufgehoben und die Polygamie sanktioniert! Die Bevölkerungspolitik, zu der Friedrich II. von Preußen in seinem volksarmen Lande gezwungen war, um zu Soldaten und zu Steuerzahlern zu kommen, führte diesen sogar noch hundert Jahre später zu ähnlichen Konsequenzen auf dem Gebiete der Strafrechtspflege.

Alles das hinderte freilich nicht, daß auch in Deutschland bei den besitzenden Klassen gleichzeitig die weiter oben geschilderte Moral aufkam, wonach Kinder als die größte Last, und darum als familiärer Unglücksfall, angesehen wurden. Die Existenz des Staates durch häufiges Kinderbekommen zu stützen, haben die herr-

schenden Klassen immer nur dem gewöhnlichen Volke überlassen und zugemutet, und sie haben sich für ihren Teil höchstens auf den vergnüglichen Teil dieser Aufgabe beschränkt.

Herrschte ein solcher Menschenmangel zwar nicht in allen Staaten und hatte sich infolge der langen Friedensepoche im 18. Jahrhundert der von früher her überall vorhandene starke Frauenüberschuß auch wesentlich günstiger gestaltet, so hatte dagegen, wie wir wissen, in den mittleren Volksschichten die Verarmung in allen Ländern, ohne Ausnahme, ungeheuer zugenommen. Aus diesen materiellen Nöten resultierten in diesen Kreisen für beide Geschlechter ebenso starke sexuelle Nöte. Die meisten Männer konnten erst sehr spät zur Ehe schreiten, weil sie früher nicht in der Lage waren, eine Familie zu ernähren, und viele kamen überhaupt niemals in die Lage, einen Hausstand zu gründen. Daß dieses Los aber vor allem das mittlere Bürgertum traf, rührte ganz einfach daher, weil hier nach den herrschenden Anschauungen ausschließlich der Mann für den Unterhalt der Familie zu sorgen hatte und die Frau gewissermaßen schon teilweise als Luxusgegenstand zählte, jedenfalls aber nicht als Mitverdienerin in Betracht kam, wie beim Proletariat. Für einen großen Bruchteil aller damaligen Männer und Frauen des mittleren Bürgertums war also, teils dauernd, teils bis zu einem vorgerückten Alter, die natürliche Befriedigung ihrer sexuellen Bedürfnisse nur auf außerehelichem Wege möglich.

Die gleichen Faktoren, das heißt, die ökonomischen, erklären es auch, warum bei den Bauern die Verhältnisse im 17. und 18. Jahrhundert im Wesen dieselben geblieben sind wie in der Renaissance. Hier hat sich am Prinzip des Produktionsmechanismus nichts oder nicht viel geändert, und darum blieb auch das gesellschaftliche Sein dasselbe. Wie im ganzen, so im einzelnen. Die Haupterscheinungsformen des vorehelichen Geschlechtsverkehrs, die Komm- und Probenächte, haben sich in aller ihrer spezifischen Eigenart, und natürlich auch in derselben derb-ursprünglichen Form, weiterhin forterhalten, wie wir sie für unsre Zwecke



Wenn der Gatte verreist ist, hat der Liebhaber schöne Tage.

273. Galantes englisches Schabkunstblatt



274. Der Abend. Aus „Die vier Tageszeiten" von P. A. Baudouin

erschöpfend schon in dem Bande „Die Renaissance" geschildert haben. Immerhin hat auch auf den Geschlechtstrieb der Bauern der Absolutismus sehr „fördernd" eingewirkt, und zwar indem er durch seine Auspowerung der bäuerlichen Massen, denen gegenüber es noch viel weniger eine Grenze gab wie beim Städter, bei diesen nicht nur jeden Kulturfortschritt hemmte, sondern sie häufig geradezu in einen Zustand viehischer Vertierung hinabführte, wo es keinerlei sittliche Hemmungen mehr gibt. Eines der augenfälligsten Resultate ist auch hier eine künstliche Forcierung der Pubertät. Weil die meisten Kinder auf dem Lande mit Vater und Mutter im engsten Raum zusammengepfercht ihre Jugend verbringen mußten, genossen unzählige schon im Kindesalter einen gründlichen Anschauungsunterricht in der Mechanik der Liebe. Kein Wunder also, dass viele Kinder das Spiel, mit dem Vater und Mutter sich vergnügten, nachahmen, noch ehe sie die erste Ahnung von seinen Zwecken haben können. Das ist, wie gesagt, auch eine Forcierung der Pubertät, und zwar jene, die zu den allertraurigsten Resultaten führte. Die tiefste sittliche Roheit herrschte nämlich niemals in den Städten, sondern stets auf den Dörfern.

* * *

Das weibliche Liebesbedürfnis. Ein anderes Hauptthema des Ancien Regime, von dem uns in unzähligen Dokumenten der verschiedensten Art Kunde

gegeben wird, ist die angeblich unbegrenzte Begeisterung einer jeden Frau „für den Galanteriedienst", wie die Zeit sagte. Die Manns-Tollheit der Frauen war danach nie zuvor eine so allgemeine Erscheinung. Die Frauen im Ancien Regime sind immer „galant"; und für „erzgalant" gehalten zu werden, ist für die meisten der höchste Ehrgeiz. Eine Frau, gleichviel welchen Landes, Standes und Alters, in dieser Zeit anders als in galanten Situationen anzutreffen, gibt es nicht. Auf einige Seiten dieses Gegenstandes, von dem wir vorübergehend schon an mehreren Stellen gesprochen haben, müssen wir hier in einem besonderen Abschnitt noch näher eingehen, weil wir dadurch zu verschiedenen wichtigen Aufschlüssen kommen .....



275. Die Liebeswerbung. Nach einem Gemälde von Le Beau. 1773

Dem Zweifel an der Richtigkeit der Behauptung einer auffällig stark grassierenden Mannstollheit der Frauen ist nirgends die geringste Lücke gelassen. Selbst das in die Hände der Frauen gelegte „Frauenzimmerlexikon" spricht in einer ganzen Reihe von Artikeln von dem übertriebnen weiblichen Liebesverlangen, als von dem „gemeinen Zustande der Frauenzimmer". Dieser Zustand der Frauen wird jedoch als natürlich erklärt. Unter dem Stichwort „Geilheit" heißt es:

Geilheit, denen Medicis Salacitas genannt, ist bey denen Weibes-Bildern eine continuirliche Begierde und steter Appetit nach dem Liebes-Werk, so von einer hitzigen, safftreichen, zärtlichen und wollüstigen Structur derer Theile des Leibes herrühret, und sie daher immer mehr und mehr zur Wollust anreitzet.

Ebenso natürlich ist es dem Verfasser, daß, wenn diese Liebessehnsucht

„kontinuierlich" unbefriedigt bleibt, es bei den meisten Mädchen oder Frauen zur förmlichen Mannstollheit kommt, d. h., zum sogenannten „Wüten der Mutter":

Wüten der Mutter, auch Mann-Tollheit und Kuttentollheit genennet, denen Medicis aber Furor uterinus. Ist ein weiblicher Zufall, es werden vielmahls auch die Jungfrauen mit diesem Übel geplaget und kommet insgemein aus Geilheit, phantastischer Einbildung eines schönen männlichen Subiecti und untersagtem Beyschlaff her, daher sie denn erstlich traurig, unruhig, melancholisch werden und endlich gar in Raserey gerathen. Man nennet dergleichen Patientinnen auch Schottenthöricht.

Etwas weniger trocken behandeln die Moralprediger dieses Thema. Der Verfasser des im Jahre 1720 erschienen Buches „die von ihren Feigenblättern entblößten Adam und Eva" leitet das lange Kapitel, das er dem mannstollen Gebaren „des unverheirateten Frauenzimmers" widmet, mit folgenden Sätzen ein:

Das unverheiratete Frauenzimmer „ist so muthwillig und wild, als (wo man anders solche Vergleichung brauchen darf) eine junge Kuh im Frühling, die man aus Mangel eines Brömmers immerfort den anderen Kühen aufhucken sieht. Ihre Augen sind, wenn sie einen jungen Menschen erblickt, gleich so feurig als ein gifftig Carfunkel-Geschwür, kurtz vor dem Tode desjenigen, der damit infiziert ist. Ja man kann die Hitze ihrer Neigungen schon in ihren Haaren wahrnehmen, so gar, daß auch ihre Mutter sich einsmahls gezwungen gesehen, sie auf die Seite zu ruffen und ihrer Courage mit einem scharffen Verweiß Einhalt zu tun, damit sie nicht in ein so hitziges Liebes-Fieber und Raserey fallen möchte, welches ihrer hefftigen Begierde selbst auf einmal den Garaus machen, der Mutter Hoffnung betrügen, und ehe sie noch die rechten Jungfräulichen Jahre bekäme, vor der gantzen Compagnie ihr Geschlecht und Jungfernschafft beschämen möchte. Wenn sie der Mutter aus dem Gesicht gekommen, und also ihrer Gewalt, sie im Zaume zu halten, ein wenig entgangen ist, so ist sie so freudig und lustig, als eine junge mit dem Strickgen spielende Katze, und kann sich so wunderlich als ein jungen Füllen geberden, das noch niemals einen Reuter ertragen, oder eingespannt worden. Sie wird in dem Saal herumtanzen, und ihre geschickten Füße mit dem gantzen Leibe mit so ungewöhnlichen Positüren hin- und herwerffen, als wenn sie sich selber von der Last ihrer Jungfernschafft ohne Zuthun eines Bräutigams helffen wollte.

Das Sprichwort gehört ebenfalls in den Rahmen der Moralpredigt. Wir zitieren zwei der damals geläufigsten: „Unter dem Gürtel sind die Weiber immer hungrig", „Stets an der Tafel, oder auf dem Rücken, das ists was Weibern wohlgefällt." Wenn einem Mann ein vorteilhafter Ruf vorangeht, so darf er in dieser Zeit überall der deutlichsten Aufmunterungen von Seite der Frauen gewärtig sein, man bereitet ihm die günstigsten Gelegenheiten und ist eines jeden seiner Winke gewärtig. Jean Hervez berichtet in seinem Werke „Die Frauen und die Galanterie im 17. Jahrhundert" von einem Oberintendanten Fouquet: il „ne connut jamais des cruelles". Hervez schreibt weiter:

Fouquet, der ohne Zweifel sehr mit anderen Sorgen belastet war, gab sich nicht die Mühe, den Hof zu machen: er begnügte sich seine Wünsche zu notifizieren, und er hatte zur bezeichneten Stunde im bezeichneten Bett die begehrte Frau.

Und dasselbe Glück soll unzähligen von Männern täglich zu teil geworden sein. Der Besuch des türkischen Gesandten Zaid Effendi im Jahre 1742 in Paris bringt unzählige Frauen in Aufruhr; denn weil dieser Pascha mehrere Frauen in seinem Harem hat, muß er ein Ausbund von Männlichkeit sein. Mädchen und Frauen reißen sich um seinen Anblick, unbekümmert des zynischen Spottes auf die weibliche Geilheit, der alsbald in Karikaturen und Spottgedichten laut wurde. Die Kunstreiter und Charlatane hatten übrigens dieselben günstigen Chancen wie



Die Frucht der verbotenen Liebe

276. Französischer Kupferstich von Voyez nach einem Gemälde von P. A. Baudouin

der vornehme Edelmann. Ein boshafter Spötter höhnte ebenso zynisch wie durchsichtig über die Pariserinnen:

Bei unseren Damen trifft sich alles auf einer mittleren Linie und sie anerkennen hier keine Unterschiede des Standes, sondern nur die wahren Tugenden der Geburt. Wo sie Grund haben diese vorauszusetzen, verkehren sie alsbald wie mit „ihresgleichen".

Von der englischen Gesellschaft zur Zeit Karl II. ist es notorisch, daß eine ganze Reihe berühmter Seiltänzer, Kunstreiter und Ballettänzer in den Betten des englischen Hochadels dieselben Triumphe feierte wie auf der Bühne und dem Parkett.

Bezeichnend ist auch die starke Verbreitung gewisser abergläubischer Gebräuche. Alle Frauen bedienten sich im 17. und 18. Jahrhundert aufs eifrigste des Liebesorakels. Den Ledigen sollte es verraten, ob sie bald einen Mann bekommen, den Verheirateten, ob und wann sich der ersehnte Liebhaber einstellt. Von den Ledigen wurde vornehmlich die Nacht, die dem Tag des heiligen Andreas vorangeht, zur Befragung des Liebesorakels gewählt, denn der heilige Andreas ist der Schutzheilige der heiratslustigen Frauen. Die Befragung dieses Heiligen mußte in ganz besonderer Weise geschehen. So ist z. B. die erste Bedingung, daß die betreffende Jungfrau sich dabei erst splitternackt auszieht; nur wenn sie in diesem Zustand den Heiligen anruft, offenbart dieser anscheinend sehr unheiligmäßige Heilige seine Geheimnisse. In der „gestriegelten Rockenphilosophie" heißt es:

Ledige Weibspersonen, als Jungfern und Mägde, welche gern Männer hätten, die sollen in der Nacht vor St. Andreastage St. Andreen nackt anruffen, so wird ihnen ihr künftiger Liebster im Schlafe erscheinen.



Das Strumpfband oder die galante Aufmunterung
277. Französischer Kupferstich von Bonnet nach J. B. Huet

In einigen Gegenden herrschte der Brauch, daß die wißbegierigen Jungfrauen in diesem Zustand den Kopf ins Ofenloch stecken und „den Fetzer" dabei möglichst weit in die Luft hinausrecken (Bild 218). Wieder wo anders galt der Brauch, einen Schuh nach rückwärts gegen die Kammertüre zu werfen oder mit abgekehrtem Gesicht ein Holzscheit aus einem Stapel Holz herauszuziehen. Zeigte im ersten Falle die Zahl der Sprünge, die der Schuh machte, bevor er liegen blieb, die Zahl der Jahre an, die eine Jungfrau noch zu warten hatte, so im zweiten ein gerades Scheit, daß man einen jungen



LA PARTIE D'ŒUF FRAIS .

Das Mahl der Verliebten

Galanter französischer Farbstich von Le Clerc



278. Die Frau beim Aderlaß und im Bad. Nürnberger Kupferstich von J. M. Will

Liebhaber, ein krummes, daß man einen alten zum Manne bekommen würde. Mit alledem war auch noch ein längeres oder kürzeres Stoßgebet verknüpft, das man an den St. Andreas richtete:

Andresgen, Mann Bescherer,
Du treuer Jungfer (Mägde) Lehrer:
Hier steh ich splinter nackt:
Wann wird die Stunde kommen,
Daß einer mich genommen,
Und mein Braut-Bette knackt.

Es gab damals sicher kein Gebet, das mit größerer Inbrunst gen Himmel geschickt wurde. Aber die meisten Dirnen begnügen sich in dieser wichtigen Angelegenheit nicht mit dem heiligen Andreas allein, sondern nehmen sich noch ein Dutzend andere Heilige als Nothelfer in Dienst, und jedem wird eine besondere Aufgabe zugewiesen. Auch möchte man doch täglich, und nicht bloß einmal im Jahr, den Himmel in dieser wichtigen Angelegenheit engagieren. Die belgischen höheren Töchterschulen üben noch heute den Mädchen vor ihrem Abgang die folgende Heiratslitanei ein, die bereits aus dem 18. Jahrhundert stammt:

„Heilige Maria, gib, daß ich mich verheirate!
Heiliger Joseph, daß es bald geschieht!
Heiliger Antonius, daß er ein gutes Erbteil habe!
Heiliger Johannes, daß er viel Geld besitze!
Heilige Klara, daß er mich lieb habe!
Heiliger Anatol, daß er nicht leichtfertig sei!
Heiliger Lupus, daß er nicht eifersüchtig sei!
Heilige Charlotte, daß ich die Hosen trage!
Heilige Margaretha, daß er bald komme!
Heiliger Alexander, daß ich nicht lange zu warten brauche!
Heiliger Cleutherius, daß er ein guter Vater sei —!
Heiliger Angelikus, — und ein guter Katholik!
Heiliger Nikolaus, vergiß mich nicht!"

Die deutlichsten und vor allem die üppigsten Schilderungen der angeblich typischen Mannstollheit aller Frauen liefern die Künste, die Literatur sowohl als die Malerei. In unzähligen Variationen wird hier von diesem Thema gesprochen und in endlosen Steigerungen, die schließlich jede Frau zu einem förmlichen Minotauros an Geilheit stempeln.

Eulogius Schneider reimt in dem Vierzeiler „Der Schwur":

Die schöne Doris schwört, in ihrem Leben
Nur dem, der ihr gefällt, sich zu ergeben.
Weil aber jeder ihr gefällt,
Ergibt sie sich der ganzen Welt!

Alle Frauen interessiert an der Ehe „nur das süße Liebesspiel". Ein typisches Gedichtchen ist dafür „Die schöne Gertrud" von Johann Friedrich Riederer (1711 in Nürnberg erschienen):

Die schöne Gertrud, so sich jüngst vermählt,
wollt wissen,
Wenn wohl die beste Zeit der Lieb zu pflegen
wär;
Ein Doktor saß bei ihr, der war sogleich be-
flissen,
Bedacht sich auf die Frag und sagt ihr ohnge-
fähr:
Wenn man des Morgens früh die Rosen denkt
zu pflücken,
Ist's das gesündste Spiel und für die Lenden
gut;
Die aber bei der Nacht sich zu der Arbeit
schicken,
Genießen tiefre Lust, um weil es süßer
tut.
Wohl, sagt die junge Frau, dann will ich künftig
sorgen,
Zu pflücken in dem Bett die Frücht der jungen
Zeit,
Vorerst, weil es gesund, zu Früh am hellen
Morgen,
Und wenn es Abend wird, dann um die Süßig-
keit.

Daran ändert, wie gesagt, auch das Alter nichts, wie wir aus verschiedenen, höchst derben Gedichten „An eine alte Vettel", „An eine Sechzigjährige", usw. erfahren. Weiter ist stets die Frau und nicht der Mann der verführende Teil. Durch die Frau erhält der Mann die ersten Lektionen in der Liebe:

Gesteh es nur, mein Kind
Und lächle nicht zu viel,
Gewiß, du wiesest mir
Das erste Liebesspiel.
Denn als dein süßer Mund
Ein Wort von Würfeln sprach,
Da dacht ich unverhofft
Den Sachen weiter nach . . .

Und die Frau ist es auch, die den Mann stets von neuem verführt. In einem im achtzehnten Jahrhundert nach eigner Melodie gesungenen Volkslied fleht die Verliebte:

Komm, ach stille mein Verlangen,
Komm, erquicke meine Brust,
Lasse dich doch höchst umpfangen
Und genieße tausend Lust,
Die dir ohne Widerstreben
Mein verliebter Geist wird geben . .

Die bildenden Künste sagen mit ihren Mitteln genau dasselbe, und sie sagen es womöglich noch viel feuriger. Nach ihnen zu urteilen, ist jede Frau in dieser Zeit ein Ätna von Wollust, dem kein Mann sich nähern kann, ohne von seiner Glut versengt zu werden. Die zeichnenden Künste kennen überhaupt nur eine „liebende" Frau, Liebe begehrend oder Liebe spendend; und gleichviel in welcher Situation sie sich befindet. Ob sie weint oder betet, ob sie sich unterhält oder ihren Gedanken nachhängt, ob sie schläft oder bei der Arbeit ist. Ist aber gar die Liebe selbst der direkte Gegenstand ihrer momentanen Beschäftigung, dann ist sie, ohne Ausnahme, was wir vorhin sagten, ein wahrer Ätna an Wollust (Bild 17 und 273). Jede Verliebte ist stets in wollüstiger Ekstase; in der heftigsten, wenn sie ganz allein ist. Der Anblick des Bildes des Gatten, Bräutigams oder Liebhabers zaubert vor ihre Phantasie die wollüstigen Sensationen, zu denen er sie schon geführt hat, oder sie kostet diese im voraus (Bild 266). Die liebste Beschäftigung der Frau ist, sich verliebten Gedanken, das heißt, erotischen Vorstellungen, hinzugeben. Beim Lesen von galanten Romanen, und sie liest nur solche, lebt sie stets mit und vereinigt in sich alle weiblichen Figuren, die darin vorkommen, soweit diese der Dichter in galanten Situationen auftreten läßt. Alles lenkt ihre Gedanken zur Liebe, und nichts interessiert ihren Geist mehr als das, was mit der Liebesbetätigung zusammenhängt. Mit wahrer Gier verfolgt sie die Liebesspiele der sich schnäbelnden Tauben, und auf ihrem Gesicht malen sich nur zu deutlich die Bilder und Vorstellungen, in die ihre Phantasie diesen Anblick umsetzt (Bild 81, 258, 294 u. 297).



Der zerbrochene Spiegel

279. Symbolische Darstellung der verlorenen Jungfrauschaft. Kupferstich nach einem Gemälde von Schönau, kurfürstlich sächsischer Hofmaler

Mit Vorliebe wird die mannbare Jungfrau vom Künstler gerade in dieser Weise symbolisiert. Aber auch das individuelle Porträt der Frau ist in dieser Zeit derartig betont. Jede Frau, ob Königin, Bürgerin oder Dirne, wird als galant dargestellt, und einerlei, ob dies mit dem Pinsel oder mit Worten geschieht. Man vergeiche die verschiedenen, hier vorgeführten Frauenporträts. Ein jedes dieser Bilder, und nicht nur diese, sondern überhaupt alle Bilder, die wir in diesem Bande vereinigen, führen uns zu der Anschauung: Den allgemeinen Begriff Mensch gibt es gegenüber der Frau im Zeitalter des Absolutismus nicht mehr, nur noch eine solche Formel für den Begriff Geschlecht . . .

Wir haben im ersten Kapitel alles dies als die Forderung der Zeit an die Frau bezeichnet, als die Logik der galanten Lebensanschauung. Die hier angeführten Zitate und Hinweise würden demnach die Bestätigung für unsre früheren Ausführungen sein. Aber trotzdem ist hier die Frage aufzuwerfen: Verhielten sich die Dinge in Wahrheit so? Das heißt: Ist eine besondere Lüsternheit auch im Bilde der lebenden Frau dieser Zeit der typische Zug, oder erscheint sie etwa so bloß im Konkavspiegel der übertreibenden männlichen Psyche? Die Antwort auf diese Frage muß lauten: Ja, so sahen die Frauen damals in Wirklichkeit aus. Und dieses Ja ist dahin zu erweitern, daß wir uns heute kaum eine Vorstellung davon machen können, in welch verliebtem Getue damals tatsächlich alles weibliche Tun bestand, daß es keinen Moment aussetzte und alles damit eingekleidet war. Die Goncourts haben vollkommen recht, wenn sie sagen: „Die Frau besteht in dieser Zeit nur aus Wollust."



280. Augsburger Kupferstich nach J. F. Göz. 1784

Von noch größerer Wichtigkeit ist jedoch eine zweite Frage: Welches sind neben den Ursachen der allgemeinen galanten Lebensanschauung die inneren Notwendigkeiten dieser Erscheinung? Die Beantwortung dieser Frage ist etwas umständlicher. Drei zusammenwirkende Ursachen kommen dabei in Betracht. Die erste und die wichtigste haben wir bereits im vorigen Abschnitt dargelegt. Es sind die großen sexuellen Nöte, die sich aus der Erschwerung der Heiratsmöglichkeiten bei dem größten Teil des Bürgertums ergaben. Gewiß haben diese Nöte auch die Männer betroffen, aber ungleich mehr die Frauen; denn für den Mann bot ja die Prostitution immer-



281. Das Lever. Kupferstich nach einem Gemälde von N. Lancret

hin die Möglichkeit einer teilweisen Auslösung. Bei der Frau dagegen kam es infolge der Erschwerung der Heiratsmöglichkeit zu einer ebenso großen Steigerung ihres Konkurrenzkampfes um den Mann. Nichts führt aber so sehr zu einer systematischen Herausbildung der Lüsternheit im Wesen einer Frau, als wie ein schwerer Konkurrenzkampf um den Besitz eines Mannes. Es beruht dies auf der Nutzanwendung der einfachen Tatsache, daß der Mann am leichtesten und auch am raschesten der weiblichen Begierde unterliegt. Weil nun damals immer weniger Frauen von vornherein sichere Aussicht hatten, in den Besitz eines Mannes zu kommen, so griffen schließlich alle Frauen von selbst zu allen Mitteln, und, bewußt oder unbewußt, in den meisten Fällen zuerst zu dem, die Männer durch die eigne Sinnlichkeit an sich zu fesseln. Jede Frau zeigt immer eine zärtliche Miene, ist immer bereit, ist immer verführerisch, ist prononciert kokett und gibt Vorschüsse selbst bei den harmlosesten Gelegenheiten. Daß dieses typische Gebaren der Frauen in allen zeitgenössischen Dokumenten in den kaschierenden Mantel einer aus bloßer Sucht nach Wollust hervorgehenden Galanterie gekleidet ist, mag den Zeitgenossen als erklärliche Kurzsichtigkeit angerechnet werden; wir aber dürfen die bittere Notwendigkeit nicht verkennen, die sich in den meisten Fällen hinter dieser schimmernden Hülle verbirgt.

Die zweite Ursache der forcierten Lüsternheit der Frau in dieser Zeit besteht

in dem erotisch stimulierenden Einfluß der Mode. Auch dieser Umstand darf in seiner Bedeutung nicht unterschätzt werden, weil er nicht nur vorübergehend und nicht nur einzelne Individuen beeinflußte, sondern nahezu ein Jahrhundert lang die große Mehrzahl aller Frauen. Die damalige Frauenmode hat die Frau niemals aus dem Zustand einer ununterbrochenen sexuellen Erregung herauskommen lassen. Die im dritten Kapitel geschilderte prinzipielle Auflösung des weiblichen Körpers in seine wichtigsten Geschlechtsmerkmale hat, weil diese Zerteilung nur mit Hilfe einer ungeheuerlich übertriebenen Tailleneinschnürung erreicht werden konnte, einen systematischen Druck auf die Unterleibsorgane der Frau bedingt. Dieser permanente Druck, denn häufig trug man selbst des des Nachts den Schnürleib, resultierte in einem ebenso unvermeidlichen Reiz auf die Genitalsphäre, der naturgemäß sehr bald zu einem Überreiz ausartete. Diese erotische Überreizung der Frau mußte sich naturgemäß auf ihre Gesamtphysiognomie übertragen und all ihr Tun erotisch „infizieren". Hier ist auch noch zu erwähnen, daß die bekannte Modekrankheit der Frauen des achtzehnten Jahrhunderts, die sogenannten Vapeurs, an der die meisten Frauen litten, nach dem Urteil von medizinischen Sexualforschern, wie Iwan Bloch, als eine spezifische Form der Hysterie anzusehen ist, die einzig auf der permanenten geschlechtlichen Überreizung durch die Mode basierte.

Die dritte Ursache, die die spezifischen Linien der Begehrlichkeit in der Physiognomie der Frau verstärkte, bestand in der ebenfalls schon dargelegten prinzipiellen Ausschaltung der Empfängnis aus der Liebe und der Abwälzung der gesamten Aufzucht und Erziehung der trotzdem erzeugten Kinder auf fremde Schultern. Dadurch schaltete in allen den dabei in Frage kommenden Ehen das natürliche und wichtigste Bindemittel zwischen den beiden Geschlechtern aus, das Kind, das diese Rolle unbedingt erfüllt. Wo dieses fehlt, bedarf man daher eines Ersatzes. Und diesen Ersatz schafft sich die auf den Flirt reduzierte Liebe ebenfalls mit Vorliebe in der Linie einer gesteigerten Galanterie auf der Seite der Frau. Weil Mann und Frau nicht in der Basis der Gefühle miteinander verkettet sind, muß die Frau, der es doch in den meisten Fällen ungleich mehr als dem Manne auf den Bestand der Ehe ankommt, die Sinne des Mannes ständig von neuem reizen, um ihn so auf die Dauer an sich zu fesseln.

Daß es sowohl in diesen Fällen, als auch in den zuerst beschriebenen Konkurrenzkämpfen um den Mann nur bei den allerwenigsten Frauen auf die Dauer bei der leeren Pose allein bleibt, liegt in der Natur der Sache. Die gewissenhafte Erfüllung dieser Rolle stimuliert schließlich die trägsten Sinne, sie facht aber rege Begierden sehr bald zu lodernden Flammen an. Und darum wandelt sich naturgemäß bei den meisten Frauen binnen kurzem dieses Spiel zur Wahrheit.

* * *

Die juristische Formel. Wir kennen bereits die wichtigsten tatsächlichen Verhältnisse hinsichtlich des Eheschlusses im Ancien Regime. Sie bestehen in einer abnorm frühen Heirat beim Adel und beim geldbesitzenden Bürger-



Ach, wenn Er mir doch ebenso treu wäre!

282. Kupferstich von Dennel nach einer Zeichnung von Fragonard



283. Frauentypen. Französischer Kupferstich

tum und in einer ebenso auffallend späten Heirat bei allen nichtbesitzenden Klassen, also vornehmlich beim mittlern Bürgertum. Außerdem wissen wir, daß bei den herrschenden und besitzenden Klassen die Eheschließenden einander vor der Heirat oft nicht einmal „vom Sehen", geschweige denn von Charakter und Wesen kennen. Verbindungen, bei denen die Gatten sich einige Tage vor der Trauung oder gar am Tage der Trauung selbst zum ersten Male im Leben begegnen, sind im achtzehnten Jahrhundert in diesen Kreisen nahezu die feststehende Regel. Diese Merkmale besagen aber nichts anderes, als die uneingeschränkte Herrschaft der Konvenienz als des einzigen zur Ehe führenden Gesetzes. Der Eheschluß ist nur die juristische Formel für eine Geschäftskalkulation. Das ist in der Tat das Wesentliche. Der Adel kopuliert zwei Namen miteinander, die zu einer Vergrößerung der Familienmacht führen, oder zum gleichen Zweck einen Namen und ein Vermögen; das besitzende Bürgertum kopuliert zwei Vermögen, oder zum Vermögen den Stand, um dessen wirkungsvollste Verwertung zu gestatten; das mittlere und kleine Bürgertum kopuliert das Einkommen oder die Arbeitskraft des Mannes mit einem weiblichen Individuum, dem als Hauptlebensaufgabe die rationellste Ausnutzung der bescheidenen Lebensmöglichkeiten obliegt. Und beim Proletariat schließlich heiratet man sich in der Mehrzahl der Fälle deshalb, „weil man zu zweien billiger lebt", d. h. weil keines für sich allein so viel verdient, um allein davon leben zu können. Höhere Gesichtspunkte, wie zum Beispiel Erfüllung des Dranges nach Seelengemeinschaft, kommen nur als individuelle Fälle vor. So widerspruchsvoll es anscheinend zu den galanten Zeittendenzen klingt, so kann man sogar sagen, daß selbst das individuell Geschlechtliche bei der Heirat in dieser Zeit ausscheidet. Dies ist aber gar nicht widerspruchsvoll, denn Liebe und Ehe können sich in einer Zeit, in der das Technische in der Liebe obenan steht, absolut nicht decken; zum mindesten ist die Ehe diesem Lebensprogramm eher hinderlich. Sowie es sich daher um eine Heirat dreht, heißt es im Ancien Regime: Mann ist Mann und Frau ist Frau. Und wenn Kraft und Eleganz des Mannes oder Schönheit und Pikanterie der Frau gleichwohl eine Rolle spielen, so ebenfalls nur als Vermögensbestandteile, die in dem besondern

Fall unentbehrlich sind, sei es als Mittel der Repräsentation beim Adel oder der Kundenanlockung durch eine hübsche Frau beim kleinen Kaufmann usw.

Beim Adel und beim besitzenden Bürgertum ist der Konvenienzcharakter der Ehe völlig unverhüllt. Gaston Maugras schreibt sehr richtig:

Man sucht nicht einmal den Schein zu wahren, wie heutzutage. Die Ehe ist ein Geschäft und man behandelt sie als Geschäft; sie ist eine Familienübereinkunft, von der die hauptsächlich Interessierten sorgfältig ausgeschlossen werden, und wenn man sie zur Verwirklichung dieser Übereinkunft beruft, so geschieht es nur, weil dazu freilich ihre Anwesenheit unbedingt notwendig erscheint.

An hundert krassen Beispielen aus allen Ländern läßt es sich belegen, wie zynisch selbst auf die geringste ideologische Bemäntelung verzichtet wird, daß man die Anwendung des Wortes Liebe beim Eheschluß mitunter sogar förmlich verpönt, als einer Sache, die lächerlich macht, weil sie nicht à la mode ist. Dieser Zynismus hat seine ebenso offen zutage liegende ökonomische Wurzel. Die Repräsentation — sich, seinen Namen, seinen Stand zu repräsentieren — ist das einzige Gesetz der Zeit, also sind die Mittel dazu das einzig ausschlaggebende. Mit dem von dieser Situation untrennbaren gegenseitigen Ehebruch kann man ebenfalls offen und ungeniert als mit einer Harmlosigkeit rechnen, weil der genannte Hauptzweck der Ehe dadurch nicht in Gefahr kommt. Da die Repräsentation immer größere Mittel erfordert, so nimmt auch die Zahl der Ehen zwischen den Söhnen der Aristokratie und den Töchtern der reichen Großbourgeoisie, richtiger zwischen aristokratischen Stammbäumen und bürgerlichen Geldsäcken, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ebenfalls einen immer größern Umfang an. Es gibt nichts trennendes mehr, wo das Geld eint. Am allerwenigsten ist es die Religion, die eine sonst vorteilhafte Rechnung aus der Balance bringt. In den „Eclipses Politico Morales" heißt es:



284. Miß Chudleigh als Iphigenia auf einem Maskenball des venetianischen Gesandten. Um 1760

Es ist ja nicht mehr styli, daß Fräuleins sich zu gewissen Religion profitieren, bis sie eine anständige Mariage treffen. Nach dieser reguliert man auch die Religion, gemeiniglich nach dem Willen des Mary, auf daß Leib und Seel einig sind.

Selbst das „Judenschicksel" wird in einzelnen Fällen plötzlich gleich-

berechtigt, wenn es einwilligt, sich taufen zu lassen. In den Salons der reichen Geldjuden drängen sich Grafen, Prinzen und Marschälle und werben mit robuster Gier um die Hand der Tochter. Warum auch nicht, zieht doch selbst ein Ludwig XIV. seinen Hut vor den sechzig Millionen des berühmten Finanzjuden Samuel Bernard. Freilich, ihrer feudalen Manieren vergißt die bankrotte Aristokratie darum trotzdem nicht, man erinnert sich ihrer, sowie die Beute durch den Ehekontrakt gesichert ist. Dann sagt man laut vor aller Welt, „daß man dieses Opfer nur seinem Namen gebracht habe"! Und durch dieses Opfer hält man sich gegenüber der Frau alles weitern entbunden, jedes Beweises der Liebe und selbst der Rücksicht, und zwar häufig schon am Hochzeitsabend. Die bürgerliche Frau muß sich hinfort mit der Ehre begnügen, ein oder zweimal von einem leibhaftigen Marquis, Grafen oder Herzog geschwängert worden zu sein und außerdem damit, seinen erlauchten Namen tragen zu dürfen; das sind häufig die einzigen ehelichen Beziehungen zwischen den beiden Gatten. Doch beide, die Aristokratie und die Großbourgeoisie, sind einander vollkommen würdig. Die typische Verachtung, mit der der Adel die bürgerliche Verwandtschaft alsbald wieder abhalfterte, hinderte das Bürgertum nirgends, seinen höchsten Stolz darin zu finden, seine Töchter in den feudalen Betten zu plazieren. Chamfort charakterisiert dies treffend, indem er sagt: „Das Bürgertum sucht eine närrische Ehre darin, seine Töchter als Dünger für die Ländereien der hohen Herrschaften herzugeben!"



Entdeckte Untreue

285. Englischer Kupferstich von J. Wheatly

Beim Mittelstand und Kleinbürgertum kann im Gegensatz zum Adel und zur Finanzaristokratie von einem solchen Zynismus nirgends die Rede sein, hier ist im Gegenteil der geschäftliche Charakter des Eheschlusses sehr stark ideologisch verbrämt. Der Mann muß einem Mädchen erst längere Zeit die Cour schneiden, er darf nur von Liebe reden, muß sich die Achtung des Mädchens verdienen, um die er wirbt, er muß seine persönlichen Tugenden an den Tag bringen, kurz, er muß ihre Liebe förmlich dadurch erwerben, daß er beweist, wie würdig er ihrer ist. Das gleiche hat auf ihrer Seite zu geschehen. Nichtsdestoweniger ist auch hier die for-



286. Galante Scherze. Kupferstich von Legrand nach einem Gemälde von Schall. 1785

melle Freiheit der Eheschließenden nur eine Chimäre, die einzig vor der Kurzsichtigkeit standhält. Das Geheimnis ist, daß sich die gegenseitige Achtung und Liebe in der Regel eben auch nur dann einstellt, wenn die Rechnung ebenfalls auf beiden Seiten stimmt. Denn diese scheinbar so ideale Form des gegenseitigen Liebeswerbens ist im letzten Grunde absolut nichts andres als die ideologische Form, in der der einzelne die von ihm aufgestellte Kalkulation auf ihre Richtigkeit prüft. Denn in diesen Kreisen ist dies etwas umständlicheres als dort, wo sich der Besitz klar in großen, aller Welt bekannten Zahlen oder Grundbesitz ausprägt und darum die glatte Formel: „Hier Geld, hier Namen!" zuläßt. Außerdem: Je kleiner der Besitz, um so kleinlicher muß auf beiden Seiten nachgeprüft werden, denn der kleinste Irrtum kann bei kleinen Zahlen alles über den Haufen werfen. Das unentbehrlichste Gut für beide Teile ist beim Kleinbürgertum Sparsamkeit. Daß solche geübt wird, kann man aber auch erst durch längere Selbstanschauung in zuverlässiger Weise herausbekommen. Diese umständliche Nachprüfung spielt sich nun in der Form des gegenseitigen Liebeswerbens ab. Der Mann erweist seine Solidität durch seine Treue, das Mädchen den unentbehrlichen hausfräulichen Sinn durch Ehrbarkeit, Bescheidenheit, Hingabe usw. Eine gute Kontrolle für die Richtigkeit dieser Erscheinung der materiellen Beweggründe

40*

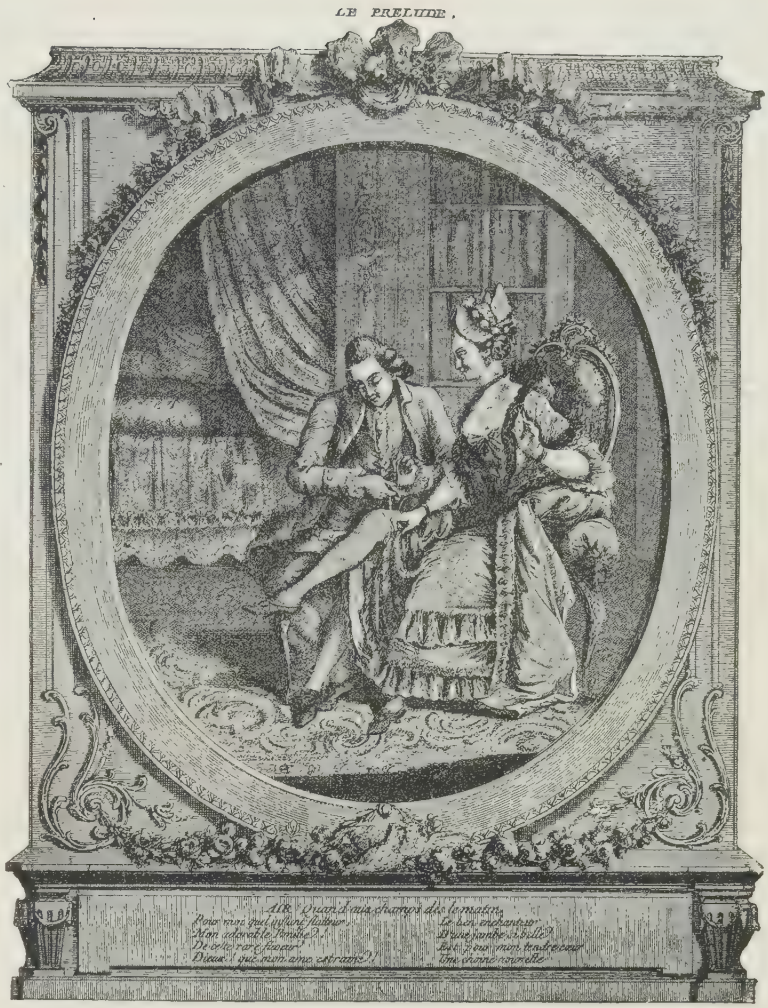


287. Der Zudringliche. Galanter französischer Kupferstich

bietet übrigens der Umstand, daß die jähe Leidenschaft, „die Liebe auf den ersten Blick", die sofort bereit ist, sich fürs Leben zu binden, gerade in diesen Kreisen am allerscheelsten angesehen wurde.

Weil das gegenseitige Vertrauen bis ins kleinste im bürgerlichen Haushalt eine Hauptrolle spielte, so war die ideologische Verbrämung dieses kleinlichen Rechenexempels natürlich ebenso unentbehrlich, wie sie oben an der Spitze der Gesellschaft zynisch entbehrt werden konnte, und sie mußte ebenfalls bis ins kleinste ausgeführt werden. Kein Wunder deshalb, daß nicht nur die Rollenträger selbst, sondern ebensosehr die Nachwelt alles für Wirklichkeit nahmen, was in Wahrheit unbedingt nur Schein war. Diese Verwechslung des Scheins mit der Wirklichkeit hinderte jedoch nicht, daß bei den Rolleninhabern dieser Schein tausendfach tatsächlich auf die Dauer vorhielt. Der Beweis dafür ist das damals aufkommende und typisch gewordene spießbürgerliche Ehe-Ideal des Philistertums, das bis in unsre Zeit herein als das Eheideal überhaupt galt, in Wahrheit aber nur die sexuelle Ideologie der in die beschränkteste materielle Abhängigkeit gebannten Untertanenseele ist, und das sich deshalb bei näherm Zusehen wohl als das allerkläglichste Eheideal entpuppt, das es je gegeben hat. Nirgends war die große Leidenschaft, die die Menschen gen Himmel trägt, seltener und dabei ehrlicher gehaßt. Niemals gab es hier einen Höhenflug zu den Sternen des Glücks oder in die Abgründe der Verzweiflung, sondern alles ging auf sicheren Wegen bedächtig Schritt für Schritt. Alles ist kleinlich an diesem Ideal, nicht nur die Laster, sondern auch die Tugenden. Freilich, es langte weder zu dem einen, noch zu dem andern.

Und das ist auch das Geheimnis der vielgepriesenen Sittlichkeit des vielgepriesenen Philisteriums: Der Hund, der einen nicht beißen kann, weil ihm die Zähne ausgebrochen sind, der einen aber darum gerade so wenig zu schützen vermag.



288. Die Vorspiele. Galanter französischer Kupferstich von Queverdo. 1771

Aber auch in diesen Klassen war sich die Zeit selbst über die entscheidenden Beweggründe nur zu gut bewußt, d. h. das Rechenexempel trat trotzdem jeden Augenblick klar zutage, denn wenn es im einzelnen Fall auch nie zugegeben wurde, so nannten es die zeitgenössischen Sittenschilderer in ihren Moralpredigten doch offen als das Wesentliche der Sache. Die Mrs. Manley sagt in ihrer „Atlantis", die am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erschien

Daß man heutzutage nicht mehr also zu lieben pflege, sondern unter dieser Passion seinen Nutzen und Glück hauptsächlich intendieren müsse.

Das Deutlichste und Meiste aber sagt, wie so oft, Abraham a Santa Clara in seiner „Lauberhütt". Dort heißt es über die Heiraten beim mittleren Bürgertum:

Mein Hänßl, du mußt diese nehmen; das Mädl ist zwar ein wenig bucklet, doch hat sie ein guten Rantzen mit Geld im Kasten; unsers Nachbahrn seine Bäberl hinckt ein wenig, gleichwolen gehört das Hauß ihr zu. Die Mariändel hat nur ein Aug, hingegen bedecken das andere die Duggaten.

Und an einer andern Stelle derselben Schrift:

Bey dieser galanten und eigennutzigen Welt müssen die Weiber Geld haben, dann man schaut nicht auf das Gesicht, sondern auf das Gewicht. Will die Jungfrau Sabina haben einen wackern Kerl, muß sie haben Geld, Kleinod und Perl. Will die Jungtrau Sandel haben einen tapffern Offizier, muß sie haben Ducaten und Silber-Geschirr. Will die Jungfrau Leonorl, daß sie Ihro Gnaden sey, so thun die Batzen das Beste darbey; das Geld richt alles aus in der Welt,

sonst gilt die Jungfrau Clärl nicht ein Härl, die Catharinl nicht ein Quädrinl, die Baberl nicht einen Hallerl, wenn sie nicht Thaler im Kasten hat. Adel und Tugend gilt nichts, und kommt die nächste Beste zur Heyrath, wenn sie nur Geld hat. Goldgelbe Haar und bleyerne Beutl kommen nicht an, aber bleyerne Haar und ein goldener Beutl erhalten das Lob und siegen aller Orten ob.

Aber nicht nur die schwarzseherischen Sittenprediger legen für den Geschäftscharakter der kleinbürgerlichen Ehe deutliches Zeugnis ab, sondern in absolut beweiskräftiger Weise noch eine andre zeitgenössische Erscheinung, die als sittengeschichtliches Dokument hinfort von allergrößter Bedeutung ist, — die Heiratsannonce. Das Aufkommen der Heiratsannonce fällt in diese Zeit.

Der Heiratsannonce begegnen wir zuerst in England. Hier hatte der Kapitalisierungsprozeß und damit die Reduktion aller Dinge des Lebens auf ein bloßes Geldgeschäft zuerst sich siegreich durchgesetzt. Hier hatte außerdem aus den gleichen Gründen in Verbindung mit der schon frühzeitig errungenen politischen Freiheit das Zeitungswesen am frühesten einen großen Umfang angenommen. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gab es in London bereits Tages- und Wochenzeitungen mit einer Auflage von zehn, fünfzehn und zwanzigtausend Exemplaren. Das „Daily Advertiser" erschien im Jahre 1779 bereits in einer täglichen Auflage von zwanzigtausend Exemplaren. Das genaue Geburtsdatum der Heiratsannonce ist der neunzehnte Juli 1695. An diesem Tage erschienen die ersten Anzeigen dieser Art in Hougthons „Collection for Improvement of Husbanary and Trade". Hougthon, der „der Vater des englischen Annoncenwesens" genannt wird, schreibt bei dieser Gelegenheit: „Ich habe es unternommen, alle möglichen Dinge anzuzeigen, welche ehrenhaft sind, und das Folgende ist es ebenfalls, und ich werde gut dafür bezahlt." Und dieses Folgende sind die beiden ersten Heiratsannoncen, die also lauten:

Ein Gentleman, 30 Jahre alt, welcher sagt, daß er ein sehr bedeutendes Vermögen hat, möchte sich gern mit einer jungen Dame verheiraten, welche ein Vermögen von ungefähr 3000 Pfund hat, und er will einen angemessenen Kontrakt darüber machen.

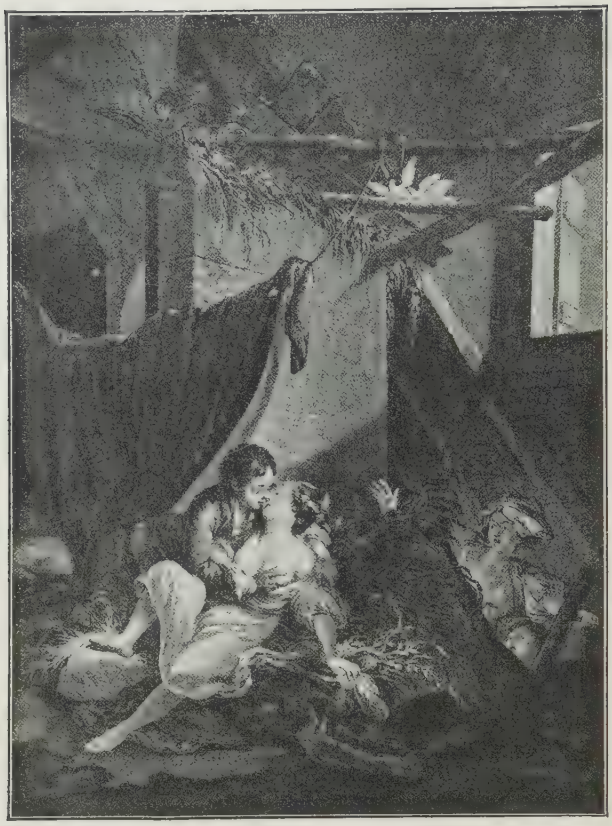
Ein junger Mann, 25 Jahre alt, mit einem guten Geschäft, und dessen Vater bereit ist, ihn 1000 Pfund wert zu machen (whose Father will make him worth Pounds 1000), würde gern eine passende Ehe eingehen. Er ist von seinen Eltern als Dissenter erzogen worden und ist ein nüchterner Mann.

Geeigneter hätte die für die Sittengeschichte hinfort so wichtige Rolle der Heiratsannonce fürwahr nicht eingeleitet werden können! Die Ehe wird ohne jede Bemäntelung als ein simples Geldgeschäft für alle Beteiligten plakatisiert. Geld hat man, Geld sucht man, und weil ein Dritter, der Zeitungsherausgeber, einen hübschen Batzen Geld an dieser Kombination verdienen kann, reicht er vergnügt zu diesem Handel die Hand. Die Öffentlichkeit reagierte zwar zuerst mit einer Portion sittlicher Entrüstung, aber diese hielt nicht lange vor, man gewöhnte sich daran, und bald feierte der Zynismus ein Jahrhundertlang wahre Orgien auf diesem Gebiete. Aber man ist in jeder Richtung von anerkennenswerter Deutlichkeit. Wie man ungeniert seine Geldansprüche genau fixierte, ebenso genau detailliert fixierten andre, „die davon genug hatten, um mehr zu bedürfen", die besondern körperlichen Eigenschaften einer Frau, über die sie



Gefährliche Vertrautheit

289. Französischer Kupferstich von Nerbé nach einem Gemälde von Schall



Verspätete Sorge

290. Französischer Kupferstich nach einem Gemälde von Baudouin

durch ihr Geld das unbeschränkte Genußrecht zu erlangen wünschten. Ein wohlhabender Landedelmann sucht ein Frauenzimmer, die groß ist und vor allem über einen „vollen, derben und weißen Busen" verfügt. Ein andrer bittet nur solche sich zu melden, denen „ein sehr fester Busen (nicht zu klein!) und eine stattliche Posteria" eigentümlich sind. Ein dritter wünscht sich eine Genossin, die „in den Ehestandsstunden recht geschwätzig ist und ihrem Vergnügen auch sonst deutlichen Ausdruck gibt". Wieder ein andrer bevorzugt „eine Witwe von kräftigem Appetit", und wenn sie ein voller Busen auszeichnet, „der Augen und Händen eine gleich große Freude bereitet", so darf sie bis dreißig Lenze zählen. Solcher Beispiele ließen sich unzählige anführen, und darunter auch solche von Frauen. Wenn die letztern naturgemäß weniger zynisch in ihren Angaben sind, so gibt es doch auch solche, die ungeniert neben ihrem Besitz an Geld auch ihre Vorzüge für einen vergnüglichen Geschlechtsverkehr mitteilen: Daß sie glauben, „einem Manne ihres Geschmacks ebensoviel Vergnügen zu bereiten, als sie von seiner Seite zu empfangen wünschen", daß ihre Bescheidenheit ihnen verbiete, „mehr von ihrer Gestalt zu sagen", als daß dieser gerade das eigne, „was die Zärtlichkeit der Männer an einem hübschen Frauenzimmer zu finden hofft" usw.

Etwa von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an war die Heiratsannonce in allen Ländern in Aufnahme gekommen. Da jedoch das Zeitungswesen nirgends in ähnlichem Maße wie in England entwickelt war, so verwendete man vielfach die Form der Handzettel, die von Austrägern auf offner Straße verteilt wurden. Eine Vorstellung eines solchen Handzettels gibt die Abbildung 23. Sind diese kontinentalen Dokumente hinsichtlich des Geschlechtlichen niemals so zynisch wie zahlreiche der englischen Heiratsannoncen, weil der typische Kleinbürgercharakter Deutschlands einen größeren Grad von Heuchelei forderte, so dokumentieren sie doch auch ohne Ausnahme den Geschäftscharakter der Ehe. Immer ist der Geldpunkt die Hauptfrage. Die Gesuchte kann eine sitzengebliebene alte Jungfer sein, sie kann eine Witwe mit mehreren Kindern sein, sie kann jede Religion haben,



Die verräterischen Schatten

Galantes englisches Schabkunstblatt von Wogels nach einem Gemälde von Schall

nur soundso viel Vermögen muß sie mindestens ihr eigen nennen. Auch „der Fleck auf der Ehr“ spielt in diesen Heiratsannoncen nicht selten eine Rolle. Ein Mann im Alter von dreißig Jahren ist erbötig, auch das Liebespfand eines andern so zu behandeln, als wäre es sein eigen Fleisch und Blut, wenn die schmählich Verlassene über so viel klingende Münze verfügt, daß damit seinem Kurzwarenhandel dauernd auf die Beine geholfen werden könnte. In der Sorge um die drohende Schande bedient sich auch das junge Mädchen aus dem guten Bürgerstande hin und wieder der Heiratsannonce. „Eine junge hübsche Person“ — heißt es auf einem andern Handzettel —, „die den Versprechungen eines sonst ehrenwerten Jünglings zu früh Glauben geschenkt hat, freilich in einem Zustand, der alle Nachsicht verdient“, will nicht in Unehren kommen und wünscht sich deshalb so rasch wie möglich, doch nicht in derselben Stadt mit einem Manne zu verheiraten, dem eine Mitgift von zweiundzwanzigtausend Gulden ein genügender Ersatz dafür wäre, seinen Namen einem Kinde zu geben, „das der jugendlichen, aber ehrlichen Leichtgläubigkeit sein Leben verdankt“.

Das Fazit von alledem ist: Wie der Flirt in der offiziellen Institution des Lever gipfelt, so das Rechenexempel Ehe ebenso klassisch in der Heiratsannonce. Es ist tatsächlich die Form, in der der Konvenienzcharakter der Ehe seine relativ klarste Lösung findet. —

Eine spezifisch englische Eigenart, die in diesem Abschnitt nicht übersehen werden darf, aber auch nicht leicht zu übersehen ist, ist die damalige Leichtigkeit des Eheschlusses und ihre typischen Folgen. Die Leichtigkeit des Eheschlusses ist ja auch heute noch charakteristisch für England, aber es ist trotzdem gar kein Vergleich zu der Vergangenheit, die rein gar keine Kautelen machte! Es bedurfte weder irgend welcher Papiere noch sonstiger Nachweise. Die einfache Erklärung, daß man sich zu heiraten wünsche, vor dem die Rechte der Amtsperson besitzenden Geistlichen, genügte, um auf der



Femme veûue dun Lévite uni bordée dune bande de Gaze plissée, la Ceinture à la derniere mode de ruban mouchetté à nœuds et franges au bout, elle est coëffée dun turban ou toque à la Levantine retroussée de Perles et surmontée de plumes en panaches fur une friſure demie négligée et fort lâche.

A Paris chez Basset et rapilly, rue St Jacques a la ville de Coutances — Avec Privil du Roi.

291. Französischer Modekupfer von Le Clerc. 1780

Stelle, wo es auch sei, im Wirtshaus wie in der Kirche, getraut werden zu können. In der von Daniel De Foe verfaßten Lebensbeschreibung der Abenteurerin Moll Flanders ist ein solcher typischer Fall sehr anschaulich beschrieben. Die lebenslustige Dame hatte mit einem Liebhaber ein Stelldichein in Stratford vereinbart; durch Zufall traf man sich aber schon an einer frühern Station, und nach einer vergnüglichen Nacht entschließt man sich, einander auf der Stelle zu heiraten, um ungestört noch mehrere vergnügte Nächte an diesem hübschen Ort verbringen zu können. Der biedere Gasthofsbesitzer wird in aller Frühe gerufen und beauftragt, sofort den Pfarrer des Orts zu holen:

Er ging also und brachte den Pfarrer herauf; er war ein recht lustiger Herr, und man mußte ihm wohl schon erzählt haben, daß wir beide uns halb durch Zufall gerade in diesem Orte getroffen, daß ich mit der Post von West-Chester gekommen sei und er in eigener Kutsche von London, daß wir uns eigentlich erst in Stratford treffen gewollt, daß aber mein braver Spießbürger diese Stadt nicht mehr erreicht habe.

Denn er meinte in seiner vergnügten Weise und, nachdem er mir die Hand geschüttelt: „Sehen Sie, Madam, so hat doch jede Unannehmlichkeit ihr Gutes. Sie hatten die Unannehmlichkeit, sich nicht verabredetermaßen zu treffen. Und ich bekam das Gute, Sie trauen zu dürfen. Wenn Sie sich schon in Stratford getroffen, so hätte mein dortiger Amtsbruder jetzt das Vergnügen. Also — Herr Wirt, haben Sie eine Bibel zur Hand?"

„Was? Herr?" fuhr ich da aber auf. „Sie wollen uns doch wohl nicht in einem Wirtshause trauen und obendrein in halber Nacht?"

„Madam," meinte der Pfarrer, „wenn Sie in die Kirche kommen wollen, kann ich sie auch in der Kirche trauen. Aber ich finde es hier gemütlicher. Und ich versichere Ihnen, Ihre Trauung wird so gültig sein, als wäre sie in der Kirche geschehen. Die lieben kanonischen Vorschriften verlangen durchaus nicht von uns Geistlichen, daß wir nur in der Kirche trauen sollen, und die Tageszeit ist erst recht gleichgültig. Unsere Fürsten beispielsweise werden sehr oft in ihren Gemächern getraut und manchmal um 8, 9, 10 Uhr des Abends."

Ich ließ mich jedoch nicht sofort überreden, sondern tat, als wollte ich durchaus nur in der Kirche getraut werden; selbstverständlich war das nur eine Komödie von mir. Schließlich gab ich denn auch nach, der Wirt rief seine Frau und Tochter herauf und war selbst Schreiber, Küster und Zeuge in einer Person.

Ebenso bezeichnend für die damalige Leichtigkeit des Eheschlusses in England sind die sogenannten „Fleet marriages". Die „Fleet marriages" haben, wie Fanny Lewald in ihrem Buch „England und Schottland" berichtet, ihren Namen von dem Fleetgefängnisse im Londoner Stadtteile Fleet Ditch, in welchem diese Ehen geschlossen wurden. Die genannte Schriftstellerin schreibt:

Vor dem Fleetgefängnisse ging noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts tagsüber ein Mann umher, der die Vorübergehenden fragte: Ist's gefällig, getraut zu werden? — wie man jetzt auf den Märkten durch Marktschreier die Leute einladet, in eine Wachsfiguren- oder Menageriebude einzutreten. An der Tür hing ein Schild aus, das einen Mann und ein Weib darstellte, die sich die Hände gegeben hatten, und der dort fungierende Pfarrer traute jedes Paar, das sich verbinden lassen wollte, für wenige Pence. Im Jahre 1704 wurden in vier Monaten fast dreitausend Ehen in dieser Weise geschlossen.

Die romantische Verklärung dieser Leichtigkeit des Eheschlusses in England ist die Fabel vom Schmied von Gretna Green, die bis in unsre Zeit hineinspukt, und der zufolge sogar ein Schmied und nicht einmal ein Priester die Rolle des Kopulierenden gespielt haben soll; in Wirklichkeit handelte es sich jedoch auch dort stets um Priester, freilich um höchst zweifelhafte Kreaturen.

Mag der Hauptgrund, diese Leichtigkeit des Eheschlusses nicht einzuschränken,



292. Französischer Kupferstich von N. De Launay nach einem Gemälde von P. A. Baudouin. 1771

darin bestanden haben, das für einen christlichen Staat so empörende Laster der außerehelichen Geschlechtsverbindungen soviel als möglich einzudämmen, und hat der hohe Grad der englischen bürgerlichen Freiheit hierfür die allereinfachsten Möglichkeiten entwickelt, so kann es andrerseits kaum einem Zweifel unterliegen, daß unzählige dieser Ehen nur einer Kaschierung der Ausschweifung dienten. Man schritt zu ihnen, weil es für die Skrupellosigkeit, die nicht nach den zukünftigen Konsequenzen fragt und nur an das momentane Vergnügen denkt, die bequemste Weise war, ungestört von der störenden Klatschsucht wie von der Kontrolle der Frommen mit einer Frau zusammenzuleben. Aus diesem Grunde schritt man zu diesem Hilfsmittel übrigens sehr häufig auch auf dem Kontinent, obgleich dort der Eheschluß stets wesentlich umständlicher war. Nähere Nachrichten darüber haben wir über Berlin und Wien. In den „Wiener Galanterien" heißt es über die wiener Verhältnisse:

Die Ehe ist hier weiter nichts, als ein bloßes Sakrament. Sie ist nicht eine Verbindlichkeit des Mannes und Weibes, einander wechselseitige Hilfe zu leisten, ihre Bedürfnisse zu steuern, Kinder zu erzeugen, und ihre erzeugten Kinder zu ernähren, und sie dem Staate nützlich zu erziehen; nein, sie ist eine Freiheit, all das zu tun, was einem beliebt, sie ist der Schlüssel zur Verkehrung, und der Tausch der Tugend und Eingezogenheit mit dem Laster und der Freiheit. Hier wird nur geheiratet, damit der Junge die Erlaubnis hat, ungestört und ungeahndet einige Wochen mit seinem Weibe in einem Zimmer wohnen und in einem Bette schlafen zu können.

Die unausbleibliche Folge dieser Zustände und Voraussetzungen müßte eigentlich eine ebenso häufige Zahl von Ehescheidungen gewesen sein. Diese haben denn auch z. B. in Berlin in überaus hohem Maße stattgefunden. Und auch in England spielten die Ehescheidungen damals eine ziemlich große Rolle; aber es kamen dabei nur die besitzenden Klassen in Frage, weil nämlich die Ehescheidung ebenso kostspielig war, wie der Eheschluß billig; er erforderte ein umständliches Gerichtsverfahren, zu dem man teure Advokaten brauchte. Aber selbst in den besitzenden Klassen verzichtete man in England sehr häufig auf die Ehescheidung, weil der Mann unter allen Umständen das Vermögen der Frau wieder herausgeben mußte, auch wenn sie es war, die als schuldig befunden wurde. Wenn man sich in den besitzenden Klassen überall nun dadurch mit dem Aufhören der gegenseitigen Neigung abfand, daß man zwar äußerlich die Ehegemeinschaft aufrecht erhielt, aber jedes seine eigenen Wege ging, so kam es in den ärmeren Kreisen zu einer Konsequenz, die für die allgemeine Sittlichkeit vielleicht die allerbedenklichste war: Man ging häufig ebenso formlos wieder auseinander, wie man sich zu-



Bestrafte Untreue

293. Deutscher Kupferstich von D. Chodowiecki



294. Die gefährliche Aufmerksamkeit. Französischer Kupferstich nach Boilly

sammengefunden hatte. Das heißt: In unzähligen Fällen ging der Mann auf und davon, sobald die Kostendeckung für den gemeinsamen Lebensunterhalt schwierig wurde. Die Zahl der böswillig verlassenen Frauen war eine ganz ungeheure, und natürlich war die Frau dabei stets der leidende Teil. Denn ihr blieben doch in der Regel die Kinder. Die Rettung vor dem nun drohenden Hungertod war für die Kinder gewöhnlich das Findelhaus und für die Mutter die Prostitution, sofern sich dieser nicht die Gelegenheit zu einer Verbindung mit einem andern Manne bot, was aber in den meisten Fällen auch nur eine andre Form der Prostitution war.

Eine andre traurige Konsequenz war die zweite Folge dieser Zustände: Die Leichtigkeit des Eheschlusses in Verbindung mit der Schwierigkeit einer legalen Lösung führte zu einem ungeheuren Anschwellen der Zahl der Verbrechen der Bigamie. Was heute immerhin nur als Einzelerscheinung vorkommt, war damals in den niederen Volksschichten Englands eine Alltäglichkeit.

Da für die Männer der niedern Klassen die Heirat sehr häufig einfach in die Reihe der besonders erfolgreichen Verführungsmittel rangierte, so gab es sogar hunderte, die nicht nur Bigamie, sondern auch Trigamie trieben. Besonders die Handelsleute, die durch ihr Gewerbe gezwungen waren, ständig von Ort zu Ort zu reisen, standen in dem Rufe, daß viele von ihnen eine „legal" angetraute Frau in jeder Stadt hatten, in der sie sich längere Zeit aufhielten. War so die Bigamie die bequemste Form einer skrupellosen Geschlechtsbefriedigung, so war sie außerdem ein Mittel der Bereicherung. Und zu diesem Zweck, um in den Besitz des Vermögens eines Mädchens oder einer Frau zu kommen, wurde sie sicher am meisten getrieben. Die furchtbaren Strafen, Hängen oder Deportation, mit denen die Bigamie bei Entdeckung bedacht wurde, überwanden dieses Übel nicht, und sie beweisen uns nur, wie stark es im Schwange war. —

Im Anschluß hieran muß schließlich noch einer andern englischen Sitte gedacht werden, die uns ganz unglaublich klingen und eher als ein roher Fastnachtsscherz anmuten würde, denn als positive Wirklichkeit, hätten wir die Beweise nicht in zahlreichen unwiderleglichen Dokumenten vor uns. Es ist dies die Existenz der Kaufehe oder eigentlich des Weiberverkaufs beim niedern englischen Volke, dem man dort bis in unsre Zeit herein begegnet, denn noch aus dem Jahre 1884 sind solche Fälle geschichtlich beglaubigt. Aber in der zweiten Hälfte des achtzehnten und am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts kamen solche am allerhäufigsten vor. Archenholz schreibt in seinen englischen Annalen in dem Band vom Jahre 1790: „Nie war der Weiberverkauf so häufig wie jetzt." Und in dem Band vom Jahre 1796: „Das Verkaufen der Weiber wurde unter dem gemeinen Volke ärger als je getrieben." Es handelte sich bei dieser Sitte um das Recht des Mannes, seine ihm aus irgendeinem Grunde mißliebig gewordene Frau einfach öffentlich auszubieten und an einen andern Mann zu verkaufen. Daß es sich hierbei nicht um Ausnahmefälle handelte, sondern um etwas Alltägliches, beweist wohl am besten der Umstand, daß mit allen Vieh- und sonstigen Märkten stets auch solche Weibermärkte verknüpft waren, und daß die Zeitungen unter ihren Preisnotierungen, ebenso die jeweiligen Preise für Frauen notierten, wie die für Rinder, Schafe und Schweine. In der Times vom zweiundzwanzigsten Juli 1797 liest man über den Markt von Smithfield:

Durch irgendein Versehen oder eine absichtliche Unterlassung in dem Bericht über den Smithfield Markt sind wir für diese Woche außerstande, den Preis von Frauen zu notieren. Der zunehmende Wert des schöneren Geschlechts wird von verschiedenen hervorragenden Schriftstellern als das sichere Zeichen zunehmender Zivilisation angesehen. Smithfield darf auf diesen Grund hin den Anspruch erheben, für eine Stätte besondern Fortschritts in der Verfeinerung zu gelten, denn auf seinem Markt ist der Preis neuerdings von einer halben Guinee auf drei und eine halbe gestiegen.



Damon und Pastora. Symbolik der sentimentalen Liebe

295. Englisches Schabkunstblatt. 1786

Nach Eugen Dühren, der in seinem materialreichen Werke über das Geschlechtsleben in England diesen Brauch zum erstenmal in umfangreicher Weise durch tatsächliche Mitteilungen belegte, war das Verfahren bei einem solchen Weiberverkauf das denkbar roheste und für die unglückliche Frau erniedrigendste. Er schreibt:

Gewöhnlich führte der Mann seine Frau mit einem Stricke um den Hals an einem Markttage auf den Platz, wo das Vieh verkauft wurde, band sie an einen Pfosten und verkaufte sie dem Meistbietenden in Gegenwart der nötigen Zeugen. Ein Amtsbote oder eine sonstige niedere Gerichtsperson, oft auch der Ehemann selbst, bestimmte die Taxe, die selten einige Schillinge überstieg, dann band sie der letztere wieder los und führte sie am Stricke auf dem Marktplatze herum. Diese Art der Verkäufe nannte das Volk „the hornmarket" (Hornmarkt). Gewöhnlich waren Witwer und Junggesellen die Käufer. Die betreffende Frau wurde durch einen solchen Kauf rechtmäßige Gattin des Käufers, und ihre mit diesem erzeugten Kinder werden als legitime betrachtet. Doch ließ der neue Ehemann trotzdem zuweilen noch auf diesen Kauf die kirchliche Trauung folgen.

Nach unsrer Meinung hat es sich bei dieser Sitte jedoch absolut nicht um einen eigentlichen Weiberverkauf gehandelt, wie manche Autoren annehmen, also um ein Rudiment aus der barbarischen Vergangenheit der Menschheit. Schon deshalb nicht, weil nur in den seltensten Fällen Väter ihre Töchter verkauften und weil es auch vorkam, daß Frauen ihre Männer verkauften. Sondern vielmehr um die Ergänzung und um eine Konsequenz der geschilderten Leichtigkeit des Eheschlusses. Es dürfte der Ersatz für die den niedern Klassen zu kostspielige amtliche Ehescheidung gewesen sein. Der Kaufpreis, der, wie nachzuweisen ist, immer nur wenige Schillinge betrug, war sicherlich nur eine symbolische Form, durch die man freiwillig auf alle eheherrlichen und ehefraulichen Rechte am andern verzichtete. Damit freilich, daß dieses Symbol sich in Geld ausdrückte, wird auch aus dieser Sitte ein bezeichnendes Dokument für den unverschleierten Geschäftscharakter der Ehe: Man hat „Eigentumsrechte" an das andere, und wenn man sich scheidet, begibt man sich seines „Eigentums". —

Weil der Absolutismus im Kerne kein organisches Gebilde darstellt, sondern nur eine, bei einem gewissen Grade der bürgerlichen Entwicklung sich ergebende politische Möglichkeit (S. 64), so ist er auch in seiner Lebensphilosophie durchaus unselbständig. D. h. er ist darin nur der Kostgänger des Bürgertums; nur daß er dessen Tendenzen vermöge der in seinen Händen ruhenden Machtfülle bis ins Groteske übertreibt, um sich wenigstens auf diese Weise zu unterscheiden (vergl. auch S. 57). Eine rein bürgerliche Philosophie ist es darum auch, die sich in dem berüchtigten Epikuräismus des Absolutismus ausdrückt. Karl Kautsky begründet diese Zusammenhänge ebenso knapp wie klar in seinem wunderbaren Essay über die Ethik. Er schreibt dort:



296. Kupferstich von Louise Gaillard nach einem Gemälde von Schönau

Die Lebenslust und Genußfreude der aufstrebenden Bourgeoisie, wenigstens ihrer vorgeschrittensten Elemente, namentlich ihrer Intellektuellen, fühlte sich jetzt (im Zeitalter



CELADON and CELIA

Love is a Jest, and Vows are Wind.

See Prior's tale to a young Gentleman in Love

London Published August 29th 1786 by J. R. Smith N83: Oxford Street

Der betrogene Liebhaber

Englischer Farbstich von P. Simon, nach einem Gemälde von J. Wheatly. 1786



A LOVER's ANGER

Lord bless Me said She: let a Body but speak
Here's an ugly hurd Rose-Bud fallin into my Neck
It has hurt Me, and vext Me to such a Degree
See here, for You never believe Me; pray See.

On the left Side my Breast what a Mark it has made
So saying her Bosom She careless displayd
The Seat of Delight I with Wonder survey'd
And forgot every Word I design'd to have said

London publish'd August 29th 1786 by P. Simon N° 83: Oxford Street

Der Kummer der Liebhaberin

Galanter englischer Farbstich von P. Simon, nach einem Gemälde von J. Wheatly. 1786

der Aufklärung. E. F.) stark genug, offen aufzutreten und alle heuchlerischen Hüllen abzuwerfen, zu denen sie das herrschende Christentum bis dahin gezwungen. Und so jammervoll auch vielfach die Gegenwart sein konnte, so fühlte die aufstrebende Bourgeoisie doch, daß der beste Teil der Wirklichkeit, die Zukunft, ihr gehöre, und sie empfand die Fähigkeit in sich, dies Jammertal in ein Paradies umzuwandeln, in dem die Menschen frei ihren Trieben folgen durften. In der Wirklichkeit und den natürlichen Trieben der Menschen sahen ihre Denker die Keime alles Guten, nicht alles Bösen. Diese neue Gedankenrichtung fand aber zunächst ein dankbares Publikum nicht nur bei den vorgeschrittensten Teilen der Bourgeoisie, sondern auch beim höfischen Adel, der damals eine solche absolute Gewalt im Staate erobert hatte, daß er auch glaubte, aller christlichen Heuchelei bei seinem Genußleben entraten zu können, um so mehr, als er nun durch eine tiefe Kluft von der Masse des Volkes getrennt war. Er betrachtete Bürger und Bauern als Wesen niedrigerer Art, denen seine Philosophie absolut unzugänglich und unverständlich sei, so daß er sie ungescheut frei entwickeln dürfe, ohne befürchten zu müssen, damit auch die Kraft seines Herrschaftsmittels, der christlichen Religion und Ethik, zu schwächen.



Gefährliches Beispiel

297. Galanter französischer Kupferstich

Aus diesen Gründen trafen sich die Lebensideale des Großbürgertums und des höfischen Adels damals auf Schritt und Tritt, und beide Klassen präsentieren sich der historischen Schau als gleich korrupt. In der Auffassung der Ehe tritt dieser neue Epikuräismus wohl am bezeichnendsten in Erscheinung, und diese ist wiederum am knappsten in der veränderten Stellung der Frau als Weib zu illustrieren. Wenn im alten Griechenland die Frau erst Hetäre werden mußte, um Weib sein zu können, so wurde sie jetzt, beim höfischen Adel und beim Großbürgertum, Gattin, um Hetäre zu sein. Worunter freilich alles andere eher, denn eine bewundernswerte Figur zu verstehen ist, und darum auch nicht eine trotzige Repräsentantin freier Liebeswahl, was die Hetäre im klassischen Griechenland wenigstens hin und wieder war . . . .

Das Problem der Ehe ist in der Monogamie immer die gegenseitige Treue. Die historisch richtige Bewertung der Ehe innerhalb einer bestimmten Epoche hängt jedoch nicht so sehr von der Zahl der Verstöße gegen das Gesetz der Treue ab, als vielmehr von der jeweiligen Einschätzung des Ehebruchs im öffentlichen Urteil. Es kommt darauf an, ob er ein geschütztes Vorrecht des Mannes ist, ob



Die Ehe ist eine Fessel, die glücklichste Ehe ist nur eine goldene Fessel

Gedanken über das zweifelhafte Glück der Ehe

298 Englischer Kupferstich von Ward

die häufigere Untreue der Frau das Aufkommen ihres Persönlichkeitsbewußtseins ausdrückt, ob die beiderseitige Untreue heimlich geduldet und nur öffentlich verdammt wird, oder ob sie gar eine offizielle Übung ist, die förmlich zum guten Ton gehört. Ergeben sich diese sämtlichen Wertungen in erster Linie aus den verschiedenen Bedürfnissen der einzelnen Klassen und kann man sie darum meistens alle zugleich in jeder einzelnen Epoche nachweisen, so hat doch jede Zeit, — wie wir schon oft hervorzuheben gezwungen waren, — außerdem ihr Hauptgepräge, weil ihr doch auch ein gemeinsames wirtschaftliches Hauptgesetz zugrunde liegt, das immer zu ganz bestimmten Hauptlinien führt. (Vergl. Band I Renaissance, Ursprung und Wesen der Sittlichkeit.)

Ausgehen muß man freilich trotzdem vom Zahlenproblem. Und darum muß als erstes erklärt werden, daß der Ehebruch im Ancien Regime in den herrschenden Klassen an der Tagesordnung war, daß er förmlich als Massenerscheinung auftrat, genau wie der voreheliche Geschlechtsverkehr, und daß er auf der Seite der Frau relativ ebenso häufig vorkam, wie beim Manne. Wenn sich dadurch das Ancien Regime nur im letzteren Punkte merklich von der Renaissance unterscheidet, so muß als zweites erklärt werden, daß sich beide dafür um so mehr in der Form, d. h. in den Motiven unterscheiden. Im Ancien Regime handelt es sich beim Ehebruch nicht mehr um ein Resultat der Entwicklung zur individuellen

Geschlechtsliebe und ebenso wenig um ein wildes Erfüllen der Naturgesetze, das oft ohne Bewußtsein die selbsterrichteten Schranken niederreißt, dagegen um so ausgesprochener um ein Problem des Amüsements, also der Ausschweifung als Selbstzweck. Der Ehebruch gehört darum ebenso ins Programm des raffinierten Genießens, wie die bereits geschilderte qualitative Steigerung der Wollust; er ist nur ein Vergnügen mehr. Weil die stete Abwechslung und Variation in der Liebe das oberste Gesetz des Genusses ist, darum kommt es zuerst zur Abwechslung innerhalb der Personen, mit denen man der Liebe pflegt. „Ach ist das langweilig, jede Nacht mit derselben Frau zu schlafen!" sagt der Mann. Aber die Frau philosophiert ebenso. Auch in der Liebe findet man immer nur im Neuen einen Reiz: „In der Liebe ist es nur der Anfang, der so scharmant ist, und darum macht es so viel Vergnügen, immer wieder von neuem zu beginnen," so schreibt eine vornehme Dame und begründet damit den großen Wechsel ihrer Liebhaber. Die logischen Schlußsätze dieser Philosophie lauten: „Erst der Liebhaber läßt beiden Teilen die Ehe erträglich finden," und: „jene Frauen sind als die glücklichsten zu preisen, die die meisten Männer auf ihrer Liste haben." Und das wird offen gepredigt. Ein Herr von Boisse sagt: „Die Treue verdummt die Frauen." Eine solche Philosophie macht ohne weiteres den Ehebruch zur Regel für alle die, die dadurch in ihrer Existenz nicht gerade ernstlich bedroht werden. Und die Kenner bestätigen dies: „Jede Frau ist in ihrem Leben ihrem Gatten mindestens mit einem Manne untreu gewesen." War eine es noch nicht, „so ist es nur eine Frage der günstigen Gelegenheit, die sich ihr noch nicht geboten hat, und nicht des ernstlichen Willens zur Treue." Der Fürst von Ligne schreibt: „Die reinste Frau findet ihren Besieger, sie ist rein nur darum, weil sie ihn noch nicht gefunden hat." Weil aber alles Pose in dieser Zeit ist, darum gibt es auch eine Pose der Untreue, — „so lange man noch nicht seinen Besieger gefunden hat, posiert man wenigstens die verführte Frau, genau wie der Mann zu allen Zeiten den zum Erfolg gelangten Verführer posiert." Das ist die Logik, die ihre Spitze darin findet: Nicht der Gatte, sondern der Liebhaber einer Dame ist deren Ruhm.



Die Unternehmungslustige

299. Augsburger Schabkunstblatt

42*

Eheliche Treue ist aus denselben Gründen lächerlich, und seine Gattin oder seinen Gatten ernsthaft zu lieben, gilt geradezu als ein Verstoß gegen die guten Sitten. Dazu hat man nur während der ersten drei Monate der Ehe das offizielle Recht, denn nach dieser Zeit sind beide füreinander verbraucht, „da sie sich doch nichts Neues mehr bieten können". Länger ineinander verliebt zu sein, gilt in diesen Kreisen als passend für die Roture, aber nicht für Leute von Rang und Stand. In den 1755 in London erschienenen Briefen an eine englische Dame heißt es:

„Was! Nun ist es sechs Monate her, daß das Sakrament Sie bindet und Sie lieben Ihren Gatten noch! Ihre Modistin hat dasselbe Faible für den ihren; aber Sie sind Marquise. . . . Warum vergessen Sie Ihrer so, wenn Ihr Gatte fort ist, und warum schmücken Sie sich, wenn er wiederkommt? . . . Lassen Sie sich doch den Kodex des modernen Schmuckes borgen; Sie werden darin lesen, daß man sich für einen Liebhaber schmückt, für die Öffentlichkeit oder für sich selbst. . . . Auf welche Verkehrtheit sind Sie da neulich verfallen? Die Pferde waren angespannt, um Sie ins Theater zu fahren; Sie rechneten auf Ihren Gatten, einen französischen Gatten? . . . Werden Sie diese Zurückhaltung, die in der Ehe so wenig am Platz ist, noch lang behalten? Ein Kavalier findet Sie schön und Sie werden rot; öffnen Sie die Augen. Hier erröten die Damen nur unterm Pinsel. . . . In der Tat, Madame, Sie setzen Ihren Ruf aufs Spiel."

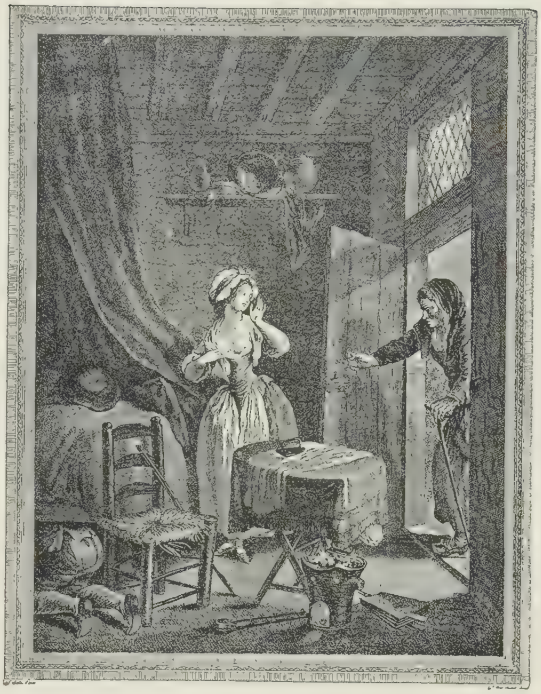
Das ist gewiß eine ironische Lektion, aber unter dieser Satire steckt „der



Das heimliche Rendez-vous. Man belauscht uns!
300. Französischer Kupferstich von Petit nach L. Boilly

Sittenkodex der Zeit, die geheime Konstitution ihrer Bräuche, das Ideal ihrer gesellschaftlichen Moden."

Der erste Rat, der einer jungen Frau von allen Seiten erteilt wird, lautet daher: „Mein Kindchen, Sie müssen sich einen Liebhaber nehmen." Und die Notwendigkeit wird ihr mit unwiderlegbaren Gründen erwiesen, deren oberster, den wir schon weiter oben genannt haben, der ist, daß er der beste und darum unentbehrliche Führer zu den wahren Freuden der Liebe ist. Mitunter gibt sogar der eigene Gatte seiner Frau diesen vortrefflichen Rat. Denn der Gatte, dem die Familie das junge Mädchen an den Hals warf, war, wie die Brüder Goncourt sehr richtig sagen, durchaus nicht immer der zuwidere Gemahl, der plumpe Finanzmann und alte Herr, sondern:



Die Überraschung

301. Galanter Kupferstich nach Schall

Meistens traf das junge Mädchen den reizenden jungen Mann der Zeit, irgendeinen hübschen polierten und eleganten Mann, der keinen Charakter und keine Festigkeit erkennen ließ, der leichtsinnig, flatterhaft und gleichsam von der leichten Luft des Jahrhunderts erfüllt war, ein frivoles Wesen, das sich auf einem Dasein voller Liederlichkeit betätigte.

Es ist nur der eine Unterschied zwischen dem Gatten und der wohlmeinenden Freundin vorhanden: Wenn diese gleich in den ersten Wochen mit dem Rat anrückte, einen Liebhaber zu nehmen, so der Gatte meist erst dann gefällig wird, wenn er seine Gattin ebenso „erledigt" hat, wie er der Reihe nach jede Frau „erledigt", die er sich vorübergehend zur Geliebten wählt, und nun selbst wieder ungestört in neue und andere Gärten einsteigen will. In diesem Stadium findet er die Worte, die ein Mann aus der Bekanntschaft der Madame d'Epinay an seine Frau richtet: „Sie müssen sich zerstreuen. Gehen Sie in Gesellschaft, unterhalten Sie Liebschaften, leben Sie meinetwegen wie alle Frauen Ihrer Zeit." Und die Zeit findet, daß gerade solche Männer als wahre Freunde ihrer Frauen handeln. In der Literatur ist dieser Typ am besten in den „Contes moraux" von Marmontel skizziert. Ein derart verständig gefälliger Ehegatte macht seiner Gattin an dem Tag, da sich beide gegenseitig langweilen die folgende klare Proposition:

„Madame, der Zweck der Ehe besteht darin, einander glücklich zu machen. Wir sind es miteinander nicht. Nun ist es unnütz, wenn wir uns auf eine Beständigkeit versteifen, die uns belästigt. Unser Vermögen setzt uns in den Stand, einander nicht nötig zu haben und die Freiheit wieder zurückgewinnen, aus der wir uns unklugerweise ein gegenseitiges Opfer gemacht haben. Leben Sie für sich, ich will für mich leben."

Wo es einer Frau nicht direkt von ihrem Gatten gesagt wird, daß er nichts dagegen hat, wenn sie sich einen Geliebten nimmt, verrät es ihr ebenso deutlich die Delikatesse, mit der er ihr vollste Freiheit im Verkehr mit andern Männern lässt.

Und die meisten Frauen sehen auch die Klugheit dieses Rates ein, gleichviel von welcher Seite er kommt. Die Lady Montagu schreibt über Wien, daß „jede Dame von Stand ihren Cicisbeo habe, daß diese Verhältnisse ebenso bekannt wie selbstverständlich seien und überall respektiert würden". Der Graf von Tilly schreibt in seinen Memoiren vom Marquis von Genlis: „Er hat noch im fünfzigsten Jahre die Schönen nichts weniger als grausam gefunden, hat es aber auch nie übel genommen, wenn seine Gattin nicht die Grausame spielte." Und wie der Gatte à la mode den Geliebten seiner Gattin akzeptiert, so akzeptiert sie seine Geliebte. Keines stört die Kreise des andern und jedes ist des andern Freund: „Man ist Freund der Liebhaber der Gattin, die sie hat, und Vertrauter derer, die sie hatte; sie ist die Freundin seiner Maitressen und die Trösterin jener, denen er den Abschied gegeben." Der Mann ist von der Eifersucht, die Frau von der Pflicht entbunden, und die Sorglosigkeit ist die Tugend des Mannes. Nur eines fordert die gesellschaftliche Moral von beiden Seiten und natürlich vor allem von der Frau: die äußere Form. Diese soll aber beileibe nicht darin bestehen, vor der Öffentlichkeit gegenseitige Treue zu heucheln, sondern nur darin, dieser den einzig gültigen Beweis, den des Augenscheins, zu verweigern. Alle Welt darf alles wissen, nur darf niemand es wirklich gesehen haben. Die Liebenden müssen sich damit begnügen, indirekt ihre gegenseitigen Erfolge der Welt zu verkünden. Dies tun sie aber auf die durchsichtigste Weise, und das gehört sogar ebenfalls zum bon ton. Um der Gesellschaft anzuzeigen, daß man bei einer bestimmten Dame die Rolle eines begünstigten Liebhabers erlangt hat, läßt der avancierte Günstling stunden- und tagelang seinen Wagen vor deren Tür warten. Die Dame dagegen läßt an dem Tage, an dem ein neuer Liebhaber offiziell zum erstenmal ihrer Gunst teilhaftig werden soll, für die bevorstehende Nacht das Pflaster vor ihrem Palais mit Stroh bestreuen und veranlaßt, daß am andern Morgen die Jalousien ihres Schlafgemaches bis zwölf Uhr geschlossen bleiben. Und um den vollen Erfolg und die Verliebtheit ihres offiziellen Galans mit Genugtuung zu posieren und zu demonstrieren, schminkt sie sich während mehrerer Tage schwarze Ringe um die Augen und einen übermüdeten Zug ins Gesicht und hält ihr Lever stets im Bett ab. Alle ihre Freunde und Freundinnen aber begrüßen sie in diesen Tagen mit dem Ausruf: „Gott! wie angegriffen Sie aussehen, meine Liebe." Natürlich ist bei alledem niemals zu vergessen, was man seinem Rang in jeder Situation schuldig ist. Als ein Lord Abercon erfuhr, daß ihm soeben seine Frau mit einem Geliebten durchgegangen sei, schickte er eilends den beiden seinen Wagen nach, da er es unschicklich fand, daß eine Lady Abercon in einem Mietswagen fahre. Vom Gatten aber forderte die Gesellschaft in diesen Situationen vor allem die Kontenance. Diese soll er auch in den unausbleiblichen kritischen Momenten nicht verlieren. Und sie wird mitunter geradezu meisterhaft bewahrt. Eine Frau von Méreval gewährt einem jungen Offizier die letzte Gunst in dem Augenblick, wo ihr Gatte ins Zimmer dringt. Aber Herr



302. **Symbolik der Ehe.** Französischer Kupferstich

von Méreval sagt ohne Aufregung in einem ruhigen Ton: „Sie sind sehr unvorsichtig, Madame. Wenn das ein anderer wäre wie ich!“ Und er geht hinaus. Aber Frau von Méreval versteht auf ihre Weise genau so die Kontenance zu bewahren: „Kaum, daß ihr Gatte das Zimmer verlassen hatte, als sie trotz der Hindernisse, der Unruhe und der geringen Erfahrung ihres Partners diesen zwang, das zu beenden, was die Gegenwart dieses artigen Menschen für einen Augenblick unterbrochen hatte.“ Wer es versteht, auf diese Weise die Kontenance selbst in den kritischsten Momenten zu bewahren, dem klatscht „alles, was Geschmack hat,“ begeistert Beifall. Der Graf von Tavannes, ein Ehrenkavalier der Königin Marie Antoinette, findet ein ähnliches Wort, als er seine Frau in den Armen eines andern Ehrenkavaliers der Königin, eines Herrn von Montmorency, überrascht. Und als es am Hofe bekannt wird, daß der Graf von Tavannes auf diese kaltblütige Weise die Kontenance bewahrt hat, schreibt der Graf von Tilly bewundernd in sein Tagebuch: „Das nenne ich ruhige Kälte! Das nenne ich Lebensart!“ Ein großer Mangel an Lebensart ist es dagegen, wenn der Mann auch dann Eifersucht an den Tag legt, wenn die Frau die Gesetze der äußeren Form voll gewahrt hat. In den „Dialogues moreaux d'un petit maître philosophe“ heißt es:

Wenn eine Frau „jemanden hat“, so ist das nur dann ein Unglück für ihren Gatten, wenn es sich auf die Art eines Skandals ins Werk setzt. Wenn sich aber alles in schonender Weise vollzieht, wenn die Frau auf sich acht gibt und sich in der Öffentlichkeit nur das herausnimmt, wozu sie vom selben Publikum ermächtigt wird, es auch ihrem Liebhaber zu gewähren, wenn mit einem Wort, die Sache, so wahrscheinlich sie aussicht, nicht bewiesen ist, so ist der Gemahl ein Dummkopf, wenn er sich ärgert.



Dame im Nachtkorsett

303. Kupferstich nach S. Freudeberg

Ein solcher alberner Dummkopf ist z. B. der Markgraf Heinrich von Preußen. Und nur über seine Dummheit macht man sich lustig, nicht über das Pech, von seiner Frau gehörnt worden zu sein. Ein Junker Kleist schreibt im Jahre 1751 an seinen Freund, den preußischen Barden Gleim:

„Sie wissen doch schon die Aventure des Markgrafen Heinrich. Er hat seine Gemahlin auf seine Güter geschickt und will sich von ihr separieren, weil er den Prinzen von Holstein bei ihr im Bett getroffen hat. . . . . Der Markgraf hätte wohl besser getan, wenn er den Handel verschwiegen hätte, statt daß er jetzt ganz Berlin und die halbe Welt von sich sprechen macht. Überdem sollte man eine so natürliche Sache nicht so übelnehmen, zumalen wenn man selber nicht so glaubensfest ist, wie der Markgraf. Der Ekel ist doch ganz unausbleiblich in der Ehe, und alle Männer und Frauen sind durch ihre Vorstellungen von andern liebenswürdigen Vorwürfen nezessitiret, untreu zu sein. Wie kann das bestraft werden, wozu man gezwungen ist?“

Wenn ein Mann durch die Untreue der Frau nicht entehrt wird, so wird, wie schon



304. Indiskretion. Galanter französischer Kupferstich

gesagt, die Frau geehrt oder entehrt nur durch die Wahl des Liebhabers. Es ist zum Beispiel zum Ruhm einer Frau, „wenn sie auf der Liste der Helden des Tages steht, oder diese auf ihren Listen hat". In die Reihe der Geliebten des Herzogs von Richelieu zu zählen, und wäre man es nur für eine Nacht gewesen, ist in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts „der Ehrgeiz zahlreicher berühmter Schönheiten unseres Hofes", schreibt ein Höfling Ludwig XV. Dagegen ist eine Dame entehrt, wenn sie sich mit Lakaien oder mit Prinzen einläßt, weil eben nur der Skandal entehrt, und der Verkehr mit diesen beiden provoziert stets den Skandal. Ein Marquis sagte daher zu seiner Frau: „Ich gestatte dir alles, nur nicht die Prinzen und die Lakaien." Durch was eine Frau sonst noch nach der Ansicht der Zeremonienmeister der Zeit entehrt wird, hat der Herzog von Choiseul einmal in einer Diskussion mit einer Frau von Guémenée über diesen Punkt in folgenden Sätzen zusammengefaßt:

„Ein wenig Geduld, Madame! Lassen Sie uns doch gemeinsam prüfen, was eine Frau entehrt. Sie ist entehrt zum Beispiel nicht gerade, wenn sie einen Liebhaber hat, nicht wahr? Aber sie ist entehrt, wenn sie gleichzeitig mehrere nebeneinander hat, so daß man annehmen muß, sie bringe keinem aufrichtige Zuneigung entgegen. Sie ist entehrt, wenn sie ihre Wahl ohne Diskretion trifft, wenn sie ihre Liebhaber öffentlich ankündigt und sie dann schonungslos wieder aufgibt,



306. Flitterwochen. Kupferstich nach einem Pastell von Freudeberg

wenn sie nicht verdient, daß ihre früheren Liebhaber ihre Freunde oder guten Bekannten bleiben. Sehen Sie, Madame, das entehrt eine Frau."

Das ist wohl der köstlichste Witz dieser Situation: die Zeit, die die Untreue der Gatten zum Gesetz erhob, forderte die Treue gegenüber dem Liebhaber! Und die einzige Treue, der man damals begegnete, bestand tatsächlich außerhalb der Ehe: „Man übte Treue, aber immer außerhalb der Ehe." Nur darf die Treue gegen den Liebhaber wiederum nicht soweit gehen, daß ein einzelner Liebhaber sozusagen zum Gatten avanzierte, dann, aber nur dann, haben die andern das Recht auf Eifersucht. Laclos legt diese Anschauung in den Mund des Herrn von Valmont. Dieser schreibt an die Marquise Merteuil:

„Sehen Sie, meine schöne Freundin, wenn Sie sich unter so viele teilen, bin ich nicht eine Spur eifersüchtig; denn da sehe ich in Ihren Liebhabern nur die Nachfolger Alexanders, denen es allen nicht möglich ist, das Reich zu halten, das ich regierte. Aber daß Sie sich einem von ihnen vollständig ergeben, daß noch ein Mann existieren soll so glücklich wie ich — das dulde ich nicht."

Und weil diese Konzessionen für beide Teile gleich bequem sind, und weil sie vor allem die Zwecke der Ehe nicht gefährden, darum werden sie logischerweise auch ideologisiert und förmlich als eine glorreiche Errungenschaft dargestellt. In den „Contes moraux" von Marmontel heißt es:

Heute sieht man im Schoß der Familien Freundlichkeit, Freiheit und Frieden herrschen. Wenn die Gatten sich lieben, das soll mir recht sein, sie leben miteinander, sie sind glücklich. Wenn sie aufhören sich zu lieben, sagen sie sich's als anständige Leute und geben einander ihr Treuwort zurück. Sie hören auf Liebhaber zu sein, sie sind Freunde. Das nenne ich gesellschaftliche Sitten, angenehme Sitten.

Dieser Zustand wäre in der Tat ein idealer Zustand, wenn es sich darin

eben um mehr handeln würde als um die ideologisierte Bewegungsfreiheit der Ausschweifung! —

Es liegt auf der Hand, daß dieser freie Geschlechtsverkehr in den Oberschichten der Gesellschaft auch auf die Mittelschichten der residenzstädtischen Bevölkerung stark abfärbte, und naturgemäß um so mehr, je abhängiger diese durch ihre Erwerbsverhältnisse vom Hofe, dem höfischen Adel und der Großbourgeosie waren. Diese Schichten sind in erster Linie die Beamten und die handeltreibende Bevölkerung. Auch in diesen Kreisen galt vielfach der Ehebruch der Frau als ein Glücksfall, der dieser nicht früh genug zuteil werden konnte. Eine Dame bemitleidet ihre Nichte einer dritten gegenüber mit den Worten: „Denken Sie sich, dieses Kind ist schon zwei Jahre verheiratet und weiß noch nicht einmal, was Liebe ist! Die Bedauernswerte!" Die so zärtlich Bemitleidete hatte ihr nämlich gestanden, daß sie noch niemals einen Liebhaber gehabt habe. Jenes Erstaunen ist berechtigt, denn die Frau ohne Liebhaber, — nach der italienischen Sitte wird er in allen Ländern Cicisbeo genannt, — ist ein Ausnahmefall. Der Schriftsteller Chateauvieux schreibt über die Rolle des Cicisbeo in Venedig:

Eine Frau ohne Cicisbeo ward verachtet, ein Mann als Cicisbeo seiner eigenen Gattin verlacht, ein schöner und vornehmer Cicisbeo brachte Ruhm und erregte Neid.

Ähnliche Mitteilungen hat man über Berlin, Wien, Paris. In den „Briefen über die Galanterien von Berlin" heißt es:

Die Damen scheuen sich nicht im geringsten, es der Welt öffentlich zu zeigen, dieser oder jener sei ihr Nährsöhnchen, den sie zur Vergeltung seines schmachtenden Herzens nach allen ihren Kräften trotz dem Haushahne füttern.

In dem gleichnamigen Werk über Wien heißt es:

Die Damen hier, die als Mädchen nichts zu thun gewöhnt waren,



306. Die Überraschung. Kupferstich nach einem Pastell von Freudeberg

sind als Weiber gar verflucht delikat, lieben keine Beschäftigung, lassen Hauswesen Hauswesen sein, und setzen sich bei Tag und Nacht auf Küssen, damit ihre Hinterteile recht sanft und weich bleiben, und das Lob ihres Zizisbeen davon tragen.

In London ist es wiederum an der Tagesordnung, daß sich der Mann seine Geliebte im eigenen Hause, direkt neben der legitimen Gattin hält. Georgiana Hill schreibt in ihrem Buche „Women in English Life":

Die meisten Ehemänner hielten sich in dieser oder jener Form Maitressen. Viele nahmen sie mit ins Haus und ließen sie mit ihrer Frau an derselben Tafel essen, woraus fast nie irgendeine Mißhelligkeit entstand. Ja, man sah sie sogar in Gesellschaft der Ehefrauen ausgehen, wobei der einzige Unterschied zwischen beiden der war, daß die Maitressen meistens schöner, besser gekleidet und weniger steif waren.

Die gegenseitige Nachsicht der Ehegatten entwickelte sich denn auch in diesen Kreisen in unzähligen Fällen zum zynischen Einverständnis in die gegenseitige Untreue. Und oft ist jedes von beiden sogar der offene Bundesgenosse des andern. Der Gatte ermöglicht seiner Frau den ungestörten Verkehr mit seinen Freunden und führt ihr obendrein die ins Haus, auf die sie ein Auge geworfen hat; daß eine Frau die Freunde ihres Gatten zu ihren Liebhabern hat, ist, wie man aus der Korrespondenz der Madame d'Epinay erfährt, „das einzige Mittel, ihm zu gefallen". Die Frau revanchiert sich in gleicher Weise ihrem Gatten gegenüber. Sie macht sich jene Frauen zu Freundinnen, die er zu besitzen wünscht, und schafft ihm die Situationen, durch die er möglichst sicher zum Ziele kommt. „Eine Dame wird von ihrer Freundin in einer zweideutigen Situation mit deren Gatten überrascht. Sie entschuldigt sich und beteuert ihr, daß es nicht in ihrer Absicht lag, ihr Vertrauen zu mißbrauchen. Aber die Freundin fällt ihr um den Hals und beglückwünscht sie zu ihrem Glück." Das ist das Alltägliche, sagen die Zeitgenossen. Und wenn es die einen spöttisch meinen, so andere ebenso ernst, wenn sie daran die Frage knüpfen: „Kann es angenehmere Garantien des gegenseitigen Glückes geben?" Weil jedem Manne die Frau des Freundes besser gefällt als die eigene, und umgekehrt der Frau der Gatte der Freundin besser als der eigene Gatte, so möchten alle Teile am liebsten die Rollen untereinander tauschen, wenn auch nur für einige Zeit. Dementsprechenden Vorschlägen und ebenso Berichten über die stattgefundene Verwirklichung solcher Pläne begegnet man immer wieder in den zeitgenössischen Briefwechseln. In den französisch geschriebenen Briefen einer Wienerin an ihren Liebhaber aus dem Jahre 1760 heißt es:

„Sie beklagen sich über die Unbequemlichkeiten, zu denen die Verheimlichung unserer Liebe uns zwingt. Aber das liegt doch nur an Ihnen. Glauben Sie mir, lieber Freund, mein Mann würde mit Freuden auf einige Wochen in einen Tausch einwilligen, wenn Sie ihm dafür offen Ihre Rechte bei Ihrer hübschen Haushälterin abtreten. Führen Sie ihn in die Arme dieser liebenswürdigen Person und er wird Ihnen dadurch danken, daß er Ihnen alle Wege ebnet, die Sie immer wieder von neuem in die meinigen führen."

Bei Casanova ist vom gegenseitigen Austausch der Frauen und Liebhaber ebenfalls mehrfach die Rede. Aus den allgemeinen zeitgenössischen Sittenschilderungen erfahren wir schließlich, daß ein solcher Tausch in einer Reihe Städte geradezu etwas Alltägliches gewesen sein soll. So schreibt Justus Conrad Müller in seinem „Gemählde von Berlin, Potsdam und Sanssouci":



307. Die Modearbeiterinnen beim Aufstehen. Galanter Kupferstich nach einem Gemälde von Lawrence.



Das verführerische Negligé

308. Kupferstich von Janinet nach J. B. Huet

Der Tausch der Weiber auf Wochen und Tage ist hier sehr gebräuchlich. So habe ich einmal abends – ganz unbemerkt – gehört, wie ein Offizier zu einem Kriegsrat sagte: „Apropos Freund, sag mal, wenn ich heute abend zu deinem lieben Weibe komme, daß sie den Pastor fidele (vermutlich den Hund) nicht aufs Sofa nimmt. Es schläft sich dann so unbequem und man wird so leicht gestört."

Solche Erscheinungen und Zustände sind um so allgemeiner, je mehr eine Stadt überhaupt nur Residenzcharakter hat, und alles bis zum simpelsten Handwerker herunter in seiner Existenz einzig auf den Hof und die Hofkreise angewiesen ist. –

Es bleiben nun noch die ausgesprochen handwerklichen Schichten und Städte, d. h. jene Kreise, in denen sich der Emanzipationskampf der kleinbürgerlichen Klassen ernstlich vorbereitete, die es müde wurden, der Spielball adeliger und fürstlicher Launen zu sein, und in deren Herzen immer mehr ein ehrlicher Zorn kochte. Diese Klassen und Volkskreise stehen in ihrer Gesamtmoral und damit auch in ihrer Ehemoral zweifellos in einem diametralen Gegensatz zu den sittlichen Anschauungen der herrschenden Klassen und denen der residenzstädtischen Bevölkerungen. Die Tatsache, daß in den handwerklichen Klassen der Verlust des moralischen Gleichgewichts – und zu diesem kam es durch nichts leichter als durch den Ehebruch – nach wie vor die ganze Existenz der Familie bedrohte, wurde von dem erwachenden Selbstbewußtsein aufs wirksamste unterstützt. Das Resultat waren dementsprechend strengere Tugenden und vor allem eine relativ größere Seltenheit des Ehebruchs. Dieser war jedenfalls keine Massenerscheinung, und wo es dazu kam, nicht selten sogar ein tragisch verlaufender Unglücksfall.

So sehr das Kleinbürgertum dadurch von den Spitzen der Gesellschaft und deren Anhang absticht, so vermag diese kleinbürgerliche Sittlichkeit dem Zeitalter des Absolutismus gleichwohl auch nicht nach unten eine vorteilhafte Linie zu verleihen, denn nur die Bändigung der Triebe aus freiem Entschluß und im Dienste einer höheren Idee vom Menschlichen zwingt zur Bewunderung. Hier aber handelte es sich nur um die enge Philistermoral, die, wo sie freiwillig entsagt, im besten Falle aus Angst und Kleinlichkeit nicht sündigt, in der Hauptsache aber deshalb tugendhaft ist, weil die Not und die Sorge des Tages, die in diesen Schichten stete Gäste waren, immer die stärksten Riegel gegen einen allgemeinen freien Geschlechtsverkehr sind. Die Wesenheit der Philistermoral erscheint einem aber um so verächtlicher, sowie man erwägt, daß, wenn auch die Männer dieser Klassen langsam zum Selbstbewußtsein erwachten, ihre Weiber doch ausnahmslos in Fürstenfürchtigkeit erstarben. Gewiß, sie waren fast alle sehr ehrbar in ihrer Weise, sie schimpften wacker über die Sünden der Nachbarin, aber kaum eine

konnte dem heimlichen Gelüste widerstehen, „ihr bürgerliches Fleisch eines Tages mit adeligem Blute verkuppelt zu sehen". Diese Sehnsucht war der verführerische Tagtraum, der unzählige Frauen dieser Klassen ihr ganzes Leben hindurch verfolgte. Wo er sich erfüllte, schimpften gewiß alle andern über das räudige Schaf, aber schließlich nur aus heimlichem Neid. Es gilt das von allen Ländern; für Deutschland ist das unverwischbare künstlerische Dokument dafür Schillers „Kabale und Liebe". Diese Zwiespältigkeit der kleinbürgerlichen Moral ist gewiß kein persönliches Verschulden, sondern ein historisches Geschick, das um so begreiflicher ist, weil eine solche Verkuppelung mit adeligem Blute meistens die einzig mögliche Befreiung aus der entsetzlichen Enge und Notdurft des Lebens bedeutete, und zwar für die ganze Verwandtschaft. Aber damit ist das zwiespältige Wesen der kleinbürgerlichen Moral nur erklärt und nicht aufgehoben. —

* * *

Die Heldenfigur des Ancien Régime. Wie der Flirt in der offiziellen Institution des Lever gipfelte, so die zum Programm erhobene Ausschweifung in der Figur des Wüstlings, dem männlichen und weiblichen, dem man im Ancien Regime allerorten auf Schritt und Tritt begegnet.

Der Typ des Wüstlings ist gewiß eine Erscheinung, die in Einzelexemplaren allen Zeiten eigentümlich ist. Aber wenn man selbst nicht nachzuweisen vermöchte, daß die Zahl seiner Vertreter im Zeitalter des Ancien Regime erheblich größer gewesen wäre als sonst, so



309. Koketterie. Kupferstich nach Le Clerc



310. Galante Hochzeitsanzeige. Deutscher Kupferstich

bildet seine Erscheinung doch einen der spezifischen Züge im Bilde dieser Zeit. Und zwar deshalb: Der Wüstling war im Ancien Régime eine offizielle Figur im Rahmen des gesellschaftlichen Lebens, was er vordem niemals war und später nur in vereinzelten Schichten wieder wurde. Er war eine Figur, die man zwar nicht immer achtete, stets aber anstaunte und bewunderte. In dem Roman „Gefährliche Liebschaften" heißt es, als von einem bestimmten Wüstling die Rede ist: „Sie werden zugeben, daß er, weit davon entfernt, von anständigen Leuten abgewiesen zu werden, er in dem, was man die gute Gesellschaft nennt, empfangen, ja sogar gesucht ist." Es ist deshalb nicht übertrieben, wenn man sagt: Der Wüstling war gewissermaßen die Heldenfigur dieses Zeitalters.

Dieses Rätsels Lösung ist sehr einfach. Weil sich im Wüstling die skrupellose Libertinage summiert und konzentriert, deshalb erwartete alle Welt gerade von ihm die restlose Erfüllung der Begierde, die man in dieser Zeit überall vergeblich sucht. Und man gestand dies auch offen ein und verzichtete auf jede Heuchelei, weil man eben, wie schon gesagt, durch eine zu tiefe Kluft von der Masse des Volkes getrennt war, um sich durch diese in seinem Tun irgendwie irritieren zu lassen.

Das Wesen des Wüstlingtums ist bei Mann und Frau: keine Spur von Herz zu haben und das notorisch Gemeine zur höchsten Ehrensache zu erheben. Es ist der größte Stolz des Wüstlings, wenn man von ihm sagen kann: „Niemals hatte er eine Absicht, die nicht unanständig oder verbrecherisch gewesen wäre." Beim Wüstling ist alles Berechnung und Kalkulation. Jeder Genuß ist bei ihm ausschließlich Selbstzweck, bei dessen Befriedigung jede Spur von Gewissen ausscheidet. Schwachheit, die aus Menschlichkeit entsteht, hält er direkt für eine Schande. Bei der Erfüllung seiner Zwecke schreckt er selbst vor dem Ungeheuerlichsten nicht zurück. Der Petit-Maître der Galanterie offenbart sich so als ein Grand-Maître der Perversität. Dabei besitzt der Wüstling den höchsten Grad von Liebenswürdigkeit. Alles, was er tut, und wäre es das Gemeinste, ist in vornehme und tadellose Formen gehüllt. Die Frau als Wüstling charakterisiert sich dadurch, daß sie die Allüren der männlichen Ausschweifung annimmt; sie will, wie es in den „Réflections nouvelles sur les femmes par une dame de la cour" heißt, die 1727 erschienen, „mit Bewußtsein den Verlust der Achtbarkeit genießen".

Der Wüstling findet sich im Ancien Régime in jedem Land. In der widerlichsten Form tritt er vielleicht in England auf. Sein männlicher Typ wird dort mit dem Namen Rake bezeichnet. Diesen Rake charakterisiert Taine wie folgt:



Thom.s Gaugain fecit

JANUARY and MAY.

Old as he was, and void of eye-sight too
What could alas! a helpless husband do? Pope

Pub.d March 12. 1782 by T. Gaugain N.o 4 little Compton Street Soho London.

Englischer symbolisch-satirischer Farbstich über die ungleichen Ehepaare. 1782

Man findet ihn als einen lustigen und brillanten Plauderer; aber diese Ausgelassenheit natürlichen Humors ist nur äußerlich; er ist roh und ungesittet, er scherzt wie ein Henker mit kalter Grausamkeit über das Böse, das er getan hat oder tun will . . . Man muß sagen, daß in diesem Lande die Lebemänner jener Zeit das menschliche Fleisch auf den Schindanger warfen. Irgendein vornehmer Freund von Lovelace entführt ein junges, unschuldiges Mädchen, macht sie betrunken, bringt die Nacht mit ihr in einem öffentlichen Hause zu, läßt sie dort als Bezahlung für die Zeche und reibt sich ruhig die Hände, als er nach 14 Tagen erfährt, daß man sie ins Gefängnis geworfen hat, wo sie an Wahnsinn gestorben ist. In Frankreich waren die Wüstlinge nur leichtsinnige Schelme, hier waren sie gemeine Schurken.

Ein solcher Rake ist es auch, den Hogarth in seiner bekannten Bilderserie „Aus dem Leben eines Wüstlings" dargestellt hat. Wenn Taine von den französischen Wüstlingen sagt, daß sie im Gegensatz zu den englischen nur leichtsinnige Schelme gewesen seien, so ist dies jedoch nur bedingt richtig. Figuren wie die des Herzogs von Richelieu, des Marquis von Choiseul, des Grafen Louvois und vor allem wie die des Grafen von Artois, des späteren Königs Karl X., nahmen es an ekelerregender Gemeinheit mit den wüstesten Erscheinungen aller Länder auf. Dagegen kann man von den deutschen Wüstlingsnaturen sagen, daß sie jedenfalls die plumpsten waren, freilich ohne dadurch auch nur um einen Zug sympathischer zu werden.

* * *

Die Orgie. Aus dem Umstande, daß der Wüstling zu einer Massenerscheinung wurde und als Einzelfigur von der Gesellschaft als Held geehrt wurde, kann man folgern, daß in den Kreisen der herrschenden Klassen nicht nur der individuelle Ehebruch zum bon ton gehörte, sondern daß überhaupt die Höchststeigerung der Ausschweifung als à la mode galt. In den „Vertrauten Briefen des Herrn von Cölln" heißt es über die Damen der berliner Gesellschaft:

Man findet in den ersten öffentlichen Häusern noch wahre Vestalinnen gegen manche vornehme Berliner Damen, die im Publico als Tonangeberinnen figurieren.

Je höher man emporsteigt, um so mehr häuft sich dieser Schmutz, um sich schließlich an den Höfen meist bergehoch zu stauen. Diese Tatsache durch Namen und Beispiele zu belegen,



311. Das galante Souper. Kupferstich nach J. B. Huet

kann gleichwohl in ganz summarischer Weise geschehen, denn kaum ein zweites Thema aus der Geschichte des Absolutismus hat im Laufe der Jahrzehnte so viele und so umständliche Darsteller gefunden.

Zeitlich steht obenan der Hof Ludwig XIII. von Frankreich. Hier war es jedoch nicht wie anderwärts der König, der den Ton für die allgemeine Ausschweifung angab, denn dieser war homosexuell veranlagt, als vielmehr der oberste Würdenträger des Staates, der Kardinal Richelieu, und außer diesem die Königin Marie Anna von Österreich. Hatte der berühmte Richelieu eine unerschöpfliche Reihe der schmutzigsten Verhältnisse, so war die Königin bis in ihr hohes Alter zugänglich für die Galanterien der ihr ergebenen Hofleute. Einer von diesen, ein Graf von Rivière, war denn auch in Wahrheit der eigentliche Vater des späteren Ludwig XIV., und nicht Ludwig XIII. In dem vor kurzem erschienenen Buche von Jean Hervez über die Frauen und die Galanterie im 17. Jahrhundert finden sich die überzeugenden Dokumente ziemlich lückenlos vereinigt.

Wie mit Ludwig XIV. der Absolutismus auf seine schimmerndste Höhe stieg, so auch die davon untrennbare Ausschweifung. Von Ludwig XIV. an datiert man gewöhnlich das für den Absolutismus typisch gewordene Maitressenregiment. Aber gerade diese Annahme ist durchaus falsch. Das Maitressenregiment, das sich dadurch kennzeichnet, daß die Laune der eben der Gnadensonne teilhaftigen Frau höchstes Gesetz für Staat und Gesellschaft ist, datiert erst vom Zeitalter Ludwigs XV. an und umspannt auch eigentlich nur dieses. Unter Ludwig XIV. ist die Frau nur die üppigste Dekoration des Gottesgnadentums und das höchste Objekt des Genusses; wohlgemerkt: nur das Objekt. Die Namen der Gunstdamen Ludwig XIV. sind weltberühmt — alle Welt kennt die La Valière, die Montespan, die Fontange und vor allem die Maintenon, die es schließlich sogar bis zur heimlichen Gemahlin des Königs brachte. Aber mit dem Hinweis auf das halbe Dutzend offizieller Maitressen, die Ludwig XIV. hatte, ist gerade rein gar nichts gesagt, denn im Verlauf eines mehr als sechzigjährigen Liebeslebens nur wohlgezählte sechs Maitressen gehabt zu haben, hätte Ludwig damals eher den Beinamen des Tugendhaften eingetragen. Nein, das Charakteristische ergeben die Ungenannten, die Unberühmten, deren Zahl gar nicht festzustellen ist. Oder genauer gesagt: Entscheidend für die Beur-



312. Orgie. Kupferstich von D. Chodowiecki



313. Englischer Kupferstich. 1786

teilung der Sittenzustände am Hofe Ludwig XIV. ist die Tatsache, daß jede Dame, die bei Hofe erschien, Ziel der Sultanslaunen Ludwig XIV. war, daß alle seine Verwandten, Vettern und Würdenträger seines Hofes ihn zum Mitgenießer ihrer Frauen hatten, d. h. sofern ihn diese irgendwie reizten. Wozu freilich herzlich wenig gehörte, denn Ludwig war ein ausgesprochener Erotomane, dem, weil er in der Frau nur das Geschlecht sah, jede Frau gefiel. „Dem König war", wie die Herzogin Elisabeth-Charlotte berichtet, „alles recht, wenn es nur einen Rock anhatte". Und selbstverständlich war er in den meisten Fällen auch der willkommene Geliebte. In welchem Maße dies der Fall war, erweist der Umstand, daß die Gemahlin des Fürsten Soubise einzig deshalb zu einer sprichwörtlichen Berühmtheit am Hofe gelangte, weil sie nicht nur ernstlich die Werbungen des Königs ablehnte, sondern sogar noch in dem Augenblick seinen Angriffen standhielt, als

41*

dieser mit Hilfe einer List bereits in ihrem Bette sich befand. Mit seiner Frau nach Versailles zu reisen, bedeutete daher für jeden Adeligen, seine Frau dem König zur Verfügung stellen. Dieser selbstverständliche Mitbesitzer der Rechte aller andern blieb Ludwig XIV. bis in sein hohes Alter, als er längst devot geworden war. Die Herzogin Elisabeth-Charlotte schreibt noch über den siebzigjährigen Ludwig:

> Er ist devot; aber wäre er es auch nicht, so wäre er sehr debauchirt, denn er kann Weiber nicht entbehren, darum liebt er alle seine Gemahlinnen so sehr. Der gute König weiß die Meriten nicht wohl zu unterscheiden, wenn er nur was im Bette hat, ist alles gut bei ihm.

(Bild 337–339, 343, 346).

Das ist auch das Schema für das Liebesleben dieser ganzen Gesellschaft. Die Männer hatten ohne Ausnahme eine oder mehrere Damen der Gesellschaft zu Maitressen, und die Mehrzahl der Damen waren im Laufe der Jahre die Maitressen der verschiedensten Männer. Die herzoglichen Paare von Luxemburg und von Boufflers lebten einträchtig in einem viereckigen Verhältnis. Aber nicht bloß das Viereck, sondern auch das Fünf- und Sechseck wurden Mode. Ein alltäglicher Fall war, daß der eine Mutter und Tochter zur gleichen Zeit zu Maitressen hatte, und ebenso daß eine Dame Vater und Sohn zu Liebhabern hatte. Als das Bezeichnende dieser Epoche heben die Zeitgenossen hervor, daß die Männer nicht nur einzig und allein im Frauendienst sich erschöpften, sondern daß sie auch niemals so leichtes Spiel gehabt hätten, weil ihnen die Frauen direkt nachliefen. In den Briefen der Herzogin von Orleans finden sich Dutzende von überzeugenden Beispielen für diese Behauptung angeführt. So schreibt sie einmal über eine Marquise Richelieu: „Die Marquise legte sich Eins mahls hier in Monsieur le dauphins Bett, ohne daß er Sie darumb gebeten, umb bei ihm zu schlaffen." Denselben Fall registriert sie von einer anderen Dame, die ebenso bei ihrem Sohne verfuhr.

Wenn mit dem zunehmenden Alter Ludwig XIV. und dem aufkommenden Regiment der Betschwester Maintenon gleichwohl die Herrschaft einer größeren Prüderie Platz griff, so gilt das nur für die direkte Umgebung Ludwig XIV., dafür aber wurde es in einem andern Zirkel um so ausgelassener. Und zwar in dem, der sich um den Herzog Philipp von Orleans, den Neffen des Königs und späteren Regenten von Frankreich, gruppierte. Dieser neue Repräsentant der höfischen Ausschweifung hat seine treffendste Bewertung durch die Grabschrift gefunden, die das öffentliche Urteil für das Grab seiner Mutter empfahl. Sie lautete: „Hier ruht die Mutter aller Laster." Unter der Führung des Herzogs Philipp von Orleans wandelte sich das seitherige Bacchanal Schritt für Schritt immer mehr zur allgemeinen Orgie.

Der Beginn dieser Orgie hat auch ein offizielles Datum, sie hub an, als man aus der Regierung eine einzige Räubergenossenschaft machte, und das war mit dem Beginn der Regentschaft. Von diesem Tage an wurde die Orgie der allgemeine Zustand der herrschenden Gesellschaft, und die Teilnahme daran brachte Ruhm und befriedigte den Ehrgeiz. Von jetzt an liebte man in des Wortes vollstem Sinne öffentlich. Die Zügellosigkeit überstieg an Frechheit alles, was man bis jetzt darin erlebt hatte. Und im Mittelpunkte dieses ungeheuerlichen



314. Galanter französischer Kupferstich von Nerbé

Tohuwabohus stand immer der Regent von Frankreich. Sein einziges Gesetz, das er aufstellte, war: „Amüsieren wir uns." Aber man verstand darunter die ordinärsten Formen. In diesen Jahren ist die Ausschweifung aller Grazie entkleidet, sie ist nur viehische Betätigung. Alles geht „Tambour battant": auf das Einander-sehen folgt noch am selben Tag das Sich-miteinander-vermischen. Die Mutter des Herzogs von Orleans sagte einmal zu ihrem wackern Sohne, er benutze die Frauen wie einen Nachtstuhl — „d'aller comme à votre chaise percée". Die Damen dieser Kreise finden die höchste Schmeichelei darin, wenn das erste Wort, das man an sie richtet, lautet: „Ich möchte bei Ihnen schlafen", und sie erzählen es triumphierend, wenn ihnen dies Kompliment von einem Prinzen zuteil geworden ist. Als ein Vicomte von Polignac einer Herzogin eines Abends vor aller Welt seinen Wagen anbietet, tut er es mit den Worten: „Ich wünschte, meine Porte-chaise wäre ein Bett und ich könnte es mit Ihnen besteigen." Und die Antwort, die ihm aus dem Munde der Dame zuteil wird, lautet: „Ich würde ein solches Anerbieten jedoch nur dann annehmen, wenn Sie mir gleichzeitig versprechen würden, keine Minute zu schlafen, solange Sie sich mit mir in diesem Bett befinden." Die gleichen Manieren und Erfahrungen bestätigt die Herzogin von Orleans vom Regenten, ihrem Sohne. Sie schreibt unterm 22. Oktober 1717:

„Mein Sohn ist gar nicht diskret noch sekret, erzählt gleich alles, was vorgegangen; ich sage ihm hundertmal, daß ich mich nicht genug verwundern kann, daß ihm die Weiber noch so nachlaufen, sollten ihm vielmehr fliehen. Er lacht aber und sagt: „Vous ne connoissez pas les femmes débauchées d'aprésant. Dire, qu'on couche avec elles, c'est leur faire plaisir."



315. Galantes Souper

Der hauptsächlichste Sammelplatz für diese Orgien war das berühmte Palais Royal, das vom Herzog von Orleans als Schloß und Lusthaus mitten in Paris erbaut wurde. Aber man wußte sich auch anderwärts gut zu amüsieren. In den Salons particuliers von Saint Cloud inszenierte man, wie die Notizen der Goncourts' feststellen, „fêtes d'Adam", an denen die hübschesten Damen, „darunter solche mit den besten Namen", in Evakostüm teilnahmen. Der Höhepunkt bei diesen intimen Festen war stets ein allgemeiner Maitressenaustausch. An diesen Festen teilnehmen zu dürfen, war für zahlreiche Damen der höchste Ehrgeiz (Bild 342).

Als die Ausschweifungen als Strapaze empfunden werden, was natürlich sehr bald der Fall ist, erfindet deren Leiter, der Herzog von Orleans, für sich und seine Freunde den Namen „Roués", die vom Genuß Ge-



316. Das Geständnis der Schwangerschaft. Kupferstich nach einem Gemälde von J. M. Moreau. 1776

räderten. Es war die erlauchteste Gesellschaft Frankreichs, die diesen Namen zuerst sich beilegte und mit Stolz trug; neben dem Herzog von Orleans figurieren da in erster Linie der Vicomte de Polignac, Marquis d'Effiat, Graf Clermont, Chevalier de Conflanes, Abbay de Grancay, Graf Simiane und andere. Aber das sind nur gerade die Intimsten dieses Zirkels. Jeder von diesen und viele andere haben für sich wieder einen ebenso erlauchten Kreis um sich. Die feudalen Frauen-

namen, denen wir bei diesen Orgien begegnen, sind nicht weniger ebenbürtig, trotzdem die Männer hinsichtlich ihrer Genossinnen nicht eben wählerisch waren und ebenso ungeniert hübsche Tänzerinnen und Theaterfigurantinnen zu Teilnehmerinnen bei diesen Orgien machten. Wir begnügen uns mit der Konstatierung der einen Tatsache, daß keine der drei Töchter des Herzogs von Orleans sehr viel hinter dem Vorbild ihres Vaters zurückblieb, und daß jede einem ganzen Hofstaat von männlichen und weiblichen Wüstlingen präsidierte.

Auch hier ist mit dem Schema der Hofgesellschaft das der sämtlichen herrschenden Klassen gegeben. Denn die Solidarität beim Ausräubern der staatlichen Einnahmequellen, der alle ohne Ausnahme und ohne jede Scham sich befleißigten, mußte dieselbe Solidarität in den wesentlichsten Konsequenzen dieser politischen Moral in sich schließen. Eine ganze Klasse kann eben nicht auf der einen Seite den skrupellosesten Räuberinstinkten huldigen und in geschlechtlichen Dingen relativ solid sich geberden. Das vermögen immer nur einzelne Individuen, und darum war die Nichtbeteiligung an der auf den höchsten Höhen sich abspielenden Orgie auch nur eine vereinzelte Erscheinung. . . .

Das Zeitalter Ludwig XV. und vor allem die persönliche Moral dieses absoluten Herrschers ist in der Geschichte vornehmlich durch die Maitressennamen Herzogin von Chateauroux, Marquise von Pompadour und Gräfin Dubarry plakatisiert. Aber auch mit diesen Namen ist nur wenig gesagt, solange man nicht das Genußprogramm spezifiziert, das diese Namen verkörperten. Sie bedeuten die Weiterführung der seitherigen Ausschweifung in die unermeßliche Region des tausendgliedrigen Raffinements (Bild 348, 354 und Beilagen).



Die Ausschweifung

317. Kupferstich von Daniel Chodowiecki

Beim Ausgang der Regentschaft und dem Beginn des Regimes Ludwig XV. war man zwar nicht übersättigt, sondern nur im gewissen Sinne müde geworden. Um deshalb das seither verfolgte Programm nicht nur weiterhin fortsetzen zu können, sondern die Leistungsfähigkeit womöglich noch zu steigern, mußte man die Formen des Genießens verfeinern. Und das geschah denn auch, man schaltete aus dem physischen Genuß die Brutalität aus, die die Kräfte zu rasch verbraucht, und man lernte weiter, wie ein Zeitgenosse sagt, jetzt die Geschicklichkeit, „die stärksten Dinge anständig zu sagen“. Um diesen sogenannten anstän-



O'Morphi, eine der Maitressen Ludwig XV.

Nach einem Gemälde von François Boucher

digen Ton, der nun Platz griff, übrigens gleich zu charakterisieren, sei der folgende Dialog angeführt, den Ludwig XV. eines Tages in Gegenwart der Hofleute mit einer Frau d'Esparbés über deren Abwechslungsbedürfnis in der Liebe hatte:

„Sie haben bei allen meinen Untertanen geschlafen." „Aber Sire!" „Sie haben den Herzog von Choiseul gehabt." „Er ist so mächtig." „Den Marschall von Richelieu." „Er hat so viel Geist." „Monville." „Er hat ein so schönes Bein." „Alle Wetter, aber der Herzog von Aumont, der nichts von alledem hat?" „O Sire, er ist Eurer Majestät so ergeben."



Après. Die Stärkung

318. Kupferstich nach einem Gemälde von Lavreince

Und was die Ausschaltung der Brutalität betrifft, so sei erwähnt, daß Ludwig XV. Lieblingsgericht in der Liebe kleine Kinder wurden. Diese zu verführen war freilich mehr eine Spielerei, da die meisten von ihnen monate-, wenn nicht gar jahrelang ausschließlich für diesen großen historischen Augenblick präpariert worden waren.

Aber gleichwohl, die Orgie wurde damit von der Gasse in die cabinets particuliers verlegt. Dadurch kam das eigentliche Lusthaus, die sogenannte Petite maison auf, das Absteigequartier des 18. Jahrhunderts, über das jeder vornehme Herr und sogar zahlreiche vornehme Damen verfügten. Hier, in diesen in Wald und Parks versteckten Villen, war alles Bundesgenosse der Liebe und außerdem alles Bequemlichkeit. Die Wollust hat an ihnen alles bestimmt: Lage, Form, und vor allem die üppige, den Genuß steigernde Einrichtung. Verführerische Boudoirs, üppige Speisezimmer, elegante Erfrischungsgelegenheiten wie Badekabinette — alles findet sich dort. Von der Hand der größten Meister sind die Wände mit üppigen erotischen Gemälden und Skulpturen geschmückt, in den Regalen war die reiche galante Literatur der Zeit vereinigt, geschmückt mit Darstellungen, die die Sinne teils entflammen, teils immer wieder von neuem aufpeitschen mußten. Sogar jedes Möbelstück war in seiner Art galant und jede Sitzgelegenheit ein wirklicher Altar der Wollust. In einem Briefe vom 24. November 1740, in dem ein Adeliger einem seiner Freunde in der Provinz die laufenden Tagesneuigkeiten mitteilt, heißt es:

Gestern veranstaltete Herr von Richelieu ein großes Souper in seinem „petite maison" in nächster Nähe der Barriere von Vaugirard. In seinem „petite maison" ist alles mit der größten Unflätigkeit ausgeschmückt. Die Täfelung trägt in der Mitte jeden Feldes sehr freche Figuren in halb-erhabener Arbeit. Das Schönste während des Verlaufes des Soupers aber war, die alte Herzogin von Brancas zu sehen, wie sie diese Figuren sehen wollte, ihr Glas aufsetzte und sie mit zusammengekniffenem Munde kaltblütig betrachtete, während Herr von Richelieu die Lampe hielt und sie ihr erklärte.

Nun gab es keinen Einfall mehr, den man nicht aussprechen, keine Laune, die man nicht erfüllen konnte, und außerdem waren dadurch alle störenden Einflüsse ausgeschaltet: ärgerliche Überraschungen ebenso sicher wie die unwillkommene Neugierde. Jede wirkliche Petite maison glich einer Festung der Wollust, in die außer dem Besitzer nur der eindringen konnte, der das heimliche Losungswort kannte, dem sich allein seine Tore öffneten. Hier konnte man somit völlig sorglos seine Maitressen installieren, konnte vorübergehend die anständige Frau des Freundes für Stunden oder Tage unterbringen, dahin konnte man sich weiter von seinem Leibkuppler, den man sich wie einen Leibkutscher hielt, die Ware schaffen lassen, die dieser teils durch Güte, teils durch Gewalt in seine Hände bekommen hatte, hier konnte man schließlich all die vielen scheußlichen Verbrechen begehen, zu denen damals die so üppig florierende Perversität jeden Tag verleitete. Und das alles, ohne daß ein einziger verräterischer Ton davon in die Öffentlichkeit drang.

In diesen ungezählten und unzählbaren Verstecken der Wollust wurden Tag für Tag und durch Jahrzehnte hindurch ebenso unzählbare Orgien der wahnsinnigsten Ausschweifung gefeiert. Alles, was die raffinierteste erotische Phantasie sich jemals ausgedacht hat, fand hier seine täglich sich überbietende Verwirklichung. Um diese Formen näher anzudeuten, bliebe einem nichts anderes übrig, als aus den zügellosesten pornographischen Romanen dieser Zeit eine Reihe Schilderungen abzudrucken. Denn abgesehen von den pathologischen Konstruktionen eines de Sade ist die Wirklichkeit wohl niemals hinter der Phantasie der schriftstellernden Pornographen dieser Epoche zurückgeblieben. Aber auch von dem, was de Sades krankem Hirn entsprungen ist, ist vieles nach dem Geschmack zahlreicher Wüstlingsnaturen gewesen und darum verwirklicht worden. Unzählige fanden nur noch in scheußlichen Verbrechen die gesuchte Auslösung bei ihren Orgien. Vergewaltigung von Kindern, Inzest, Sodomie, Päderastie und ähnliches dürfte an der Tagesordnung gewesen sein. Von den Perversionen des Geschlechtstriebes gehörte der aktive und passive Flagellantismus mit all seinen Ungeheuerlichkeiten geradezu zu den Harmlosigkeiten; das Vergnügen an der Rolle des Voyeur: heimlicher Zeuge zu sein, wie die Geliebte und mitunter selbst die eigene Frau den ausgelassensten Phantasien ihrer und seiner Freunde dient, — dieses Vergnügen zählt zu den verbreitetsten Pikanterien, auf die manche geradezu stolz sind. Man lese hierüber die eingehenden Schilderungen Casanovas über sein Liebesverhältnis mit der Nonne Maria Magdalena nach, die zugleich die Geliebte des Kardinals Bernis, des französischen Gesandten bei der venezianischen Regierung ist, und dem sie im Einverständnis mit Casanova diesen begehrten Anblick bereitet.

Auch an diesen häufig ins Verbrecherische übergehenden Orgien beteiligten sich die vornehmsten Damen Frankreichs: Marquisen, Gräfinnen und Herzoginnen. War man nicht reich und nicht unabhängig genug, sich eine eigene Petite maison zu halten, so mietete man sich eine ruhig gelegene Wohnung als Absteigequartier und feierte dort seine illegitimen Liebesfeste. Zahlreiche Damen der Hofgesellschaft hatten solche heimlichen Liebesnester, in denen sie zeitweise mit ihren Liebhabern hausten, oder in die sie jene Männer auf geschickte Art lockten, die ihren Liebes-



TARTUFFE,
of
DE SCHYNHEILIGE BEDRIEGER

Verblinde Orgon! zy wilt uwe Egaê niet gelooven,
't En zy ge van naby TARTUFFES boosheid weet.
Nu ziet ge u overtuigd: hy tracht haare eer te rooven.
Men vind den snoodsten Gaut somtyds in't zedigst kleed.

L. P.

het Originael Schildery is in 't Cabinet
van den Heer G. Braamcamp

te Amsterdam by P. Fouquet junior

TARTUFFE,
ou
L'IMPOSTEUR.

Tu refuses, Orgon, de croire ton Elmire.
Des complots de TARTUFFE on t'avertit envain.
Connois enfin ce traitre: il cherche à la seduire.
Le plus modeste habit souvent cache un Coquin.

H J R.

a Amsterdam chez P. Fouquet junior

Le Tableau Original est dans le Cabinet
de Monsieur G. Braamcamp

319. Holländischer Kupferstich von J. Houbraken nach einem Gemälde von C. Troost

appetit rege gemacht hatten. In den Memoiren des Grafen Tilly findet sich ausführlich ein derartiges Abenteuer geschildert, das der junge Graf mit einer Palastdame hatte und das den letzteren Fall geradezu klassisch illustriert. Wieder andere Frauen benützten jene Petites maisons, die von den großen Kupplerinnen oder Bordellwirtinnen für ihre zahlungsfähige Klientel gehalten wurden. Die unwiderleglichen Beweise hiefür hat man in den fast in jeder Richtung unerschöpflichen pariser Polizeiberichten aus dem 18. Jahrhundert. Wir zitieren daraus eine Marquise de Pierrecourt, die nach dem Bericht des Polizeiinspektors Marais das Lusthaus der Kupplerin Brissault frequentierte, die Baronin Vaxheim und die Baronin Burmann, die nach demselben Berichterstatter die Lusthäuser verschiedener Bordellwirtinnen als Absteigequartiere zur Beteiligung an erotischen Orgien benutzten. Die berühmten Theatersterne veranstalteten erotische Orgien mitunter ganz systematisch in ihren Petites maisons. In einem Polizeibericht über die berühmte Tänzerin Guimard heißt es:

Sie gibt drei Soupers wöchentlich, eins, an dem die ersten Herren des Hofes und allerlei Leute von Namen teilnehmen; ein anderes, das aus Schriftstellern, Künstlern und Gelehrten zusammengesetzt ist; endlich noch ein drittes, eine wahrhafte Orgie, zu dem die verführerischsten und lüsternsten Mädchen eingeladen wurden, wo Wollust und Ausschweifung auf die Spitze getrieben wurden.

Das ist das „Menu", das die Namen einer Chateauroux, einer Pompadour und einer Dubarry dem Sittengeschichtsforscher für dieses Zeitalter plakatisieren. Und daran ist nicht eine einzige Linie übertrieben, sondern es ist im Gegenteil nur das Notdürftigste angedeutet. Das gilt auch für die weitere Feststellung, daß alle diese einzelnen Nuancen sich im Genußprogramm Ludwig XV. wiederholen und hier häufig geradezu ihre raffiniertesten Lösungen fanden. Ludwig XV. bekannteste Schöpfung, der Hirschpark, stellt nichts anderes als eine Reihe von Petites maisons dar, in denen das umfangreiche Kinderbordell installiert war, daraus die „Menus-Plaisirs" des Königs, wie der Hofbericht offiziell die täglichen Orgien Ludwig XV. bezeichnete, zusammengestellt wurden. Da des Königs Lieblingsgericht, wie gesagt, „die kindliche Unschuld" war, so handelte es sich bei den Insassinnen des berüchtigten Hirschparkes meistens um kleine Kinder, die förmlich für die Liebesmahlzeiten des Königs herangezüchtet wurden, genau so, wie man Jagdtiere zum Abschuß für ganz bestimmte Gelegenheiten heranzüchtet und zusammentreibt. Das Stück, das Beifall



Geistlicher Zuspruch
320. Deutscher Kupferstich



321. Der galante Abbé. Kupferstich von B. Picart

fand, durfte von La Ferté, dem Intendanten der Menus-Plaisirs des Königs, mehrere Male serviert werden, andernfalls mußte es gleich wieder von der Bildfläche verschwinden; das gleiche Schicksal war allen Mädchen beschieden, sowie sie sich schwanger fühlten. Auf der verständnisvollen Förderung dieses Institutes, die besonders die Marquise von Pompadour sich zur Hauptaufgabe machte, beruhte der Einfluß der verschiedenen Maitressen auf diesen korrumpierten Fürsten, von dem schon die Zeitgenossen schrieben, sein Leben sei „eine beständige Unzucht"! (Bild 311, 312, 315, 349, 350). . . .

Wir haben weiter oben gesagt: Die Höfe waren stets die Vorbilder für die allgemeine Unzucht in den herrschenden Klassen. Das muß man jedoch richtig verstehen. Man muß folgern: Weil der absolute Fürst die meisten Mittel in seinen Händen vereinigte, darum vermochte die Genußsucht bei ihm auch die kühnste Entfaltung zu erleben. Fehlerhaft wäre dagegen, würde man folgern: Nur deshalb, weil der absolute Herrscher dieses unwürdige Beispiel gab, darum waren auch die herrschenden Klassen korrupt. Daß nichts unsinniger wäre als diese Logik, erweist das Zeitalter Ludwig XVI. Ludwig XVI. war in geschlechtlichen Dingen ziemlich indolent. Es fehlte ihm also an der nötigen natürlichen Antriebskraft zur Ausschweifung, und darum führte er für seine Person in geschlechtlicher Beziehung auch einen einwandfreien Lebenswandel. Aber dieses zweifellos recht gute Beispiel bewirkte rein gar nichts. In den herrschenden Klassen, beim Adel und der Geldaristokratie, sowie bei den diesen attachierten Schichten herrschten nach wie vor dieselben widerlichen Formen der Ausschweifung. Und das ist sehr begreiflich. Im einzelnen, und vor allem im absoluten Monarchen, kann wohl

eine bestimmte Tendenz gipfeln, er kann deren Wirkungen durch sein Beispiel mehr als irgendein anderer popularisieren, aber den Drang zur Ausschweifung selbst kann er nicht aus dem Nichts hervorzaubern. Dieser entspringt, wie wir im Einleitungskapitel des ersten Bandes nachgewiesen haben, aus den politisch-ökonomischen Voraussetzungen der betreffenden Zeit. Wenn daher wirklich einmal ein Fürst infolge geschlechtlicher Indifferenz eher ein gutes als ein schlechtes Beispiel gibt, so ändert das herzlich wenig an der allgemeinen Situation der Dinge. Diese zeitigten dann nur einen anderen Mittelpunkt des Lasters. Und dieser erhob sich im Zeitalter Ludwigs XVI. sogar direkt Seite an Seite mit dem König. Den Tribut, den dieser der allgemeinen Ausschweifung verweigerte, lieferte in um so stärkerem Maße sein Bruder, der Graf von Artois, der durchaus würdig die Traditionen Ludwigs XV. fortsetzte.

Die Folge davon war, daß die sittlichen Qualitäten der herrschenden Klassen und die Maßstäbe der moralischen Qualifikation fortgesetzt immer weiter sanken. Typische Wüstlinge wurden immer mehr die angestaunten Helden. Ein Herzog von Lauzun galt in der guten Gesellschaft als „die nobelste und hochherzigste Seele, die man jemals kennen gelernt hat". Genau so apostrophierte man den Herzog von Choiseul, das Modell des Choderlos de Laclos für seinen typischen Wüstling Valmont. Und das in der gleichen Zeit, in der Paris von den Ungeheuerlichkeiten der galanten Abenteuer dieser Herren widerhallte. Der Graf Tilly, der langjährige Günstling der Königin Marie Antoinette, galt nicht nur als ein vornehmer Charakter, sondern obendrein noch als ein geistreicher Philosoph. Und er muß es fürwahr gewesen sein. Als er einmal mit zwei andern Gentlemen, dem Prinzen von Monaco und dem Chevalier de la Curne, eine Maitresse auf Teilung hatte, und die Dame schließlich schwanger wurde, da registrierte der Graf Tilly dieses Ereignis mit folgenden Worten in seinem Tagebuch:

„Übrigens wurden wir auf eine neue Probe gestellt. Rosalie ward Mutter. Jeder von uns hielt sich für den Vater. Eine Tochter wurde geboren. Man sagte damals, daß sie mir ähnlich sei. Ich weiß es nicht und werde es nie wissen, wie so viele Dinge auf dieser Erde."

Das ist wirklich sehr philosophisch gedacht! Es ist die Resignation der skrupellosen Ausschweifung, die sich damit auf die bequemste Weise jede Verpflichtung vom Halse schafft.

Auch in dieser Zeit sind die Frauentypen denen der Männer durchweg kongenial gewesen. Eine vornehme Dame charakterisierte den glücklichen Liebhaber: „Jeder Liebhaber ist für die Frau eine Durchreise und weiter nichts." Die Marquise Merteuil sagte von sich: „Ich habe vielleicht öfters den Anspruch erhoben, für mich allein einen ganzen Serail zu ersetzen, nie aber hat es mir behagt, zu einem zu gehören." Die Goncourts fassen ihr Urteil über die Frauen der Gesellschaft dieser Epoche darum mit vollem Recht dahin zusammen:

Es ist die allgemeine Meinung, daß eine Frau mit dreißig Jahren „jede Schande getrunken" hat, und daß ihr nur eine gewisse Eleganz in der Unanständigkeit, eine leichte Grazie im Fallen übrig bleibt, und nach dem Fallen ein sachtes oder wenigstens anständiges Schäkern, das sie vor der Degradierung bewahrt. Nach dem vollständigen Vergessen ihrer selbst ist ein Rest von Würde alles, was sie an Schamhaftigkeit in die Libertinage mitbringt. –



L'HERMITE EN QUESTE.

Cafards, c'est le portrait de vos Esprits pervers,
Il dévoile à nos yeux vos gaillardes coutumes:
Tôs Auteurs, mieux que vous vivoient dans les desers,
Et n'y croquoient jamais de semblable légumes.

A Paris chés Bonnart, rue S. Jacques à l'Aigle.

322. Französischer satirischer Kupferstich nach Le Clerc

Wenn man sich diese Zustände vergegenwärtigt, so ist man geneigt zu folgern, daß die Ausschweifung in Frankreich die denkbar tiefsten Abgründe sexueller Scheußlichkeit aufgetan habe und es ein „ebenso tief" oder gar ein „noch tiefer" kaum mehr geben könnte. Aber diese Folgerung hätte weit gefehlt. Eine derartige zügellose Freiheit der Sitten war nicht nur nicht das ausschließliche Merkmal der französischen Gesellschaft, sondern an allen Höfen Europas herrschte eine nicht minder große Zügellosigkeit. „Die Höfe Rußlands, Preußens, Englands, Sachsens, Portugals, Spaniens, Dänemarks, Parmas waren der Schauplatz derartiger Skandale, daß der Hof von Versailles noch als letzte Zufluchtstätte der Tugend gelten konnte." Das letztere ist in der Tat nicht übertrieben. Die bloße Nennung des englischen Hofes Karls II. genügt, um dies dem Wissenden zu begründen. Um aber dem Nichtkenner einen Begriff davon zu machen, was hier das Wort Ausschweifung in sich faßt, müßte man schon das widerlichste Produkt pornographischer Phantasie, „Sodom", aus der Feder des Herzogs von Rochester, hier abdrucken dürfen, ein Opus, bei dem jedes Wort eine Obszönität, jeder Einfall eine ganze Kloake und jede Situation ein johlendes Aufrühren dieser Kloake ist. Und man müßte weiter hinzusetzen, daß dieses Opus das getreue Abbild der täglichen Menus-Plaisirs dieses Regenerators der englischen Monarchie und seiner Kebsinnen, der Nelly Gwyn, Lady Castlemaine (Bild 334—336) usw., gewesen ist, und schließlich dürfte nicht vergessen werden, daß die Hofgesellschaft sich nicht entblödet hat, sogar beifallklatschend der dramatisierten Aufführung ihrer, d. h. der tiefsten menschlichen Schande, die es je gegeben hat, beizuwohnen; denn diese dramatisierte Pornographie, die die Päderastie verherrlicht, weil man die natürliche Befriedigung allmählich für langweilig findet, ist tatsächlich vor Karl II. und seinen Intimen in Szene gegangen. Mit solchen Orgien haben sich das Königshaus und die Hofkreise dafür gerächt, daß die große Revolution vom Jahre 1649 England für einige Jahrzehnte vom größten Schmutz gesäubert gehabt hatte.



323. Klosterscherze. Französischer Kupferstich

Wenn nach der Restauration mit lauten Tönen die Notwendigkeit einer allgemeinen sittlichen Erziehung des englischen Volkes proklamiert wurde, so blieben die sichtbaren Erfolge jedenfalls sehr lange aus, denn gerade die von den Propagandisten dieser Regeneration ins Feld geführten Gründe für ihre Forderungen erweisen uns für das ganze 18. Jahrhundert ähnliche, wenn nicht dieselben Allgemeinzustände, wie sie in Frankreich herrschten. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts konnte die bekannte Lady Wortley Montagu folgendes über die Emanzipation von der Ehe



Der verliebte Widerstand

Galanter französischer Kupferstich von Auguste de Saint-Aubin. Um 1789

zur schrankenlosen Ausschweifung bei den Leuten von Stand schreiben:

„Ich bedauere den Verfall des Ehestandes, welcher von unseren jungen Mädchen gegenwärtig so sehr verspottet wird, wie dies sonst von seiten der jungen Herren gebräuchlich war. Beide Geschlechter haben die Unbequemlichkeiten desselben erkannt, und die Benennung Wüstling schmückt jetzt nicht weniger eine junge Frau als einen jungen Mann vom Stande. Es erregt gar keinen Anstoß, zu sagen: ‚Miß Soundso, das Hoffräulein, hat ihre Entbindung glücklich überstanden.'"



Illustration zu Lafontaines Fabeln
324. Französischer Kupferstich

Auch die Petites maisons kamen in England gleicherweise in Mode, und daß sie auch hier nicht nur von den Männern, sondern sehr häufig sogar von den jungen Damen der Gesellschaft in den Dienst der Ausschweifung gestellt wurden, erfährt man aus der folgenden Stelle in der englischen Sittenschilderung „Satans Harvest Home":

Was die Menschheit am meisten mit Erstaunen und Verwunderung erfüllt, ist ein neues Laster, welches in kühner Weise von Frauen von Rang und Schönheit eingeführt worden ist. Diese haben die Ordnung der Dinge umgekehrt, die Männer zu Frauen gemacht, und begannen sehr vergnügt, öffentlich ihre Geliebten zu halten. Daß Damen im Stande der Ehe und auch der Witwenschaft sich noch ein privates Nebenvergnügen erlauben, ist eine Freiheit, die sie seit undenklicher Zeit genossen haben. Daß aber die Schönen, und zwar solche im jungfräulichen Stande, sich Männer in eignen Wohnungen halten und sie öffentlich in ihren Equipagen besuchen, das sind Vorrechte, die unsern Vorfahren unbekannt waren.

Auch sonst waren in der englischen Gesellschaft dieselben Methoden populär wie in Paris. Als die Fêtes d'Adam in London in Mode kamen, waren zahlreiche vornehme Damen gerade so fanatisiert „von dieser pikanten Abwechslung" wie die Männer. In einem zeitgenössischen Bericht über einen derartigen nackten Ball, den die Kupplerin Mrs. Penderquast in ihrem prächtig erleuchteten Serail abhalten ließ, heißt es:

Bei diesem Balle erschienen viele schöne und vornehme Frauen in Masken, sonst aber in puris naturalibus. Das Entree für Herren betrug fünf Guineen. Eine Musikkapelle spielte zum Tanz auf und ein kaltes Büfett sorgte für die Erfrischungen! Nach Beendigung des Tanzes wurde plötzlich der Saal verdunkelt und zahlreiche Sofas dienten der nun folgenden geschlechtlichen Orgie.

Als bei einer anderen gleichartigen Orgie einmal die Polizei einschritt und die Namen der Teilnehmer feststellte, waren die Dirnen erstaunt, daß die Gäste zur Hälfte den vornehmsten Kreisen der Londoner Gesellschaft angehörten, und vor allem darüber, daß die Damen, die sich zuvor am schamlosesten gebärdet

hatten, nicht als berüchtigte Dirnen sich entpuppten, sondern im wirklichen Leben mit dem Herzogstitel ausgezeichnet waren.

Wieweit man übrigens selbst bei ganz offiziellen Gelegenheiten in der Freiheit der Sitten ging, erweist der schon früher zitierte Fall der berühmten Miß Chudleigh, die bei einem Gesandtschaftsball als Iphigenie nur mit einem durchsichtigen Flor angetan, also völlig nackt erschien (Bild 284). . . .

Bei einer Charakteristik der deutschen Höfe ist wohl die Frage am schwierigsten zu entscheiden, welchem von den Dutzenden der Vorrang auf diesem Gebiet gebührt. Gemeinhin wird der sächsische Hof August des Starken, dem die berühmten Gunstdamen Aurora von Königsmark, Gräfin Cosel (Bild 332 und 347), Gräfin Esterle, Frau von Hoym usw. die berüchtigte Folie geben, als die üppigste Lasterhöhle Deutschlands im 18. Jahrhundert dargestellt, in der jede Form der Ausschweifung Hausrecht genoß und heimisch war. Aber das ist sehr ungerecht gegenüber den andern. In Dresden und Warschau, denn August war ja auch König von Polen, waren der Luxus und die Verschwendung, die bei den jahrelang währenden Orgien getrieben wurden, nur in die künstlerischen Formen gekleidet. Aber in den Formen des Lasters selbst waren ihm Dutzende anderer deutscher Höfe durchaus ebenbürtig. So berichtet der Lord William Wraxall über den Casseler Hof, daß hier „die Mißachtung des Schicklichkeitsgefühls geradezu wie etwas Geheiligtes betrachtet wurde". Von einem Herzog von Baden-Durlach berichtet ein anderer Reisender, daß dieser sich „in einem Harem von nicht weniger als einhundertundsechzig Gärtnerinnen" vergnüge. Sich gleich einen ganzen Harem von offiziellen Gunstdamen, zwanzig, dreißig, fünfzig, hundert und noch mehr anzulegen, gehört überhaupt zu den beliebtesten Methoden bei Kleinen und Großen. Von dem Treiben des Münchener Hofes, besonders unter Karl Albrecht, in dem Lustschloß Nymphenburg erzählen die wollüstigen Gemälde Adrian van der Werffs, die speziell dieses Leben verherrlichen, mit einer Deutlichkeit, die gar keiner weiteren Kommentare bedarf. Bei der Schilderung des Stuttgarter Hofes, dem des Herzogs Karl Eugen wie dem Karl Alexanders, müssen selbst die zahmsten Schilderer zu den peinlichsten Vergleichen greifen, jene dagegen, die den Mut haben, mit den deutlichsten Farben zu malen, behaupten, die Wahrheit der Dinge trotzdem nicht annähernd geben zu können. So geht es herunter bis zu den Kleinen und Kleinsten, wie man in jeder Hofgeschichte nachlesen kann. —

An den Randgebieten dieser Kreise und Klassen, bei jenen Schichten, die durch ihre ökonomische Situation mit ihnen liiert sind, findet man dieselben Steigerungen der Ausschweifung. Am deutlichsten läßt sich erkennen, wie der Unrat von oben ständig und stromweis in die tieferliegenden Volksschichten hin abfloß, wenn man die Sittlichkeit jener Städte untersucht, die infolge irgendeines Ereignisses plötzlich durch eine feudale Invasion heimgesucht wurden. Das beste Beispiel dafür bietet wohl Koblenz in den Jahren, da es der Sitz der französischen Emigration wurde. Aus den mannigfachen Dokumenten, die es über den jähen Sittenzerfall der koblenzer Bevölkerung in jenen Jahren gibt, zitieren wir die Schilderung, die sich in des Magisters Lauckhards Selbstbiographie findet; sie lautet:



LE MATIN

En Sortant de gouter les douceur de Morfée,
Ce leger passetems pour elle ouvre le jour

Les Soins de la Parure auront bientost leur tour
Et l'Art a la Beaute va dresser un Trofée

a Paris chez N. De Larmessin graveur du Roy rue des Noyers a la deuxieme porte a gauche entrant par la rue S.t Jacques A.P.D.R.

325 Das Lever. Kupferstich von Larmessin nach einem Gemalde von N. Lancret.



Amor in der Nonnenzelle

326. Kupferstich nach Queverdo

„Von dem greulichen Sittenverderben, welches die Emigrierten in Deutschland gestiftet haben, bin ich auch Zeuge geworden. „Hier in Koblenz," sagte ein ehrlicher alter Trierscher Unteroffizier, „gibt's vom zwölften Jahr an keine Jungfer mehr; die verfluchten Franzosen haben hier weit und breit alles so zusammengekirrt, daß es Sünde und Schande ist." Das befand sich auch in der Tat so; alle Mädchen und alle noch etwas brauchbaren Weiber, selbst viele alte Betschwestern nicht ausgenommen, waren vor lauter Liebelei unausstehlich. Gerade gegen dem Kloster über, wo ich im Quartier lag, war ein Weinhaus, dessen drei Töchter die Franzosen haufenweise an sich zogen. Ich ging eines Tages mit einem Emigranten auch hinein; da saßen die drei Hausnymphen den Franzosen auf dem Schoß und hörten ihren unsauberen Reden mit dem größten Vergnügen zu. Bald hernach fanden sich noch mehr Dirnen ein, und es ging da wenigstens so arg her als in der „Talgfabrik" oder „Tranpulle" (zwei berüchtigte Bordelle) in Berlin wohl nimmer: man ging ab mit den Menschern und kam mit ihnen zurück, mir nichts, dir nichts."

Weitere Anhaltspunkte über die allgemeine Ausschweifung speziell in den großen Städten bietet auch das übliche Treiben in den öffentlichen Parks; diese dienten augenscheinlich noch mehr wie heute den momentanen und flüchtigen Liebesgelegenheiten. Über den Londoner St. James Park berichtet Archenholz in seinen britischen Annalen:

Die siebzehn Zugänge des Parkes wurden von Soldaten und Privatpersonen um zehn Uhr abends verschlossen. Man konnte aber Schlüssel zu gewissen Parktoren für eine Guinee kaufen und so die Nacht im Parke zubringen. Von dieser Vergünstigung wurde auch — gewiß meist zu sehr wenig lauteren Zwecken — reichlich Gebrauch gemacht. So wurden im Jahre 1780 gegen sechstausendfünfhundert solcher Schlüssel verkauft.

Über den Berliner Tiergarten heißt es in J. K. Müllers „Gemälde von Berlin, Potsdam und Sanssouci":

Es ist ein Hain der Liebe, wo sich Licht und Finsternis (wie in dem zu Paphos) auf die angenehmste und sonderbarste Art miteinander gatten, wo beide, der Denker und der Lüstling, reichhaltigen Stoff zu ihrer Unterhaltung finden. Hierin ziehen nun, wie zum Grabe Mohammeds, ganze Karawanen von Frauenzimmern und Rittern aus allen Ecken und Enden der Stadt in ihrem Lüster.

Gleichlautende Schilderungen haben wir über die meisten großen Parks und Anlagen in den anderen größeren Städten Europas . . .

* * *

Venus und Priap im Priesterkleide. Eine besondere, wenn auch knappe Betrachtung erfordert der Anteil der Vertreter der römisch-katholischen Kirche an den allgemeinen sittlichen Zuständen.

Wenn man die Dinge nur oberflächlich anschaut, ist man geneigt, von einer zynisch offenen Beteiligung des größten Teil des Klerus an der herrschenden Unzucht zu reden, und außerdem zu konstatieren, daß die allgemeine Ausschweifung von den Vertretern der Kirche viel mehr gefördert als gehemmt wurde. Sowie man den Dingen jedoch näher auf den Leib rückt, muß man hier genau so große und ebenso prinzipielle Unterschiede machen, wie bei der Beurteilung der geschlechtlichen Sitten innerhalb der verschiedenen Klassen der Bevölkerung. Eine offene Beteiligung an der allgemeinen Unzuchtsorgie gilt auch hier nur für ganz bestimmte Schichten. Sie gilt uneingeschränkt für die hohe und höchste Geistlichkeit und in starkem Maße für ganz bestimmte Klöster; gegenüber dem übrigen Teil der Geistlichkeit, der großen Masse der Laienpriester, kann man dagegen nur von einer individuellen Beteiligung reden, die freilich immer relativ sehr groß ist, weil eben das Zölibat ständig zur Ausnutzung der günstigen Chancen drängt, die sich niemandem so vielfach bieten, wie dem katholischen Priester. Diese Un-



327. Der Abbé am Spieltisch. Französischer Kupferstich

terschiede entsprechen genau den Klassenunterschieden, die innerhalb der Kirche herrschen, denn diese sind auch hier stärker wie alle Morallehren.

Daß sich die höhere Geistlichkeit, und zwar vornehmlich in Frankreich, in ihrem sittlichen Lebenswandel nicht im geringsten von dem des Hofadels unterscheidet, ist der stete Vorwurf, der gegen die Würdenträger der Kirche im Ancien Regime erhoben wurde und noch erhoben wird. Dieser Vorwurf ist zweifellos berechtigt, aber die Tatsache ist darum trotzdem nicht verwunderlich: Die gutbezahlten Stellen in der Kirche sind von altersher nichts als Sinekuren des Adels. Sie waren damals außerdem die Pfründen, mit denen der König seine Parteigänger entlohnte. Die Hauptsache bei diesen Stellen sind daher stets die Pfründe, und der damit verknüpfte geistliche Rang ist nur der Titel, durch den die betreffende Pfründe äußerlich kaschiert wird. Schon damit ist ausreichend begründet, daß die Würdenträger der Kirche sich viel weniger mit den Heilslehren des Christentums als mit der epikureischen Lebensphilosophie der herrschenden Klassen liiert fühlten. Wenn man nun weiter die Höhe der Pfründen erwägt, daß z. B. von den etwa anderthalbhundert Bischöfen und Erzbischöfen Frankreichs jeder im Durchschnitt über ein jährliches Einkommen von 250 bis 300000 Franks — das sind nach heutigem Geldeswert nahezu eine halbe Million — verfügte, und wenn einzelne Kirchenfürsten, wie der Erzbischof von Straßburg, gar ein jährliches Einkommen von rund drei Millionen Franks bezogen, — wenn man dies alles erwägt, dann ist auch die besonders große Rolle dieser Drohnen bei den Saturnalien der Hofkreise hinreichend erklärt.



328. Der willkommene Besuch in der Mönchszelle

Etwas verschleierter in ihren Zusammenhängen, aber im Grunde nicht weniger einfach zu erklären, ist die notorische Ausschweifung, die in einer ganzen Reihe Klöster, vornehmlich in zahlreichen Nonnenklöstern herrschte oder von diesen ausging. Wir wollen erst die Tatsachen kurz registrieren. In allen katholischen Ländern trifft man damals auf eine Anzahl Klöster, insbesondere Nonnenklöster, denen nicht nur jeder asketische Zug fehlt, sondern die ohne Übertreibung als wahre Freudenorte bezeichnet werden können. Mit einem sorglosen Leben war dort eine ebenso große Ungebundenheit verknüpft. Über solche Klöster in Venedig schreibt z. B. Casanova einmal:

Die Sprechzimmer dieser Klöster und die



320. Der galante Abbé. Augsburger Schabkunstblatt

Häuser der Kurtisanen, die allerdings von einer großen Zahl von Polizeispionen überwacht wurden, waren die einzigen Sammelpunkte der venetianischen Gesellschaft, und an diesen so verschiedenen Orten benahm man sich mit der nämlichen Freiheit. Musik, Tafelfreuden, Galanterie waren in den Sprechzimmern der Klöster im Karneval ebensowenig untersagt, wie in den Casini. Pietro Longhi hat dieses Treiben in einem interessanten Bilde (jetzt im Museo civico in Venedig) dargestellt.

Die sonst so strengen Ordensregeln waren in diesen Klöstern häufig nur Schein, so daß man also jede Art Verkehr ständig pflegen konnte. Selbst den galanten Beziehungen der Insassinnen waren entweder gar keine oder nur sehr schwache Riegel vorgeschoben, und man drückte außerdem beide Augen zu, wenn diese also doch nur symbolischen Hindernisse und Schranken sogar ganz offen und in

aller Welt bekannter Weise mißachtet wurden. Die Nonnen des durch die Schilderungen Casanovas berühmten Klosters Murano haben ihre Freunde und Liebhaber, sie sind im Besitz von Schlüsseln, die es ihnen ermöglichen, jeden Abend das Kloster heimlich zu verlassen und in Venedig nicht nur die Theater und Lustbarkeiten zu genießen, sondern auch die Absteigequartiere, die Petites maisons ihrer Liebhaber zu besuchen. Im täglichen Leben dieser Nonnen ist die Liebe und das Arrangieren von galanten Beziehungen sogar die Hauptbeschäftigung; die erfahrenen Nonnen verführen die Novizen, und die Gefälligen unter ihnen verkuppeln diese ungeniert an Freunde und Bekannte, wie jede beliebige Kupplerin frische Ware an ihre Kunden verkuppelt. Die Nonnen dieses Klosters sind die raffiniertesten Liebeskünstlerinnen, die es geben kann, sie beteiligen sich nicht nur an allen möglichen Orgien, sondern arrangieren selbst solche, und zwar mit einem Raffinement, wie es nur dem Hirn des ausschweifendsten Wüstlings zu entspringen vermag. Sogar im Sprechzimmer des Klosters sind sie ihren Freunden gefällig, wenn es hier auch nur zu einem handgreiflichen Flirt kommt. Diese allgemein üblichen Zustände in dem Kloster von Murano bestätigen uns auch noch andere als Casanova. Der sächsische Kurprinz August fand im selben Kloster schon ein halbes Jahrhundert früher denselben raffinierten Priapsdienst. Pöllnitz berichtet darüber:

Zwei Monate, nämlich so lange der Ehemann in Terra firma sich aufhielt, währten die Besuche des Prinzen; allein die Schwierigkeiten, die er nachgehends antraf, und seine natürliche Unbeständigkeit machten endlich, daß er ihrem Umgang absagte, und die Signora Mathaei mit einer Nonne in dem Kloster zu Murano wechselte. Der Prinz sah sich genötigt, sein Liebeswerk nach den Regeln einzurichten. Diese Nonne ließ ihn das ganze Land der Zärtlichkeit durchlaufen, ehe sie ihn zur Hauptstadt Genuß führte.



Der indiskrete Abbé

330. Kupferstich nach einem Gemälde von Baudouin

Über eine ganze Reihe anderer italienischer Nonnenklöster und über ebensoviel französische ließen sich ähnliche Dinge mitteilen. Die Pfalzgräfin Louise Hollandine, Äbtissin von Maubuisson (eine Tante der Herzogin Elisabeth-Charlotte) gebiert in einem französischen Kloster im Laufe der Zeit nicht weniger als vierzehn Kinder, die angeblich von den verschiedensten Vätern gezeugt sind. Und diese Dame geniert sich gar nicht dieser Tatsache, denn sie protzt offen mit ihrer Fruchtbarkeit. In einem Briefe ihrer Nichte heißt es:

„Die Aebtissin von Montbuisson, Louise von Hollandine, fille de Frédéric V. Electeur Palatin, hat so viele Bastards gehabt, daß sie schwur: par ce ventre qui a porté 14 enfants."

Man sieht, diese Orte haben mit dem



Madame Dubarry, Maitresse Ludwigs XV.

Englischer Schabstich. 1770



331. Die neugierigen Mönche. Federzeichnung von H. Ramberg

eigentlichen Zweck der Klöster nur noch den Namen gemein, denn in Wahrheit waren sie offizielle Tempel der Unzucht. Und das entspricht auch ganz ihren veränderten Zwecken, daß heißt den neuen Zwecken, welchen seit dem 16. Jahrhundert immer mehr Frauenklöster zu dienen hatten. Diese neuen Zwecke bestanden darin, daß immer mehr Klöster aus den ehemaligen Zufluchtstätten der Armen zu den geeignetsten Versorgungsstätten des Adels für seine sitzengebliebenen Töchter und seine zweitgeborenen Söhne wurden. Und um solche Klöster, in denen die Töchter der Nobili sich befanden, darum auch adlige Frauenstifte genannt, handelt es sich auch meistens bei jenen, welche durch die in ihnen herrschende und geduldete Freiheit der Sitten bekannt wurden. Weil diese Klöster ausschließlich den Interessen des Adels zu dienen hatten, waren sie nicht nur Versorgungsstätten sitzengebliebener Töchter, sondern erfüllten mit der Zeit noch eine Reihe anderer Bedürfnisse, die das Leben der herrschenden Klassen entwickelte. Das aufreibende Leben der steten Feste erfordert zeitweise völlige Ruhe und Ausspannung. Diese findet man nirgends in so vorteilhafter Weise wie im Kloster. Also werden bestimmte Klöster zu einer Art Sanatorien, in die man sich zeitweise zur Erholung von den Strapazen des „fortgesetzten Lebenswandels" zurückzog. Das galante Leben erfordert zur erfolgreichen Erledigung einer Intrige häufig ein rasches und erfolgreiches Verschwinden von der Bildfläche — es gibt hierfür keine vorteilhaftere Möglichkeit als das Kloster. Die Witwe, die der Welt ihren Schmerz um den Verlust des Gatten plakatisieren will, kann dafür kein besseres Mittel finden, als sich für ein Jahr in ein Kloster einzuschließen. Einen beschmutzten Namen wieder zu reinigen, gibt es keine bessere Form, als reuig einige Zeit sich in irgendein Kloster zurück-

zuziehen. Mit einem Wort: Das Kloster hört auf, ein Grab zu sein, es wird zum Refugium der herrschenden Klassen. Daß die Klöster die Erziehung der Kinder des Adels und der Besitzenden leitete, die ihre Eltern zu sehr in ihren Vergnügungen gestört hätten, weshalb sie sich diese unbequeme Pflicht möglichst ganz vom Halse schafften, haben wir bereits angeführt, ebenso daß diesen Klassen kein Ort geeigneter erschien, um dahin eine Verwandte, eine untreue Frau, die man ebenfalls los sein wollte, geräuschlos und sicher abzuschieben. Mit all diesem ist jedoch die Liste der verschiedenen neuen Funktionen der Klöster noch lange nicht erschöpft. Aber auch in allem Weiteren handelt es sich um die besonderen Bedürfnisse der herrschenden Klassen. Und als die getreue Vollstreckerin dieser Klassen erfüllt die Kirche sie alle. Und außerdem aufs beste, d. h. eben nach den spezifischen Wünschen ihrer Auftraggeber. Diese fordern z. B. niemals von ihren Töchtern, die im Familieninteresse, — um das Vermögen nicht zu verzetteln —, oder aus sonstigen Gründen nicht zu heiraten vermögen, daß sie deshalb auch zu einer absoluten Keuschheit verurteilt sein sollen. Im Gegenteil, man will ihnen eine Situation schaffen, die ihnen auf einem anderen Wege alle jene Genüsse des Lebens bietet, die in dieser Zeit sonst nur die Ehe der Frau erschließt. Damit ist vollauf das üppige Leben erklärt, das typisch für alle diese Klöster ist. Ebenso ist freilich dadurch auch erklärt, daß solche Klöster vornehmlich um die Mittelpunkte des politischen und gesellschaftlichen Lebens der einzelnen Länder sich gruppierten, wo wir sie denn auch regelmäßig antreffen. (Vgl. auch „Die Renaissance", S. 253.)



332. August der Starke und Gräfin Aurora von Königsmark in mythologischer Darstellung

Natürlich ist damit noch lange nicht gesagt, daß dagegen in allen anderen Klöstern und von den Klosterinsassen, die wirklich das Mönchs- und Nonnengelübde abgelegt hatten, ein vorbildliches, heiligmäßiges Leben geführt worden wäre. Die Zustände mögen im Gegenteil, in den Männer- wie in den Frauenklöstern, noch sehr häufig denen ähnlich geblieben sein, die im 16. Jahrhundert allgemein herrschend waren. Zu dieser Überzeugung kommt man, auch wenn man die zeitgenössischen Schilderungen des Klosterlebens mit der größten Vorsicht in die Hand nimmt. Und das letztere muß man vor allem gegenüber den stereotypen Anklagen wider die Jesuiten. Das hundertfache Echo, das jede wahre oder erdichtete Schandtat der Jesuiten in einer Zeit auslöste, in



333. Der Wüstling. Französischer Kupferstich. 17. Jahrhundert

der Sittlichkeitsverbrechen bei den herrschenden Klassen an der Tagesordnung waren, muß einen zur Überzeugung bringen, daß hier unbedingt noch ganz andere Beweggründe dahinterstecken als bloß solche der ehrlichen sittlichen Entrüstung. Das ist denn auch der Fall. Und diese wahren Gründe, die uns den antijesuitischen Sittlichkeitskoller vollkommen begreiflich machen, sind auch nicht allzu schwer zu finden. Die Gesellschaft Jesu beschäftigte sich im Interesse ihres Ordens damals nicht nur mit dem Seelenfang, sondern außerdem und noch viel mehr mit der Erzeugung von Mehrwert. Und zwar geschah das letztere viel weniger auf dem Wege der zwar von altersher gut bewährten Methode betriebsamer Erbschleicherei, als vielmehr auf dem eines tatsächlich reellen und für die damalige Zeit geradezu großartig angelegten überseeischen Handels. Die Jesuiten repräsentierten im 18. Jahrhundert die mächtigste internationale Handelsgesellschaft; sie waren, kurz gesagt,

47*

die einzigen, aber dafür auch um so gefährlicheren Konkurrenten der handeltreibenden Bourgeoisie aller Länder. — Das ist des Rätsels einfache Lösung, warum die aus Jesuitenklöstern bekannt gewordenen sittlichen Verfehlungen stets so schwarz in schwarz gemalt wurden und jede Anklage ein immer lauter sich steigerndes Echo der sittlichen Entrüstung weckte. Denn bekanntlich bekämpft man den wirtschaftlichen Konkurrenten immer am wirkungsvollsten mit den Mitteln der moralischen Entrüstung.

Aber soviel Abstriche man vorsichtigerweise auch bei allen derartigen Schilderungen machen muß, so darf man andererseits doch auch nicht übersehen, daß, weil die Institutionen der Kirche immer mehr ihren ursprünglichen Inhalt verloren, damit auch die in der Zeit der unbeschränkten Herrschaft der Askese entstandenen Gesetze ebensosehr ihre Bindekraft gegenüber ihren Vertretern einbüßten. Je mehr sich die Kirche ökonomisch modernisierte, mußten Priester, Mönche, Nonnen in ihrem individuellen Tun ebenfalls verweltlichen. Das heißt: Dank der günstigen Bedingungen, die das Zölibat der Entwicklung jeder Art Lasters bietet, mußte es in dem Zeitalter der Galanterie mit innerer Logik sogar dazu kommen, daß die Bannerträger der allgemeinen Ausschweifung relativ nirgends so häufig zu finden waren wie im Priesterrock. Und diese Tatsache ließe sich denn auch durch unzählige Beispiele historisch belegen. Es ist deshalb mehr als eine bloß boshafte Ironie der Geschichte, daß der Sitz des an Einkommen reichsten europäischen Kirchenfürsten, das erzbischöfliche Palais des Kardinals Rohan in Straßburg, von den Zeitgenossen als „der Anlegeplatz für Cythere" bezeichnet wurde: — der Weg zur schwelgerischsten Wirklichkeit ging, wie in der Renaissance, durch die Kirche (Bild 319—331).

* * *

Die Hetzpeitsche. Die Natur zieht dem individuellen Lustverlangen und ebenso seiner Fähigkeit zur Befriedigung dieses Verlangens stets gewisse Grenzen. Wenn die Natur des einzelnen an Wollust mehr verlangen und mehr hergeben soll, als diesen, wenn man so sagen will, natürlichen Grenzen entspricht, vermag sie dies nur mit Hilfe von künstlichen Stimulantien. Diese spielen darum im Leben des einzelnen und in dem der Gesamtheit stets eine große Rolle, wenn der Sinnenkultus alle anderen Lebensinteressen überragt, und darum überragt auch ihre Anwendung im Ancien Regime die aller früherer Zeiten. Die Stimulantien hatten den Zweck, wie Heinzmann in seinem Buch über „Meine Frühstunden in Paris" schreibt, „alle reichen Leute zu Maschinen der Wollust zu machen". Dieses Ziel wurde erreicht, indem auch auf diesem Gebiet die Wissenschaft immer mehr und immer siegreicher ihren Einzug hielt. Die phantastischen Liebestränke und Sympathiemittel des Mittelalters wurden durch wirklich zuverlässige Aphrodisiaka und Kosmetika ergänzt. Besonders die letzteren wurden in kurzer Zeit ein Hilfsmittel, auf das kaum eine einzige Frau verzichtete, um durch dessen anreizende Wirkung die Männer an ihre Person zu ketten. Denn nicht nur in allen Schichten des Bürgertums fanden die Schminken und Parfüms damals Verwendung, sondern



Die gefährliche Leichtgläubigkeit

334. Herzogin von Mazarin, die Maitresse Karl II. von England und der Herzog von Kolbert als Kupplerin verkleidet

sogar die Bauerndirne bediente sich ihrer aufs eifrigste. Auch sie überkalkte und bemalte ihr Gesicht im Geschmacke der Zeit und besprengte ihre Kleider mit wohlriechenden Essenzen. Wo die Mittel zum Kauf der teuren Schminken und Öle fehlten, bediente man sich billigerer Surrogate, und wo man gar nichts auszugeben hatte, griff man wenigstens zu einer Paste aus Ziegelmehl und den in primitiver Weise eigenhändig destillierten Wässern.

Daß bestimmte pflanzliche und animalische Gerüche die sinnliche Begierde des Mannes steigern und den Wunsch nach dem Besitz der damit behafteten Frau rege machen, war von altersher eine jeden Tag aus der Erfahrung geschöpfte Tatsache und war darum schon den Alten bekannt. Je mehr man erkannte, daß sich mit bestimmten Gerüchen auch ganz bestimmte erotische Vorstellungen verbinden, um so mehr wurde die Ausnützung dieser Wirkung zu einer besonderen Wissenschaft. Man differenzierte. Erst unbewußt und bloß instinktiv, später bewußt. Die schlanke und gar die überschlanke Frau wählte starke, aufreizende Gerüche wie Moschus und Ambra, denn das läßt sie voller und üppiger und darum begehrenswerter erscheinen. Die üppige Frau dagegen verwendete Blumendüfte aus Blumen mit zarten Stielen gewonnen, denn sie selbst erscheint dadurch zarter und ätherischer. Diese Wissenschaft, die heute von der Frau im Bunde mit der so reich entwickelten Chemie zum Gipfel des Raffinierten geführt worden ist, setzte von neuem in starkem Umfange im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ein, nachdem man sie zwar niemals völlig aufgegeben, im Mittelalter aber doch ziemlich verlernt hatte und nur ungeschickt zu handhaben vermochte. Aber auch im siebzehnten Jahrhundert begriff man erst wieder die Haupteffekte. Dafür ging man mit diesen um so verschwenderischer um. Zu dem parfümierten Säckchen, das man, wie Santa Clara mitteilt, um den Hals auf der Brust hängen hatte, kam die Verwendung von stark parfümierten Handschuhen und Strümpfen in Aufschwung; schließlich wurden alle einzelnen Kleidungsstücke



Porträt der Schauspielerin Ellen Gwynn, der Maitresse Karl II. von England
335. Nach einem Gemälde von Lely



336. Ellen Gwynn (Nelly Gwyn) als Amor dargestellt. Englisches Schabkunstblatt

parfümiert, so daß die Frau dadurch förmlich in eine Dunstwolke von Gerüchen gehüllt war.

Die Stimulanz des Mannes bezweckte auch die brutale Form des Schminkens und des Puderns. Wie übertreibend man hierbei zu Werke ging, haben wir weiter oben schon geschildert. Die dokumentarischen Beweise liefern uns außerdem die ewigen Klagen der Ehemänner über die Unsummen, die ihre Frauen jahraus, jahrein für diese Zwecke opferten.

Die übertriebene Verwendung von Parfüms und Schminken im achtzehnten Jahrhundert hatte freilich noch einige andere zwingende Gründe. Der erste und wichtigste war, die peinlichen Ausdünstungen zu übertäuben, mit denen alle Welt damals mehr oder weniger behaftet war. Von dieser Tatsache können wir uns nicht leicht einen zu starken Begriff machen. Dieses Zeitalter der Eleganz war zugleich das Zeitalter der widerlichsten Unreinlichkeit. Der äußere Glanz und



Mad. de La Valliere, Maitresse Ludwig XIV.

337. Nach einem Gemälde in Versailles

Düftezauber war in jeder Richtung nur Tünche. Das rationelle Waschen hatte man völlig verlernt. Ludwig XIV. begnügte sich damit, Gesicht und Hände jeden Morgen mit etwas Eau de Cologne zu betupfen; darin bestand seine ganze Reinigungsprozedur. Dafür stank er aber auch schon auf zehn Schritte, daß einem übel werden konnte, wie ihm die Montespan einmal in einer unzärtlichen Minute vorhielt.

Weil die ungeheuerlichen Frisuren die Arbeit von vielen Stunden erforderten, verzichtete man darauf, sich täglich der Prozedur des Haarekämmens zu unterwerfen, und selbst vornehme Damen ließen sich nur alle acht bis vierzehn Tage frisieren. Bei der Mehrzahl der Frauen des mittleren und kleinen Bürgertums steht es sogar fest, daß sie einen Monat und noch länger ihr Haar in derselben Frisur ließen. Es war also kein Wunder, daß es damals auf den Köpfen der Frauen nicht nur von Ungeziefer wimmelte, sondern daß sich auch der zweifelhafte Geruch von ranzig gewordenen Pomaden sehr fatal bemerkbar machte. Mit alledem verband sich dann noch ein abscheulicher Mundgeruch, denn Zahnpflege war damals den wenigsten bekannt und die meisten Menschen hatten faule und häßliche Zähne. Ebenso zwingende Gründe hatten Unzählige auch für die übermäßige Anwendung der Schminke. Diese sollte nämlich nicht nur eine bestimmte Schönheitsfarbe hervorbringen, sondern außerdem die entstellenden Pockennarben kachieren, mit denen im achtzehnten Jahrhundert mehr als die Hälfte aller Menschen behaftet waren. Ebenso sollte sie die Spuren vorhandener oder überwundener venerischer Erkrankungen verdecken. Gegenüber allen diesen Gründen erscheint die stimulierende Wirkung dieser Kachierungsmittel fast als eine Tugend, die man aus der Not gemacht hat. —



Marquise von Montespan, Maitresse Ludwig XIV.

338. Nach einem Gemälde in Versailles

Neben diesen kosmetischen Mitteln mit ihrer aphrodisischen Nebenwirkung gab es jedoch noch eine ganze Reihe Aphrodisiaka, die ausschließlich dem Zweck dienten, die individuelle Liebeslust zu steigern, — reveiller le chat, qui dort. Zu den harmlosesten gehörten eine Reihe Gewürze, Speisen und Delikatessen, deren aphrodisische Wirkung man im Laufe der Zeit erkannt hatte. Verzeichnisse dieser Dinge findet man mehrfach aufgeführt, ebenso Diskussionen über die größere oder geringere Wirkung des einzelnen. Hier sei



Die geli

(Sr. Königl. Majestät von Pr

Symbolische Verherrlichung der Flagellation.



n Wilhelm III.)

ostich von C. W. Seeliger. 1800

eingeschaltet, daß man damals auch dem Kaffee eine stimulierende Wirkung zuschrieb, und deshalb allen denen von seinem Gebrauch abriet, die durch ihre Sinne nicht überrumpelt werden wollten (Bild 226). Weniger harmlos waren bestimmte aphrodisische Gifte, deren berüchtigtstes, die Kanthariden oder spanischen Fliegen, man in Tinkturenform den Speisen beimischte, oder noch häufiger in Form von Bonbons zu sich nahm. Dieses Mittel war trotz seiner enormen Gefährlichkeit sehr stark im Gebrauch. Der Liebhaber benützte es, um sich durch besondere Taten auszuzeichnen, der Ängstliche und Schüchterne, um die herabstimmende Wirkung seiner seelischen Depression zu überwinden, vor allem aber bedienten sich die Legionen jener Männer dieses Mittels, die durch das Übermaß im Genuß frühzeitig geschwächt worden waren. Aber auch im Rahmen der gegenseitigen Verführung spielte dieses Gift eine große Rolle. Weil es binnen weniger Minuten wirkte, bedurfte es nur der Geschicklichkeit, es seinem Partner auf eine unverfängliche Weise zu verabreichen — in einem vorbereiteten Glase Wein, einem Bonbon oder sonstwie —, um diesen alsbald dahin zu bringen, wo man ihn haben wollte: die Frau in einer derart verliebten Stimmung, daß sie ihrem Verführer auf mehr als halbem Wege entgegenkommt, den Mann in einer solchen Raserei der Sinne, die den bestgespielten Widerstand überwindet.



339 Mlle. Fontange, Maitresse Ludwig XIV., als Venus

Aber auch die Frauen selbst genossen heimlich solche Stimu-



340. Symbolischer Kupferstich nach Le Clerc

lantien, „Liebespillen", wie man sie nannte. Und zwar, um entweder in gewissen Augenblicken „eine tendre Miene" zu haben, oder um von vornherein stets in der richtigen Stimmung zu sein und durch verständnisvolles Mitgehen den Erwartungen der Männer zu entsprechen. Die Pompadour bediente sich solcher Liebespillen, als sie, wie sie selbst sagte, „so kalt wurde wie eine Wasserente", und dadurch ihren königlichen Galan mehr abstieß als anzog. Manche Frauen benützten sogar ständig solche Liebespillen, um ebenfalls ständig und sichtbar jenen von der Zeit so geschätzten Ausdruck der eigenen Freude an der Galanterie und ihren Vergnügungen in den Mienen zur Schau zu tragen.

Das allerverbreitetste Aphrodisiakum war jedoch die Flagellation, weil es eines der sichersten zu sein scheint. Der Flagellation begegnet man in allen Zeitaltern, sie hat daher weder der Renaissance noch dem Mittelalter gefehlt. Aber es ist auch hier darin zu unterscheiden, ob sich eine bestimmte Anomalie nur als vorübergehende Erscheinung darstellt, oder ob sie eine dauernde Massenerscheinung während einer ganz bestimmten historischen Epoche ist. Denn im ersteren Falle handelt es sich um ein Problem der Pathologie und gehört in die medizinischen Handbücher, und nur im zweiten Fall ist es ein Bestandteil der Sittengeschichte. Im Zeitalter des Absolutismus handelte es sich bei der Flagellation zweifellos um eine soziale Erscheinung, weil sie zu einem andauernden Hauptbestandteil des gesamten Geschlechtslebens gehörte. Überall wurde die Rute gehandhabt, und es wurde

ganz offen davon gesprochen. Sie ist eine Delikatesse des Genießens, die richtig zu würdigen man sehr stolz ist. Zahlreiche Männer besuchten regelmäßig bestimmte Institute, um sich dort entweder selbst mit der Rute „behandeln" zu lassen, oder um sich an dem Genusse zu laben, junge Mädchen und Kinder mit der Rute bearbeiten zu können. In allen Bordells gab es Meisterinnen der Rute, und in jedem halbwegs gut eingerichteten Bordell gab es außerdem sogenannte Folterkammern, in denen alle Instrumente vereinigt waren, die derartigen Stimulanszwecken dienen konnten.

Die Flagellation als wichtiger Bestandteil des allgemeinen Geschlechtslebens kann geradezu eine Errungenschaft des Absolutismus genannt werden. Und zwar insofern, als der Absolutismus den Krankheitsfall zum sozialen Laster erhoben hat. Die Logik dieser Entwickelung und die historischen Zusammenhänge sind, was die Hauptbedingnisse betrifft, unschwer zu begreifen. Die erste Wurzel liegt in dem nach dem Zusammenbruch der Renaissance einsetzenden allmählichen Ausschalten des Schöpferischen aus dem Sinnlichen; die nächste ist die Übertreibung der Sinnlichkeit zur niemals gesättigten Begier im Zeichen der Galanterie: die überreizte Begier bedarf mehr an Kraft, als die Natur freiwillig hergibt, also wird sie, weil Schläge auf gewisse Körperteile die Geschlechtszentren animieren, durch die Peitsche aufgestachelt, das letzte herzugeben. Die dritte und wichtigste Ursache ist schließlich die Inthronisation der Frau als allgewaltige Herrscherin. Diese Inthronisation der Frau fordert nämlich als Gegenstück die Erniedrigung des Mannes. Die tiefste Erniedrigung des Mannes in einer Gesellschaft, die im Wesen auf der Männerherrschaft beruht, besteht naturgemäß darin, wenn in perverser Weise dieses Wesen förmlich auf den Kopf gestellt wird und die Frau das Recht hat, den Mann in der für ihn entehrendsten Weise zu behandeln. Und das tut sie in der Rolle einer Art strong governess, „die den Männern Rutenhiebe austeilt, wie man es unartigen Kindern gegenüber tut". Diese Bedingnisse erklären uns auch, daß die Flagellation ein Stimulanzmittel aller Alter und Volksschichten ist. In der Vorrede zu dem Buche „Venus School Mistress or Birchen Sports", einer der bekanntesten englischen flagellantistischen Schriften des achtzehnten Jahrhunderts heißt es:



341. Verführung. Französischer Kupferstich

Viele Leute, die nicht genügend mit der menschlichen Natur vertraut sind, glauben, daß die Leidenschaft für die Flagellation entweder auf Greise oder auf die durch zu viele sexuelle Ausschweifungen Erschöpften beschränkt sein müsse. Aber das ist nicht der Fall. Denn es gibt ebenso viele Jünglinge und Männer in der Vollkraft des Lebens, welche von dieser Leidenschaft ergriffen werden, als alte und geschwächte derselben huldigen.

Die einfache Logik der geschilderten Zusammenhänge der Flagellation als Massenerscheinung zwingt jedoch außerdem zu der Konsequenz, daß sie wiederum in den Klassen und Schichten um so verbreiteter ist, in denen die Herrschaft der Frau mit den geringsten Einschränkungen anerkannt ist.

Die Mehrzahl aller Autoren, die über diesen Gegenstand geschrieben haben, sind sich übrigens darüber einig, daß man diesem Laster nirgends in ähnlichem Umfang begegnet als wie in England. Diese Ansicht ist sehr schwer zu widerlegen, denn sie wird dadurch gestützt, daß man nicht nur die meisten Dokumente über die Flagellation aus England besitzt, sondern, daß auch in keinem anderen Land die Anwendung der Rute derart direkt und offen verherrlicht worden ist. Um für diese beiden Tatsachen nur einen einzigen Beweis anzuführen, sei auf die berühmte satirische Dichtung Hudribas von Samuel Butler hingewiesen, in der eine umfangreiche Stelle auch dieses Laster satirisiert. Wir zitieren als Beleg die folgenden Strophen:

Die Tugendmutter Rute straft
Und muntert auf zur Wissenschaft;
Sie kann Naturgebrechen heben
Und faulem Fleische Rührung geben;
Sie legt den Grund zu allem Ruhm
In Poesie und Heldentum ...

Beschert das Schicksal Strang und Weib,
Warum nicht Ruten für den Leib,
Das für verliebte Raserei
Gibt keine bessere Arznei?
Denn Amor ist ein Knabe blind,
Wer Ruten schont, verdirbt das Kind ...

Wie Küfer einen Reif anschlägt
In Lydier und Phrygier Takt,
So kann auch, wer sich wacker stäupt
Und es mit Art und Tempo treibt,
Durch seine Haltung und Manieren
Gefühl der Liebe inspirieren.

Dies bringet wahrhaft minder Müh',
Als andre Art Galanterie;
Wer reicht der Rute nicht die Hand
Viel lieber, als zu schlucken Band,
Und Reim und Minnelied zu machen
In Morgenblatt und Almanacher?

Trotzdem ist es sehr gewagt, die Flagellation als ein spezifisch englisches Laster anzusprechen und es ausserdem aus der angeblich besonderen Roheit der Engländer abzuleiten, wie es manchmal geschieht. Denn es bedarf weder eines besonderen Beweises dafür, daß dieses Laster im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert auch in allen anderen Ländern ungeheuer verbreitet war, noch vor allem dafür, daß man ihm speziell in unzähligen Klöstern vom tiefsten Süden Europas bis hinauf zum höchsten Norden begegnete. Gerade diese letztere Tatsache beweist, daß es sich in der Flagellation um ein Laster handelt, das als Massenerscheinung immer dort auftritt, wo die natürlichen Reizungen überspannt sind, so daß die Natur nur noch unter der Hetzpeitsche der raffiniertesten Stimulans reagiert und die übersteigerten Begierden sich auslösen.

* * *



Orgie im Kreise des Regenten von Frankreich, des Herzogs Phillipp von Orleans

342. Französischer Kupferstich

Die Hure auf dem Thron. Wir haben „das Lieben", abgesehen von dem Abschnitt über die Ehe, bis jetzt hauptsächlich in seiner Rolle als Selbstzweck behandelt. Diese Rolle bekommt aber, wie in jedem Zeitalter so auch in diesem, ihre wichtigste Note erst durch die Feststellung der Tatsache: in welchem Umfang die Liebe zugleich auch Mittel zum Zweck, also bloßes Zahlungsmittel, ist.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß „die Liebe" in jedem Zeitalter zugleich ein Zahlungsmittel ist, durch das man Einfluß, Gunst, Macht usw. eintauscht. Das heißt: Der Warencharakter der Liebe ist von dieser immer untrennbar. Und darum kann man auch aus jedem Zeitalter unzählige Dokumente aufbringen, die diesen Warencharakter teils offen, teils mehr oder weniger verschleiert zum Ausdruck bringen. Aber gerade deshalb, weil der Warencharakter so untrennbar von der Liebe sich erweist, ist sein typischer Umfang auch der einzig entscheidende Gradmesser für die jeweilige Höhe einer Kultur. Diese befindet sich im Aufstieg, je mehr dieser Warencharakter zurücktritt, und die Auslösung des sinnlichen Triebslebens nur auf der Basis höherer seelischer Gemeinschaft zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts sich vollzieht; und die Kultur sinkt im gleichen Maße, in dem der Warencharakter der Liebe im Vordergrund steht. Dieser Maßstab ist es auch, der das Zeitalter des Absolutismus so tief degradiert. Und zwar derart tief, daß nicht zum wenigsten damit begründet ist, was wir oben (S. 5) über dieses Zeitalter sagten: es sei die Tragödie der Kultur.

Im Zeitalter des Absolutismus ist die Liebe nicht nur ein allgemein beliebtes Zahlungsmittel, sondern das Zahlungsmittel, dem an Kurswert jedes andere zurücksteht. Durch „Liebe" gelangt man zu Besitz, zu Einfluß, zu Recht, zu Gunst, zu Macht, kurzum, zu allem. Amt, Ehren, Würden können, außer durch Kauf, jedenfalls durch sie am leichtesten eingetauscht werden. In der „Entrevue zwischen Carola II. und der Molière", einer Leipziger Flugschrift vom Jahr 1720 heißt es:



343. Der Dauphin (ein Sohn Ludwig XIV) erhält seine Anleitung in der Liebe durch die Gräfin Le Roux

> Mancher lernt den Platonem und Aristotelem, ja das ganze Corpus Juris und Jus Canonicum auswendig, sauget auch die Quinte Essence der Politic in sich und weiß die Historien auf dem Finger herzusagen. Gleichwohl ist alles dieses nicht vermögend einen Schornsteinfeger aus ihm zu machen, sondern er bleibet arm und gering, da jeder Ignorant die höchsten Ehrenämter besteiget und seines Reichtums kein Ende weiß, wenn er eine schöne Frau ohne Skrupel hat.

Koketterie und Flirt sind bei diesem Handelsgeschäft die unentbehrlichen Scheidemünzen, ohne die deshalb kein Mensch auch nur einen Tag auskommt. Daß es so ist, ist kein Widerspruch zu der großen Rolle, die die Liebe als Selbstzweck in dieser Zeit spielt, sondern im Gegenteil das unvermeidliche Korrelat davon. Wo die Liebe das von



344. Das Schlachtopfer. Englischer Kupferstich nach J. Collet

aller Welt am höchsten geschätzte Genußobjekt ist, muß sie in gleichem Grade zugleich Handelsartikel sein; und zwar der Haupthandelsartikel. Das ist in diesem Fall nicht nur symbolisch, sondern ganz real aufzufassen, denn dieser Wertcharakter der Liebe tritt ziemlich unverschleiert in Erscheinung. Die allgemeine Wertschätzung steigt und fällt in den meisten Fällen mit dem Kurs, der für die „Liebe" einer bestimmten Frau — auch eines bestimmten Mannes — bezahlt wird. Jene Frau, die für ihre Gunst die höchsten Preise erzielt, genießt das höchste Ansehen. Dieser allgemeine Zustand findet seine charakterisierende Form in der ebenso allgemeinen Institution der Maitresse. Der Mann hält sich Maitressen, auch wenn er verheiratet ist. Die Frau ist in unzähligen Fällen nicht nur Gattin, sondern zugleich auch Maitresse eines zweiten und oft auch eines dritten und vierten Mannes, die wiederum alle verheiratet sein können. Die Liebe der Maitresse ist aber ebensowenig ein Geschenk, wie die der Gattin oder des Gatten, sondern ein Leihverhältnis, das meistens mit blankem Golde honoriert

wird, sei es direkt in Form von Gehalt, sei es in Form von um so kostbareren Geschenken. Und diese Honorierung ist auch auf keiner Seite ein still behütetes Geheimnis, so wenig wie die Tatsache selbst, daß man die Maitresse eines bestimmten Mannes ist oder irgend eine Frau zur Maitresse hat. Weil die Liebe kein Schenken ist, prunkt man im Gegenteil durch das Zeigen dessen, wodurch es an den Tag kommt, „wieviel man wert ist", oder wieviel man „es sich kosten läßt".

Daß sich in dieser Zeit jedermann, der es sich leisten kann, eine Maitresse hält, ist eine unvermeidliche Begleiterscheinung der geschilderten Tatsache, daß die Konvenienz prinzipiell die Eheschließung bestimmt. Trotzdem wäre es ein großer Irrtum, wenn man in der Institution der Maitresse auch nur nebenbei den Ausweg sehen würde, durch den Mann und Frau in dieser Zeit die wahre Liebe suchen und finden, die ihnen der Konvenienzcharakter der Ehe verweigert. Das Institut der Maitresse kompensiert nur das der Konvenienzehe fehlende Vergnügen beim geschlechtlichen Verkehr. Weil man aber gerade das sinnliche Vergnügen und nur dieses beim Umgang mit dem anderen Geschlecht in dieser Zeit sucht, so wird die Maitresse schließlich zur Hauptfigur, die im Mittelpunkt alles Interesses steht. Nicht die Frau schlechtweg ist es daher, die von der Zeit auf den Thron gehoben wird, sondern die Frau in ihrer Funktion als Maitresse, die Hure sitzt mit ihr auf dem Thron.

Ist die Maitresse die wirkliche Geliebte nur in Einzelfällen, so ist sie als Typ außerdem die Form, in der man das zeitgenössische Problem der Galanterie einzig systematisch zu lösen vermag. Das Gesetz der Galanterie ist der Wechsel und die Vielzahl. Beide Ziele kann man in unbeschränkter Weise durch das Institut der Maitresse erreichen. Die Maitresse kann man, wenn man will, was man gegenüber der legitimen Gattin nie kann, jeden Monat und noch häufiger wechseln, und man kann deren ein ganzes Dutzend zugleich sich halten, genau so wie die Frau die Maitresse mehrerer Männer zugleich sein kann. Weil mit dem Institut der Maitresse das Problem der Galanterie so vorteilhaft gelöst ist, so wird es auch von der Gesellschaft legitimiert: an die Maitresse heftet sich kein Makel. So logisch gerade das Letztere ist, so logisch ist es freilich wiederum, daß die herrschenden Klassen auch in diesem Institut ein ihnen allein zukommendes Vorrecht sehen. Die Konkubine des Kleinbürgertums gilt ihnen nach wie vor als eine im höchsten Grade verächtliche Person.



Die Tänzerin Barberini, Maitresse Friedrich II.

345. Nach einem Gemälde von Pesne in Sanssouci



Madame Pompadour, die Maitresse Ludwigs XV., als Venus

Getönte Röthelzeichnung von François Boucher

Weil in dieser Zeit alles im absoluten Fürsten gipfelte, so war vor allem der Herrscherwürde die Maitresse attachiert, und in der fürstlichen Maitresse kulminierten die sämtlichen Tendenzen dieser Institution. Ein regierender Fürst ohne Maitresse war in dieser Zeit geradezu ein von der allgemeinen Vorstellung untrennbarer Begriff. Darum hielten sich indifferente Fürsten wenigstens eine Schein- oder Renommagemaitresse, wie z. B. Friedrich I. von Preußen in der Gräfin Kolbe-Wartenberg. Über die Stellung der Maitresse am französischen Hofe schreibt Gaston Maugras:

Die Stellung der erklärten Maitresse kommt durchaus einem öffentlichen Amte gleich. Die erklärte Maitresse kann von der Person des Königs nicht getrennt werden. Sie folgt ihm in alle seine Sommerresidenzen, sie hat ihre Zimmer in Versailles, sie bezieht ein Gehalt, und die Minister arbeiten bei ihr. In entsprechender und ebenso offizieller Rangordnung sind sämtliche weiteren königlichen Bettschwestern — die Dames du lit royal — eingeteilt.



346. Jugendporträt der nachmaligen Frau von Maintenon, Maitresse und heimliche Gemahlin Ludwig XIV. als Pomona

Nach einem Gemälde von Romanelli

Da in dem Kult der Maitresse gleichzeitig aller Kult der Frau kulminierte, so liegt es weiter auf der Hand, daß dieser Kult gegenüber der fürstlichen Maitresse die ungeheuerlichsten Formen annahm. Meistens rangierte sie immer höher als die legitime Gattin, die in zahlreichen Fällen reine Zuchtstute war, und deren Ehebett vom königlichen Gemahl nur bestiegen wurde, um sie zu schwängern. Die Montespan, die berühmte Maitresse Ludwig XIV. (Bild 338), bewohnte in Versailles zwanzig Zimmer der ersten Etage, die Königin mußte sich mit elf in der zweiten begnügen. Friedrich II. von Preußen, der Repräsentant des sogenannten aufgeklärten Despotismus, ließ die Wände von Sanssouci mit üppigen Bildern seiner Maitresse, der Tänzerin Barberina (Bild 345), zieren, — der prächtigste Saal dieses Lustschlosses ist ihrer Verherrlichung gewidmet; — die Königin dagegen war gänzlich vom Hofe verbannt und durfte Sanssouci nicht einmal von ferne sehen, geschweige denn betreten. Diese Erhöhung zur höchsten Gottheit drückten auch die äußeren Ehren aus, die einer fürstlichen Maitresse erwiesen werden mußten. Die Maitresse en titre durfte als gleichberechtigt neben den legitimen Fürstinnen in der Gesellschaft erscheinen, sie erhielt Ehrenwachen vor ihrem Palais und häufig auch Ehrendamen. Die Schleppe der Frau von Montespan zu tragen war eine Würde, mit der die Hofmeisterin von Noailles betraut wurde, die der Königin trug ein einfacher Page. Bei jeder

Ausfahrt wurde sie von Leibgardisten eskortiert. In einer Schilderung ihres öffentlichen Auftretens heißt es:

Im ganzen Reiche, wo immer sie erschien, brachten ihr unter großem Gepränge die Gouverneure und Intendanten ihre Huldigungen entgegen, die Städte sandten Abordnungen. In sechsspänniger Karosse, von einer zweiten, ebenfalls von sechs Pferden gezogen, gefolgt, in welcher sich ihre Ehrendamen befanden, durchreiste sie die Provinzen. Dann kamen die Gepäckwagen, sieben Maultiere und zwölf Berittene. Man glaubt sich in ein Märchen von Perrault versetzt.

Ähnliche Huldigungsformen gegenüber den offiziellen Gunstdamen findet man an fast sämtlichen anderen absolutistischen Höfen. Als August der Starke zum König von Polen gekürt worden war, gestaltete sich die Krönungszeremonie seinerseits zu einer Art Sonderhuldigung für die damals gerade amtierende Gunstdame, die Gräfin Esterle. Der Baron Pöllnitz berichtet:

Nachdem dieser Prinz das Wahldiplom erhalten hatte, reiste er nach Krakau, wo er mit königlicher Pracht gekrönt wurde. Die Gräfin von Esterle begleitete ihn auf dieser Reise. Das Krönungsgepränge ihres Geliebten war für sie eine Art des Triumphes. Sie sah der ganzen Zeremonie von einem besonderen Zimmer, das man für sie in der Kirche zurechtgemacht hatte, zu, und man beobachtete, daß der König, da er zum Opfer ging, seine Maitresse anblickte, eben als wenn er sagen wollte, daß er ihr seinen Weihrauch streue und sein Herz opfere.

Über die Reverenzen, die Karl Alexander von Württemberg seiner Kebsin Agathe (Bild 353), einer gewesenen Tänzerin, zu erweisen dekretierte, wird in der weiter oben schon erwähnten zeitgenössischen Schilderung des damaligen württembergischen Hofes „Die reine Wahrheit oder die Denkwürdigkeiten des Hauses Wirtemberg" folgendes berichtet:

Die Sprache aber veränderte sich gar sehr, als man sah, daß das Haus, welches für den Erbprinzen bestimmt gewesen, der Madame Agatha zu ihrem Palast eingeräumt wurde. Hierbei blieb es noch nicht; die Bedienten des Herzogs wurden ihr zur Aufwartung gegeben, das Geschmeide der herzoglichen Familie, die Hofequipagen, alles stand zu ihrem Befehl. Die Heiducken und adligen Pagen vom Hofe mußten ihr aufwarten. Sie war jetzt die vornehmste Person sowohl bei Hofe als im ganzen Lande; alle Lustbarkeiten wurden ihretwegen angestellt. Ihre Geburts- und Namenstage wie auch die Tage, wenn im Kalender der Name ihrer Schutzpatronin stand, wurden bei Hofe und in der Residenzstadt gefeiert. Die Wache mußte vor ihr ins Gewehr gehen; die Minister und Hofbedienten mußten ihr in Gala die Aufwartung machen und es wurden Illuminationen veranstaltet und Feuerwerke abgebrannt, alles auf Befehl und zu Ehren der Madame Agatha.

Aber diese Huldigung ging noch viel weiter. Der jeweiligen Maitresse en titre versagten selbst die allerhöchsten Vettern und Basen auf den andern europäischen Thronen die Reverenz nicht. Weder Katharina II. von Rußland, noch Friedrich II. von Preußen, noch Maria Theresia von Österreich hielten es unter ihrer Würde, liebenswürdige Briefe an Madame Pompadour, Ludwig XV. Idol (siehe Beilage), zu richten. In den Memoiren des Grafen Tilly heißt es über die Reverenz, die der Kaiser Joseph II. von Österreich einer anderen berühmten Huldin Ludwig XV., der Gräfin Dubarry (Bild 348 und 354), erwies:

In Luciennes besuchte er die Gräfin Du Barry, Ludwigs XV. Favoritin. Sie hatte früher die Frechheit gehabt, sich öffentlich für die Feindin der Dauphine zu erklären, ja, selbst als Königin sie zu beleidigen. Joseph gab sich das Ansehen, es vergessen zu haben. Er ging noch weiter und machte der abgelebten Schönen bei diesem Besuch ein fades Kompliment, denn als — absichtlich oder nicht — ihr ein Strumpfband entfiel, hob er es auf, und als sie sich in Entschuldigungen erschöpfte, sagte er: „Es sei nicht unter der Würde eines Kaisers, Grazien zu bedienen."



Cräfin Cosel, Maitresse August des Starken als Venus

347. Kupferstich nach einem Gemälde von F. de Troy



Die Königin der Herzen

348. Symbolische Verherrlichung der Gräfin Dubarry, Maitresse Ludwig XV.

Als Friedrich IV., König von Dänemark, Dresden besuchte, stand bei den ihm zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten stets die momentane Gunstdame — damals die Gräfin Cosel (Bild 347), — im Mittelpunkt. Baron Pöllnitz schreibt:

Die folgenden Tage brachte man in lauter Lustbarkeit zu, und die sechs Wochen, die sich der König in Dresden aufhielt, war jeder Tag mit einem neuen Schauspiel, dessen Pracht und Seltsamkeiten jedermann in Bewunderung setzte, verherrlicht. Die Frau von Cosel war allzeit der vornehmste Gegenstand dieser Festivitäten, überall sah man ihre Losungszeichen und Devisen, ja, die beiden Könige taten ihr die Ehre, in dem Rennen ihre Leibfarbe zu tragen. Niemals hatte wohl eine Maitresse des Königs mehr Ehre genossen.

Als das Fräulein von Königsmarck (Bild 332) dem damals noch kurfürstlichen Bett attachiert wurde, huldigten dieser nicht nur die Mutter August des Starken, sondern selbst dessen eigene Frau. Pöllnitz entschuldigt dies mit der besonderen Liebenswürdigkeit dieser Gunstdame:

Die kurfürstliche Mutter aber, deren strenge Tugend sonst jederzeit einen Abscheu vor aller ausschweifenden Liebe gehabt, konnte selbst ihrem Sohn nicht verdenken, daß er eine so liebenswürdige Person wirklich geliebt hatte. Beide Kurfürstinnen besuchten sie und gingen recht vertraulich mit ihr um.

Als Miß Robinson, die Favoritin im Harem des englischen Thronfolgers, eine englische Schauspielerin, im Jahre 1781 nach Paris reiste, kam die gesamte feudale Lebewelt in Ekstase. Gaston Maugras berichtet darüber:

Die französische Gesellschaft nahm sie vortrefflich auf. Man gab ihr zu Ehren Feste und ersann für sie Vergnügungen, an denen sich selbst die hervorragendsten Persönlichkeiten beteiligten. Der Herzog von Chartres, Lauzun, die verführerischsten Kavaliere des Hofes wollten der schönen Ausländerin vorgestellt sein. Der Herzog von Chartres, der bis über die Ohren in sie verliebt war, veranstaltete zu ihren Ehren Wettrennen in der Ebene von Sablons. Er tat noch mehr. Er gab ihr in den prachtvoll erleuchteten Gärten von Mousseaux ein ländliches Fest, eine italienische Nacht; mittelst bunter Lampions, Girlanden und künstlicher Blumen hatte man in allen Bäumen die Anfangsbuchstaben des Namens der Miß Robinson angebracht.

In diesem, wie in vielen anderen Fällen versäumte die Gefeierte übrigens nicht, ihren fanatisierten Anbetern zu erweisen, wie würdig sie solcher Ehrungen sei; Miß Robinson nahm den Herzog von Chartres gnädigst in die Reihe der von ihr durch intime Liebesbeweise bevorzugten Liebhaber auf. Die englischen Pamphletisten versäumten nicht, die Öffentlichkeit über diese wichtige Staatsaktion in

allen Details zu informieren (Bild 357). Was übrigens zur einzigen Folge hatte, daß dadurch der Ruhm dieser Dame bei der englischen Gesellschaft nur noch mehr stieg . . .

Die Institution der Maitresse ist, wie man schon an diesen wenigen Beispielen sieht, förmlich die Übertragung des katholischen Marienkultus ins Weltliche. Maria ist höher als Gottes Sohn. Die Maitresse ist höher und mächtiger als ihr Gebieter, denn sie herrscht auch über diesen, sie ist dessen Schicksal. Wer Maria am Throne Gottes zur Fürsprecherin hat, ist der Gnaden sicher; wem die Gunst der Maitresse leuchtet, dem leuchten die Sterne des Lebens. Die Konsequenzen dieser historischen Situation waren das sogenannte Maitressenregiment, das dem Ancien Regime in der Geschichte seine berüchtigte Note verlieh. Dieses Regiment im Detail hier zu schildern, erübrigt sich, weil es zugleich die bekannteste Seite aus der ganzen Geschichte des fürstlichen Absolutismus ist. Höchstens eine Einschränkung gegenüber der allgemein üblichen Würdigung dieser Zustände ist hier zu machen. Die meisten Schilderer des Maitressenregimentes im Zeitalter des Absolutismus gefallen sich in erster Linie in der moralischen Entrüstung darüber, daß es eine Dirne war, deren Launen die Völker sich beugen mußten. Das ist aber ausgemacht die fadenscheinigste Kritik des Maitressenregiments, die es geben kann, weil sie vom geborenen Gesetzgeber ausgeht und diesen immer nur im angestammten Herrscher erblickt. Dabei ist gerade diese Idee niemals so gründlich in der Geschichte abgeführt worden, als eben durch das Maitressenregiment; denn wenn man wirklich die höhere Intelligenz gelten lassen will, so zeigt sich bei auch nur oberflächlicher Betrachtung fatalerweise, daß diese in den meisten Fällen auf der Seite der Gunstdamen war. Diese waren mit wenigen Ausnahmen nicht nur intelligenter als die durch sie



349. Einlieferung einer Novize in den Hirschpark, den Harem Ludwig XV.

verdrängten Gattinnen, sondern auch als ihre nominellen Gebieter. Damit ist also nichts zu machen. Das einzig Unsittliche dieses Zustandes war das Wesen des Absolutismus, das die individuelle Willkür zum allmächtigen Gesetz erhob. —

Können die ungeheuren Mißbräuche, zu denen das überall übliche Maitressenregiment führte, füglich übergangen werden, so sind für eine allgemeine Sittengeschichte um so wichtiger die Konsequenzen, die teils für die Gesamtheit des Volkes, teils für große Schichten desselben davon ausgingen.

Weil die Unterwerfung unter den Willen der Frau immer in der Unterwerfung unter den Willen der Maitresse gipfelte, so war in dieser Zeit für die Frau Maitresse zu werden der vorteilhafteste und darum häufig auch ein überaus gesuchter Beruf. Viele Eltern erzogen ihre Töchter förmlich dazu. Mrs. Manley schreibt in ihrer Atlantis: Fürsorgliche Mütter führen ihre Töchter zur Oper oder in den Hyde Park „damit sie Amants bekommen sollen". Der Amant war das erste Ideal für ein Mädchen, denn wenn aus dem Amant zwar auch kein Gatte wurde, so doch unter allen Umständen ein Geschenke spendender oder Protektionen bietender Freund. In dem Abrahamischen „Gehab dich wohl" heißt es:

Dergleichen Eltern seynd noch zu jetzigen Zeiten zu finden, so da ihr eigenes Fleisch und Blut, will sagen, ihre leiblichen Kinder, die Unschuld auf des Teufels Schlachtbank führen . . . ja wohl selbsten an grosse Herren verkuppeln, damit sie durch ihrer Tochter verkauffte Jungfrauschaft den Stammen ihrer Papiernen Familie desto besser erweitern und zu ansehnlichen Ämtern gelangen.

Das höchste Ideal, das eine Frau erklimmen konnte, war naturgemäß, es zur Maitresse eines regierenden Fürsten zu bringen. Der tägliche Anblick der ungeheuren Machtfülle, über die eine fürstliche Maitresse gebot, und daß sich ein Füllhorn des reichsten Segens stets über deren gesamte Verwandtschaft und Bekanntschaft ergoß, das hat unzählige von Eltern dazu verführt, ernstlich mit dieser Möglichkeit zu rechnen, und ihre Töchter in der Weise zu erziehen, daß sie, wie die Zeit sagte, zu einem „Königsbissen" wurden. Eine ganze Reihe Notizen orientieren uns darüber. So liest man z. B. bei Casanova einmal:

„Ich traf in dem Gasthof, wo ich abstieg, eine Schauspielerin, namens Toscani, die mit ihrer sehr jungen und sehr schönen Tochter nach Stuttgart zurückreiste. Sie kam von Paris, wo sie ein Jahr zugebracht hatte, um ihrer Tochter von dem berühmten Vestris Unterricht im Charaktertanz geben zu lassen. Ich hatte sie in Paris gekannt, aber nicht eben sehr auf sie geachtet, obgleich ich ihr einen kleinen Wachtelhund geschenkt hatte, der der Liebling ihrer Tochter war. Die junge Person war ein wahres Kleinod, und es kostete ihr keine Mühe mich zu überreden, sie nach Stuttgart zu begleiten, wo es mir überdies an allen erdenklichen Unterhaltungen nicht fehlen konnte. Die Mutter war ungeduldig, zu sehen, wie der Herzog ihre Tochter finden würde, die sie von Kindheit an für diesen wollüstigen Fürsten bestimmt hatte."

Am fanatischsten huldigte man solchen Spekulationen jedoch in den Kreisen des Hofadels. Dieser hatte mit seiner feudalen Beschäftigung durchwegs auch seine frühere Energie und Selbstachtung verloren. Indem er bei Hofe in die Funktion eines höheren Lakai einrückte, nahm er auch alle Lakaiensitten an. Alle Angehörigen sind im höchsten Grade stolz, wenn die Reize der Tochter, der Gattin oder der Schwester die Geilheit des Herrschers auslösen. Jedes weibliche Wesen ist einzig danach bestrebt, die Blicke des Herrschers auf sich zu lenken. Man begibt sich ständig in Situationen, die eine Annäherung des Königs herbeiführen könnten,



350. Galantes Souper in einem Petite Maison. Französischer Kupferstich nach einem Gemälde von N. Lancret



351. Sophie de Rüffet, die Maitresse Mirabeaus

und jeden Augenblick ist man bereit, seinem Winke zu folgen. Über den Hof Ludwig XIV. berichtet ein Zeitgenosse: Es gab kaum eine Frau am Hofe „qui ne travaillât à donner de l'amour au roi". Über dasselbe Treiben am Hofe Friedrich Wilhelm II. von Preußen erfahren wir aus dem Munde des bekannten Berliner Akademiedirektors Schadow:

> Ganz Potsdam war wie ein Bordell; alle Familien dort suchten nur mit dem Könige, mit dem Hof zu tun zu haben, Frauen und Töchter bot man um die Wette an, die größten Adlichen waren am eifrigsten.

In solchen Situationen vergaß der Adel auch allen Patriotismus. So waren es Töchter und Frauen alter westfälischer Adelsgeschlechter, die sich um die Ehre balgten, das Bett des „Morgen wieder Lustik", des Königs von Napoleons Gnaden, zu zieren. Zur typischen Lakaienanschauung gehört auch die Ansicht, daß, wer in sein Gehege kommt, seine „angestammten Rechte verletzt". Als eine Verletzung seiner angestammten Rechte betrachtete es daher stets der Hofadel, wenn Töchter aus dem Volke der gleichen Ehre teilhaftig wurden und in Prinzen- oder Königsbetten die Karriere machten, die von Gott, Geburt und Rechts wegen doch eigentlich nur ihnen zukam. Und darum gebärdeten sie sich stets dementsprechend. Rühmte man die weise Klugheit des Herrschers, mit der er es versteht, sein persönliches Wohl mit dem Gemeinwohl zu verbinden, wenn er eine Maitresse aus adligem Stande kürte, so wußte man nicht deutlich genug über das schändliche Maitressenregiment zu zetern, wenn die Begünstigte, wie z. B. bei Friedrich Wilhelm II. von Preußen, Minchen Encke hieß (Bild 356), oder sonst einen bürgerlichen Namen trug.

Dieser feudalen Anschauung des Adels, in der Bettgemeinschaft mit dem König ein sozusagen angestammtes Vorrecht seiner Töchter zu sehen, begegnet man natürlich nicht erst seit dem 18. Jahrhundert, sondern schon von der Zeit an, wo der fürstliche Absolutismus zur Macht gelangt war und es infolgedessen einen Hofadel gab. Das heißt von da an, wo die Funktion der Maitresse für deren ganze Sippe Reichtum und Macht bedeutete. (Vgl. den Band „Die Renaissance", S. 328.) Aber in demselben Maße, in dem immer mehr Teile des Adels ihrer feudalen Beschäftigung verloren gingen und zum Hofadel herabsanken, um so heftiger und brutaler wurde diese Konkurrenz, und so erreichte das Wüten gegen bürgerliche



Galanter französischer Kupferstich nach einem Gemälde von Huet

„Fürstendirnen“ im 18. Jahrhundert seine höchste Blüte. Natürlich tobte auch innerhalb der eignen Kaste dieser Konkurrenzkampf. Und gerade der Anblick dieser keinen Tag aussetzenden Konkurrenzkämpfe wäre das amüsanteste Schauspiel, das man sich denken könnte, wenn sich dabei nicht zugleich auch die grauenhaftesten Abgründe des vor nichts zurückschreckenden Verbrechens auftun würden. Um die Vorteile, „das königliche Lager zu teilen“, zu erlangen oder zu erhalten, war vielen kein Verbrechen zu groß. Mit Himmel und Hölle assoziierte man sich. Man ließ Messen lesen und verschrieb sich dem Teufel. Dem letzteren am häufigsten, denn in des Teufels Apotheke gehörten die „schleichenden“ Gifte und die „unfehlbaren“ Liebestränke, die in allen derartigen Hofintrigen eine Rolle spielen. In das Repertoire des Teufels gehörte weiter die scheußliche schwarze Messe, bei der man kleine Kinder abschlachtete und opferte, wodurch man angeblich den Höllenfürsten unbedingt seinem Willen gefügig machte. Und ungeheuerliche Summen ließ man sich diese Unternehmungen kosten, denn man wußte ja, daß beim Erfolg die höchsten Spesen sich rentieren werden. Die Montespan bot der Giftmischerin Voisin nicht weniger als eine Million Livres, wenn sie ihr ein Pulver lieferte, das ihre Konkurrentinnen — die verflossenen und neuauftretenden! — aus dem Wege räumte und Ludwig XIV. dauernd in ihre Arme zwang. Wenn aber die Montespan mit solchen Mitteln gegen die La Vallière (Bild 337) und gegen die Fontanges (Bild 339) zu Felde zog, so manipulierten ihr gegenüber mit ähnlichen Mitteln die Herzogin von Angoulôme, Frau von Vitry, und ihre eigene Schwägerin, die Herzogin von Vivonne, die eben alle gleich eifrig an ihre Stelle zu rücken trachteten . . .



Potsdamer Galanterie

352. Kupferstich von D. Chodowiecki

Aber auch hier kommen noch tiefere Beweggründe, nämlich solche der Klassenherrschaft, in Betracht. Es wäre durchaus irrig, in diesen Konkurrenz-

kämpfen um die königliche Beischläferinstelle ohne Ausnahme interne Personalstreitigkeiten zu sehen. Weil die Maitresse stets eine Macht bedeutete, darum standen hinter jeder einzelnen dieser Damen immer auch ganz bestimmte politische Gruppen. Die Fraktion, die nach der politischen Herrschaft drängte, wollte auch ihre Vertrauensperson im Bett des Königs haben. Mit anderen Worten: Hinter den Haremsstreitigkeiten bergen sich sehr häufig auch die politischen Kämpfe der Zeit. Und diese größeren politischen Interessen sind es auch in erster Linie, die allen diesen höfischen Intrigen ihre Heftigkeit und andererseits allein ihre historische Bedeutung verliehen. In den ewigen Streitereien zwischen den jeweils herrschenden Gunstdamen und einzelnen Ministern, oder zwischen den Damen, die unter sich um die Favoritstellung kämpfen, denen man z. B. am französischen Hofe von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an ununterbrochen begegnet, handelte es sich im letzten Grunde um den Kampf der immer zäher werdenden Parlamente gegen die königliche Selbstherrlichkeit. Der Herzog von Choiseul, der Minister Ludwig XV., war für die Pompadour und gegen die Dubarry, aber nicht deshalb, weil die letztere den König zu wüsten Lastern verführte, während unter der Pompadour der „edle Anstand am Hofe" herrschte, sondern weil die Pompadour der Partei des Parlaments, die Choiseul vertrat, gedient hatte, während mit der Dubarry die Vertrauensperson der Jesuiten das Bett des Königs bestiegen hatte. Es ist die ideologische Umkehrung des wichtigen politischen Zweikampfes der Zeit. Und diese Art der Verschleierung der allgemeinen politischen Kämpfe entspricht ganz dem Grundcharakter des fürstlichen Absolutismus. Es ist von dessen Wesen untrennbar, daß unter ihm die großen historischen Probleme stets in den schmierigsten Verkleidungen auftreten. —



Die Tänzerin Agathe,
Favoritsultanin im Harem des Herzogs Karl Eugen von Württemberg

353. Stuttgarter Kupferstich

In einer Zeit, in der die Frau in großem Maße käuflich ist, ist es selbstverständlich nicht viel weniger auch der Mann. Und so stand im Ancien Regime neben der Institution der Maitresse die ganz auffallend häufige Erscheinung des aus materiellen Gründen prinzipiell gefälligen Ehemanns. Eine Unzahl Männer waren nachsichtig gegenüber der außerehelichen Liebesbetätigung ihrer Frauen nicht nur aus Bequemlichkeit und Indifferenz, nicht nur aus Raffinement, weil der Dirnengeruch an der ehelichen Bett-



354. Gräfin Dubarry, Maitresse Ludwig XV. Nach einem Gemälde von Decreuze

genossin ihren überreizten Begierden neue Sensationen bot, sondern weil ihnen der Körper ihrer Frau Handelsartikel war und ihre Liebeskünste ein Kapital, das sich ungleich rentabler verzinsen ließ als jedes andere.

Auf dem Maitressencharakter der Gattin und Mutter waren zahlreiche Haushaltungen direkt aufgebaut; noch häufiger war er jedoch jene Beihilfe, die es der Familie ermöglichte, ständig einen größeren Lebensaufwand zu machen und damit eine bestimmte gesellschaftliche Stellung zu behaupten, zu der der Mann durch seiner Hände und seines Geistes Arbeit die nötigen Mittel niemals hätte erringen können. Der Liebhaber kleidete die Frau, er verehrte ihr den Schmuck, durch den sie öffentlich und in Gesellschaft glänzte, und auf dem Umwege der Anleihe, an deren Rückzahlung keines von beiden jemals dachte, honorierte er die ihm erwiesenen Liebesdienste außerdem in bar. Nicht weiter verwunderlich ist dies ja bei der in dieser Zeit so häufigen Figur des professionellen Glücksritters, der nicht nur Spieler und Hochstapler in jeder möglichen Gestalt war, sondern auch seine Frau auf den Markt brachte, und sofern diese zu alt war, mit den Reizen und der Gunst der Tochter hausierte. Aber der Typ des aus purem Eigennutz gefälligen Ehemannes findet sich tatsächlich in allen Klassen und Schichten. In den Memoiren der berühmten Lebemänner des achtzehnten Jahrhunderts begegnet man ihm auf Schritt und Tritt. Die Hälfte ihrer Erfolge haben die meisten von ihnen nur errungen, weil der Ehemann vorsorgend den heimlichen Regisseur spielte. Scheinbar geradezu an der Tagesordnung war dieser Fall beim Handelsstande, und

zwar in den Branchen, die ihre Waren vornehmlich, wenn nicht ausschließlich, an die besitzenden Klassen absetzten. Das waren z. B. die Mode- oder Galanteriewarenhändler. Hier war es förmlich Usus, daß immer die Frau die männliche Kundschaft bediente, und daß sie es war, die den reichen Elegant in seiner Wohnung aufsuchte, um ihm die eben eingegangenen Neuheiten vorzulegen. Brachte sie es bei dieser Gelegenheit durch ihre an den Tag gelegte Pikanterie und die dem Kunden nicht verweigerte Gefälligkeit fertig, daß dieser nicht nur kaufte, sondern womöglich den doppelten Preis der Ware bezahlte, daß er immer wieder und um so mehr kaufte, je teurer die Ware im Preise wurde, — dann galt sie als die geschickte Geschäftsfrau, um die ihr Mann zu beneiden war. Und der Gatte war selbstverständlich stolz ob dem Besitz dieses Juwels, wenn er auch nur zu gut wußte, warum dieser und jener Kunde eines Tages sogar Rechnungen über Waren honorierte, die er überhaupt nicht erhalten hatte.

Ebenso häufig war dieser Typ unter den mittleren und niederen Beamten. Der einzige Unterschied bestand hier nur darin, daß an die Stelle des Kunden der Vorgesetzte oder hohe Gönner trat. Durch Gefälligkeit der Gattin oder der Tochter gegenüber dem Vorgesetzten entbürdete man sich von Arbeit, festigte seine Stellung, avancierte man und gelangte somit in den Besitz von Pfründen. Dieser Fall war derart häufig, daß man geradezu sagen kann: es war in dieser Zeit der von den Beamten begangenste Weg, um Karriere zu machen. Aber auch in dem äußerlich soliden Bürgerstande gab es in dieser Zeit unzählige solcher Existenzen, in denen es der Mann mit Wohlwollen sah, wenn die Gattin sich auf geschickte Weise zur Maitresse der zahlungsfähigen Hausfreunde zu entwickeln verstand. Dem Verständnis der Gattin hatte er selbst und längst nach Kräften durch gute Ratschläge nachgeholfen: Du mußt dem Herrn Soundso deine Aufwartung machen, du mußt liebenswürdig zu ihm sein, seine Empfehlungen können uns von großem Vorteil sein, usw. Das waren stereotype Ratschläge und Redensarten. Dem entsprach freilich in diesen Kreisen eine ebenso große Heuchelei. Nirgends herrschte eine ähnliche sittliche Entrüstung über das Laster, das unverhüllt die Straße ging. —

Aus diesen Tatsachen ergab sich schließlich eine ganz unvermeidliche Konsequenz: Die Legitimierung der Maitresse als gesellschaftliche Institution legitimierte auch den Hahnrei. Dieser hörte immer mehr auf, eine komische Figur zu sein. Er wurde im Gegenteil als die einzig sichere Basis dauernden Familienglücks gepriesen und darum auch als die verständigste Basis, die ein vorsorgender Mann sich wählen kann. In der schon einmal zitierten „Entrevue zwischen Carolo II. und der Molière" heißt es:

Findet aber ein Mann eines schönen Weibes so sonderbare Avantagen in ihren Galanterien, wie mag er blamieret werden, wann er dazu durch die Finger siehet? Au contraire, er könnte mit gutem Recht das, was man sonst Hahnreischaft oder Hörnertragen nennet, heißen die große Allianz der Welt; ein Trost vor Traurige, eine Stütze denjenigen, so sich nicht zu helfen wissen; das Glücke derer Unglückseligen; die Erhebung armer oder geringer Familien; eine derer Männer, Kinder oder Freunde, und das sicherste Mittel, sein Glück zu finden; das Horn des Überflusses, und eine Quelle der Ehren und Dignitäten. Dergleichen Titel reimeten sich gewißlich besser zur Sache als das verhaßte Wort der Hahnreischaft und des Hörnertragens.



Die Kupplerin mit ihrer Ware

355. Französischer Kupferstich nach Wille Le fils

Das Glück des Menschen dependiert vom Frieden und vom Überfluß, wo hingegen Mangel reagieret, da schlägt Elend nebst der Discordia ihre Residenz auf. Weil nun eine schöne und angenehme Frau dem Mangel abhelfen und das Elend nebst der Not aus dem Hause verbannen kann, so folget daraus, daß die sogenannte Hahnreischaft die übrigen schönen Titel meritiert, welche ich ihr beigelegt.

Eine schöne, freundliche, galante und aimable Frau ist und bleibt demnach vermittelst ihrer Galanterien der Kanal, wodurch das Wasser in die Mühle laufet, und die beste Melkkuh, welche ihrem Hause Milch gibet. Wenn der Geier den Taubenschlag, der Hagel die Früchte auf dem Felde, die Früchte aber den Weinstock ruinieret, darf sie nur ihren Galans eine lachende Miene geben, so ist der Schade insgesamt, gleich doppelt und zehnfach, wieder ersetzet.

Das sind gewiß die Worte eines Satirikers, aber aus dieser Ironie spricht, wie aus so vielen ähnlichen Satiren, nichtsdestoweniger die wirkliche Philosophie der Zeit. Denn zur komischen Figur wurde nur der wider seinen Willen gehörnte Ehemann. Daraus aber folgte weiter, daß die Würde eines Hahnrei in dieser Zeit förmlich zu einem Beruf wurde. Die Figur des Schanddeckels kam zwar nicht jetzt erst auf, aber sie wurde typisch.

Der Schanddeckel ist der Mann, der gegen Geld, Amt und Würden bereit ist, irgendeinen illegitimen Handel mit seinem Namen nach außen zu decken. Und auch diesem Typ begegnete man in allen Klassen: „Der Hofmann heiratete die Geliebte des Fürsten, der Beamte die seines Vorgesetzten, der Diener die Maitresse seines Herrn." Der Schanddeckel war aber auch in dieser Zeit geradezu eine unentbehrliche Figur; man brauchte ihn in Dutzend Fällen: um „den Fleck auf der Ehre" einer Dame zu tilgen und diese gesellschaftlich zu erhöhen, um Bastarde zu legitimieren, und vor allem, um sich das Vergnügen gegenseitig bequemer zu machen. Als Frau Oberamtmann oder als Frau Pastor kann der Herr Graf eine hübsche Jungfer, die ihm ein verständiger Kuppler ins Garn gebracht hat, immer in seiner Nähe haben, ohne daß sie ihn sonst geniert; den Gatten kann man ja obendrein zum Verzicht auf seine ehelichen Rechte verpflichten. Denn auch dazu war der richtige Schanddeckel, der seine Interessen zu wahren versteht, nicht selten bereit. Entsprechende Abmachungen unter den Beteiligten waren nicht selten. Als bekanntestes historisches Beispiel sei



356. Friedrich Wilhelm II. von Preußen und seine Maitresse Gräfin Lichtenau

nur der durch Pöllnitz bekanntgewordene Traktat erwähnt, durch den der sächsische Baron von Esterle seine Frau an den Kurfürsten August von Sachsen abtrat. In diesem Traktat heißt es: Herr von Esterle „solle seinem völligen Recht als Ehemann entsagen und ihr niemals beiwohnen", dagegen aber „die Kinder, mit welchen seine Gemahlin niederkommen würde, unstreitig für die seinigen erkennen, und es möchten Söhne oder Töchter sein, so sollten sie den Namen und das Wappen von Esterle führen". Über die Vorteile, die der Beruf des Schanddeckels dem verständigen Manne bringt, heißt es bei Santa Clara:



Mrs. R——n preparing to receive the Duke de Ch——s

357. Mrs. Robinson in Erwartung des Herzogs von Chartres

Eine fette Mariage macht gute Partage; offt eine vernägelte Gred bringt mit ein gut Decret; bey Höfen sitzt manches Vögelein, manche Cantatrice, mancher Lockvogel, den wollte man gern anders anbringen, denn er hat lange genug gepfiffen, was thut man? Man hangt ihm ein Decret an, läst ihn fliegen, wem er nun zu Theil wird, dem bringt er ein gut Stück Fleisch auch Anweisung zum Brod. Von einem Praesidenten über den Finantzrath lesen wir: „Zu dem End hat man ihn zur stattlichen Mariage befördert mit einer Hoff-Cantatrice, die er zu Ehren gebracht; der gleichen Vögelein wuste er poßirlich an sich zu locken. Es geschahe auch offt, daß andere ihm solche Canari-Vögel gern überlieffen, weil sie ihres Gesanges müd waren und nach neuen Modi-Vögelein trachteten." —

Für die Beamten war die Installierung in eine bestimmte Stellung sehr oft an die oberste Bedingung geknüpft, eine abgelegte Maitresse des über die Stelle zu verfügenden Gebieters zu heiraten. Und bei dem Massenverbrauch an Maitressen so manches Herrn gab es sogar feudale Herrschaftsbezirke, in denen überhaupt keine einzige Stellung anders als durch Heirat einer Huldin aus dem bezirksherrlichen Harem zu erlangen war. Wer also dazu keine Lust hatte und auch nicht über genügende Mittel verfügte, sich eine Stelle durch Geld zu erkaufen, konnte zeitlebens vergeblich auf ein Dekret harren. Die Not schuf jedoch bei den meisten



358. Mrs. Fitzherbert, Maitresse des nachmaligen Georg IV. von England

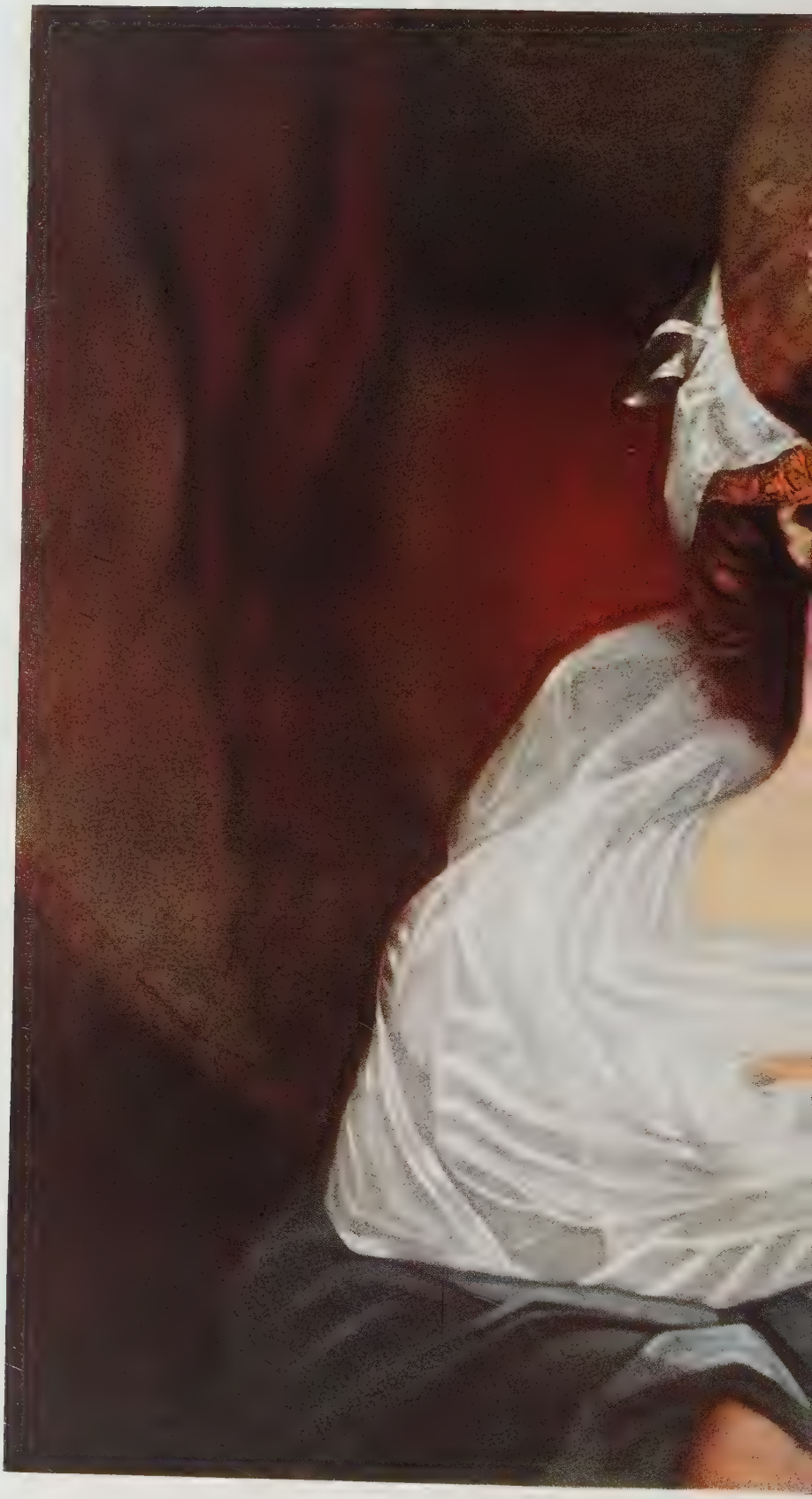
die nötige Einsicht, bei manchem sogar mehr als das, nämlich ein förmliches Verlangen nach einer solchen Gelegenheit. Ein schwäbischer Pastor schreibt seinem Amtsbruder: „Eine schwangere Maitresse seines Patronatsherrn heiraten zu können dünkt Manchem als der höchste Glücksfall, der ihm begegnen könnte." Daß Predigtamtskandidaten einzig auf diesem Wege zu einer Pfarre kommen, erfahren wir besonders oft. „Die Frau Pfarrerin hat den Konfirmationsunterricht im Bett des Herrn Grafen bekommen," ist eine im Süden Deutschlands sehr lange populär gewesene Redensart. Und auch diese: „Konsistorialrat werden ist nicht schwer, wenn man den Herzog zum Bettschwager hat."

Ist der Beruf des Schanddeckels mit stetem Segen verknüpft, so bringt er in dieser Zeit auch keine Unehre, wenigstens öffentlich nicht. Am wenigsten, wenn es gar der regierende Fürst ist, den man zum Bettschwager gehabt hat oder noch hat. Als man die Hand der La Vallière, der schon genannten Maitresse Ludwig XIV., mit einer Million beschwert, einem Baron von Vardas anbot, lehnte dieser nur deshalb ab, weil ihm die Abfindung zu gering war, und beileibe nicht aus männlichem Selbstbewußtsein, denn er begründete seine prinzipielle Geneigtheit gegenüber seiner eigenen Maitresse, einer Gräfin von Soissons, mit den Worten:

„Mein Vater, der verstorbene Graf von Moret, der einer der ehrenwertesten Männer Frankreichs war, heiratete eine Maitresse Heinrichs IV., von der ich abstamme. Urteilen Sie nun selbst, ob ich Schwierigkeiten machen soll. Da Fräulein La Vallière mir außerdem ganz gleichgültig ist, so würde mir der König im Gegenteil ein außerordentliches Vergnügen bereiten, sich mit ihr abzugeben."

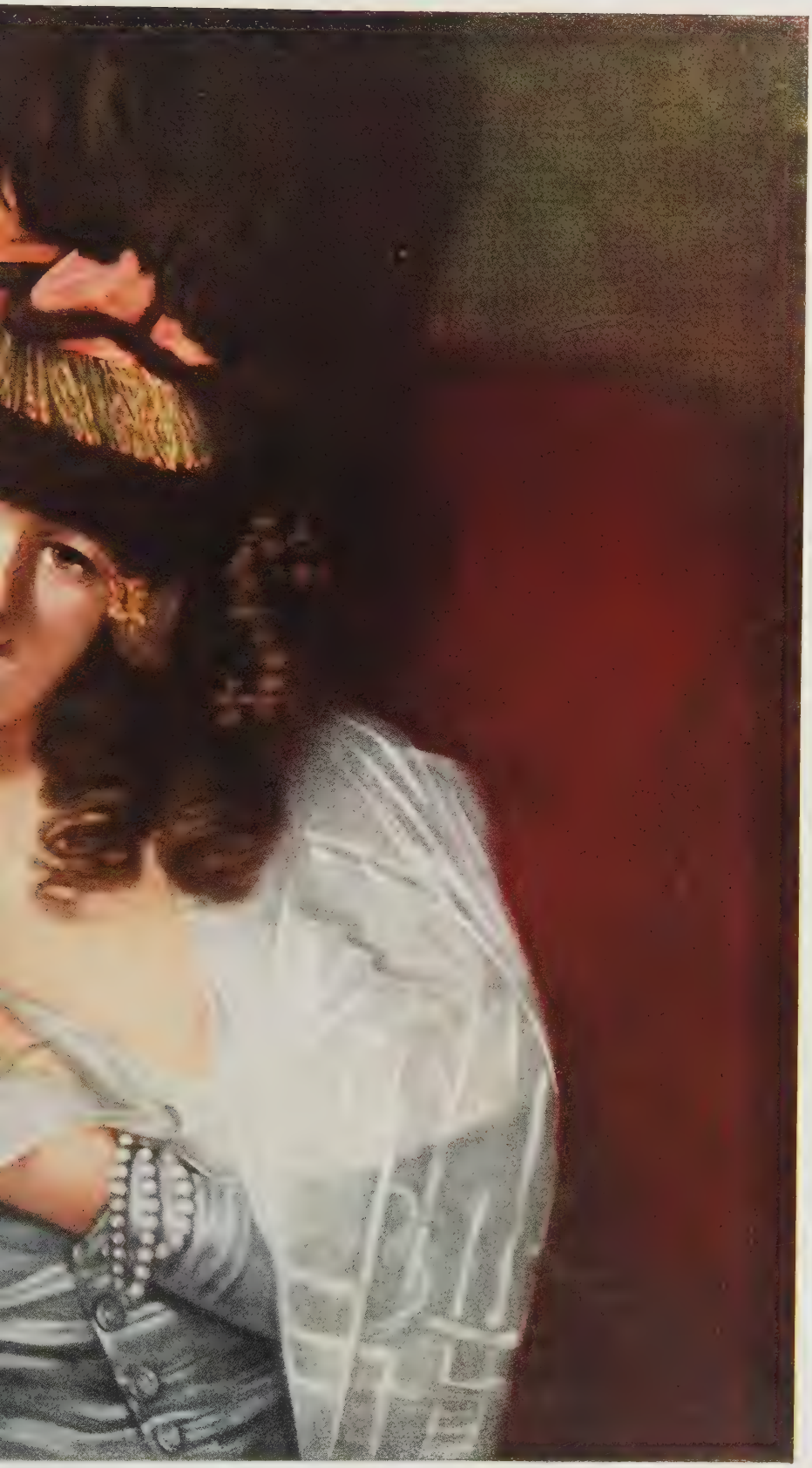
Molière dichtete im Anschluß auf einen solchen Fall: Un partage avec Jupiter n'a rien du tout qui deshonore. Und alle Welt pflichtete ihm beifallklatschend bei: — vorausgesetzt, daß das Honorar hoch genug sei . . .

Und noch eine typische männliche Figur gibt es in dieser Zeit, die ebenfalls nicht übersehen werden darf: der Mann in der Rolle der Maitresse. Denn auch die Frau, besonders in den reiferen Jahren, wenn ihre körperlichen Reize nicht mehr ausreichen, die Männer zu verführen, kaufte sich Liebe. Und für viele Männer war die Exploitierung dieser Erwerbsquelle ebenfalls der lohnendste Beruf, den sie zu ergreifen glauben können. Aus hundert historischen Beispielen nur einige wenige. Vom Hofe Ludwig XIV. führt Jean Hervez u. a. die folgenden an: Ein



Buhlende Kurtisane (Porträt der Schauspie

Englischer Farbstich von J. R. Smit



Jordan, die Mätresse des Herzogs von Clarence)

n Gemälde von W. Peters. 1778

Baron Fromenteau wurde von einem Fräulein von Beauvais unterhalten, nachdem diese erst ihre Jungfrauschaft von Ludwig XIV. mit einem Vermögen bezahlt bekommen hatte. Die Frau des Kanzlers Seguier hielt jahrelang den Grafen d'Harcourt aus. Frau von Rohan ließ sich die Liebe eines Herrn von Miossens die kleine Summe von zweihunderttausend Talern kosten. Frau von Beringhen bot dem Herrn von Montlouet d'Angennes, der ein hübscher Mann war, für seine Zärtlichkeit eine monatliche Pension von zwölfhundert Talern. Aber in diesem Falle wurde das Angebot trotz seiner Höhe ausgeschlagen; teils weil der Umworbene bereits anderweitig vergeben war, teils weil die Dame „nicht mehr sehr jung war"; sie war nämlich schon sehr alt. Man sieht, die Frauen zahlten ihre Maitressen nicht schlechter wie die Männer die ihren. Darum stellten sie auch ebenso ihre Bedingungen wie diese. Jean Hervez berichtet von einer hohen Dame am Hofe Ludwig XIV. den folgenden Fall:

Eine Dame des Hofes, und nicht gerade eine der geringsten, erfuhr über ihren Geliebten, daß er im Begriff sei zu heiraten, und erlangte von ihm, daß er nach der Rückkehr von der Kirche zu ihr kam. Er war kaum dort, als sie ihn bat, alle Tage mit ihr zu schlafen, damit wenn die Nacht herankäme, ihre Nichte, er heiratete die Nichte seiner Maitresse, nur den Rest von ihm hätte. Da sie gut zahlte, und der neue Ehemann Geld brauchte, tat er, wie sie wollte.

Solche Frauen, die über politischen Einfluß verfügten, zahlten außerdem mit Ämtern und Sinekuren. Mitunter freilich auf Widerruf, falls der Betreffende den gestellten Bedingungen nicht zur Zufriedenheit nachkam, oder ihnen früher oder später zuwiderhandelte, indem er sein Interesse noch einem anderen weiblichen Wesen zuwandte. Friedrich Ebeling berichtet einen solchen Fall in seiner Studie über den Grafen Brühl, den bekannten allmächtigen Minister Friedrich Augusts von Sachsen. Er schreibt:

Gleich ihrem Gemahl hatte auch die Gräfin ihre versetzbaren Zahlen, wie Solon die Günstlinge der Despoten nannte. Darunter vier Kammerjunker, hübsche sarmatische Jünglinge, deren Dienst es erforderte, dann und wann bei verschlossenen Türen unserer Dame aufzuwarten, wofür ihrer, je nach dem Grade der erlangten Zufriedenheit, bei schicklicher Gelegenheit Ämter und Sinekuren harrten. Daß es aber sehr gefährlich sein konnte, ihre Unzufriedenheit auf sich zu ziehen, das erfuhr einer der Kabinettssekretäre des Ministers, namens Seyffert. Der Unglückliche wurde eines Tages von ihr darüber ertappt, wie er außer der Exzellenz auch eine ihrer Kammerjungfern als liebenswert behandelte. Zur Strafe wurde er aus der unmittelbaren Nähe des Ministers und zu einer geringeren Stellung verbannt, das Mädchen hingegen flugs wider ihren Willen verheiratet.



359. Die Entführung

Englischer Kupferstich von Thomas Rowlandson

Nach den „Galanterien Wiens" war auch in Wien die männliche Maitresse eine

häufige Figur: Man mußte ihn mit Herrn X bezeichnen, denn X bezeichnet eine unbestimmte Zahl:

Herr X „lebt prächtig, kleidet sich schön, macht alle Moden mit, und man will mir doch behaupten, daß er nicht einen Kreuzer eigenes Vermögen besitzt, und weiter nichts, als ein Praktikant ist . . . Wie geht das zu? . . . Frau von . . . . hält ihn aus, und soldet ihn wie einen Bereuter. Er ist stets bei ihr; bei der Toilette vertritt er die Stelle ihres Mädchens, bei Tisch die ihres Freundes, bei Spaziergängen macht er ihren Begleiter, im Theater ist er ihr Empfindungsdolmetscher, und im Bette ihr Gemahl."

Nach den „Briefen über die Galanterien von Berlin" waren es dort besonders die Offiziere, die häufig die Funktion von männlichen Maitressen bei zahlungsfähigen Damen ausübten. Die trostlos schlechte Bezahlung der preußischen Offiziere machte eine solche Gelegenheit für manchen geradezu zum begehrenswertesten Ziel. . . .

Der Liebhaber im Gefolge der Frau ist das Hoheitszeichen ihrer Herrschaft im Zeitalter des Absolutismus: Mit ihm geht sie unbarmherzig auch dieser verlustig. Wenn ihr die Natur daher das Recht auf den Liebhaber unwiderruflich abgesprochen hat, oder wenn es Umstände irgendwelcher anderer Art sind, die es verhindern, daß er sich ihr freiwillig und von selbst attachiert, dann bannt ihn die Kluge durch die bare Bezahlung an ihre Seite. Darum aber schließt erst mit der Figur der männlichen Maitresse dieses Kapitel endgültig ab. Er ist die unvermeidliche groteske Klärung des ganzen Gebäudes.



360. Kupferstich von D. Chodowiecki



Eine Londoner Schöne. Dirnenbild

361. Englisches Schabkunstblatt

V

Die konzessionierte Galanterie

„Es ist in dieser Zeit so leicht und bequem, die Liebe bei anständigen Frauen zu finden, daß man der Nymphen gar nicht mehr bedarf" — das ist ein Satz, dem man im Ancien Regime immer wieder begegnet. Casanova schreibt: „Der Dirnen bedarf man in dieser glücklichen Zeit gar nicht, weil man so viel Willfährigkeit bei anständigen Frauen findet." Aber damit ist nur die allgemeine Neigung zur Ausschweifung und deren Umfang, nicht aber eine nebensächliche Rolle der Prostitution im öffentlichen Leben gekennzeichnet. Wo die Liebe derart en gros gehandelt wurde, wie im Ancien Regime, mußte selbstverständlich auch der Detailhandel aufs üppigste florieren, denn der jederzeit erlangbare Geschlechtsgenuß zählte geradezu zu den wichtigsten Bedürfnissen dieser Zeit. Auffallend groß

mußte aber auch die Zahl der Frauen sein, die öffentlich auf Markt und Gassen mit der Wollust Handel trieben. Freilich weniger deshalb, weil sich mit dieser angeblich leichtesten Form des Gelderwerbes für die Frau in dieser Zeit eine allgemeine Laxheit der Sitten paarte, sondern aus dem wesentlich anderen Grunde, daß es gerade in dieser Zeit außerhalb der Familie keine reguläre Beschäftigung für die Frau gab und die Familie wiederum sehr vielen verschlossen war. Darum war die Prostitution für Zehntausende von Frauen einfach das unabweisliche Schicksal. Man mußte und wollte doch leben!

Die Rolle der Dirne im öffentlichen und privaten Leben der Zeit war also nicht beschränkter als früher, sondern im Gegenteil umfangreicher, nur in verschiedenen Richtungen wesentlich anders wie z. B. in der Renaissance. Über die wirkliche Zahl der Dirnen, die es gab, wissen wir aus dieser Zeit selbstverständlich so wenig Genaues wie über die Renaissance, denn es existieren über diesen Punkt nur eine Reihe ungefährer Schätzungen. So schätzte man in Wien, und zwar in der Zeit der Herrschaft der mitleidslosen Keuschheitskommission Maria Theresias, wo jede ertappte Dirne mit barbarischen Strafen belegt wurde (Bild 369), die Zahl der gewöhnlichen Dirnen auf rund zehntausend, die der besseren auf etwa



362. Die Stellenvermittlerin als Kupplerin. Kupferstich von W. Hogarth



363. Die Dirne im Gefängnis. Kupferstich von W. Hogarth

viertausend. In Paris soll nach mehreren Angaben deren Zahl zwischen dreißig und vierzigtausend geschwankt haben, und in London soll es um 1780 deren gar fünfzigtausend gegeben haben, ohne die Maitressen. In einem einzigen londoner Kirchspiel, Marybone, zählte man 13000 Freudenmädchen, von denen 1700 ganze Häuser für sich bewohnten. Von Berlin sei erwähnt, daß es im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts ungefähr hundert tolerierte Bordells hatte, die nicht unter sieben bis neun Mädchen beherbergten. Das bedeutet, daß das damalige Berlin im Verhältnis vier bis fünfmal mehr reglementierte Dirnen aufwies, als es deren heute in Berlin gibt. Die ungeheure Zahl derer, die landauf landab im Stücklohn mit Liebe gehandelt haben, wird uns jedoch am allerbesten illustriert durch die große Rolle, die die Dirne damals im öffentlichen Leben spielte. Und hierüber besitzen wir ziemlich hinreichende Mitteilungen, wenn auch freilich meistens nur über die größeren Städte.

In den kleineren Städten, denen das handwerkliche Kleinbürgertum das Gepräge gab, und vor allem auch in den Dörfern, ist die Physiognomie in dieser Richtung zweifellos allmählich eine ganz andere geworden, wie sie in der Renaissance gewesen ist. Das offizielle Frauenhaus, das im 15. und 16. Jahrhundert nirgends fehlte, war mit der Zeit an diesen Orten eine ebenso seltene Erscheinung geworden. Damit ist freilich nicht gesagt, daß mit dem offiziellen

Frauenhaus auch die Dirne aus dem Gesamtbilde dieser Städte verschwunden wäre. Aber sie führte ein heimliches Dasein, und vor allem war ihr Tun äußerlich kaschiert. Wenn sie ehedem das infamierende Zeichen ihres Dirnengewerbes — eine bestimmt geformte Nadel, einen gelben Saum am Schleier usw. — trug und zu tragen gezwungen war, sowie sie über die Straße ging, um so für alle Welt kenntlich zu sein, so war jetzt in den kleinen Städten geradezu Bedingung, daß sie sich in das Gewand der strengsten Ehrbarkeit kleidete und sich offiziell auch „ehrlich und reinlich" von ihrer Hände Arbeit als Näherin, Stickerin, Plätterin usw. ernährte. Dieser äußere Schein der Ehrbarkeit hinderte natürlich nicht, daß sie unter der ortsansässigen Männerwelt sehr vielen gut bekannt war und daß ebenso viele ihre Wohnung wußten und auch die Stunde, in der sie sicher zu treffen war. Und wie die Existenz der Dirnen in den kleinen Städten eine heimliche war, so war auch der Verkehr mit ihr mit größter Heimlichkeit umkleidet. Auf Umwegen kamen und gingen die meisten Besucher. Dagegen waren gerade hier sehr häufig ihre Dienste um so begehrter, und vielleicht war überhaupt die Dirne nirgends als in den Provinzstädten in solchem Maße bloßer Geschlechtsapparat. Es gab hier Dirnen, die jahraus jahrein Abend für Abend zehn, zwölf und mehr Männern zu Willen sein mußten und waren. Diese massenhafte Inanspruchnahme der einzelnen Dirnen in der Provinz erklärt sich vollkommen daraus, daß hier auch die vagierende Dirne fehlte. Die kleinstädtische Prüderie, und speziell in Deutschland der Pietismus, ließ diese ebensowenig aufkommen wie das Bordell. Über ihre Straßen durfte offiziell nur die Ehrbarkeit gehen.

Völlig verschieden hiervon war die Rolle der Dirnen in den damaligen Großstädten, und ebenso verschieden war darum auch deren Physiognomie. So untergeordnet und verschleiert das Dasein der Dirne in den Provinzstädten sich erfüllte, so aufdringlich trat es in den Großstädten in Aktion. Die Dirne war zwar auch hier nicht mehr in der Weise die anerkannte Verschönerin des Lebens und der Feste wie in der Renaissance, aber es gab für die Erwachsenen doch kein Vergnügen ohne sie. Die vagierende Dirne überschwemmte Straßen und Plätze und bildete stets eine auffallende Hauptfigur im Leben und Treiben der Straße. Zahlreiche Städte wie London, Paris, Rom, Berlin und Wien, das sind also die Hauptstädte des damaligen öffentlichen Lebens, besaßen alle einen förmlichen Hurenkorso, gewisse Straßen und Plätze, wo man zu bestimmten Stunden, manchmal auch den ganzen Tag, nichts als Dirnen begegnete. Gewöhnlich waren dies die schönsten und an sich schon belebtesten Promenaden der betreffenden Stadt, wie die Linden in Berlin, das Palais Royal in Paris und der Graben in Wien. In dem 1788 erschienenen „Schattenriß von Berlin" heißt es: „Zur Sommerszeit wird der später so angenehme Spaziergang Unter den Linden durch diese Geschöpfe fast gänzlich gehemmt." Über London, wo es vor allem der St. James-Park war, in dem seit dem 17. Jahrhundert der belebteste Hurenkorso stattfand, heißt es in der „Atlantis" der Mrs. Manley:

„Ich verwundere mich, daß noch ehrliche Leute dahingehen mögen, weil es fast ein öffent-



LE RETOUR DU MATELOT

Das Dirnentreiben in den Häfen der Seestädte

364. Französischer Kupferstich von S. Duflos

licher Marckt ist, allwo sich eine unzählbare Menge junger Weibesbilder auff einen Tag, oder eine Stunde nachdeme sie bezahlet werden, verkauffen."

Die internationale Berühmtheit dieser Orte im 17. und 18. Jahrhundert hing sogar einzig mit ihrer Rolle als offizieller Hurenkorso zusammen, auf dem die konzessionierte Liebe ihre offizielle Liebesbörse abhielt. Und jeder Fremde besuchte auch deshalb zuerst diese Orte; hierher wurde er zuerst geführt, denn diese öffentlichen Liebesbörsen galten auch bei den Einheimischen als die beachtenswertesten Sehenswürdigkeiten ihrer Städte, und ein Fremder durfte sich nicht rühmen die betreffenden Städte zu kennen, sofern er nicht auch diese Plätze und Promenaden aufgesucht und ihrem Treiben beigewohnt hatte. Die vagierenden Dirnen frequentierten jedoch nicht nur diese Orte, sondern sie waren in manchen Städten überhaupt auf allen irgendwie begangenen Straßen zu finden. In den „Briefen über die Galanterien von Berlin" heißt es:

Sobald der Abend anbricht, fliegen diese Vögelchen aus ihren Käfigen und wandern durch die Straßen der ganzen Stadt: durch die Linden, im Lustgarten, auf dem Schloßgarten, im Tiergarten, kurz überall herum.

In London begegnete man der vagierenden Dirne des Abends ursprünglich nur in der City, denn nur hier waren die Straßen soweit beleuchtet, als der Abschluß ihres Handels unbedingt erforderte. Nach Einführung der Gasbeleuchtung verbreitete sie sich über die ganze Stadt, denn nun bot sich überall die Möglichkeit, sich anzubieten, den Kauflustigen auf seine Zahlungsfähigkeit zu taxieren und vor allem die von diesem geforderte Ware gleich an Ort und Stelle auf ihre Qualität prüfen zu lassen.

Die Zahl dieser vagierenden Dirnen war nach allen Berichten überall ganz ungeheuer, so daß es als keine Übertreibung erscheint, wenn von verschiedenen Chronisten von einer förmlichen Hemmung des Verkehrs gesprochen wird, daß man sich oft nur mit Mühe zwischen den einzelnen Gruppen durchzuwinden vermöge und jeder einzelne Mann einem steten Kreuzfeuer von Angeboten und galanten Attacken mehr oder minder grober Art ausgesetzt sei (Bild 384). Archenholtz schreibt über London:

„Diese Unglücklichen reden daher die Vorübergehenden an, und tragen ihre Gesellschaft an, entweder zu Hause oder in Tavernen. Man sieht sie in ganzen Gruppen postiert. Die bessere Gattung dieser Jägerinnen, die für sich unabhängig lebt, begnügt sich ihren Weg fortzusetzen, bis man sie anredet. Sogar viele verheiratete Weiber, die in entfernten Quartieren der Stadt wohnen, kommen auf die Westminster Seite, wo sie unbekannt sind, und treiben hier dieses Gewerbe, entweder nach Lüderlichkeit oder aus Not. Ich habe mit Erstaunen Kinder von acht bis neun Jahren gesehen, die ihre Gesellschaft, wenigstens so weit sie tauglich war, angeboten haben."

Bei den üblichen Aufmunterungen wie „Guten Abend, mein hübscher Junge!", „Willst du mir nicht ein Glas Wein anbieten?", „Darf ich dir Gesellschaft leisten?" blieb es bei den gewöhnlichen Dirnen natürlich nicht, solches war nur die erste Form der Anknüpfung eines Liebeshandels, die große Konkurrenz zwang die einzelne Dirne zu den kühnsten Avancen. Obszöne Zurufe wurden von ebenso obszönen Gebärden begleitet. Ungeniert gestattete man jedem Interessenten auf der nächsten Bank die intimsten Feststellungen und ermunterte seine erwachende



Dirne und Kupplerin

Gemälde von Franz von Mieris. Original Uffizien, Florenz

Begierde außerdem durch unzüchtige Küsse und Liebkosungen, mit denen keine sparte. Die jeweiligen Modetendenzen wurden von der Dirne stets aufs höchste gesteigert. Sie ging niemals von der Dekolletage ab, und in den Jahren, wo schon die anständige Dame einer starken Dekolletage huldigte, präsentierte sich die Dirne, sofern sie noch halbwegs hübsch war, stets mit völlig entblößtem Busen. Oder sie trug nur ein loses Busentuch über ihren gänzlich dekolletierten Reizen, das sie angesichts eines ihr begegnenden Mannes immer wieder mit der provozierenden Bemerkung „Wie gefalle ich dir?" aufs kühnste auseinanderfaltete. Mit dem Retroussé wurde ebensowenig gespart. Alles dies wird uns sowohl von den zeitgenössischen Sittenschilderern als auch durch einzelne polizeiliche Verfügungen bestätigt, die sich erhalten haben. In dem „Deutschen Zuschauer" vom Jahre 1787 wird eine Sentenz von seiten der Berliner Polizeidirektion erwähnt, die dahin ging, „daß die Schuwitzin" — die berühmteste berliner Kupplerin im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts — „sich an öffentlichen Orten mit ihren Frauenzimmern in keiner zu galanten Kleidung sehen lassen sollte." Große Kupplerinnen, die auf die zahlungsfähigste Kundschaft und darum vor allem auf die Fremden spekulierten, führten ihre „Mündel" oder „Zöglinge", wie man die Bordelldirnen in Begleitung von Kupplerinnen nannte, sehr häufig auch in Equipagen auf den öffentlichen Promenaden spazieren. Diese Equipagen waren stets ebenso auffallend ausstaffiert, wie die darin sitzenden Venuspriesterinnen, die in diesem Falle zwar nicht durch Zurufe aber durch raffiniertes Benehmen und eine leicht verständliche Fächersprache die Aufmerksamkeit der einzelnen Männer auf sich zu lenken verstanden. In London und Paris zählten solche „Dirnenfuhren" oft nach vielen Dutzenden bei jedem Korso. Viele Dirnen, die besonders extravaganten unter den vornehmeren, besuchten diesen Korso sogar zu Pferde. Aber so auffällig die im offenen Wagen oder zu Pferde promenierenden Dirnen sich auch abhoben, das Hauptgepräge erhielt das allgemeine Leben und Treiben auf den Straßen doch durch die zu Fuß vagierenden Dirnen. Nicht nur weil deren Zahl um das Zwanzig- und Mehrfache größer war, sondern weil deren Werben und Buhlen ungleich weitere Grenzen gezogen waren. Und so entwickelte sich die Freiheit der Sitten mitunter zu einem Grade, der jeder Beschreibung spottet. Sofern die zur



Willst du auf diese Art hier deine Zeit vertreiben,
Wird dir in deinem Sack beym Abschied wenig bleiben.

Im Bordell

365. Deutscher moralisierender Kupferstich

offiziellen Liebesbörse erwählten Promenaden aus dichtbeschatteten Alleen bestanden oder dicht an solche grenzten, gehörte es zu den Alltäglichkeiten, daß der zwischen einer Dirne und einem Manne zustande gekommene Handel gleich an Ort und Stelle erledigt wurde. Die vom Buschwerk umgebenen Bänke, Bosketts und Wiesenflächen waren häufig ebensoviele Altäre und Tempel der Venus vulgivaga. In den „Briefen über die Galanterien von Berlin" heißt es über den Tiergarten und die Umgebung der Linden: „Es ist gar nichts Auffälliges mehr, wenn man zur Sommerszeit im Grase über ein halbes Dutzend Tiere mit doppeltem Rücken hinwegstolpert" (vgl. auch S. 364 und Beilage: „Auf dem Wege vom und zum Bankett," — d. h. vom und zum Rosenstrauch.)

Außerdem gab es noch eine ganze Reihe anderer Gelegenheiten und Situationen, deren Physiognomie durch die massenhafte Beteiligung der Dirnen wesentlich beeinflußt wurde. So war z. B. fast jede größere Wallfahrt mit einem Kuppelmarkt verknüpft. In den im 18. Jahrhundert von neuem wieder aufkommenden Badeorten stellten die Dirnen ebenfalls ein Hauptkontingent der weiblichen Bevölkerung. Die allergrößten Kuppelmärkte, und oft weiter nichts als solche, waren freilich die Theater und die Stätten der allgemeinen Volksbelustigungen in den großen Städten. Doch dies sei hier nur nebenbei erwähnt, weil wir auf diesen Gegenstand speziell im nächsten Kapitel zu sprechen kommen werden. Dagegen muß hier noch auf die Dirne im Gefolge der Heere hingewiesen werden. Die Soldatendirne war auch im Zeitalter des Absolutismus eine ganz spezifische Figur Aber sie war wesentlich verschieden von der Landsknechtsdirne der Renaissance. Damals war die Dirne insofern ein integrierender Bestandteil der Heeresorganisation, als sie Lagerdienste zu tun hatte und Bundesgenossin des einzelnen Landsknechts beim Beutemachen war. Mit dem Aufkommen der stehenden Heere fiel ihre Hauptrolle in die Friedenszeit. Weil die Löhnung des Soldaten in Friedenszeiten zu gering war, um davon seinen Unterhalt zu ermöglichen, verband sich dieser sehr häufig mit einer Dirne und diente dieser als Beschützer auf ihren täglichen Streifzügen; zum Lohne dafür wurde er von ihr unterhalten, oder sie lieferte auf diese Weise den Beitrag, der den gemeinsamen Haushalt ermöglichte; diese Sorte galt übrigens als die niedrigste unter den vagierenden Dirnen. Soweit die Dirne im Zeitalter des Absolutismus im Gefolge der Heere mit ins Feld zog, diente sie vorwiegend dem Galanteriebedürfnis der Offiziere. Und es gab in der Tat damals kein Heer, in dessen Troß sich nicht Hunderte und Aberhunderte von derartigen Offiziersdirnen befanden. Aber weil die Dirne nun nicht mehr als Arbeiterin funktionierte, sondern direkt als Liebeshändlerin, so war es auch eine stereotype Erscheinung jener Zeiten, daß die Bewegungen der Heere wesentlich durch sie gehemmt wurden. Die galanten Vergnügungen, die mit ihrer Anwesenheit verknüpft waren, zwangen zur Rücksichtnahme, und ihre Ansprüche vermehrten die Bagage ins Ungeheure. Dies um so mehr, als es außerdem vielfach der Brauch war, daß jeder höhere Offizier zwar nicht von seiner Frau, wohl aber von seiner offiziellen Maitresse begleitet war, der man nach der Ansicht der Zeit die allergrößte Rücksicht schuldete ...



L'INNOCENCE EN DANGER

1re Estampe de la suite de la Payssanne pervertie

a Paris chez Huet Graveur Rue de la Montagne Ste Genevieve No 6.

366 Die Stellenvermittlerin als Kupplerin. Französischer Kupferstich nach Borel



Ein Vater findet seine Tochter im Bordell

367. Französischer Kupferstich von Binet

Genau so offen wie die vagierende Dirne im 17. und 18. Jahrhundert in den größeren Städten ihr Wesen trieb, ebenso groß und ebenso unverschleiert war die Rolle und das Dasein des Frauenhauses, dem man jetzt unter dem Namen Bordell oder Freudenhaus begegnet.

Wie der Hurenkorso so gehörten auch die Bordelle in den meisten Städten, wenigstens die vornehmeren, zu den besonderen Sehenswürdigkeiten, die ebenfalls jeder Fremde gesehen haben mußte, wenn er sich rühmen wollte, das interessanteste der betreffenden Stadt gesehen zu haben. In Städten wie London, Paris und Berlin gab es Bordelle, die geradezu einen Weltruf genossen. In London waren dies das Haus der Mrs. Penderquast, das „Kloster" der Charlotte Hayes und die Tempel der Aurora, der Flora und des Mysteriums; in Paris das der Madame Gourdan, die kleine Komtesse genannt, das der Madame Justine Paris, die Bonne-Maman, das Hotel Montigny und andere; in Berlin war es vor allem das Etablissement der Madame Schuwitz. Und diese Bordelle sollen auch in der Tat alles das in sich vereinigt haben, was der damalige Lebensgenuß dem Zahlungsfähigen überhaupt zu bieten vermochte. Dem Bordell begegnete man übrigens selbst in den Heerlagern (Bild 50 und 51). So berichtet der Magister Lauckhardt in seiner Schilderung der Belagerung von Mainz im Jahre 1793 durch die preußischen Truppen:

„Bei unserem Regiment gab es eine ordentliche Hurenwirtschaft, das heißt ein ordentliches Bordellzelt, worin sich vier Dirnen aufhielten, welche, um doch einen Vorwand zu haben, Kaffee schenkten und dann jedem zu Diensten waren. Sie hatten sich förmlich taxiert, und Lieschen, die schönste, galt 45 Kreuzer, Hannchen 24 Kreuzer, Bärbchen 12 Kreuzer, die alte Katherine 8 Kreuzer."

Im offiziellen Bordellbetrieb konzentrierte sich die Prostitution im Ancien Regime, so daß uns hier der Großbetrieb, der im Detailhandel mit Liebe herrschte, am augenfälligsten und in allen seinen Methoden und Finessen gegenübertritt.

Da die Bordelldirne ihren Kunden nicht in dem Maße nachlaufen kann, wie die vagierende Dirne, die die Männer oft bis in deren Wohnungen aufsucht, sondern auf deren selbständiges Kommen warten muß, so tat sie von ihrem Standorte

aus, das war das von ihr bewohnte Bordell, alles, um die Aufmerksamkeit jedes Vorübergehenden auf sich zu lenken. Das geschah allerorts in erster Linie in der Weise, daß sie in jeder unbeschäftigten Minute am Fenster saß und die Vorübergehenden musterte (Bild 47, 372 und 379). Die natürliche Folge dieses Brauches war, daß „im Fenster liegen" erstes Charakteristikum des Dirnenberufes wurde, und ostentativ am Fenster zu stehen gleichzeitig für jede anständige Frau als höchst unpassend galt. Archenholtz berichtet über England: „Sich am Fenster zu zeigen wird für sehr unanständig gehalten." Die Dirne, und vor allem war dies in den ordinären Dirnenquartieren der Fall, begnügte sich aber meist nicht damit, die vorübergehenden Männer nur durch ermunternde Blicke auf sich aufmerksam zu machen, sondern sie unterstützte ihre Werbungen außerdem stets durch eine möglichst indezente Kleidung. So war es allgemein üblich, daß hübsche Dirnen stets in einem auffallenden Negligé am Fenster saßen. In den „Galanterien Wiens" heißt es über die Naglergasse, einem Hauptsitze der wiener Prostitution:

Da lauern die unkeuschen Dirnen des Tages durch an ihren offenen Fenstern und reitzen durch ihre entblößten Busen die vorübergehenden Aktäons und laden sie durch ihre freundlichen Blicke zu sich ins Bad oder ins Bett ein.

Zu der auffallenden und schamlosen Kleidung gesellten sich nicht mißzuverstehende Gesten. Dieses Treiben war dort, wo die Konkurrenz sehr groß war, natürlich am zynischsten. Hier wurden dem Vorübergehenden nicht selten ganze erotische Schauspiele geboten. Michael Ryan berichtet in seinem Buch über die Prostitution in London:

In dem berüchtigten Bordell der Aubrey standen die Dirnen oft nackt am Fenster und führten alle möglichen indezenten Stellungen und Bewegungen aus. Ähnliches geschah in vielen andern londoner öffentlichen Häusern. Diese Unsitte wurde durch die peremptorische Verordnung unterdrückt, daß Rouleaus von verschiedener Art an den Fenstern angebracht werden mußten. Aber diese wurden oft genug entfernt.

Die Schamlosigkeit ging mitunter sogar soweit, daß man überhaupt nichts den Blicken der Nachbarn und Passanten verbarg. In der 1750 in London erschienenen Schrift „Satans Harvest Home" heißt es über das Treiben in den londoner Prostitutionsquartieren:

„Du siehst die schamlosesten



Vor einem englischen Bordell

368. Englisches Schabkunstblatt

Unzuchtsszenen in den Fenstern, selbst um Mittag, einige mitten im Akte des Beischlafes, sichtbar allen gegenüberwohnenden Nachbarn. Andere reinigen ihre Hemden, Schürzen und Kopfbedeckungen und präsentieren sich ganz nackt den Vorübergehenden."

Das waren Szenen, wie man sie damals in den Dirnenquartieren sämtlicher Großstädte erleben konnte. Deshalb waren diese Stadtteile besonders des Abends auch stets die größten Anziehungspunkte für die Männerwelt. Einzeln und truppweise zog man alltäglich dahin, um sich an diesen Schauspielen, wenn nicht als aktiver, so wenigstens als passiver Teilnehmer, zu amüsieren. Auch das bessere Publikum fehlte dabei nicht, nur begab sich dieses meist verkleidet, d. h. in unauffälliger Tracht dorthin, sei es, um sich in der Gesellschaft nicht zu kompromittieren, sei es, um den Attacken des gemeinen Pöbels zu entgehen, der hier ununterbrochen, und vielfach in ganz ungeheuerlicher Weise sein Wesen trieb, und hier stets auch seine besten Geschäfte machte (Bild 364).

Ebenso roh ging es im Innern dieser Häuser zu. Sofern sich ein vereinbarter Liebeshandel nicht so rasch wie möglich mit brutalster Geschäftsmäßigkeit abwickelte, wurde er mit gemeinen Zechgelagen verbunden, die nie anders als mit allgemeiner Betrunkenheit und ebenso allgemeinem Skandal endigten; jedes Haus war davon erfüllt. Der londoner Berichterstatter der in Weimar erschienenen Monatsschrift „London und Paris" berichtet im Jahre 1801:

Der Unfug, den die feilen Dirnen treiben, ist so arg, daß man kaum davon mit Anstand sprechen kann . . ., z. B. in Castle Street, Oxford Street gibt es fast kein Haus, wo nicht von früh bis spät in die Nacht Szenen vorfallen, die einem schaudern machen.

Aus den „Briefen über die Galanterien von Berlin" erfährt man die Namen verschiedener derartiger Freudenhäuser in Berlin und auch die Straßen, in denen sie gelegen waren; die meisten befanden sich in der sogenannten Friedrichstadt:

Unter den vielen anderen zeichnen sich vorzüglich aus: der schwarze Kater in der Linienstraße, die rote Pumpe, die blecherne Kutte, das scharfe Eck und der lahme Gerber, alle vor dem Spandauer Tore, der zottige Jude, Heil und Leger in der Französischen Straße, der lahme Frosch in der Jägerstraße, die Tranpu le in der Behrenstraße, die Talgfabrik in der Kanonierstraße, Müller auf dem Haagischen Platze, die Jäschin in der Falkonierstraße, der goldene Hut, der weiße Schwan, der Anker und Hanicken auf dem Weidendamm, Laborius und Brautchen in der Friedrichs- und Jägerstraße, Paul in der Schornsteinfegergasse usw.

Über die Physiognomie der Dirnen, die sich in diesen Häusern befanden, schreibt der Verfasser im Anschluß an einen Besuch in einem derselben, der Talgfabrik, folgendes:

„In Gesellschaft einiger Freunde kam ich verkleidet ungefähr um zehn Uhr dahin. Wie erstaunte ich über den frechen halb nackigen Anzug dieser Menschen, die in den ärgerlichsten Posituren ihre hartherzigen Aufwärter zu viehischen Galanterien aufmunterten! Man roch die Unzucht und Geilheit dieser Dirnen, wenn man auch mit dem stärksten Schnupfen belästigt gewesen wäre."

In den Schilderungen des Magisters Lauckhardt finden sich diese Angaben bestätigt. Lauckhardt, der diese Orte ebenfalls aus eigener Anschauung kannte — er hatte sogar einige Tage in einem solchen Bordell gewohnt, denn als Soldat war er dort einquartiert worden —, macht außerdem noch detaillierte Angaben. Über die Physiognomie der Bewohnerinnen und wie der Liebeshandel in diesen Freudenhäusern niedrigster Sorte gewöhnlich vor sich ging, sagt Lauckhardt:



336. Wiener Kupferstich aus der Zeit der Herrschaft der Keuschheitskommission

Im Durchschnitt sind diese Mädchen unverschämte Nickel, die gar nichts von Anstand und Delikatesse wissen. Schamlose Worte begleiten alle ihre Reden, und durch schändliche Gebärden wiegeln sie die tierische Lüsternheit nur noch frivoler auf. Dabei können sie saufen, sogar Branntwein, wie die Packknechte. Kommt jemand in so ein Haus, so greift ihn gleich die erste beste an, nennt ihn „lieber Junge", duzt ihn und fordert sogleich, daß er ihr Wein, Schokolade, Kaffee, Branntwein und Kuchen geben lasse; und das alles ist in diesen Häusern noch einmal so schlecht als anderswo, und doch noch einmal so teuer. Nun kommt es darauf an, ob der angehaltene Mosjeh so galant ist, daß er den Nymphen willfahrt oder nicht. Im ersteren Falle bleibt das Mädchen bei ihm, streichelt ihm die Backen, nennt ihn allerliebst, bis ihre Viktualien verzehrt sind oder jemand anders sie zu einem ernstlicheren Geschäft auffordert. Im andern Fall trollt sich das Kreatürchen gleich und sucht eine willfährigere Gesellschaft. Und auf diese letztere Weise kann man ganz ungestört in einem Bordell sitzen, seine Pfeife rauchen und dem Spektakel zusehen, ohne daß man nötig habe, der niedern Wollust zu frönen oder etwa mehr als das, was man selbst verzehrt, zu bezahlen.

Das Letztere war denn auch eine sehr beliebte Unterhaltung. Der Besuch der Bordelle zu diesem Zweck war mancherorts so landesüblich geworden, daß kein Mensch mehr ein Arg dabei fand, angeblich nicht einmal die Ehefrauen, wenn ihre Männer dahingingen. Der Magister Lauckhardt berichtet über den ungenierten Bordellbesuch der Berliner:

Es wird in Berlin gar nicht für anstößig oder schändlich gehalten, in ein Bordell zu gehen. Viele, selbst angesehene Ehemänner, gehen dahin, und kein Mensch, selbst ihre Weiber nehmen ihnen das übel. Man weiß, daß der zehnte bloß aus Neugierde hingeht oder zum Zeitvertreib.



Spanische Dirnen auf dem Korso

370. Radierung von Francisco Goya

In den vom besseren Bürgertum besuchten Freudenhäusern waren die Formen im Grunde dieselben, nur weniger lärmend. Auch waren diese Häuser meistens mehr abseits vom allgemeinen Verkehr gelegen. Denn der brave Bürger goutierte zwar sehr die Abwechslung seines Ehekalenders, aber dies mußte ohne Skandal vor sich gehen. Wie sich das Programm in diesen Bordellen zweiten Grades abspielte, belegt die folgende Schilderung, die J. K. Müller in seinem „Gemälde von Berlin, Potsdam und Sanssouci" gibt:

Ein Frauenzimmer hält beständig die Wache hinter dem Fenster und lauert, ob jemand kommt, wobei sich sogleich die übrigen, falls sie nicht schon Visite haben, einfinden. Der Fuß, auf dem es daselbst hergeht, ist sehr kostspielig und elegant. Die Madame, in deren Haus das Mädchen ist, empfängt dich mit großer Höflichkeit, führt dich auf ein sehr lieblich erwärmtes und

dabei äußerst reinliches Zimmer, in dem ein Sofa und ein kleines Bett befindlich sind. Ein nett gekleidetes und schön frisiertes Frauenzimmer oder auch mehrere erscheinen zu deiner Gesellschaft, und nun fragt dich Madame, indem sie im Begriff ist, wieder wegzugehen, womit sie die Ehre haben könnte, dir aufzuwarten? Du forderst etwa eine Bouteille Wein — gut: augenblicklich wird sie gebracht. Was kostet das? Einen Taler. Etwas Gebackenes dazu: 8 Groschen. Nun scherzest du ein wenig auf dem Sofa mit deiner Donna; aber auf einmal bekommt das liebe Kind Kopfweh. „Ach, lieber Junge, ich dächte, wir tränken eine Tasse Schokolade!" und . . . „Du bleibst doch die Nacht hier!" — wobei sie den Arm um dich schlingt und den feurigsten Kuß auf deine Wangen drückt. Willst du den einmal angesetzten Becher der Liebe, wo sich doch der Tag geneigt hat, nunmehr ganz austrinken und die Nacht dableiben, so ist es desto besser für das Mädchen. Noch einmal ruft sie: „Madame, eine Tasse Schokolade!" — und flüstert ihr dabei ins Ohr: „Der Herr bleibt." Madame schickt die Schokolade durch den Bedienten. Was kostet sie? 16 Groschen? Gut. Nun kommt die Aufwärterin, bringt Stiefelknecht, Nachtmütze, Pantoffeln, Handtuch und zwei Becken mit Wasser, empfiehlt sich, schließt die Tür ab und wünscht dir angenehme Ruhe."



371. Die Dirne und der Geizhals

War dies die Signatur der großen Mehrzahl aller Freudenhäuser und ihrer Bewohnerinnen, und unterschieden sich die verschiedenen Städte und Länder höchstens darin, daß der andere Volkscharakter einige bestimmte Eigenschaften des Dirnenberufes teils greller teils weniger grell hervortreten ließ, so gab es, wie schon gesagt, in jeder Stadt außerdem noch einen oder mehrere vornehme Liebestempel, die ausschließlich den Bedürfnissen der zahlungsfähigen und darum auch anspruchsvolleren Lebewelt dienten. Diese unterschieden sich natürlich in jeder Richtung, nach außen und innen, von den Bordellen zweiten, dritten und vierten Ranges. Bei den vornehmen Liebestempeln ließ sich niemals eine Dirne am Fenster blicken, geschweige denn in einer schamlos auffälligenKleidung. Auch sonst verriet häufig nichts im Äußern des Hauses dem Unkundigen dessen wahren Charakter. Sehr oft war sogar alles darauf angelegt, einen gegenteiligen Eindruck, z. B. den der strengsten Solidität, zu machen. Selbst der große Verkehr, der in den meisten herrschte, war nicht selten nach außen gänzlich verborgen. Ein- und Ausgänge mündeten in eine Seitenstraße oder in ein Nebenhaus, so daß man überhaupt niemanden kommen und gehen sah. Dies alles geschah teils im Interesse der reichen Besucher, die unkontrolliert bleiben wollten, teils in dem einer ganz bestimmten Kundschaft, z. B. der Priester, denen offiziell der Bordellbesuch verboten war.

Innerhalb des Hauses herrschten dieselben großen Unterschiede. Der unkundige Besucher hätte im ersten Augenblick stets geglaubt, sich in durchaus anständiger Gesellschaft zu befinden. Als sich der Erzbischof von Paris einmal bei dem Staatssekretär d'Argenson über die Duldung des bereits oben erwähnten

Hotels de Roule beschwerte, wurde ihm die Antwort, daß nirgendwo bessere Ordnung herrsche, als in diesem Hause, „so sehr, daß Monseigneur und ich dorthin gehen könnten". Das gleiche gilt von den londoner Bagnios, die zwar nicht direkt Bordells, sondern vielmehr vornehme Absteigequartiere waren. Über ein solches Etablissement, das unter der Leitung einer Kupplerin Mrs. Goulds stand, heißt es in den Serails de Londres, einer der wichtigsten Quellenschriften für die Geschichte der londoner Prostitution im 18. Jahrhundert:

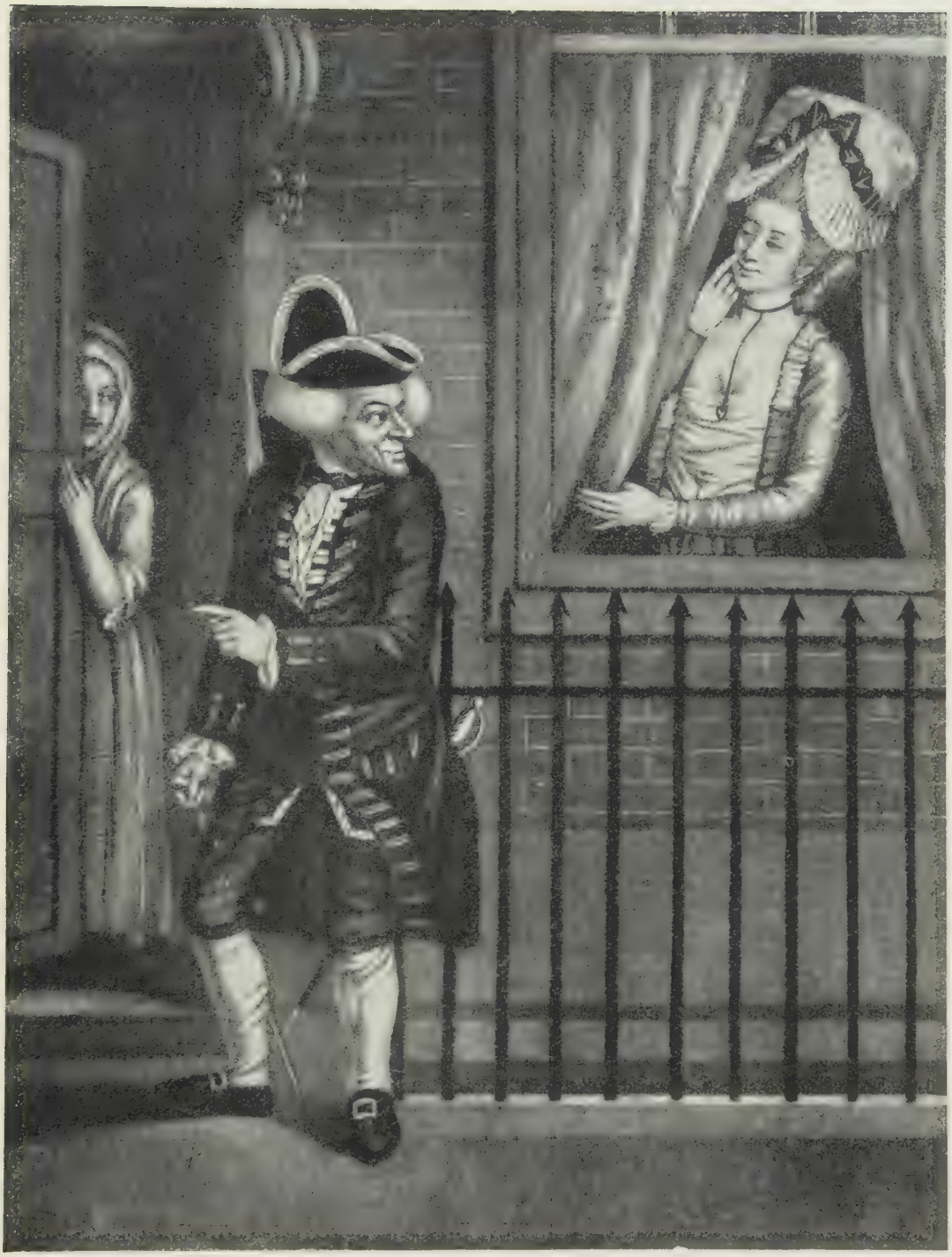
Mrs. Goulds spielte stets die feine und wohlerzogene Dame. Frauen, die fluchten, oder indezente Unterhaltungen führten, wurden ohne weiteres zurückgewiesen. Ihre Hauptkunden waren reiche Kaufleute, die unter dem Vorwande, aufs Land zu gehen, meist am Sonnabendabend in ihr Haus kamen und bis Montag früh dort blieben. Sie behandelte dieselben äußerst zuvorkommend, verfügte über ausgezeichnete Liköre, sehr gebildete Courtisanen, hochelegante Betten und Möbeln.

Ein ähnliches Renommee genoß der ebenfalls schon oben genannte Liebestempel der Madame Schuwitz, der deshalb auch eine der Hauptattraktionen des berliner Fremdenverkehrs am Ausgang des 18. Jahrhunderts war.

Diese feineren Formen hinderten natürlich nicht, daß gerade in diesen vornehmen Liebestempeln allen Lastern und Perversitäten Rechnung getragen war und alle, selbst die wahnwitzigsten Launen auf ihre Kosten kamen, im Gegenteil, sie ermöglichten dies erst. Und in der Tat, in diesen Warenhäusern der Liebe war alles zu finden und alles zu bekommen: die schönsten Frauen aller Nationen und in allen Lebensaltern: vom unwissenden Kind bis zur überreifen Frau, die sich durch laszive Exzentritäten begehrlich machte. Hier gab es pikante Soupers, bei denen nackte Dirnen servierten, Folterkammern mit den raffiniertesten Stimulanzwerkzeugen für Impotente und Greise. Hier wurden nackte Bälle und Massenorgien abgehalten; erotische Schauspiele wurden aufgeführt, bei denen man sowohl Zuschauer wie Akteur sein konnte; wen die Lust ankam, mit Frauen einer andersfarbigen Rasse zu verkehren, hier konnte er diese Begierde stillen, usw. Die Inhaber und Inhaberinnen dieser berühmten Liebestempel suchten einander ständig an raffinierten Neuheiten zu überbieten. Das nach Ansicht der Zeitgenossen luxuriöseste Bordell der Welt De Fountein (Die Fontäne) in Amsterdam bestand aus einem großen Gebäude „mit Restaurant, Tanzsaal, Privatzimmern, Café und (auf dem Dache des Hauses) Billardzimmer, wo die schönsten Mädchen vollkommen nackt Billard spielten". Die schon genannte Mrs. Hayes, die ihr Haus am Ring Place in London hielt, und deren Kundschaft in der Hauptsache aus impotenten Wüstlingen bestand, die also besonders raffinierter Anreizungen bedurften, versandte einmal das folgende Einladungszirkular an ihre regelmäßigen Besucher:

Mrs. Hayes empfiehlt sich respektvoll dem Lord . . . und nimmt sich die Freiheit, ihn zu benachrichtigen, daß morgen abend, präzise 7 Uhr, 12 schöne Nymphen, fleckenlose Jungfrauen, die berühmten Venusfeste, wie sie in Otaheiti gefeiert werden, nach der Instruktion und unter Führung der Königin Oberea (welche Rolle von Mrs. Hayes selbst übernommen wird) ausführen werden.

Über den Erfolg dieser Einladung und den Verlauf dieses Festes erfahren wir aus demselben Bericht das Folgende:



Die lockende Dirne

372. Englisches Schabkunstblatt



373. Bei der Kupplerin

Es fanden sich 23 Besucher ein, alle aus dem höchsten Adel, darunter 5 Mitglieder des Hauses der Gemeinen. Punkt 7 Uhr begann das Fest, zu welchem Mrs. Hayes als ausübende Männer 12 junge athletische Burschen engagiert hatte, die nun vor den Augen des entzückt zuschauenden Publikums mit den Nymphen das tahitische Venusfest feierten, nach dessen Schluß ein opulentes Mahl eingenommen wurde.

Gleicher Art war auch der schon auf S. 361 erwähnte „Liebesball" der Mrs. Penderquast, an dem sich auch Damen der vornehmsten Gesellschaft beteiligten. Das Bordell einer Miß Fawkland bestand aus drei Häusern, „drei Tempeln": dem der Aurora, dem der Flora, dem des Mysteriums. In jedem befanden sich zwölf Mädchen, Nonnen genannt. Die Insassinnen des Tempels der Aurora waren intakte Jungfrauen, und hier hatten nur absolut impotente Greise im Alter von über sechzig Jahren Zutritt. Über die beiden anderen Tempel heißt es in den Serails de Londres:

Der Tempel der Flora enthielt dieselbe Zahl (12) junger Nonnen, die infolge der vorausgegangenen Erziehung äußerste Lebhaftigkeit, Fröhlichkeit, Gefälligkeit und eine „unbeschreibliche Wollust" entfalteten, kurz, die Besucher so bezauberten, daß diese oft eine schwere Wahl unter so viel Reizen hatten. ... Der Tempel des Mysteriums rechtfertigte seinen Namen durch die in ihm sich abspielenden Szenen geheimer und unerhörter Ausschweifungen. Weder die Insassinnen der beiden andern Tempel noch diejenigen anderer Bordelle hatten Zutritt zu ihm.

Alle neuen Errungenschaften der Technik, der Chemie, der Physik, der Philosophie, im speziellen sei nur an den Magnetismus erinnert, wurden damals von niemandem mehr exploitiert als von den vornehmen Bordellwirten. Diese Errungenschaften schienen überhaupt nur dazu gemacht worden zu sein, um dem zu immer raffinierteren Formen strebenden Bordellbetrieb neue Tricks zu ermöglichen. Ein klassisches Beispiel dafür ist der damals weltberühmt gewordene Grahamsche Gesundheitstempel, der jahrelang nicht nur die Lebegreise ganz Londons enthusiasmierte, sondern auch sehr viele zahlungsfähige Fremde aus aller Herren Länder nach London lockte. Dieser Gesundheitstempel war im Grunde nichts anderes als ein raffinierter Bordellbetrieb. —

Neben dem offiziellen Freudenhaus gab es in jeder Klasse und in jeder Stadt auch noch eine Reihe mehr oder weniger kachierter Bordellbetriebe. In der Schweiz waren dies z. B. die Bäder, und weltbekannt in dieser Richtung waren damals vor allem die Berner Matten. Diese Bäder dienten nicht nur als Absteigequartier für verliebte Pärchen, sondern die Bademägde waren direkt Dirnen, unter denen der Badegast nach Belieben seine Wahl traf. Das Baden selbst war Nebensache, und nur die Gelegenheit, sich mit einer oder mehreren Dirnen bei Tage im Adamskostüm zu vergnügen, war der Zweck. Hierher gehören auch die schon vorhin

erwähnten londoner Bagnios, in denen das Baden überhaupt völlig Nebensache war (Bild 376). Archenholtz gibt in seinem Buche „England" von diesen Buen retiros der vornehmen Gelegenheitsliebe die folgende Beschreibung:



374. Die diebische Dirne

Man hat in London eine besondere Art Häuser, die man Bagnios nennt, und eigentlich Bäder sein sollten; ihre wahre Bestimmung aber ist, Personen beiderley Geschlechts Vergnügungen zu verschaffen. Diese Häuser sind prächtig, ja manche fürstlich möbliert. Alles, was die Sinne nur reizen kann, ist entweder vorhanden oder wird verschafft. Es wohnen nie Mädchen in denselben, sondern diese werden auf Verlangen in Portechaisen geholt. Keine, als solche, die sich durch Ton, Kleidung und Reize auszeichnen, haben diese Ehre, daher sie auch ihre Adressen zu hunderten den Bagnios zusenden, um sich zu empfehlen. Ein Mädchen, das geholt wird und nicht gefällt, erhält kein Geschenk, sondern blos die Portechaise wird bezahlt. Die Engländer behalten ihr ernsthaftes Wesen auch bey ihren Vergnügungen bey, daher denn auch die Geschäfte in einem solchen Hause durchaus mit einer Ernsthaftigkeit und Anständigkeit betrieben werden, die man sich kaum vorstellen kann. Alles Lärmen und Getöse ist hier verbannt; man hört keinen lauten Tritt, weil alle Winkel mit Fußtapeten belegt sind, und die zahlreichen Aufwärter sprechen beständig leise unter einander. Alte Leute und entnervte Personen werden hier auch auf Verlangen mit Ruthen bedient, wozu alle Anstalten getroffen sind. In jedem Bagnio befinden sich auch der Formalität wegen Bäder, die aber selten gebraucht werden. Diese Vergnügungen sind sehr kostbar, allein dennoch sind die zahlreichen Häuser dieser Gattung alle Nächte angefüllt.

Dieselbe Rolle spielten in noch höherem Grade auch die Tanzsäle, die im 18. Jahrhundert überall aufkamen. Eingehende Nachrichten hierüber haben wir vor allem über Berlin. Müllers „Gemälde von Berlin" enthält darüber ein ganzes Kapitel. In diesen Tanzsälen versammelten sich teils die vagierenden Dirnen, teils waren die anwesenden Mädchen in festen Diensten des Saalinhabers. Die bekanntesten derartigen berliner Tanzsäle am Ausgang des 18. Jahrhunderts waren: „Der weiße Schwan", „Das goldene Schiff", „Die Stadt Warschau" und der Tanzsal des Husaren Kurt. An diesen Orten amüsierte sich vor allem das gewöhnliche Volk. Das bessere Publikum traf sich in Heils Tanzsaal und in Legers Restaurant. Übrigens waren mit den meisten Bordells, und häufig selbst mit den besseren, Tanzsäle verbunden, die das entsprechende Publikum besuchte, teils um An-



375. Die Wiener Grabennymphe

knüpfung mit einer bestimmten Dirne zu suchen, teils um sich bloß als Zuschauer an den prononcierten Koketterien der Dirnen zu amüsieren.

In der Form der Kaffeehäuser kamen am Beginn des 18. Jahrhunderts, und zwar vornehmlich in Sachsen, die ersten Animierkneipen auf. In diesen Kaffeehäusern gab es von Anfang an nur „Damenbedienung". „Kaffeemenscher" nannte man die bedienenden Mädchen. Deren Ruf war schon sehr früh überaus berüchtigt. Im leipziger „Frauenzimmerlexikon" heißt es über diese Dirnenkategorie:

Caffe-Menscher heissen, nach heutiger Art zu reden, diejenigen verdächtigen und liederlichen Weibes-Bilder, so in denen Caffe-Häusern das anwesende Mannsvolck bedienen, und ihm alle willige Dienste bezeugen.

Auch viele Wirtschaften dienten in allen Ländern offen Prostitutionszwecken. Zahlreiche Wirte hatten teils Dirnen im Hause wohnen, die ihren Gästen auf Wunsch zur Verfügung standen, teils hatten sie Adressen von Dirnen zur Hand, die auf Wunsch der Gäste leicht und sofort herbeigeschafft werden konnten. Archenholtz führt dafür den folgenden Fall in seinen englischen Annalen an:

Ein Tavernenwirt in Drury Lane giebt jährlich eine gedruckte Liste von den Freudenmädchen heraus, die sein Haus besuchen und ihm sonst bekannt sind. Dieses Buch führt den Titel „Haris's List of Coventgarden Ladies". Hierin sind ihre Namen, Gesichtsbildung, Gestalt, Manieren, Talente u. s. w. beschrieben, allein oft parteiisch. Es werden davon alle Jahre 8000 Exemplare gedruckt, die reißend abgehen.

In England war dieser Betrieb überhaupt am höchsten entwickelt, es gab hier solche Häuser jeden Grades, von den gewöhnlichsten Tavernen, wo die Matrosen verkehrten, bis zu den schon erwähnten vornehmen Bagnios. In den gewöhnlichen Tavernen wurden die Dirnen vom Wirte dadurch angelockt und festgehalten, daß er ihnen Speise und Getränk umsonst abgab. In den besseren Tavernen wurden die Dirnen wiederum häufig gänzlich vom Wirte ausgehalten und mußten deshalb ständig zu seiner Verfügung stehen, damit er sie seinen Gästen in jedem günstigen Augenblick anbieten konnte. G. A. Stevens schreibt in seinem 1788 in London erschienenen Buch „The Adventures of a speculist":

Nachdem eine Gesellschaft junger Herren tüchtig in einer Taverne gezecht hat, tritt der Kellner herein, um „Ihren Ehren mitzuteilen, daß vier oder fünf schöne Frauen vor der Thür gehalten hätten, um nach Ihren Ehren zu fragen, und hinterlassen hätten, daß sie wieder vorsprechen würden, worauf der Bar sofort der Befehl übermittelt wird, mitzuteilen, wenn die und die Damen wieder da seien, und sie dann hereinzuführen." Nun haben aber gerade diese Weiber ihren Stand in der Taverne und warten alle in einem kleinen Zimmer, in dem sie eingepfercht sind, wie die Schafe in Shmithfield, um dann vorgelassen zu werden. Das ist dieser unglücklichen Frauen nächtlicher Beruf. Und da diese zu den besten gerechnet werden, was muß das Leben der schlechtesten sein!

So verschieden, wie man sieht, die Freudenhäuser unter sich waren, so mannigfach ihre Kaschierung, eine Eigenschaft war natürlich allen diesen Orten gemein, den niedersten wie den vornehmsten: jeden Besucher soviel als möglich auszubeuten. Das geschah neben der jeweils üblichen Taxe für den Liebesgenuß in erster Linie durch die teuren Preise, die man für alle Speisen und Getränke, die man allein und in Gesellschaft der Dirnen konsumierte, bezahlen mußte. Aber das war die harmloseste Form. Ungleich rentabler war das Spiel für die Inhaber,



A BAGNIO SCENE

With a white-legg'd Chicken coaxing an old Dotard.

LONDON: Printed for R. SAYER & J. BENNETT, No. 53 Fleet Street, as the Act directs, 2nd March, 1778.

Eine Bagnio-Szene

376. Englisches Schabkunstblatt. 1778



377. Streitende Dirnen

373—375 u. 377. Illustrationen aus dem Taschenbuch für Grabennymphen

dem man in den Freudenhäusern jeden Grades mit Fanatismus oblag, denn der sinnlich erregte Mann, an dessen Seite eine indezent sich gebärdende Dirne saß, konnte am leichtesten durch Falschspiel betrogen und seine Taschen bis auf den letzten Groschen geleert werden, was denn auch allerorten zur Tagesordnung eines jeden Liebestempels gehörte (Bild 387 und 388). In den gewöhnlichen Dirnenquartieren verknüpfte man mit dem Falschspiel noch eine Reihe robusterer Methoden, wie vor allem heimlichen Diebstahl (Bild 364, 365 und 374), Ausräuberung des schlafenden oder betrunken gemachten Besuchers (Beilage: „Das Treiben in einem niederländischen Frauenhaus"), und nicht zu vergessen der direkten Erpressungen durch die Beschützer, die Zuhälter der Dirnen, so daß ein Besucher häufig froh sein mußte, wenn er überhaupt mit unzerbrochenen Gliedern diese Orte verließ. Hier ist einzuschalten, daß die Prostitution überhaupt in sehr starkem Maße mit dem Verbrechen liiert war. Von den vagierenden Dirnen waren die meisten zugleich Taschendiebinnen oder noch häufiger Ladendiebinnen (Bild 33).

* * *

Dem ungeheuren Heer der Prostitution im Zeitalter des Absolutismus und den ebenso ungeheuren Anforderungen seiner Nutznießer entsprach ein ähnlich großes Heer von Maklern und Agenten, die den Markt mit immer neuer Ware versorgten, die die Ware unterbrachten und vor allem dafür sorgten, daß alle Bedürfnisse bis zum raffiniertesten Laster von den jeweiligen Interessenten befriedigt werden konnten. Die professionellen Kuppler und Kupplerinnen fehlten nirgends, selbst in kleinen Städten nicht. In den Großstädten, wo die Liebe ein Massenartikel ist, der planmäßig vertrieben werden muß, war ihre Zahl geradezu Legion. J. K. Müller schreibt in seinem „Gemälde von Berlin":

Ihre (der Kupplerinnen) Anzahl ist Legion. Denn Mädchen sind in Berlin ein höchst wichtiger Zweig des Handels. Das wird auch für nichts anders angesehen. Daher gehet dieses Handwerk sowohl in ganzen dazu eingerichteten Gebäuden, als auch bei einzelnen Personen so gut vonstatten, wie einem geübten Manufakturisten eine langgewohnte Arbeit, nämlich mechanisch und ohne alles Bewußtsein.

Dieses Kupplerheer trieb sein Handwerk in allen möglichen Verkleidungen und natürlich nur zum geringsten Teil offen und unverhüllt. Und zwar nicht so sehr deshalb, weil die offene Ausübung mit allzu großen Gefahren auch in dieser Zeit verbunden gewesen wäre, als vielmehr darum, weil die Verkleidung bei der



N: A]

M. de la Joie
Venez, ça, que je vous esquisse
Bonnes pièces hors de service;
En voyant tous vos chefs tondus,
Nous rions comme des perdus.

Une Fille
Hu et Peintre, hu et Rimailleur!
Hu et rendouble Barbouilleur!
Nous nous gobergeons de l'emphase
Qui te saisit quand on nous rase

Die Tätigkeit der Sittenkommission. Haarabschneiden



in das Maison de Santé der aufgegriffenen vagierenden Dirnen.

Natur der Sache leichteren und besseren Erfolg verbürgt. Dazu kommt, daß sich Tausende zu Gelegenheitskupplern entwickelten, weil ihr Beruf ihnen in irgendeiner Weise die günstige Gelegenheit dazu bot und die große Rentabilität dieser Tätigkeit sie immer mehr zur ständigen Ausnutzung dieser günstigen Gelegenheit verlockte. Als z. B. in Paris im 17. Jahrhundert die Lohnkutschen aufkamen, wurde auch von denen, die selbst Wagen und Pferde hatten, mit Vorliebe der unbekannte Kutscher dazu verwandt, um rasch und unerkannt zu irgendeinem Stelldichein zu gelangen; durch ihn ließ man sich ebensooft an die öffentlichen wie an die heimlichen Orte der Ausschweifung bringen, und sein Wagen wurde außerdem von selbst zum direkten Gelegenheitsort der Galanterie. Das letztere um so mehr, als infolge Fehlens aller anderen Kommunikationsmittel und der Unsicherheit der Straßen der Wagen das unentbehrlichste Vehikel war, um sicher von einem Ort zum andern zu gelangen Casanova genoß dutzende Male im Wagen die Gunst einer Dame. Das gleiche berichten die Memoiren aller andern Lebemänner. Diese Umstände führten dazu, daß jeder Kutscher in dieser Zeit ganz von selbst zum Kuppler wurde. Und schon im 17. Jahrhundert galt auch jeder Kutscher dafür. Ph. Leroux schreibt über die pariser Kutscher des 17. Jahrhunderts: „Les cochers sont la plupart des maquereaux qui connaissent tous les lieux de debauche de Paris."

Eine ähnliche Erscheinung war der Friseur. In einer Zeit, in der kein Mann und keine Frau ohne die Hilfe des Friseurs auszukommen vermochte, und dieser darum regelmäßig vorsprach, konnte es für beide Teile keinen besseren Vermittler illegitimer Beziehungen geben als ihn. Und der Friseur tat darum auch in allen Städten in der Mehrzahl der Fälle zugleich



LE DOUBLE ENGAGEMENT.

Admirez de Jeannot l'audace martiale, / *Mars, en applaudissant son ardeur sans égale,*
Il va braver la Mort pour plaire a la Beaute; \ *Est pour lui le garant de l'Immortalite.*

378. Zwiefache Verführung. Die Dirne im Dienste der Werber



379. Der Unentschlossene. Holländischer Kupferstich nach L. B. Coclers

Kuppeldienste, und zwar solche jeder Art, wie wir durch eine Reihe Nachrichten und Memoirennotizen erfahren.

Die Galanteriewarenhändlerin vermochte die gleichen Funktionen auszuüben, und deshalb erfüllte auch sie sehr oft Kupplerdienste. Die Wahrsager und Wahrsagerinnen, deren Dienste in dieser von Widersprüchen erfüllten Zeit ausnahmslos

alle Frauen und auch ein großer Prozentsatz der Männer in Anspruch nahmen, waren überhaupt in erster Linie Kuppler. Von Wien heißt es, daß hier unzählige Hausmeister zugleich Kuppler waren, und daß vornehmlich bei ihnen der Mittelstand seine Nymphen in Kost und Logis gab. Die Kuppler allergrößten Stiles waren jedoch ohne Zweifel die Stellenvermittler. Um den großen Bedarf an Jungfrauen und überhaupt an frischer Ware für den Prostitutionsmarkt zu decken, konnte es aber auch keine vorteilhaftere Gelegenheit geben als diese, um so mehr, als die Großstädte täglich Scharen von Dienstmädchen aus der Provinz anzogen, die natürlich des Stellenvermittlers bedurften. So kam man von selbst frühzeitig darauf, beide Tätigkeiten miteinander zu verbinden, oder vielmehr die eine unter dem Deckmantel der andren auszuüben. Mit dem Beruf der Stellenvermittlung war von Anfang an auch der direkte Mädchenhandel verknüpft. In der Nähe der Orte, wo die aus der Provinz kommenden Landkutschen eintrafen, wimmelte es stets von derartigen Menschenfreunden. Archenholtz berichtet über London:

Vorzüglich haben die nichtswürdigen Kupplerinnen ihr Augenmerk auf die Landkutschen, die täglich in so großer Anzahl aus allen Provinzen in London ankommen und fast immer Mädchen vom Lande mitbringen, die in der Hauptstadt Dienste suchen. Ein solches armes Geschöpf freut sich, wenn sie in der ersten Stunde ihrer Ankunft an einem so tumultuarischen Orte, wo sie weder Weg noch Steg kennt, eine Person findet, die ihr die freundschaftlichsten Anerbietungen macht und aus erdichteter Zuneigung für sie mütterlich zu sorgen scheint.

Einmal in den Händen der Bordellwirte, waren die meisten dieser Unglücklichen völlig hilflos, denn kein Mensch kümmerte sich um sie, und ihre Unwissenheit war zu groß, um allein die Wege zur Befreiung aus diesem gräßlichen Kerker zu finden. Am ausgedehntesten wurden diese Praktiken in London und Paris geübt. Retif de la Bretonne's „Paysanne pervertie ou les dangers de la ville" ist die Geschichte eines solchen Schicksals (Bild 366). Auch Hogarths berühmte Serie „Der Weg der Buhlerin", die 1733 und 1734 erschien, behandelt im ersten Blatt dieses Treiben der Mädchenhändler (Bild 362).

Das sind zweifellos die wichtigsten der Verkleidungen, unter denen das Kupplergewerbe damals ausgeübt wurde. Aber es sind noch lange nicht alle. Wir haben z. B. schon an anderer Stelle gesagt, daß damals viele reiche Lebemänner sogar ihre eigenen



Die Kupplerin als Verführerin

380. Radierung von Francisco Goya



381–386. Der Lebenslauf der Tugend und des Lasters

Kuppler hatten, die ausschließlich in ihren persönlichen Diensten tätig waren. Diese erschienen gewöhnlich in der Rolle des Kammerdieners auf dem Schauplatz, oder in der eines Hofmeisters. In Wien galten Kammerdiener und Kuppler geradezu als gleichbedeutend. Der Verfasser der „Galanterien Wiens" schreibt:

Ein Kammerdiener oder Kuppler ist meist hier fast einerlei, und er vertritt vortrefflich seine Stelle und weiß sich noch selber meisterhaft zu benehmen. Der Herr Koch und Hofmeister hingegen haben die Ehre, dem Herrn Grafen ihre Frauen zu leihen, oder wenn die nicht mehr tauglich sind, hübsche und gesunde Mädchen in ihre Dienste zu nehmen, und dafür dürfen sie Seine Hochgräfliche Gnaden des Jahrs hindurch um einige hundert Gulden prellen.

In den Diensten der vornehmen Dame taten die Kammerzofe oder auch die Gesellschafterin häufig denselben Dienst . . .

Die Zahl jener, die das Kupplergewerbe unverhüllt ausübten, war, wie gesagt, im Verhältnis zu den in Verkleidung auftretenden Agenten der Prostitution sehr gering. Trotzdem war auch ihre Zahl noch so groß, daß gerade ihre Tätigkeit dem damaligen großstädtischen Leben eine seiner auffälligsten Noten verlieh. Und zwar geschah dies durch den schon oben angeführten Brauch, daß die meisten Bordellinhaberinnen die Nymphen ihres Etablissements vor den Augen des Publikums ostentativ zu Fuß und zu Wagen Parade führten. Das war ein um so auffälligeres Schauspiel, als manche dieser Kuppelmütter nicht selten gleich von einem halben Dutzend und noch mehr ihrer „Zöglinge" begleitet waren. Diese täglichen Paraden dienten ausschließlich Reklamezwecken, und darum wurde vor allem die jeweils frische Ware, die eine Kupplerin ihrer Kundschaft zur Verfügung stellen konnte, möglichst auffällig spazieren geführt (siehe Beilage: „Eine Kupplerin bringt frische Ware auf den Markt"). Bei diesen alltäglichen Paraden wurde stets auch die Gunst des Augenblicks benutzt, neue Beziehungen mit der Männerwelt angeknüpft, alte erneuert und mit jedem ernstlichen Interessenten, wenn nicht gar Preis, so doch wenigstens die Stunde eines Besuches vereinbart.



381—386. Kupferstiche von Daniel Chodowiecki

Außerdem war mit diesen Paraden auch andere Bordellreklame verknüpft. Allen den Männern, die gegenüber den Dirnenaufzügen eine möglicherweise in Geld umzusetzende Neugier an den Tag legten, wurden Zettel und Liebesbriefe in die Hand gedrückt, auf denen sich neben der Adresse des Bordells oder der Privatwohnung der betreffenden Dirnen die Reize und Freuden beschrieben fanden, die des Besuchers harrten (Bild 375). Solche Handzettel wurden in den Großstädten an begangenen Straßen sehr häufig auch von Männern verteilt.

Wenn man alles dies zusammenträgt, so erscheint es einem nicht mehr übertrieben, wenn zeitgenössische Berichterstatter die Straßen der Großstädte als einen einzigen Dirnenmarkt bezeichneten, und die Dirnenquartiere ebenso mit einem einzigen riesigen Freudenhaus verglichen, in dem alles eine Stätte hatte, nur die reine Liebe nicht. —

Die wichtige Frage: Welche Klassen benützten in der Hauptsache die Prostitution? ist durch die eben gemachten Ausführungen gleichzeitig hinreichend beantwortet. Es waren alle Klassen ohne Ausnahme, die sich ihrer bedienten. Aber ebenso wichtig ist die Nebenfrage: Wie partizipierte jede einzelne Klasse für sich an der Nutznießung der im Stücklohn erstandenen Sexualbefriedigung? Die Antwort auf diese Frage ergibt sich aus den Zwecken, die die Prostitution gegenüber den einzelnen Klassen zu erfüllen hatte. Diese sind nämlich grundverschiedener Art. Für die besitzenden und herrschenden Klassen war sie offensichtlich die Institution, die ihnen die Inszenierung aller von der Minute geborenen Launen ermöglichte; für das Kleinbürgertum und die proletarischen Schichten dagegen war sie ebenso offenkundig in erster Linie Notbehelf, das Surrogat der Ehe, zu der, wie wir bereits wissen, wegen des schwer erreichbaren Lebensunterhaltes Unzählige gar nicht, alle andern aber meist erst sehr spät schreiten konnten. Dieser Umstand erklärt es zur Genüge, warum vom Kleinbürgertum und Prole-



387. Szene in einem Bordell. Kupferstich von Wille

tariat anscheinend ein ungleich höherer Prozentsatz die Prostitution frequentierte, als dies bei den Reichen der Fall war. Freilich erscheinen die letzteren dadurch absolut nicht in einem vorteilhafteren Licht, denn ihnen gegenüber muß an den Satz erinnert werden, mit dem wir dieses Kapitel einleiteten.

* * *

Wenn die dem Zeitalter des Absolutismus adäquate allgemeine Sittenfäulnis in der öffentlichen Dirne zwar lange nicht ihren höchsten Ausdruck fand, so fand sie in ihr doch ihre deutlichste und aller Welt sichtbare Ausprägung. Die Be-

kämpfung der Unsittlichkeit, die damals vorwiegend vom aufstrebenden, zum Klassenbewußtsein erwachenden Kleinbürgertum ausging, wandte sich daher in erster Linie gegen die Dirne. Aber diese Bekämpfung geschah stets mit durchaus untauglichen Mitteln; theoretisch bewegte sie sich vor allem in einer massenhaften Gratislieferung von guten Lehren, denen durch eine grauenhafte Ausmalung der Gefahren, die der Verkehr mit der Dirne mit sich brachte, Nachdruck verliehen wurde. Von diesen Gefahren wurden als oberste nach wie vor die Attacken auf die Taschen und den Geldbeutel des Liebe begehrenden Mannes dargestellt. Die praktische Tätigkeit erstreckte sich auf die Errichtung von Magdalenenhäusern, auf die zwangsweise Einlieferung erkrankter Dirnen in gewisse Spitäler (Beilage: „Die Tätigkeit der Sittenkommission"), und vor allem auf die Ausweisung und Abschiebung stadt- oder landfremder Dirnen. Die beiden letzten Methoden wurden am häufigsten geübt, während es zum Bau von Rettungsanstalten nur in einigen wenigen Großstädten kam. Um mehr zu tun, fehlte den sogenannten Sittenkommissionen freilich nicht nur die nötige Einsicht, sondern noch mehr das nötige Geld. Von allen Ländern am bekanntesten durch seinen systematischen Kampf gegen die allgemeine Unsittlichkeit, der naturgemäß in einem Kampf gegen die öffentliche Dirne gipfelte, war Österreich unter der Herrschaft der Kaiserin Maria Theresia. Diese hatte eine permanent tätige Sittenkommission eingesetzt, die unter dem Titel Keuschheitskommission durch ihre Methoden zwar mehr weltberüchtigt als weltberühmt wurde. Die Dirnen sollten durch möglichst drakonische Strafen, wie Haarabschneiden, Kettenstrafe, Verurteilung zum öffentlichen Gassenkehren und zum Karrenschieben, zur Zucht erzogen werden (Bild 369). Die Männer dagegen sollten vom Umgang mit Dirnen dadurch abgeschreckt werden, daß jeder bei einer Dirne ertappte Mann, sofern er ledig war, stehenden Fußes mit dieser getraut wurde; war er verheiratet, so drohte ihm eine Klage wegen Ehebruchs. Aber alle diese Gewaltkuren waren völlig erfolglos, weder die Zahl der Dirnen nahm dadurch ab, noch der Verkehr mit der Dirne; der letztere nahm höchstens verschleierte Formen an. Die Dirne avancierte offiziell zum Dienstmädchen oder zur Haushälterin. Dagegen nahm die Zahl der Verbrechen, vor



388. Im Bordell. Kupferstich nach Binet

allem das der Kindsabtreibung und des Kindesmords, ungeheuerlich zu, denn jede ledige Mutter war doch ohne weiteres der Unsittlichkeit überführt und damit der entehrendsten Strafe verfallen. Die Zunahme derartiger Verbrechen war tatsächlich das einzige positive Resultat des theresianischen Sittlichkeitskollers. Es konnte aber auch kein anderes sein, weil sich die Logik der Dinge niemals willkürlich umbiegen läßt.

So wenig Logik sich in allen diesen und ähnlichen Bekämpfungen der Prostitution betätigte, so sehr logisch war das allgemeine Verhalten der Polizei gegenüber der Dirne und der Prostitution. Es war rein absolutistisch. Das heißt aber nichts anderes als: Die Polizei erfüllte die Interessen ihrer Auftraggeber. Deren Interessen, denn diese Auftraggeber waren doch einzig die herrschenden Klassen, gipfelten aber bekanntlich in erster Linie in einer ungestörten Exploitierung aller Genußmöglichkeiten. Da dazu aber auch die Dirne gehörte, so mußte selbstverständlich auch deren Tun ästimiert werden. Diese Aufgabe erfüllte überall prompt die Polizei. Und dieses typische Verhalten der Polizei kann auch nur einem blinden Ideologen seltsam erscheinen, der, wie er sich eine unabhängig von Raum und Zeit über den Dingen schwebende ewige Sittlichkeit vorstellt, so in der Polizei den uniformierten Schutz dieses ewigen und hehren Sittlichkeitsideals erblickt, nicht aber erkennt, daß die Polizei niemals etwas anderes war und auch nichts anderes sein konnte, als das Herrschaftsinstrument der jeweils herrschenden Klassen.

Damit, daß die Polizei gegenüber der Dirne absolutistisch verfuhr und den schwunghaften Dirnen- und Bordellbetrieb der Zeit eher förderte als hemmte, ist natürlich nicht gesagt, daß die Dirne darum aber auch über irgendwelche positive Rechte verfügte. Sie hatte, ausgenommen in England, deren damals selbstverständlich so wenig wie zu jeder anderen Zeit. Sie war vollkommen der Willkür der Polizei ausgeliefert. Diese drückte zwar sehr oft selbst gegenüber dem wüstesten Treiben nicht nur die eigenen Augen zu, sondern auch die der anderen Leute samt deren unbotmäßigem Munde, aber sie griff auch bei zahlreichen harmlosen Gelegenheiten ebenso robust zu, sofern ihre Auftraggeber von der Laune erfaßt waren, in ihrem Herrschaftsbezirk die strengere Sittlichkeit zu markieren (Beilage: „Polizeiliche Aufhebung eines Kuppelnestes"). Unweigerlich und am brutalsten griff sie jederzeit dann zu, wenn irgendeine käufliche Genossin der Lust einem mächtigen Käufer unbequem geworden war, und dieser sie auf einfache Weise los haben wollte. Aus denselben Gründen wiederum stempelte sie das wirklich anständige Mädchen skrupellos zur Dirne, wenn es die Begierde irgendeines Mächtigen geweckt hatte und diesem nun in die Arme getrieben werden sollte. Was dann nicht mehr allzu schwer war, wenn die Betreffende mit dem Makel der Dirne geschändet war. Das heißt also: Weitestgehende Duldung, die alle Übertretungen der im Laufe der Zeit erlassenen Bordellordnungen übersah, verband sich mit rigorosester Mißachtung aller Menschenrechte. Diese Methode hatte freilich außerdem einen zweiten, noch tieferen Sinn: Dadurch wurde die Dirne selbst Polizei, d. h. sie wurde zu einem Bundesgenossen der Polizei. Weil über jeder Dirne,



A MAN-TRAP.

413 *Printed for & Sold by* CARINGTON BOWLES, *at his* Map & Print Warehouse, *N°69 in S^t Pauls Church Yard*, LONDON. *Publish'd as the Act directs 6^th Jan^y 17^80*

Eine Männerfalle. Englische Dirne

Englischer Farbstich. 1780

und in Paris z. B. hatte die Polizei jedes irgendwie verdächtige Mädchen auf ihrer Liste, ständig die Willkürakte der Polizei in jeder möglichen Form drohten, so war auch jede zu allem bereit, was die Polizei von ihr forderte. Und das war in erster Linie die Ausspionierung ihrer Kunden und eine genaue Berichterstattung an die Polizei. Das Resultat hiervon war, daß es für die Polizei keine Privatgeheimnisse gab, und daß sie unzählige Personen aus allen Klassen völlig in ihrer Hand hatte. Und das war ihr als absolutistisches Organ natürlich ungleich wichtiger als irgendeine imaginäre höhere Sittlichkeit. Ebenso war die Dirne überall der gern verwendete Bundesgenosse des Militarismus. Um sich zu entschließen, Soldat zu werden, denn es gab überall nur Söldnerheere, mußten bei vielen erst alle Sinne verwirrt sein; und es dahin zu bringen, verwendeten die Werber neben den Lockungen des Geldes mit Vorliebe die galante Beihilfe der Dirne (Bild 378). Mit anderen Worten: Jede Dirne und in höherem Grade jede Kupplerin, denn für diese galt in entsprechender Weise dasselbe, war also im letzten Grunde ein Instrument und eine Stütze des Absolutismus. Das ist das Fazit.

Zu diesem Fazit paßte denn auch würdig ein anderes: die Syphilis, die im 18. Jahrhundert zum zweiten Male gleich einer riesigen Flutwelle über Europa hereinbrach, nachdem sie ein Jahrhundert lang großenteils erloschen gewesen war, zum mindesten überall stark nachgelassen hatte. Dieses Mal trat sie aber nicht als ein frecher Zufallswitz auf, den sich die Geschichte nicht zu leisten brauchte, wie bei ihrer zufälligen Einschleppung aus Haiti im Zeitalter der Entdeckungen, sondern als das unabweisliche Verhängnis des Absolutismus. Die Proklamation der Galanterie zum höchsten Lebenszweck mußte von den vorhandenen Keimen der Syphilis den letzten zur vollsten Entfaltung bringen, denn günstigere Bedingungen für ihre Entwicklung und Weiterverbreitung konnte es fürwahr nicht geben als die Lebensphilosophie und die politischen Methoden des Absolutismus. „Der Dorn an der Rose" witzelte der Fatalismus, als ihm die Brutalität der Tatsachen die Erkenntnis ins Hirn hämmerte, daß es hier kein entweder oder gab. Aber es war ein furchtbarer Dorn, der sich damit von neuem ins Blut der Menschheit bohrte, wenn auch die



Avez vous vu les Suites du Libertinage?

Junge Hure, alte Betschwester

389. Augsburger Kupferstich

Symptome der Erkrankung nicht mehr so furchtbarer Art waren wie zwei Jahrhunderte früher bei ihrem ersten Einzug in Europa.

Die öffentliche Dirne war der Hauptträger der Syphilis und natürlich auch aller anderen venerischen Erkrankungen. Jeder geschlechtliche Verkehr mit ihr bedeutete damals die Gefahr einer ziemlich sicheren Ansteckung irgendwelcher Art. Ein berliner Arzt, Dr. Paul Meißner, hat neuerdings das Leben Casanovas daraufhin untersucht und festgestellt, „daß Casanova immer dann, wenn er mit öffentlichen Dirnen verkehrte, krank wurde". Die notgedrungen enge Liierung des Kleinbürgertums und vor allem des Lumpenproletariats mit der Dirne leitete das Gift durch tausend Kanäle ins Volk. J. K. Müller schreibt in seinem „Gemälde von Berlin": „Die niedrigsten Klassen sind völlig vom Verderben hingerissen; zwei Drittel des Ganzen (hat mir ein großer Arzt gesagt) ist venerisch oder hat doch wenigstens gewisse Symptome des venerischen Übels." In Koblenz zählte man nach der Invasion der Emigranten „über siebenhundert infizierte Weibspersonen, als man ihnen nachher unentgeltliche Heilung anbot". Da London seit Anfang des 17. Jahrhunderts wegen seines Welthandels außerdem den größten Fremdenstrom aufzuweisen hatte, so erlangten die Geschlechtskrankheiten hier geradezu eine ungeheuerliche Verbreitung, weshalb keine Stadt in dieser Richtung von den Ausländern so sehr gefürchtet war wie gerade London.

Die herrschenden Klassen waren von diesem furchtbaren Geschick jedoch beileibe nicht weniger heimgesucht. Im Gegenteil, die Familien waren hier sogar noch mehr durchseucht als im Bürgertum, denn „das galante Geschenk", das man von einer Dirne oder Tänzerin überkommen hatte, teilte man bei der geschilderten Freiheit der Sitten sehr bald einer Dame der Gesellschaft und vor allem der Maitresse mit, womit aber der Kreislauf in den seltensten Fällen erschöpft war. In „Satans Harvest Home" heißt es:

Männer teilen sie (die Syphilis) ihren Frauen, Frauen ihren Gatten oder sogar ihren Kindern mit; diese ihren Ammen, und die Amme wieder den eigenen Kindern.

Viele Wüstlinge, um deren Gunst die vornehmen Damen sich rissen, trugen dieses Geschenk förmlich von Haus zu Haus. Weit mehr als die Hälfte aller regierenden Fürstenhäuser waren damals syphilitisch durchseucht. Fast alle Bourbonen und Orleanisten litten zeitweise und ständig an venerischen Erkrankungen. Ludwig XIV., sein Bruder, der Gatte der Herzogin Elisabeth-Charlotte, Philipp von Orleans, der Regent von Frankreich, Ludwig XV. usw. Das gleiche gilt vom gesamten französischen Hofadel. In Paris litten, wie Capon und nach diesem Hervez nachwiesen, die meisten Tänzerinnen und Schauspielerinnen an der Syphilis. Da sich nun der Adel aus diesen Kreisen mit Vorliebe seine Sultaninnen holte, so war das Schicksal einer Erkrankung für die meisten unausbleiblich. Die berühmte Tänzerin Camargo und die ebenso berühmte Guimard haben fast allen ihren Freunden, darunter mehreren Prinzen und Herzögen, dieses zärtliche Angebinde an die von ihnen genossene Gunst hinterlassen. Die Herzogin Elisabeth-Charlotte, die übrigens selbst von ihrem Manne angesteckt worden war, schreibt: „Die Dechats, eine Tänzerin in der Oper, hat dem Prinzen Friedrich Karl von



390. Aufhebung eines heimlichen Kuppelnestes. Englischer Kupferstich

Württemberg zu Paris ein Präsent gegeben, woran er gestorben ist.“ Auf demselben Weg sickerte das Unheil naturgemäß auch wieder nach unten. Die Gnade, mit der der regierende Fürst die gefügigen Gemahlinnen seiner Höflinge bedachte, kreiste bald in ihrer und ihrer Kinder Blut. Der Herzog Karl Alexander von Württemberg, der vermutlich von einer an ihn verkuppelten Tänzerin angesteckt worden war, infizierte seinerseits wiederum seinen ganzen Harem, der aus den Tänzerinnen des Stuttgarter Hoftheaters bestand und als „die Blaubeschuhten“ berühmt war, denn in dem Recht blaue Schuhe tragen zu dürfen, bestand die äußere Auszeichnung einer Dame, daß sie des Herzogs Gunst würdig befunden worden war .....

Als man auf den Höhen der Gesellschaft einsah, daß unzählige Pfeile, die Amor verschoß, vergiftete Wunden hinterließen, und daß niemand den Kampfplatz der Venus verließ, ohne früher oder später auf diese Weise gezeichnet zu sein, fügte man hier zum grausamen Schaden zynisch die grausame Selbstverhöhnung. Man ideologisierte das Unheil. Die Folgen wurden zum Attribut echter Vornehmheit gestempelt. Und dieses letzte Fazit ist ebenso logisch wie die Dirne als treueste Bundesgenossin des fürstlichen Absolutismus, denn beide Erscheinungen sind wirklich Materie und Geist aus seinem Blut und aus seiner Seele.



391. Titelkupfer eines Dirnenalmanachs



392. Schäferspiele. Deutscher Kupferstich

VI

Im Wirtshaus und Salon

Die geselligen Freuden der großen Masse der Bevölkerung im Zeitalter des Absolutismus waren durchwegs sehr primitiver Art, denn darin bestand stets eine der Hauptwirkungen eines jeden absolutistischen Regimes, den Menschen das „sich freuen" systematisch abzugewöhnen. Sich freuen besteht in ungehemmter Bewegung, und zwar in erster Linie in einer ungehemmten Bewegung des Geistes und der Seele. Gerade eine solche widerspricht aber sowohl durch ihre Voraussetzungen wie durch ihre Konsequenzen den Interessen des Absolutismus, denn sie heben ihn auf. Voraussetzung der echten Freude ist die Selbstbestimmung des sich Freuenden, die wichtigsten Konsequenzen sind Steigerung der Energien in derselben Richtung. Also verhinderte man jede Art freier Bewegung der Massen und damit war die echte Freude noch vor ihrem Entstehen erdrosselt. Was man im Ancien Regime unter geselligen Freuden begegnet, ist darum nichts andres als ein „sich austoben". Dieses Sichaustoben widerspricht den Herrschaftsinteressen des Absolutismus nicht, sondern es stützt diese im Gegenteil, denn während die

höhern geselligen Freuden, wie eben gesagt, die Energien des Einzelnen und die der Gesamtheit steigern, führt das Austoben zu einer Schwächung der schon vorhandenen Energien. Sie werden auf diese Weise zwecklos verpufft. Und das liegt ganz im Interesse des Absolutismus, denn dadurch vermindern sich die von ihm in den Massen erzeugten Widerstände. Da außerdem jeder Rauschzustand, und dazu kommt es stets beim Austoben, zugleich zu einem Sichhinwegtäuschen über die unbarmherzigen Realitäten des Lebens führt, so hat der Absolutismus doppelten Vorteil. Mit dem zeitweiligen Vergessen der Qualen der Hölle, in der man zu leben verdammt ist, erscheint diese im ganzen weniger verabscheuungswert, und damit vermindern sich noch mehr die Gefahren der Enttronung für den, dessen Existenz die Fortdauer dieser im Grunde trostlosen Wirklichkeit bedingt.

Das Primitive der geselligen Freuden bestand aus dem gleichen Grunde weniger in der Quantität als in der Qualität. Denn das Bedürfnis, sich über die Wirklichkeit hinwegzutäuschen, war im Gegenteil in dieser Zeit stereotyp, und darum wurde auch jede sich bietende Gelegenheit dazu benutzt. Man bedurfte förmlich einer stündlich sich bietenden Gelegenheit und Möglichkeit, und diese schuf man sich daher auch. Und zwar im Wirtshaus; ans Wirtshaus gliedern sich hinfort die Mehrzahl aller geselligen Gelegenheiten an; alle Formen der Unterhaltung waren überhaupt meistens nur eine Weiterführung des Wirtshausbetriebes. Zu dieser Form der Lösung kam es freilich noch aus einem andern Grunde, nämlich



393. Die bezechte Frau. Deutscher Kupferstich

dem sich immer mehr steigernden Verkehr, der eines feststehenden Treffpunktes bedurfte. Zu dem nun auch das Wirtshaus wurde, und zwar als selbständige Erscheinung neben der ehemaligen Herberge, die ganz andre Aufgaben zu erfüllen hatte, und nicht mehr bloß dieser angegliedert, oder sozusagen als Weiterführung der frühern Trinkzunftstube, die nur die Zunftgenossen vereinigt hatte: Die Wirtsstube wurde damals, was sie noch heute ist, der neutrale Sammelpunkt der verschiednen Gruppen derselben Klasse; denn die Scheidung nach Klassen blieb gerade hier dauernd. Diese Entwicklung vollzog sich naturgemäß dort am raschesten, wo die klimatischen Verhältnisse dem längern Aufenthalt auf der Straße bestimmte engere Grenzen ziehen, also vor allem im mittlern und nördlichen Europa.



394. Spottbild auf die Brantweintrinkerin

In dem gleichen Maße, in dem das Wirtshaus zum Mittelpunkte alles geselligen Verkehrs wurde, verschwanden die frühern typischen Formen des geselligen Lebens, oder sie traten wenigstens stark in den Hintergrund. Das war in erster Linie das frühere Badehausleben und der Besuch der Spinnstube, die beide in Stadt und Dorf gleich sehr im Schwange waren. Dem Badehausleben war, wie in dem Bande „Renaissance" dargelegt worden ist, durch das erstmalige Auftreten der Syphilis im Bunde mit der zunehmenden Verarmung der Massen ein jähes und unnatürliches Ende bereitet worden. Wo es sich aber über die Fährnisse jener Zeiten hinaus erhalten hatte, oder nach deren Überwindung von neuem wieder auflebte, entwickelte es sich, wie wir schon im letzten Kapitel gesehen haben, in den meisten Fällen zum ausgesprochnen Bordellbetrieb. Anders verhielt es sich freilich mit dem Besuch der sogenannten Heilbäder, die man offiziell nur zur Kur besuchte. Diese bekamen im Gegenteil im achtzehnten Jahrhundert immer mehr Ansehen, und vielerorts erhielten sich auch die frühern Sitten, womit wiederum dieselben hauptsächlichsten Kurerfolge wie früher verknüpft waren: „Nichts wirkt vorteilhafter auf die Fruchtbarkeit der Frauen, als eine Reise ins Bad, und tut's nicht das Wasser, so tut es der Mönch" — so heißt es genau wieder, wie in der Renaissance, in den satirischen Schilderungen des Lebens in den Modebädern des achtzehnten Jahrhunderts. Koketterie, Flirt, kurz jede Art Galanterie war die Hauptbeschäftigung der meisten Besucher. Doch galt das nur von den sogenannten Modebädern, deren berühmtestes damals Spaa gewesen ist. In den wirklichen Heilbädern dagegen, von denen wir als Beispiel

die zu jener Zeit besonders beliebten württembergischen Badeorte Wildbad, Teinach und Göppingen anführen, herrschte eine direkt entgegengesetzte Stimmung: sie waren geradezu die Mittelpunkte des in den kleinbürgerlichen Schichten damals grassierenden Pietismus. Hier wurde das Baden förmlich als ein Gottesdienst angesehen, und es war insofern auch einem Gottesdienst ähnlich, als man ihm durch Singen religiöser Lieder, die auf die Zwecke des Badens sich bezogen, eine religiöse Weihe zu verleihen trachtete. Als Beleg sei der folgende Choral angeführt, der den stuttgarter Stadtpfarrer Jakob Friedrich Jung (1689—1754) zum Verfasser hatte und nach der Melodie „Werde munter, mein Gemüte" in den württembergischen Bädern täglich beim Baden gesungen wurde:

Geistliche Betrachtung des Badewassers und Andacht unter dem Baden

Senket Euch, Ihr matte Glieder,
In dies warme Bad hinein,
Und laßt Euch dies Wasser wieder
Eine neue Stärkung sein:
Und Du Gott geweihter Geist,
Da Dein Leib die Ruh geneußt,
Soll geschäftig dich erzeigen
Und zu Deinem Gott aufsteigen.

Wasser waschet ab die Flecken,
Die man an dem Leibe hat;
Aber die im Innern stecken
Nimmt des Geistes Wasserbad:
Daß der schwarze Sündenruß
Aus der Seele weichen muß
Und der Unschuld reine Lilgen
Alles Lästerhaffte tilgen.

Rinnt der Schweiß zu beiden Seiten
Ab von Deinem Angesicht;
Ach! so denk an Christi Leiden,
Da ihm roter Schweiß ausbricht.
Laß, Herr, solchen Purpursafft
Meiner Seelen geben Kraft,
Wenn ich werd im Angstbad sitzen
Und den kalten Schweiß ausschwitzen.

Ey! so seye denn gepriesen,
Edles Wasser, Schöne Fluth,
Die mich himmelan gewiesen,
Und mir so viel Gutes thut:
Wenn sie mir zu Gottes Preiß
Waschet ab den trüben Schweiß,
Ja der Glieder Glanz erneuert
Und der Krankheit Sorgen steuert.

Heute würden wir solche Produkte zum mindesten für ungewollte Parodien der Frömmigkeit halten, aber damals war dieser Ton nicht nur ganz ernst gemeint, sondern der Ernst wurde auch nicht angezweifelt. Dem widerspricht nicht, daß es eine ganze Reihe Spötter gab, welche behaupteten, daß gerade in dieser pietistischen Atmosphäre die irdische Liebe aufs beste gedeihe — und das sei auch nicht weiter verwunderlich, „weil eben die meisten Leiden, vornehmlich die der Frauen, nur aus diesem einen Punkt zu kurieren sind". Daraus würde folgen, daß der Hauptunterschied zwischen diesen vom mittlern Bürgertum besuchten Heilbädern und den Modebädern nur im Äußerlichen bestand, daß hier nur die Scheinheiligkeit an Stelle der offnen Galanterie dominierte. So berechtigt nun auch ganz gewiß die allerstärksten Zweifel gegenüber dem Pietismus als undurchdringlicher Panzer christlicher Keuschheit sind, weil mit ihm tatsächlich sehr häufig die schmierigste Gemeinheit gepaart war, so darf natürlich trotzdem nicht angenommen werden, daß alles asketische Gebaren der kleinbürgerlichen Massen eitel Scheinheiligkeit gewesen wäre. Wenn nicht eine vollständige Asketik, denn einer solchen begegnet man bei den Massen niemals, so war damals doch jedenfalls eine relative für große Schichten der kategorische Zwang der bittern Lebensnotwendigkeit, die ja das ganzes Geheimnis aller Asketik ist. Wer sein Leben lang mit jedem Groschen rechnen muß, dem sind in den meisten Fällen die Antriebskräfte versagt, auch



LE SOMEIL D'ÉRIGONE

Galanter französischer Farbstich nach einem Gemälde von Monsian

nur zeitweise aus der Liebe eine vergnügliche Beschäftigung des Alltags zu machen. Was für den Kleinbürger gilt, gilt natürlich noch mehr für den meist im Hörigkeitsverhältnis lebenden Bauern und ebensosehr für den in nicht geringerer Abhängigkeit befindlichen proletarischen Lohnarbeiter. Diese beiden Kategorien hatten nicht nur keine Zeit dazu, um aus der Liebe eine Beschäftigung zu machen, sondern sie waren dazu auch viel zu viel abgearbeitet. Bei einer 14—15stündigen täglichen Arbeitsfron sinkt die Liebe naturgemäß zu einem ganz brutalen Instinktleben herab, dessen einzige „Veredelung" schließlich in den brutalen Exzessen besteht, zu denen der Rausch hin und wieder verführt. —



395. Symbolische Darstellung der Freude an unzüchtigen Unterhaltungen in Männerkreisen

Die zweite Hauptgelegenheit des ehemaligen gesellschaftlichen Lebens der kleinbürgerlichen und kleinbäuerlichen Klassen, der Besuch der Spinnstube, erhielt sich auf dem Lande zwar immer noch, und hörte nur in den Städten allmählich auf. Aber auch auf den Dörfern nahmen die Männer nicht mehr in demselben Maße daran teil, wie früher. Wo dies gleichwohl der Fall war, blieben meistens auch dieselben Sitten und Gepflogenheiten herrschend, derselbe handgreifliche Flirt wurde dabei getrieben, wie er in der Renaissance üblich war und den Hauptgrund des eifrigen Besuchens der Spinnstube auf beiden Seiten bildete (Bild 397).

Der zunehmende Besuch des Wirtshauses durch die Männer setzte voraus, daß auch die Frau ein immer häufigerer Gast dort wurde. Dies trat auch ein, als die frühere Trinkstube zur öffentlichen und allgemeinen Kneipgelegenheit sich wandelte und nur zu bestimmten Zeiten den Sammelplatz für die wirtschaftlichen und politischen Kämpfe und Organisationen bildete. In manchen Schichten des niedern Volkes war schon im siebzehnten Jahrhundert der Wirtshausbesuch der Weiber ein überaus reger. Abraham a Santa Clara kennzeichnet dies, indem er in der ihm eigenen übertreibenden Weise erklärt, daß die Weiber über-

haupt häufigere Wirtshausgäste seien wie die Männer. In seinem „Gehab dich wohl" schreibt er:

Bei uns Deutschen . . . kommen fast mehr Weiber in denen Wirtshäusern und Schenkstuben zusammen als ehrbare Männer. Die Veronica, der alte Rantzen saufft sich an wie eine Wantzen, die Luzl trinckt per Pausch ihr dreymal des Tags einen Rausch, die zahnluckete Andl hat ihren Wandl meistens bey der Kandl, die rinnäugete Midl versaufft Hauben und Hüttl. Der buckleten Salome thut schon 8 Tag der Magen weh, die Schmertzen werden immer grösser, weil sie aber 3 Maaß Wein im Leib hat wird es Gott Lob! wieder besser.

Auch im zeitgenössischen Schimpfwörterlexikon und ebenso im satirischen Bilde (Bild 75, 393 und 394) spielt die dem Trunke ergebene Frau eine nicht seltene Rolle. Das Leipziger Frauenzimmerlexikon registriert unter andern die Schimpfwörter „Sauffdrosseln" und „Pampschwestern" und schreibt dazu:

Sauff-Drosseln — nennt man insgemein diejenigen liederlichen versoffenen Weiber, so dem Trunck ergeben sind, ingleichen Zechschwestern, Brantewein-Bullen, Zippschwestern u. d. g.

Pamp-Schwestern — so auf nichts denken, als was sie Gutes essen und trincken wollen, und ihren wollüstigen Leib durch allerhand Becker-Bißgen und Schnabelwerck täglich unterhalten und ausmästen.

Daß jedoch die Trunksucht nicht nur bei den Frauen der niedersten Volksschichten herrschte, erweist neben vielen andern Belegen dokumentarisch die Feststellung, die Tholluck in seinem Buch „Das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts" zu machen gezwungen ist. Nach den von ihm bearbeiteten tübinger Universitätsakten mußten von der Universitätsbehörde selbst an den Töchtern und Frauen der Professoren sehr häufig uneheliche Schwangerschaften, Fruchtabtreibungen, Ehebrüche, und vor allem ein trunksüchtiges, brutales Gebaren gerügt und bestraft werden. An dieser Stelle mag weiter eingeschaltet sein, daß sogar an den Höfen die Trunksucht unter den Frauen sehr stark im Schwange war. Von dem Hofe Ludwig XIV. registriert die Herzogin Elisabeth-Charlotte die Völlerei als ein allgemein unter den Damen verbreitetes Laster. Sie schreibt:

„Das Sauffen ist gar gemein bei die Weiber hier in Frankreich und Mad. de Mazarin hat eine Tochter hinterlassen, so es auch meisterlich kann, die Marquise de Richelieu."

Das Geschlechtliche trat beim Wirtshausbesuch im handgreiflichen Flirt und vor allem in der Unterhaltung in Aktion; in der gegenseitigen Erzählung erotischer Erlebnisse und im Auftischen erotischer Witze. Für sehr viele war dies die einzige Unterhaltung, und es war neben dem Kneipen und dem Kartenspiel jedenfalls die beliebteste Unterhaltung. Der Volksmund hat diese Unterhaltungen, bei denen man in der Derbheit so weit als möglich ging, „mit der Sauglocke läuten" getauft (Bild 395). Am derbsten wurden derartige Unterhaltungen natürlich von jeher dann getrieben, wenn die Männer unter sich waren. Aber wenn Bier und Wein einmal ihre Wirkungen taten, dann nahm man auch in Gegenwart der züchtigen Frauen kein Blatt vor den Mund, was von diesen auch nicht verargt wurde; so wenig wie in diesem Stadium eine derbe öffentliche Liebkosung übel genommen wurde. Die Sittenprediger klagen daher ständig über das unzüchtige Gebaren in den Wirtshäusern: die Frauen bekämen dort nur Unflätigkeiten zu hören; die Männer täten alles, um ihre Gier an den Tag zu bringen, kein Wort



Leba Treina hair laun dir saga/
Diewöil no in vierzcha Taga
Aisser Hauzig gewiß würd wera/
So wett ich haun vnd scha gera/
Vnd ist daurzuo die Moynung mein/
Ma soll zur Hauzig kada ein/
Deß Hansa Michals Jäckles Vöita
Der ist mir lieb vour älla Löita:

Darnau deß Velta Frantza Doma/
I woiß sie werda gera koma.
Coantz Doissa Fritza Baura Frantza/
Wett I lada zuo dem vaur Dantzo/
Der Schultheiß will mein Etta haun/
Soll auff der rechta Söita gaun/
Vnd Clausa Moirs Hänsla der zwir/
Auff der Glenga gaun neaba mir.

Leber Jäckle I haun gehairt/
Deina Reda gar wol gelairt/
Daurmit I wolzu frieda bin:
So hair au itza meina Sinn/
Daß I wett gera lada laun/
Vnd ihna schaun vorhoisse haun/
Deß Homtza Steffa Baures Möia/
Thut sie soy feindla darauff fröia.

Darnau deß Krettlamacher Anna
(Ihr Etta macht meim Etta d Wanna.)
Hansa Baura Barla wett I
Au gera lada laun. Dann sie
Haur lang deinat bey meiner Aimma.
Vnd no zuo doise älesamma/
Wett I au lauda laun daurzuo/
Deß Hansa Doisa Baurabuo.

396. Die Bauernhochzeit. Deutscer Kupferstich am Ende des 17. Jahrhunderts

sei ihnen zu deutlich, aber die Frauen würden die Männer durch heimlichen und offenen Beifall selbst dazu aufreizen. Sie hörten über nichts gerner reden, als über das Vergnügen, das ihre Liebe gewähren müsse, und über die Schönheiten, die man bei ihnen zu finden sicher sei. Wenn einer dann bei einer günstigen Gelegenheit einen kecken Griff in ihr Mieder wage, „oder noch höher als bis ans Knie", so täten sie nur dann verschämt, wenn er es allzu plump mache. Andernfalls würde ihm durch verstohlenes Kichern und durch zärtliche Blicke gedankt. Auf dem Heimweg vom Wirtshaus, heißt es, verliert gar manche Dirne ihr Kränzlein und der vom Weine benebelte Mann seine Hausehre. Ist der Mann betrunken, dann bietet der Freund seine Hilfe an, ihn nach Hause zu bringen, „und der Mann ist nicht so rasch zu Bette gebracht, als die Frau in den Armen des nur darum so dienstwilligen Freundes die letzte Scham aufgibt". Solches sei die Regel.

Am brutalsten spielte sich das gesellige Leben ohne Zweifel in den Schichten des damaligen Lumpenproletariats ab, dessen ganzes Dasein ein bloßes Vegetieren war, und dessen gesellige Erholung darum immer nur in wüster Sinnenbefriedigung bestand. Aber wir haben über das Leben und Treiben in diesen Schichten des Volkes, abgesehen von England, nur sehr dürftige Berichte, und so muß man sich mit der bloßen Konstatierung begnügen, daß hier jeder Lichtblick mangelt und eine zu große Notlage der einzige wirkungsvolle Hemmungsfaktor war. —



397. In der Spinnstube. Deutscher Kupferstich

Am derbsten trieb man es in dieser Art, genau wie ehedem, bei familiären Festlichkeiten und bei den der allgemeinen Belustigung gewidmeten Volksfesten und Feierlichkeiten aller Art, dann weiter bei der Ausübung der von alters her üblichen Bräuche. Von den Familienfesten standen Hochzeitsfeier und Taufschmäuse nach wie vor obenan. Aber auch bei Leichenschmäusen ging es nicht viel weniger erbaulich zu. In der „Genealogie Nisibitarum" heißt es z. B.:



398. Bäuerliche Johannisfeier. Deutscher Kupferstich

Wann das Grab ist zugeworfen, Wird der Todt erst gar versoffen, In dem Sterb-Haus nach dem Tod; Wo man Todten-Mahlzeit haltet; Da der Leichnam kaum erkaltet, Ißt und trinckt wohl über Noth.

Unter solchen Umständen darf es nicht wundernehmen, wenn weiter berichtet wird, daß manche Witwe schon bei dieser Gelegenheit überlegte, wer unter ihrer Freundschaft wohl am besten die Stelle des Verstorbenen einnehmen könnte. Bei der Hochzeitsfeier herrschten häufig fast noch dieselben Gepflogenheiten wie in der Renaissance. Man vergnügte sich an denselben anzüglichen und handgreiflichen Scherzen und Späßen. Daß diese von ihrer früheren hanebüchenen Derbheit im Laufe der Jahrhunderte nicht allzuviel eingebüßt haben konnten, erweisen schon die noch im ganzen 17. und 18. Jahrhundert üblichen Hochzeitssprüche, die vorgetragen wurden, oder mit denen u. a. die sogenannten Brautteller geschmückt waren, auf denen man teils der Braut die Geschenke überreichte, teils die Beiträge für die Musik bei den Gästen einsammelte. Die folgenden eindeutigen Sprüche finden sich alle auf einem einzigen derartigen Teller vereint, der aus Süddeutschland stammt:

„Auf das Küssen, kommt das Müssen", „Wär ich ein Floh, ich wollt mich setzen ans rechte Ort mich ergötzen", „Greiff oben, Fuchs unten", „Urschel ruckt, Franz druckt", „Laß das Greifen oben sein, führe lieber unten ein".

Eine deutlichere Sprache war in anständiger Gesellschaft, denn nicht nur in den Bauernstuben fand man an derartigem Geschmack, wohl nicht leicht möglich. Aus ähnlichen Anzüglichkeiten bestanden auch die Hochzeitsgedichte, die zu Ehren des Brautpaares verfaßt und mit den entsprechenden Gesten begleitet bei jeder

Hochzeit vorgetragen wurden. Bild 66 zeigt ein solches Hochzeitsgedicht, freilich eines der zahmsten. Auch die von den Spielleuten gesungenen und mit Musik begleiteten Lieder waren häufig nur gereimte Obszönitäten. Am ärgsten trieb man diese erotischen Ulkereien bei der sogenannten Nachhochzeit, die gewöhnlich am andern Tage stattfand. Guarinonius schreibt von einem solchen selbsterlebten Fall aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts:

„Ich bin mit und bey gewesen auff einer Hochzeit am andern Tag, wellichen man allhie zu Lande den güldenen Tag oder das Eyer im Schmaltz nennet, allda man den Spielleuten die allerschendlichsten Lieder an- und auffgeben, nicht allein auff ihren Instrumenten zu spielen, sonder auch mit der stimme darein zu singen; deß aber nicht genug war, sonder ein ungehobleter Ehrloser Schalcksnarr allda zugegen war, wellicher ein darzu gerüste Banck hette, dieselb mitten in die Stuben nider stellet, damit er von allen wol mochte gesehen werden, der Taffeln aber vier wol besetzt, Manns- und Weibsbilder und Jungfrawen verhanden waren. Auff dieser Banck übet er dergleichen Gebärden, ob wellichen ich noch in dieser stundt mich von hertzen schäme zu gedencken, dergleichen ich bey keinem Heyden nie gelesen hab ..."

Aber, wie Guarinonius weiter schreibt, niemand außer ihm von der Gesellschaft hat sich ob der vorgetragenen und handgreiflich demonstrierten Zoten sittlich entrüstet, sondern alle andern waren im Gegenteil weidlich darob erbaut. Die vom Sprecher gemachten Zoten bestanden in diesem Fall wahrscheinlich wie üblich in einer humoristischen Glossierung der Brautnacht der beiden Eheleute und der Erfahrungen, die jedes von beiden vermutlich dabei gemacht haben dürfte. Sofern im Laufe des 18. Jahrhunderts eine Milderung in der Derbheit der Sprache dieser Produkte eintrat, geschah dies meist nur in der Form, daß an die Stelle der naiven Derbheit immer mehr eine schwülstige Lüsternheit trat, mit der hinfort alles gewürzt wurde; dieser begegnete man vor allem in den besseren Kreisen.

Den besten Beweis für das letztere bildet die so beliebte Art der bildlichen Darstellung des Eheschlusses in der zeitgenössischen Kunst, weil deren Produkte doch ausschließlich auf die besitzenden Klassen berechnet waren. Diese Darstellungen konzentrieren sich fast immer auf die beiden Motive „Le Coucher de la Mariée" und „Le Levé de la Mariée", d. h. auf die erotisch pikantesten Momente des Eheschlusses. Das mit heimlicher Neugier gepaarte Zieren der jungen Frau in dem Augenblick, in dem sie mit ihrem verliebten Gatten zum erstenmal das Ehebett besteigen soll —, das ist „Le Coucher de la Mariée" (Bild 40, 251 und 408); die Frau, die an den ihr gewordenen Liebeslektionen der eben verflossenen Hochzeitsnacht so viel Geschmack gefunden hat, daß sie sich nun nicht einmal mehr vor Mutter und Zofe geniert und sich nur widerstrebend von der Seite ihres Gatten erhebt —, das ist „Le Levé de la Mariée" (Bild 409). Auch die Mehrzahl aller sonstigen zeitgenössischen Verherrlichungen der Ehe pointiert sich auf diesen einzigen Punkt. Der oberste und einzige Gott der Ehe ist Priap, ihm hat man sich geweiht, indem man eine Ehe einging (Beilage: L'Offrande à Priape). Je gnädiger dieser Gott ist, um so glücklicher ist die Ehe, und darum opfert man auch nur ihm (Bild 417). —

Da das Volk an allen seinen Gebräuchen sehr lange festhält, auch wenn diese längst nicht mehr im realen Leben wurzeln, so erhielten sich auch die zahl-



Die persianische Gesandtschaft, holländische Volksbelustigung

399. Kupferstich nach einem Gemälde von C. Troost



Galante Darstellung auf einem Damenbrettstein

400. 17. Jahrhundert

reichen erotischen Gebräuche ziemlich ungeschmälert, die in den verschiedenen Ländern mit Neujahr, der Fastnacht, dem Maifest, der Sonnwendfeier, dem Johannisfeuer (Bild 398 und 405) usw. verknüpft waren. Zu den in dem Bande „Renaissance" geschilderten Übungen fügen wir noch die folgenden. In England war es noch am Ende des 18. Jahrhunderts Brauch, daß sich am ersten Mai in jedem Sprengel, in jeder Stadt und jedem Dorf alt und jung versammelte, um gemeinsam den Maibaum zu holen. Aber die wenigsten kehrten des Abends nach Hause zurück, sondern die meisten verbrachten die ganze Nacht im Walde bei allerlei Tanz und ausgelassenen Spielen. Daraus erklärt sich denn leicht, was Taine, der diese Feier des Maibaum-Einholens beschreibt, über die Konsequenzen berichtet: „Von hundert Mädchen, die diese Nacht im Walde zubringen, kommt kaum der dritte Teil unversehrt zurück." Eine andere englische Sitte, die vornehmlich in Hertfordshire in der Übung war und alle sieben Jahre am Michaelistage alten Stiles, d. i. am 10. Oktober, ausgeübt wurde, war, ebenfalls nach Taine, diese:

Eine Menge junger Kerle, größtenteils Landleute, versammeln sich an diesem Tage des Morgens auf dem Felde und wählen einen Anführer, dem sie verbunden sind, überall nachzufolgen. Dieser setzt sich nun mit seinem Trupp in Marsch, und zwar geht der Zug durch die beschwerlichsten Wege, durch Sümpfe und Moraste, über Zäune, Graben und Hecken. Wen sie auf ihrem Zuge antreffen, ohne Rücksicht auf Stand, Alter und Geschlecht, muß die Zeremonie des Schwingens aushalten. Die Weiber und Mädchen kommen daher diesen Tag nicht aus ihren Häusern. Nur allein liederliche Weibspersonen lassen sich gerne schwingen und bleiben bei dem jovialen Trupp bis spät in die Nacht, wo, wenn das Wetter günstig ist, Banquet und Bacchanal im Felde unter freiem Himmel gehalten wird.

Am ausgelassensten war man jedoch bei den im Anschluß an bestimmte Gelegenheiten, wie Märkte und Wallfahrten, üblichen allgemeinen Volksfesten. Von Dezenz war dabei nie sehr viel zu spüren. Als charakteristisches Beispiel der Art und Weise, wie die Volksmassen sich bei solchen Gelegenheiten amüsierten, sei die folgende Unterhaltung angeführt, die in verschiedenen Ländern sehr populär gewesen und speziell in Belgien noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts im Schwange geblieben ist, wo sie bei der altberühmten Brüsseler Kirmes einen der Höhepunkte des allgemeinen Vergnügens bildete. Regelmäßig am Kirmesdienstag versammelte sich alle Welt an irgend einem steilen Abhang in der Umgebung der Stadt oder des Dorfes. Man aß, trank und sang, und schließlich umschlang man sich paarweise, um sich unter lautem Jubel den Abhang hinabrollen zu lassen. Eine hübsche Frau, deren Nudidäten bei dieser Gelegenheit aller Welt zum Augenschmaus dienten, brauchte sich dessen nicht zu schämen, sondern sie wurde im Gegenteil begeistert beklatscht, und ihr Partner um ihren



Cloris und

Holländischer Kupferstich von P. Tanje nach einem Ge



Hochzeit

Troost. Aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Besitz beneidet. Von Brüssel, wo diese Volksbelustigung stets an einem ziemlich ausgedehnten Abhang des Vossegattales stattfand, wird berichtet, daß oft vier bis fünftausend und noch mehr Paare auf diese Weise zum eignen und fremden Vergnügen auf dem Rasen sich herumwälzten. Im böhmischen Egerland nannte man dieses Spiel „Butterfaß wälzeln", in England hatte es einen ähnlichen Namen.



Galante Darstellung auf einem Damenbrettstein
401. 17. Jahrhundert

Die Volksfeste, die ihre größte Entfaltung wohl in England erlebten, — denn hier waren dafür die günstigsten Voraussetzungen vorhanden: große Städte und umfangreiche bürgerliche Freiheiten, — waren fast immer Saturnalien, bei denen neben dem Kultus des Bacchus ein ausschweifender Venusdienst stets die Hauptrolle spielte. Daß sich weder der eine noch der andere in Formen vollzog, die ein geläuterter Geschmack auch nur annähernd erträglich hätte finden können, ist freilich schon deshalb kein Wunder, weil diese Gelegenheiten stets auch die Haupterntetage der Dirnen darstellten, die bei keinem Volksfeste fehlten, zu den größeren aber in ganzen Scharen pilgerten und häufig sogar extra von auswärts zureisten. Aber auch ohne die Dirnen, ganz unter sich, huldigte man mit besonderer Vorliebe der Zote. Das bekannte Bild von Troost, die Vorführung der persianischen Gesandtschaft, ist ein schlagender Beweis dafür. Dieser Ulk bestand darin, daß eine hübsche Frauensperson ihre entblößte nördliche Körperhälfte, die man mit Kohle in ein Pausbackengesicht verwandelt hatte, zum Gaudium der Zuschauer am Fenster präsentierte. In dem Gemälde von Troost ist eine bekannte hübsche holländische Wirtin in der Nähe von Amsterdam die Akteurin bei diesem grotesken Spaß gewesen (Bild 399). Je größer die allgemeine Roheit in Worten und Taten sich gebärdete, um so größer war sogar das Vergnügen. Und auch umgekehrt: je höher das sogenannte Vergnügen stieg, um so ausschweifender gebärdete sich Männlein und Weiblein. Die wenigsten Frauen kamen bei solchen Gelegenheiten ungerupft davon. Von der berühmtesten londoner Messe, der sogenannten Bartholomäusmesse, hieß es deshalb auch, „sie ist das Grab der londoner Jungfernschaften", und alle die Kinder, von denen die Mutter den Vater nicht anzugeben vermochte, nannte man „Bartholomäuskinder". Noch im Jahre 1800 berichtet C. A. G. Goede in seinem in Dresden erschienenen Buche „England, Wales, Irland und Schottland" über diese Messe das Folgende:

So wie hier alles die Sinne des Pöbels zu reizen bemüht ist, so überläßt sich auch dieser ganz einem ausschweifenden Genusse des Vergnügens. Lust und Freude glänzt auf allen Gesichtern, und einstimmig ist der allgemeine Jubel. Daß man sich hier nichts versagen zu dürfen glaubt, und daß man sich dabei nicht sonderlich um die Dezenz bekümmert, wird wohl ein jeder von selbst voraussetzen. Eine gewisse Klasse der öffentlichen Mädchen wird diese drei Tage über auf dem Tummelplatze des Pöbels einheimisch. Doch auch manches junge unerfahrene Mädchen wird

im Strom des verdorbenen Gesindels mit fortgerissen; und viele von denen, die gegenwärtig in London unter den Priesterinnen der Venus den ersten Rang behaupten, debütierten auf dieser Bühne zuerst und kamen aus den Händen trunkener Matrosen in die Arme eines Lords.

Ähnliches gilt auch von den großen Wallfahrten in den katholischen Ländern, die stets in ein turbulentes Volksfest von höchst unheiligmäßigem Charakter ausklangen. Über die berühmte Wallfahrt nach Hernals bei Wien schreibt ein zeitgenössischer Berichterstatter:

Dergleichen Oerter und heilige Gelegenheiten, Laster ausüben zu können oder wenigstens anzufangen, gab es vorhin hier sehr viele ... Eines der vorzüglichsten ist Herrnhals, ein vor den Linien Wiens gelegenes Dorf, wo ein Kalvarienberg ist, welcher der Spazierfahrt einen heiligen Namen gibt. Dieser Ort wird zur Fastenzeit häufig besuchet, und verdient in der That die Fastenredoute genennet zu werden, wie man ihn auch hier wirklich benennet.

Unter dem Vorwande der Andacht geht dort alles zusammen; der Pöbel sowohl als der Adel läuft, reitet und fährt haufenweise diesem Orte zu. Hier ist die wahre Augenweide an den Busen der Damen, weil physisches Fleisch durch den Mund in der Zeit den Katholiken zu genießen verboten ist, und die prächtigsten Kutschen, Equipagen und Putze stellen sich da dem menschlichen Auge dar ... Auch ist dieser Ort wie alle öffentlichen Lustbarkeiten von Freudenmädchens nicht unbesucht ... Hier führt der Mann seine Maitresse unterm Arm und dort begegnet ihm seine Frau in zwei Offiziers geschlungen; sie gehen einander vorüber, nicken sich zu und lachen ...

Weil die illegitimen Liebesfreuden die Hauptsache für viele Teilnehmer an solchen offiziellen Andachtsübungen waren, so schuf der Volksmund eine ganze Reihe dementsprechender Redensarten. Von einem Mädchen, das im Verdachte der Schwangerschaft stand, sagte man: „sie ist wallfahrten gegangen". Ähnliches sagte man auch von den Ehefrauen, die in ihrem ehelichen Liebeskalender die Abwechslung liebten. Ein anderes Wort lautet: „Wer seine Frau ins Bad läßt und wallfahrten schickt, dem bleibt kein Jahr die Wiege leer." Oder auch: „Den Segen bringen die Weiber von der Wallfahrt gleich mit, er wird in neun Monaten schreiig."

Zu den Volksfesten gehörten in allen Ländern auch die öffentlichen Hinrichtungen. Im ausgesprochensten Maße und bis in unsere Gegenwart herein war dies in England der Fall. Noch in dem 1852 erschienenen Buche „Wanderungen durch London" heißt es:

„Sie wollen wissen, wo unsere Volksfeste abgehalten werden? Unsere Kirchweihen, unsere Winzerfeste, unsere Fastnachtsschwänke, die in Ihrem sonnigen Lande das Volk mit Wein und Lust und Tanz berauschen? Vor Newgate, mein Herr, wenn gerade ein Mensch gehenkt wird, oder in Horse-monger-lane, oder sonst auf einem schönen Platze vor dem Kriminalgefängnisse einer unsrer Grafschaften. Da ist ein Treiben und ein Leben von Tagesanbruch an bis zu dem Augenblicke, wo der Henker seine gräßliche Pflicht getan hat, gegen das Ihr Jahrmarktsleben in den Hintergrund tritt. Die Fenster der Umgebung werden für teures Geld vermietet, Schaugerüste aufgeschlagen, Buden mit Eßwaren und Getränken in der nächsten Nähe aufgepflanzt; Bier und Branntwein gehen zu vollen Preisen ab; meilenweit kommen sie gelaufen, geritten und gefahren, um das menschenschänderische Schauspiel zu sehen; und in vorderster Reihe die Frauen, meine Landsmänninnen, nicht etwa bloß die Weiber ärmerer Klassen, auch feine, zarte, blonde Lockenköpfe. O, es ist schändlich, aber es ist wahr. Und unsere Zeitungen haben nachträglich die traurige Pflicht, deren sie kein echter Engländer entheben würde, die letzten Zuckungen der Unglücklichen mit der haarsträubenden Genauigkeit eines Physiologen zu registrieren."

Und gerade diese zu öffentlichen Schauspielen erhobenen Hinrichtungen spielen in der Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit eine hervorragende Rolle,



A la Nopce Poullissõs	Rolin gaillar et content	Catin dans ce beau banc	Deux Teygne[x] et vn pelé	Roger qui nayme que leau	Mais le bossu Talebot	Maistre Jan qui nest pas las	Enfin tous les Conuiez
ouplustost gueux a la soupe	soit pour mager oupo[r] boire	se serime de la be daine	habules a la besogne	voyant toute tasse plaine	dont lestomach est debile	Siat la dance apres la pance	prient le Dieu dHymenee
Femmes Filles et Garcons	montre quil est impotent	et ne cesse son caquet	sont vn saupiquet meslé	Se coeffe de son chappeau	dans vn coin sans dire mot	et puis quil ny entre pas	qui donne aux deux Mariez
accourez toutes en troupe	de tout fors de la Machoire	que lors que[l] la gueul[e] plaine	de poux de gale et de Rogne	et tire a perte dhaleine	se decharge de sa Bile.	il ne sort point de cadence	et belle et grande lignee

402. Spottbild auf eine Bettlerhochzeit. Französischer Kupferstich

denn die grausamsten dieser Schauspiele, bei denen das Opfer erst gemartert und stückweise vom Leben zum Tode gebracht wurde, waren für einen großen Teil der Zuschauer, und wiederum vor allem für die Frauen, nichts anderes als ungeheuerliche Stimulantien zur Wollust. Man genoß sie, um die eigenen Sinne dadurch in der wildesten Weise aufzupeitschen. Und diese Wirkung trat bei jeder derartigen Hinrichtung in geradezu grauenerregender Weise in Erscheinung. Holtzendorf schreibt in seinem Buch über die Zwecklosigkeit der Todesstrafe:

Eine sonst ruhige und anständige Landbevölkerung zeigte sich bei kleinstädtischen Hinrichtungen von der schlimmsten Seite, so daß man behaupten dürfte, die Vollstreckung von Todesurteilen bezeuge nicht nur die bereits vorhandene Ausartung verdorbener Menschen, sondern verderbe auch bessere Elemente. Dymond bezeugt von einer in der kleinen Stadt Chelmsford vollzogenen Hinrichtung, daß unter der herbeigeströmten Landbevölkerung „ein wahrer Carneval der Ausschweifung" geherrscht habe. Dem Henker war in der Nacht vor der Hinrichtung ein Festessen in einem Wirtshause gegeben worden, um ihn dabei seine Hinrichtungsgeschichten erzählen zu lassen. Aus dem Umkreis von zwanzig englischen Meilen kamen die Landleute herbei. Junge Männer und Mädchen vereinigten sich dabei zu Picknicks.

Bei sensationellen Hinrichtungen, wo durch den vorhergegangenen Prozeß die ganze Bevölkerung einer Stadt schon vorher in Aufruhr versetzt worden war, kam es meistens sogar zu wirklichen Massenorgien, bei denen nicht nur das gewöhnliche Volk sich in Unzucht wälzte, sondern an denen die vornehmsten Kreise gleich stark partizipierten. Wir wissen aus zahlreichen nachkontrollierbaren Mitteilungen, daß es im 17. und 18. Jahrhundert förmlich zum bon ton der guten Gesellschaft gehörte, berühmten Hinrichtungen beizuwohnen, und daß von den reichen Leuten ganz enorme Preise für ein Fenster bezahlt wurden, das auf den Hinrichtungsplatz hinausging. In diesen Fenstern lagen dann stundenlang die feinsten Damen. Madame Sevigné war bei jeder öffentlichen Folterung und Exekution als Zuschauerin dabei. Als die berühmte Giftmörderin Marquise Brinvilliers zum Schafott geführt werden sollte, wurde sie so sehr von der vornehmsten Gesellschaft, von wirklichen Gräfinnen und Marquisen umdrängt, daß der Zug kaum vorwärts kam. Aber diese Damen begnügten sich nicht bloß damit, zuzuschauen, sondern auch ihnen war ein solches Schauspiel nur eine raffinierte Stimulanz. Wenn bei solchen Gelegenheiten vom Straßenpöbel nicht selten Hunderte von Frauen vergewaltigt wurden, wenn dieser in die Freudenhäuser einbrach und dort ungeheuerliche Orgien inszenierte, so lösten die vornehmen Damen, die vom hohen Balkon aus Zeuge waren, ihre gespannten Sinne auf noch raffiniertere Weise aus. Man hielt in üppigen Kostümen Sektgelage am offenen Fenster ab und gebärdete sich dabei aufs schamloseste. Ein französischer Chronist schreibt:

„... nie sind unsere Damen gefälliger, und der Anblick der Leiden des geräderten Opfers ist ihnen die größte Steigerung ihres Vergnügens, das sie stets auf der Stelle kosten wollen."

Zur Kontrolle lese man die Schilderung der ekelhaften Szenen nach, die Casanova bei der Hinrichtung des verrückten Damiens miterlebte und deutlich genug erzählt. In England wurden solche Zimmer, die auf einen Hinrichtungsplatz hinaus gingen, meistens mit mehreren Betten möbliert und an vornehme Paare nicht nur für den ganzen Tag, sondern oft auch für die darauffolgende Nacht vermietet ...

Die eigentlichen Volksfeste knüpften sich stets an bestimmte Tage und Gelegenheiten, wie Messen, Märkte, Kirchweihen usw. Aber mit dem Wachstum der wirklichen Großstädte, das waren im 17. Jahrhundert freilich nur London, Paris, Wien, und erst sehr spät auch Berlin, und dem damit verbundenen Zusammenströmen eines ganzen Heeres von mehr oder weniger vornehmen Nichtstuern, von Glücksrittern und Hochstaplern jeder Art, entstand an diesen Orten allmählich das Bedürfnis, sozusagen jeden Tag Volksfest feiern zu können, d. h. eine Gelegenheit zu haben, wo man sich alltäglich auf eine ungezügelte Weise vergnügen konnte. Dieses Bedürfnis zeitigte die Vergnügungsetablissements, damals Lustgärten genannt, die heute den Hauptangelpunkt für den Fremdenverkehr einer jeden Stadt bilden. Ihre Geburtsstätte ist London. Dort entstanden solche Lustgärten bereits im 17. Jahrhundert, und Konzerte, Bälle, Maskeraden waren ihr erstes Programm. Die ersten dieser Art waren Marybones Garden und die Gärten von Vauxhall, auch „The New Spring Gardens" genannt. Zu diesen kamen später noch die Gärten von Ranelagh. Am berühmtesten wurden die Gärten von Vauxhall, so daß man diesen Namen kurzerhand auch in anderen Städten übernahm, als man auch dort solche Lustgärten



403. Spottbild auf die Ausgelassenheit der Bauern beim Tanzen. Deutscher Kupferstich

eröffnete. Am Ende des 18. Jahrhunderts besaßen sowohl Paris als auch Berlin ein Vauxhall. In den Gärten des londoner Vauxhall kamen täglich vier-, fünf-, und sechstausend Menschen zusammen, aber bei besonderen Gelegenheiten zählte man deren auch acht- und zehntausend. Den Pöbel, — und darunter verstand man damals viel weniger das Großstadtgesindel, als vielmehr die unbemittelten Volksschichten, — schloß man zwar nicht durch hohe Eintrittspreise vom Besuche dieser Gärten aus, aber durch die ungeheuer teuren Preise, die für Speisen und Getränke verlangt wurden (Bild 410).

Wer erotische Absichten hatte, fand von Anfang an an diesen Orten die günstigste Gelegenheit zu deren Befriedigung, denn hierhin strebte nicht nur stets das große Heer der Dirnen, sondern auch jene Frauen und Mädchen, die nur auf ein vorübergehendes Abenteuer ausgingen. Der letztere Umstand führte dazu, daß von den Männern alle die Frauen, die ohne männlichen Schutz diese Lustgärten aufsuchten, als Freiwild angesehen und dementsprechend behandelt wurden. Ein Zeitgenosse, der Engländer Pepys, schreibt am ersten Juni 1668 in sein Tagebuch:

„Allein nach Vauxhall, ging dort spazieren und sah den jungen Newport und zwei andere Taugenichtse aus der Stadt zwei Mädchen überfallen, die mit ihnen eine Stunde herumspazierten mit den Masken vor ihren Gesichtern."

Und unter dem siebenundzwanzigsten desselben Monats schreibt er:

„Über Wasser mit meiner Frau und Deb und Mercer nach Spring Garden, und dort gegessen und herumspaziert; und beobachtet, wie roh einige junge Galans aus der Stadt geworden sind. Sie gehen in die Lauben, wo keine Männer sind, und notzüchtigen dort die Frauen, welche Dreistigkeit des Lasters in unsrer Zeit mich sehr aufbrachte. Und so wir zu Wasser wieder fort, mit viel Vergnügen wieder nach Hause."

Angesichts der Alltäglichkeit solcher Vorkommnisse schreiben andere Berichterstatter mit Recht, daß jene besseren Frauen, die sich maskiert in diesen Lustgärten herumtrieben, solche unzüchtigen Angriffe geradezu ersehnten und darum im Grunde ihres Herzens sehr vergnügt darüber waren, wenn ihr verschämtes Sträuben von einem ihnen zusagenden Liebhaber mißachtet und ihre Gunst mit Gewalt erzwungen wurde. Manche taten sogar alles, um solche Erlebnisse zu provozieren, indem sie stets im dunkelsten Gebüsch sich aufhielten, wo ein unternehmender Liebhaber keinerlei Störung bei seinen galanten Unternehmungen zu fürchten hatte. Alle diese Orte dienten also gleich sehr der offenen wie der geheimen Prostitution. Und diese in jeder Weise zu fördern, waren alle diese Lustgärten auch angelegt. Der „Observateur français à Londres" schreibt:

Man hat dort viele kleine, einsame Gebüsche angebracht, die den Liebenden günstig sind. Dies zieht vielleicht am meisten die englischen Frauen an. Sie haben Schwächen, aber besitzen noch nicht die Kühnheit, nicht darüber zu erröten, geschweige denn damit zu prunken. Die öffentlichen Dirnen werden von dieser Promenade keineswegs ausgeschlossen, sondern können dort ihre Talente verwerten, vorausgesetzt, daß dies ohne Skandal geschieht, und die Gebüsche dienen vorzüglich dieser Art von Prostitution.

Da diese Notiz aus dem Jahre 1769 stammt, so erhellt schon hieraus, daß die Szenen, die der vorhin zitierte Pepys dokumentiert, ein ganzes Jahrhundert lang an der Tagesordnung gewesen sind. Aber sie waren es noch unendlich



Unter dem Mispelzweig

404. Englischer Kupferstich nach einer Zeichnung von Hamilton

länger; denn neben zahlreichen literarischen Berichten aus späterer Zeit illustrieren uns die Kupferstiche Rowlandsons noch aus dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ganz gleichartige Szenen des ausschweifenden Lebens an diesen Orten: Wie die Dirnen hier zu Hunderten ihren zynischen Liebesmarkt aufschlugen, und wie es vor allem auch jetzt noch gerade die besten Damen verstanden, den Dirnen im frechen Benehmen den Rang abzulaufen (vergl. auch Bild 166).

Die Form der öffentlichen Vergnügungen, speziell der Volksfeste, ist für alle Zeiten ein wichtiger Gradmesser sowohl für die Gesamtkultur, als auch für die jeweilige Freiheit in den geschlechtlichen Sitten, denn hier finden diese stets eine ihrer augenfälligsten Ausprägungen. Dabei darf man jedoch nicht übersehen, daß dies vorwiegend nur für die größeren Städte gilt, oder höchstens noch für die Dörfer, die im nächsten Umkreis solcher liegen. Für die große Masse der Bauern dagegen spielten die Volksfeste im Zeitalter des Absolutismus eine immer geringere Rolle, ihre wirtschaftliche Lage war ja auch meistens derart traurig und ihre Abhängigkeit von der Willkür ihrer Herrn so stark, daß ihr Leben schließlich überhaupt keinen wirklichen Festtag mehr aufzuweisen hatte. Aber auch der kleine Bürger, zum mindesten soweit er entfernt von den Zentren des öffentlichen Lebens sein Dasein fristete — und als entfernt konnten damals schon einige Dutzend Meilen gelten —, ist in hohem Grade auszuschalten. Seine ganze Existenz war derart von der absoluten Staatsknechtschaft mit bevormundenden Bestimmungen umstrickt, jede seiner Bewegungen so sehr „landesväterlich" geregelt, daß ihm die geringste Möglichkeit und in den meisten Fällen auch der Mut fehlte, sich zügellos gehen zu lassen. Er, dem die Stunde, wann er zu Hause sein mußte, von Obrigkeits wegen vorgeschrieben war, dem der Nichtbesuch des Gottesdienstes bei schweren Strafen verboten war, der des Sonntags überhaupt nicht einmal vors Stadttor durfte, — dem derart gegängelten und geschurigelten Bürger erschien schließlich schon ein Glas Bier über den Durst eine Heldentat, auf die er wochenlang stolz war. Das weitere tat, wie schon erwähnt, der Pietismus, durch den natürlich nichts so sehr gehemmt wurde, als die Entwicklung irgendwelcher keck und kühn zur Expansion drängenden Lebensfreude.



Bäuerliche Belustigungen
405. Wiener Kupferstich von J. Wolff

* * *

Tanz und Spiele. Die veränderte historische Situation hat den Tanz im Ancien Regime gegen früher wesentlich gemodelt. Eine ganze Reihe Tänze verschwanden und neue traten dafür an deren Stelle. Das Spielerische und Kokette und andererseits das ausgesprochen Wollüstige



CONVE

LONDON, Publish'd Feb.ry 11. 1762, by

Englische Karikatur von H. Bunbury auf das



ZIONE.

ntfeller N°158 New Bond Street.

ftliche Leben im englischen Bürgertum. 1782

wurden jetzt die Hauptnote. Die charakteristischen Beispiele dafür sind das Menuett, die Allemande und der Walzer, die alle damals aufkamen. Durch diese Entwicklung wurde der Tanz vielleicht noch mehr wie ehedem der große Verführer, der niemals versagende Kuppler zwischen den beiden Geschlechtern. Der frühere Hauptzweck, die Tänzerin derart zu schwenken, daß die Röcke nur so flogen und aller Welt dadurch eine vergnügliche Augenweide bereitet wurde, verschwand zwar niemals völlig, aber man gelangte allmählich außerdem zu intimeren und darum vor allem zu raffinierteren Wirkungen. Bei den „Küssetänzen" zum Beispiel, die vornehmlich in England beliebt waren, wurde der Kuß, den sich die Paare während des Tanzes gegenseitig zu geben haben, aufs raffinierteste verlängert. Addison, der über diese Methoden entrüstet ist, schreibt: „Am schlimmsten sind die Küssetänze, bei welchen der Chapeau beinah eine Minute lang auf den Lippen der Tänzerin verweilen muß, wenn er nicht für die Musik zu früh kommen und taktwidrig tanzen will". Die Allemande, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts aufkam und, wie später der Walzer, von Deutschland aus überallhin ihren Siegeszug nahm, wird von dem Tanzmeister Guilleaume, dem Verfasser eines 1770 erschienenen „Almanach dansant", so charakterisiert:



Bäuerliche Belustigungen

406. Wiener Kupferstich von J. Wolff

> Wollüstig, leidenschaftlich, langsam, bequem und mutwillig, bringt die Allemande alle Koketterien des weiblichen Körpers zur Erscheinung; sie gibt Gelegenheit ihrer Physionomie den verschiedensten Ausdruck zu verleihen.

Der Verfasser der „Galanterien Wiens" schildert die Allemande, wie sie im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts getanzt wurde, so:

> „Ich will im Allgemeinen diese Unterhaltung (des Tanzens) nicht tadeln, nur aber Dir über die besondere Gattung, die hier eingeführt ist, meine Gedanken entdecken. Es ist das sogenannte Deutschtanzen, das zu nichts taugt, als das Geblüt zu erhitzen, und unordentliche Begierden zu erwecken, und darum glaube ich auch, liebt man es so. Die ganze Unterhaltung besteht in einem beständigen Herumdrehen, das den Kopf wirblicht macht, und zuletzt den Menschen seiner Sinne beraubt. Die verschiedenen wollüstigen Drückungen, und das Schwellen des erhitzten Busens erweckt Begierden, die man je eher je lieber zu befriedigen sucht . . . Wie viele Eroberungen hat nicht mancher Tanz schon zuwege gebracht, denn die Erinnerung, sich mit einem solchen Gaukler in der Wollust taktmäßig fortzuwühlen, übersteigt alle sinnliche Begriffe der hiesigen Mädchens."

Bei keinem Tanze soll man daher so rasch seine Sorgen vergessen. Derselbe Autor schreibt: „Wie viele tanzen sich nicht ihr Elend vom Hals, denn ich kann dir gar nicht beschreiben, was die Mädchen hier für eine Begierde zu tanzen haben.“ Alle diese Tänze, vor allem der nun in Mode kommende deutsche Walzer, wurden im Interesse der Galanterie aufs kühnste ausgebeutet, ihr Tempo beschleunigt und die Verschlingungen immer wollüstiger gestaltet. Gerhard Vieth, der in seinem 1794 erschienenen „Versuch einer Encyklopädie der Leibesübungen“ eine Apotheose auf den schön getanzten Walzer schrieb, erklärte daher: „Jenes wilde Umherschlendern und wilde Springen liegt unstreitig nicht im Charakter des Walzers, sondern in dem Charakter unserer leichten Herren und Damen.“ Aber weil eben alle Welt gerade in dieser Übertreibung das größere Vergnügen fand und jeden Walzer zu einem förmlichen Akt der Brunst machte, so ist es vollauf erklärlich, wenn sogar der nichts weniger als prüde Gottfried Bürger damals die folgende Philippika gegen den Walzer losließ:

Gebt Acht auf meinen deutschen Wink,
Ihr jungen Herrn und Damen!
Nicht immer führt dasselbe Ding
Bei uns denselben Name
Und heißt es gleich: Der Name thut
Am Ende nichts zur Sache:
So ist es dennoch immer gut,
Daß man ihn kund sich mache.



407. Schlittschuhlaufen. Augsburger Kupferstich nach einem Gemälde von N. Lancret

Ein kleiner Buchstab ab und an
Nimmt oder giebt viel Ehre.
Und macht zum wackern Edelmann,
Was sonst ein Roßknecht wäre.

Der Ausbruch wilder Aurhahnsbrunst
Heißt, zum Exempel — Falzen.
Thut eben das mit Schwabenkunst,
So heißt die Sache — walzen.

Der spezifische Tanz des Zeitalters des Absolutismus, der in dessen Zwecken und Zielen allein seine Wurzel hatte, von ihm gezeugt wurde und in ihm auch seine höchste Entfaltung erlebte, um mit ihm deshalb auch ebenso wieder zu verschwinden und höchstens als Karikatur weiterzuleben, war jedoch das Menuett. Das Menuett gilt in seiner Vollendung als das größte Tanzkunstwerk, das jemals auf dem Gebiete des Tanzes geschaffen worden ist, und das mit Recht. Am Menuett ist alles Eleganz, alles Grazie, alles höchste, künstlerische Logik, freilich alles auch Zeremoniell, das nicht die geringste Überschreitung der vorgeschriebenen Linien gestattet. Das Gesetz des Absolutismus, Pose und Demonstration, triumphiert im Menuett. Darum erlebte es seine Vollendung wiederum auch nur auf dem Parkett der Höfe, denn dort waren die Grandezza und die Abgemessenheit eines jeden Schrittes sowieso die für jede Bewegung vorgeschriebene Bedingung; hier allein war das ganze Leben restlos in spielerische Eleganz aufgelöst. Daß das Menuett zu so großer Vollendung kam, und daß hundert Jahre ununterbrochen an ihm gefeilt wurde — 1663 entstand die erste Komposition dieses Tanzes von Bedeutung und musikalischem Wert; das zu Ehren von Ludwig XVI. Vermählung mit Marie Antoinette von Gradel komponierte „Menuet de la reine" gilt als das vollendetste, das je von einem Komponisten geschaffen wurde —, war freilich auch das Resultat eines unerbittlichen Zwanges, der keinerlei Widerspruch gestattete. Die Stöckelschuhe und der Reifrock bedingten, einen damit zu vereinbarenden Tanz zu schaffen, denn mit ihnen konnte man nicht walzen. Und das war das Menuett; es war der einzige Tanz, den man, mit Reifrock und Stöckelschuh angetan, tanzen konnte. Das Menuett ist die ideologisierte Linie von deren Rhythmik.

Natürlich ist das letzte Geheimnis dieses unvergleichlichen Kunstwerkes der Rhythmik, das sogar die Häßlichkeit der Stöckelschuhe auflöste und diese für die Zeit des Tanzens direkt zu einem Bestandteil der Schönheit wandelte, ebenfalls nur Galanterie, d. h. Werben, Buhlen und Erfüllen, wie jeder Tanz. Man nannte seinerzeit das Menuettanzen „Tracer des chiffres d'amour". Das ist nicht nur seine einfachste, sondern zugleich auch seine feinsinnigste Charakteristik. —

Was von den Tänzen gilt, gilt auch von den Spielen. Auch diese wurden vielfach raffinierter. Man veranstaltete keine Kraftproben mehr zwischen Mann und Frau, um auf diese Weise zu Entblößungen der Frau zu führen, wie dies in der Renaissance der Fall war; nein, die Frau mußte dies auf die pikanteste Weise selbst herbeiführen. Diese Möglichkeit wurde geschaffen, indem man, wie wir schon weiter oben sagten, das Schaukeln, bei dem es ganz von der Frau allein abhängt, daß ihre Röckchen pikant sich lüften, zum Modespiel erhob, und alle Frauen huldigten diesem Spiel mit wahrer Leidenschaft. Nie sah man einen Mann auf der Schaukel, denn er hätte bei dieser Gelegenheit ja nichts zu zeigen gehabt (Bild 69, 155, 156 u. 183). Der Mann ist stets in der Rolle des Voyeur,



Das Zubettegehen der Neuvermählten

408. Französischer Kupferstich von Dambrun nach Queverdo



Das Aufstehen der Neuvermählten

409. Französischer Kupferstich von Dambrun nach Queverdo

wodurch wiederum auf der Seite der Frau die systematisierte Schaustellung ihrer sonst der Neugier entzogenen Reize bedingt war.

Allgemein bekannt sind die damals ebenfalls modisch gewesenen Schäferspiele. Sie werden gewöhnlich als die Folge der allmählichen Rückkehr zur Natur geschildert. Gewiß waren sie das. Aber damit ist nur ihre Wurzel, nicht aber ihr Wesen genannt. Dieses ist die Organisation des Flirts in der vollen Öffentlichkeit. Der Schäfer und die Schäferin repräsentieren die von der Moral noch nicht verfälschte Natur, und deshalb küßt der Schäfer seine Schäferin ganz ungeniert vor aller Welt, und diese gibt seinen Kuß ebenso ungeniert zurück. An dieser Öffentlichkeit hat man Gefallen, dieses neue Vergnügen will man ebenfalls kosten. Der ungenierte Flirt, das ist die Hauptsache. Außerdem bietet der Flirt in dieser Verkleidung beiden Teilen noch die Stimulanz der Vorstellung der Kraft, denn der Schäfer und die Schäferin sind nur der idealisierte Bauer, und im robusten Bauern sieht man die unverbrauchte Sexualkraft. Indem man diese Tendenzen mit einem Kultus der Natürlichkeit umkleidete, hatte man also nur das beste Mittel ausgeklügelt, um auf die erfolgreichste Weise ungeniert öffentlich einem weitgehenden Flirt huldigen zu können. Das gleiche Geheimnis steckte übrigens auch hinter den künstlerischen Darstellungen des bäuerlichen Liebeslebens: Wie der Bauernbursche heimlich des Nachts zu seiner Dirne ins Zimmer schleicht und diese selbst die Decke ihres dürftigen Lagers lüftet, um ihn darunter zu bergen und zu beglücken (Bild 84 u. 413), wie der junge Bauersmann und die vollbusige Bäuerin gemeinsam in ihrer Hütte miteinander flirten, und das eine das andre zu immer keckerem Tun verleitet (Bild 414 u. 415) usw. usw. Auch all dieses hatte mit dem wirklichen Leben des Bauern nicht das geringste zu tun. Es war ebenfalls nur eine neue pikante Form, in der man die eigne Begierde vor die Öffentlichkeit brachte. Nicht so dachte man sich das bäuerliche Genießen, nein, so sehnte man sich nur das eigne zu formen, als man fand, daß das Raffinement keine neuen Sensationen mehr brachte; oder richtiger: es war auch dies nur eine neue Variation des Genießens, an deren Vorstellung man sich berauschte, und beileibe keine Abkehr vom Raffinement.

Neue erotische Genußmöglichkeiten zu erschließen, war die geheime Tendenz auch all der andern modischen Spiele, die damals zu vielen Dutzenden aufkamen, und von denen wir nur das so beliebte „Jeu de la main chaude" nennen wollen, bei dem der Mann seinen Kopf im Schoße einer Dame verbergen mußte und in dieser Situation den Urheber eines ihm erteilten Schlages zu erraten hatte. — (Vergleiche auch Bild 13, 144, 217, 400, 401, 404—407.)

* * *

Das Theater. Zu den Hauptvergnügungen des Ancien Regime zählte das Theater. Zum Zwecke des Vergnügens wurde es in erster Linie besucht. Denn selbst dort, wo es zugleich auch der Kampfplatz der modernen bürgerlichen Ideen war und auf ihm die bürgerliche Opposition ihre ganze Kraft gegen den Absolutismus zusammenfaßte, wurde der brutalen Schaulust noch durch die Panto-

mimen und Possen genügt, die sich fast allerorten an die Aufführung ernster Theaterstücke anschlossen.

Das Theater ist Öffentlichkeit der Gefühle. Schon dadurch ist der Fanatismus hinreichend erklärt, mit dem man dem Theater im achtzehnten Jahrhundert in allen Kreisen huldigte. Denn wenn seine Gefühle zu plakatisieren der heftigste Drang dieser jeder Intimität feindlichen Epoche war (S. 86), so mußte die Form, in der man seine Gefühle in grellster Weise plakatisiert zu sehen bekam, und das ist im Theater der Fall, geradezu der deckendste Ausdruck des sie erfüllenden Dranges sein. Die Gefühle, die auf der Bühne vor den Augen des Publikums plakatisiert wurden, und für die man das meiste Interesse an den Tag legte, waren naturgemäß und ausschließlich die der Galanterie. Man wollte sich nicht nur aktiv an der Erotik erbauen, sondern auch passiv, als Zuschauer an der Erotik der andern und an der Erotik überhaupt. Dieses Bedürfnis befriedigten die Komödie und die Posse, deren Inhalt nur selten etwas andres als dramatisierte Pornographie war, und zwar mitunter Pornographie allergröbsten Kalibers, so daß wir uns kaum einen zu starken Begriff davon machen können. Der Engländer Jeremias Collier beginnt seine wider den Kultus der Unsittlichkeit auf der Bühne gerichtete Schrift, die um 1698 erschien, mit vollem Recht mit den Worten:



410. Die Fahrt nach Vauxhall. Englischer Kupferstich



411. Wirtshaustreiben. Französischer Kupferstich

„Da ich überzeugt bin, daß nichts in unsrer Zeit mehr der Unzucht verfallen ist als das Theater und die Spielhäuser, so glaubte ich meine Zeit nicht besser anwenden zu können, als wenn ich gegen dieselben schriebe."

Dieses Urteil hat Gültigkeit für die Theater aller Länder, das heißt für die große Mehrzahl der Stücke, an denen sich das Publikum am meisten erbaute. Der Stil der meisten Komödien und Possen, auch der anständigern, ist am richtigsten damit charakterisiert, daß es sich in ihnen stets nur um eine mimische Umschreibung eines Flirts handelte, der gleich mit kecken Griffen und plumpen Liebkosungen anfing und sozusagen nicht nur bis zum Geschlechtsakt ging, sondern noch weit darüber hinaus. Das Avant, Pendant und Après mit seinen Zufälligkeiten, mit seinen Enttäuschungen und vor allem mit seinen Triumphen aller Art war das enge und zugleich weite Programm sämtlicher Komödien. In den ernsten Stücken waren besonders Notzuchtsszenen sehr beliebt. Als die oberste Aufgabe des Autors galt stets: nicht nur bei der Umschreibung so nahe wie möglich an die Wirklichkeit heranzukommen, sondern überdies durch groteske Steigerungen jede erotische Situation und Variante so augenfällig wie möglich zu gestalten. Wo das Wort versagte, mußte die handgreifliche Geste und die Mimik alles nötige aufs deutlichste sagen, außerdem mußte diese jedes Wort so stark wie nur denkbar unterstreichen. Und daß gerade diese mimischen Gesten und Handgreiflichkeiten die Hauptsache waren, worauf man es abgesehen hatte, belegt schon der eine Umstand, daß im Mittelpunkte der Handlung stets eine Figur stand, der Pickelhering, die vornehmlich dadurch zu brillieren hatte; daher auch diese ganze Gattung den Namen Pickelheringkomödie trug. Um die Gegenständlichkeit der Mimik des Pickelhering an einem klassischen Beispiel zu illustrieren, sei erwähnt, daß dessen meist angewandter Trick lange Zeit darin bestand, bei Liebeserklärungen oder sonst pikanten Situationen auf offner Bühne die Hosen zu verlieren. Das ursprüngliche Geburtsland dieser gesprochnen und gemimten Zoten war England; von hier aus kam die Pickelheringskomödie im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts auch nach Deutschland. Die Entwicklung der zynischsten Formen ging hier, wie auch in Frankreich und ebenso in Italien, Hand in Hand mit der Entwicklung des Absolutismus (vgl. auch den Band „Die Renaissance", S. 481). Ursprünglich waren ausschließlich Männer die



Le Souper fin

Französischer Farbstich nach einem Gemälde von J. M. Moreau

Rollenträger, die Frauenrollen wurden ebenfalls von Männern gespielt. Und das entsprach auch vollkommen dem ursprünglichen Stil und den grotesken Absichten der Darstellung. Ein Mann in der Rolle einer Frau konnte viel handgreiflicher die Avancen erwidern oder abwehren, die der agressive Partner unternahm. Aber eines Tages wurde die Frau als Rollenträgerin doch das unabweisliche Bedürfnis. Das war freilich nicht der Fall, weil der langsam sich läuternde Geschmack schließlich an der Obszönität keinen Gefallen mehr hatte und eine bessere Kost verlangte, sondern als der Absolutismus das Verständnis für das Raffinement entwickelt hatte, als man es für ungleich entzückender fand, aus dem Munde einer pikanten und hübschen Schauspielerin die größten Schweinereien zu hören, als aus dem eines Mannes, dem sowieso die Zote auf den Leib paßte. An diesem Zeitpunkt erschien die Frau auf der Bühne. Das war im Anfang der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. 1660 erschien sie in England zuerst auf der Bühne, wenige Jahre später in Frankreich und um dieselbe Zeit auch in Deutschland. Die Frau erfüllte prompt die von dem in dieser Richtung „geläuterten" Zeitgeschmack an sie gestellte Bedingung, und zwar vor allem in England. Macauley sagt in seiner Geschichte Englands über die englischen Komödien der Restaurationszeit und ihre weiblichen Interpreten:

In den Epilogen herrschte die größte Zügellosigkeit, sie wurden fast immer von den beliebtesten Schauspielerinnen hergesagt, und nichts entzückte das entartete Publikum so sehr, als die schlüpfrigsten Verse von einem schönen Mädchen vorgetragen zu hören, von welchem man glaubte, daß es seine Unschuld noch nicht verloren habe.

Die höchste Steigerung in dieser Richtung war für das Publikum schließlich, wenn der Ort der Handlung in gräfliche und prinzliche Boudoirs und Betten verlegt war. Und das geschah denn auch ständig. In dem „Tableau von Paris", das 1783 erschien, heißt es:

Die Chansonetten bevorzugen Lieder, bei denen man gezwungen ist, die Fächer vor das Gesicht zu heben; jeder Satz strotzt von Zweideutigkeiten und plumpen Scherzen; in allem herrscht eine tiefe Verderbtheit. Und alle diese Frauen, deren Geist und Verdorbenheit man schildert, sind Gräfinnen oder Marquisen, Präsidentinnen oder Herzoginnen, aber nicht eine einzige Bürgerliche.

Ein wirklicher und durchgreifender Umschwung in der unbeschränkten Herrschaft der Zote auf der Bühne



Das Jahrmarkts Fest zu Plunderswеilern

412. Deutscher Kupferstich von J. H. Ramberg



Der heimliche Besuch

413. Französischer Kupferstich nach einem Gemälde von P. A. Baudouin

trat erst dann ein, als die bürgerlichen Ideen auch im wirklichen Leben siegreich wurden. Wo dies am frühesten geschah, kam es auch zuerst zu einer wirklichen Reinigung des Theaters von Schmutz und Zote . . .

Neben den Komödien und Possen waren es vor allem der Tanz und das Ballet auf dem Theater, die das Publikum anzogen und eine Zeitlang womöglich noch in eine viel größere Raserei versetzten wie die in der Komödie dramatisierten Zoten, so daß mit der kleinsten Komödiantentruppe ein Tänzerpaar verbunden war, mit den größeren jedoch gewöhnlich ein ganzes Ballett. In den 1769 erschienenen „Briefen über die Tanzkunst und Ballette" von dem berühmten Solotänzer Noverre, desselben, der aus der Schatulle des größenwahnsinnigen Zaunkönigs Karl Alexander von Württemberg ein größeres Gehalt bezog, als die ganze württembergische Beamtenschaft insgesamt erhielt, heißt es:

Tanz und Ballett sind heut zu Tage eine Modeseuche. Man läuft mit einer Art von Raserei danach, und nie ist eine Kunst durch den Beifall mehr aufgenommen worden, als unsere. Der Geschmack an Balletten ist allgemein, und geht sehr weit; alle Regenten zieren ihre Schauspiele damit aus, nicht sowohl um sich nach unsern Gebräuchen zu richten, als vielmehr um sich das Vergnügen zu verschaffen, welches diese Kunst gewährt. Der kleinste herumziehende Trupp schleppt einen Schwarm Tänzer und Tänzerinnen mit sich; ja die Possenreißer und Marktschreier rechnen mehr auf die Tugend ihrer Ballette als ihrer Tropfen und Pulver; sie blenden die Augen des Pöbels mit Entrechats, und der Absatz ihrer Arzneyen ist stärker oder geringer, so wie ihre Lustbarkeiten mehr oder weniger zahlreich sind.

Da wir auf das Wesen des Balletts weiter unten noch zu sprechen kommen, begnügen wir uns hier mit dem Hinweis, daß es sich auch beim Ballett nur um erotische Tendenzen handelt. —

Schaustück und Publikum sind stets ein Ganzes. Denn die Bühne ist nur der gefügige Vollstrecker und Interpret der Wünsche des Publikums; sie erfüllt vorhandene Bedürfnisse. Darum entsprach auch die Haltung des Parterres, und selbstverständlich auch die der Logen und der Galerien, durchaus der Tonart und der Temperatur vor der Rampe — das Publikum ging stets in gleicher Weise mit. Mit andern Worten: die auf der Bühne vorgeführten dramatisierten und getanzten Zoten wirkten auch als Stimulansmittel auf die Beschauer. Und diese zweite Seite ist für die Beurteilung der öffentlichen Sittlichkeit jener Epoche von nicht minder großer Bedeutung. Um so mehr, als der demoralisierende Einfluß, den das mit der stärksten und lüsternsten Pornographie verschwisterte Theater nicht bloß einen nur mutmaßlichen Einfluß auf die öffentlichen Sitten fand, sondern weil sich diese Stimulanswirkung in unzähligen Fällen gleich an Ort und Stelle in die entsprechenden „Taten" umsetzte. Mit den Bacchanalien auf der Bühne gingen nicht selten solche im Zuschauerraum Hand in Hand, der in seinen Hauptteilen, den Logen, überdies gerade in Rücksicht darauf eingerichtet war. Die sämtlichen Logen waren aufs üppigste mit Polstermöbeln, den „bequemen Altären der Wollust", ausgestattet, und in manchen Theatern befanden sich im Hintergrunde der Logen sogar behagliche Ruhebetten aufgestellt. Chapon stellt in seiner Monographie über die Pariser Theater des 18. Jahrhunderts fest:



414. Eheliche Scherze. Französischer Kupferstich nach S. Freudenberg

In den Logen gab es häufig auch Ruhebetten, um mit der Maitresse alsbald die eigene Glut kühlen zu können, die der Anblick der verwegenen Darbietungen und Dialoge in ihnen selbst hervorgerufen hatte.

Und um selbst der anständigen Dame das sogenannte „Mitgehen" zu ermöglichen, dafür sorgte einesteils die Maske, die, wie wir schon an anderer Stelle (S. 246) sagten, von den Vornehmen im Theater getragen werden durfte, andererseits die Einrichtung der Dunkellogen, die man in allen Ländern traf, und deren Benutzung allgemein beliebt war; denn niemals und nirgends war die obszöne Komödie bloß das Amüsement des niederen Volkes, sondern auch das der vornehmsten Schichten. Auf diese Weise associierte man geschickt die Prüderie mit der Frivolität. Das Wesen der Dunkellogen bestand darin, daß sie entweder derart versteckt hinter Gittern und Verzierungen angebracht waren, daß man von ihnen aus zwar alles sehen, vom Zuschauerraum und der Bühne aus aber selbst nicht wahrgenommen werden konnte, oder aber sie waren mit Gardinen versehen, die jederzeit herabgelassen werden konnten und die Insassen dadurch vollständig vom



415. Bäuerliche Glückseligkeit. Französischer Kupferstich nach S. Freudenberg

andern Publikum isolierten (Bild 422). In den „Memoires secrets" heißt es von Paris „Il y a aussi des loges grillées pour les femmes qui ne veulent pas être vues". Mercier widmet in seinem Buch „Neuestes Gemälde von Berlin" ein ganzes Kapitel den Theatern, und darin schreibt er, daß diese sogenannten Dunkellogen auch in Deutschland üblich waren:

Wir haben in unseren deutschen Theatern nun auch gepolsterte Logen, die auf ein ganzes Jahr gemietet werden. Manche unsrer Zuschauer wollen auch während der Zwischenakte beschäftigt sein und ihrer durch unmoralische Vorstellungen erhitzten Phantasie freien Spielraum lassen. Solche Duodramen werden durch das Vorziehen der Gardinen dem Publikum angekündigt, und wenn diese auch offen bleiben, so geht die Handlung im finstern Hintergrunde vor.

Die Theatergeschichte eines jeden Landes berichtet von förmlichen Orgien, die in manchen Theatern in diesen Dunkellogen an der Tagesordnung waren. Der „Espion anglais" meldet, daß, als einmal in einem pariser Theater wegen eines drohenden Brandes eine Panik ausbrach und die Insassen der abgedunkelten Logen von der Gefahr benachrichtigt wurden, in mehreren sämtliche Damen

splitternackt waren, „sofern nicht die Galanterie erfordert, von einer Dame zu sagen, sie sei schon bekleidet, wenn sie nichts als Seidenstrümpfe und Schuhe trage".

Aber auch in den unverdunkelten Logen trieb man es nicht selten aufs tollste, und ohne daß man sich erst in den Hintergrund begab. Also in vollster Öffentlichkeit betätigten viele ihr schamloses Gebaren. Verschiedene deutsche Fürsten und französische Herzöge waren sogar gerade wegen ihrer gemeinen Aufführung im Theater berüchtigt, wegen der zynischen Scherze, die sie coram publico mit ihrem galanten weiblichen Hofstaate trieben. Solche Vorbilder steckten natürlich an, und so ist es nicht erstaunlich, wenn der eben zitierte Mercier über das Treiben im sogenannten „Paradiese", das ist auf der Galerie, berichtet:

Ein gewisser Schlächtermeister applaudierte hier nicht anders als mit der flachen herkulischen Hand auf den bloßen Hinterteilen seines Mädchens, daß das ganze Schauspielhaus davon ertönte.

Die Anregung zur Ausschweifung fordert auch deren Möglichkeit. Und so wimmelte es damals in jedem Theater von Dirnen. Das war sogar bis tief ins 19. Jahrhundert herein typisch für alle Länder. O. v. Rosenberg berichtet in seinem Buch „Bilder aus London":

Leider ist die Gesellschaft in dem ganzen Hause, ich spreche von Drury-Lane und Coventgarden, sehr gemischt, und oft findet man die Herzogin umringt von Freudenmädchen etc. Die Gallerie ist von den letzteren angefüllt, und jede hat freies Entrée. Unanständige Scherze mit diesen Dirnen und jungen Leuten aus den ersten und besten Familien scheinen etwas ganz Erlaubtes, und man geniert sich selbst in diesen Liebkosungen nicht, wenn bekannte Damen es mit ansehen. — In den Zwischenakten versammelt sich der ganze Troß von öffentlichen Mädchen, alten und jungen Libertins in dem großen Saale, Salonn, der im ersten Range angebracht ist, und in welchem Erfrischungen aller Art verkauft werden. Die Wände sind von Spiegelglas, die Zimmer ringsum mit Ottomanen und Sophas besetzt. Hunderte von Kerzen und ein großer Kronleuchter, an welchem eben so viele Gaslichter brennen, beleuchten diese Scene von Schamlosigkeit und nie gesehener Frechheit.

Außer von der öffentlichen Dirne wurde der Venusdienst im Theater auch noch unter zahlreichen anderen verschleierten Formen dargeboten, so z. B. von den Blumen- und Zettelverkäuferinnen, dem Orangenmädchen, — eine charakteristische Figur des damaligen Theaters (siehe Beilage) —, und vor allem von den Statistinnen und Balleteusen, die sich in ihren unbeschäftigten Minuten ständig im Theater herumtrieben und durch ein von der Logenschließerin übermitteltes Billet doux jederzeit zu einem zärtlichen tête à tête in einer Loge bereit waren (Bild 422). Ballettänzerin und Venuspriesterin waren überhaupt ursprünglich deckende Begriffe. Und die Mitgliedschaft beim Ballett setzte auch gar nicht ohne weiteres die Kenntnis des Tanzens voraus. Die große Mehrzahl konnte es auch nicht und übte nur leicht zu erlernende Statistenrollen aus. Viel mehr Voraussetzung war dagegen eine pikante Figur und ein zur Galanterie geneigtes Wesen. Die Jupons mußten dem Theatervorhang gleichen, den ein leiser Wink jederzeit graziös zu heben und zu senken vermochte. Dann hatte man alle nötigen Talente für die Bühne, und das war auch der sichere Weg zum Glück, des eigenen und des der anderen (Bild 421). Vom Bordell auf die Bühne war darum im Ancien Regime in fast allen Ländern ein sehr häufig gemachter Weg. Und von der Dirne auch der gesuchteste Weg. Nicht nur, weil Ballettanzen und auch Schauspielerei in



Symbolische Darstellung der Genüsse der Wollust

416. Französischer Kupferstich nach Lawreince

unzähligen Fällen damals viel weniger Selbstzweck war, als vielmehr deshalb, weil es sich von dem ersten Tage an, an dem die Frau auf der Bühne erschien, als das beste Mittel erwies, zahlungsfähige und vornehme Liebhaber auf seine physische Person aufmerksam zu machen. Die Richtigkeit dieser Kalkulation erweisen eine ganze Reihe fürstlicher Maitressen; von den berühmtesten nennen wir nur die Nell Gwyn (Bild 14, 335 und 336). In Frankreich war die Eintragung in die Liste der Ballettmitglieder für eine Dirne außerdem das einzige Mittel, aus der Polizeikontrolle zu kommen, denn die Theatermitglieder unterstanden hier einzig dem königlichen Hausminister.

Das Ballett war in der Regel die allgemeine Bedürfnisanstalt für die zahlungsfähige männliche Lebewelt. Capon schreibt über Paris: „Die königliche Akademie der Musik und des Tanzes, respektiv die Oper, war der Harem, der Weiberstall, pour princes, maison publique pour gentilshommes". Außerdem war es sehr oft der besondere Harem des Fürsten, der das betreffende Theater unterhielt. Casanova berichtet über das Stuttgarter Hoftheater: „Alle Tänzerinnen waren hübsch, und alle rühmten sich, den gnädigen Herrn zum mindesten einmal glücklich gemacht zu haben". Das Ballett war in solchen Fällen dazu da, um einerseits das etwa auftauchende Abwechselungsbedürfnis des hohen Landesvaters jederzeit sofort stillen zu können, andererseits war die Aufnahme ins Ballett die Form, durch die die kleinen oder vorübergehenden Gefälligkeiten honoriert wurden. In einer anonymen satirischen Schrift, „Die Kunst des Tanzens", heißt es:



Der Tanz um den Gott der Zeit

417. Farbstich von Bartolozzi

Mamsell Therese, die hübsche Tochter eines Gärtners hatte das Glück, daß ihr kleiner Fuß vom Herzog bemerkt wurde. Da sie zu gut erzogen war, um dessen Neugier, sie müsse ebenso schöne Waden und Schenkel haben, länger als es die natürliche Pikanterie erfordert, den gebührenden Widerstand entgegenzusetzen, so trug es ihr das Dekret ein, durch das sie lebenslänglich in das Corps de Ballet aufgenommen wurde. Dort gab es mehrere, die ebenso vom Glück begünstigt worden waren. Mamsell Ulrike, die Tochter eines Lakaien, hatte darein gewilligt, daß der Herzog, als sie ihm zufällig auf einem Gange des Schlosses begegnete, sich auf der Stelle von der Schönheit ihres Busens genauer überzeugen durfte. Mamsell Charlotte, eine dralle Försterstochter, hatte des Herzogs Lust einmal derart rege gemacht, daß dieser, als er bei einem jäh ausbrechenden Regen Schutz in ihres Vaters Hause suchen mußte, die ganze Nacht dort verblieb." Usw.



Die Tänzerin Guimard

Nach einem Gemälde von J. H. Fragonard



418. Auspeitschung einer Frau in Rußland als öffentliches Schauspiel

Weil für einen absolutistischen Fürsten der Unterhalt eines Balletts tatsächlich meist gleichbedeutend mit der Arrangierung eines Harems war, darum war auch der Theaterdirektor ebensooft der direkte Kuppler des Fürsten, der deshalb das Ballett nur von diesem Gesichtspunkt aus ergänzte und nur solche Mädchen aufnahm, von denen er annahm, daß sie das sinnliche Interesse seines Herrn erregen könnten. Aus den gleichen Gründen kam es auch vor, daß zum Theaterleiter irgendein Kammerdiener gewählt wurde, der sich zwar nicht durch besondere künstlerische Talente auffällig gemacht, wohl aber als besonders erfolgreicher Kuppler seines Herrn bewährt hatte.

Aber was für die kleine Tänzerin galt, galt noch mehr für die wirklichen Größen der Bühne — und einerlei, ob Frau oder Mann —, sie alle waren mit wenigen Ausnahmen aufs innigste mit der Prostitution liiert. Die Stimulanswirkung des Theaters bewegte sich nämlich noch in einer zweiten Richtung. Das Rampen-



419. Die tragische Muse. Englischer Kupferstich nach J. G. Cipriani

licht verleiht all denen, die in seinem Rahmen in Aktion treten, in den Augen des Publikums zehnfache Reize im Vergleich zu andern Menschen. Und so machte es zu allen Zeiten aus der Schauspielerin die begehrteste Maitresse und aus dem Schauspieler den idealsten Liebhaber. Obgleich man die öffentlich auftretende Frau noch im ganzen 18. Jahrhundert als außerhalb des Gesetzes und der Gesellschaft stehend ansah, war gleichwohl der heiße Ehrgeiz eines jeden Libertin de qualité: „avoir pour sa maitresse une artiste de l'opéra". Schon das, sich mit einer Dame vom Theater öffentlich zeigen zu dürfen, galt allerorten als Triumph. Mercier schreibt in seinem „Neuesten Gemälde von Berlin" über die Lustpartien, die man mit dem weiblichen Theaterpersonal unternahm: „Es ist wirklich großer Ton, daß man sich wenigstens vor seinesgleichen rühmen kann, man habe diese oder jene Schönheit einmal fetiert". Blindlings ruinierten sich Hunderte in ihrem Dienst und täglich schlug ihr zu Ehren der Aberwitz die tollsten Kapriolen. Um die Gunst eines berühmten Sängers oder Tänzers rissen sich selbst die vornehmsten Damen gegenseitig förmlich die Röcke vom Leibe,

und das offen vor aller Welt. Über die Erfolge des französischen Sängers Jelyottes, der von seinem ersten Auftreten an „der Abgott des Publikums und das Entzücken des Hofes“ war, berichtet Marmontel:

Man zitterte vor Freude, sobald er auf der Bühne erschien, und man hörte ihn wie in einem Taumel von Vergnügen. Die jungen Frauen geberdeten sich wie toll. Man sah sie, mit halbem Leib aus den Logen vorgereckt, sich selbst in ihrer verrückten Erregung zur Schau stellen und mehr als eine, und keine der häßlichsten, wollte sich ihm zeigen.

Das Theater war im Ancien Regime, wie man sieht, der große Kuppler, der alles und alle miteinander verkuppelte, die Zuschauer unter sich und die Bühne mit den Zuschauern — die erfolgreichste Erfüllung der Zeittendenz, denn das Ideal aller war ja auch, verkuppelt zu werden.

* * *

Oper und Ballett. Es liegt im Wesen des Sybaritismus, alle seine Genußmöglichkeiten aufs höchste zu steigern. Tritt er obendrein im Gewande des Absolutismus auf, so dienen ihm diese Steigerungen nicht nur dazu, die Quantitäten und Qualitäten seiner Genüsse für sich zu vermehren und zu erhöhen, sondern auch dazu, gerade auf diese Weise seinen unbegrenzten Machtumfang der profanen Welt zu demonstrieren. Daß man Gott ist, offenbart man am deutlichsten, wenn es für das eigne Wünschen und Wollen keinerlei Grenzen gibt, und daß man sich von Götterspeise nährt. Aus diesen Tendenzen heraus und als deren raffinierteste Erfüllung entstand die Oper.

Die Oper stellt nichts andres dar als die Vereinigung alles objektiv Sinnlichen in seinen gesteigerten Formen Gesang, Musik, Tanz und Farbenpracht zu einer harmonisch zusammenklingenden grandiosen Einheit. Und darum konnte sie auch nur in dieser Zeit entstehen. Die Oper ist die ureigenste und zugleich ausschließliche Schöpfung des fürstlichen Absolutismus. Und sie ist auch das seinem Wesen am meisten entsprechende Dokument. Sein ganzes Dasein war auf den Genuß gestellt, also war er in Wahrheit auch nur hier pro-



Ballettänzerin in einer Hosenrolle

420. Englischer Kupferstich

60*

duktiv. Das heißt: Einzig auf den Gebieten des Genießens vermochte er etwas zu schaffen, das keine andre politische Konstellation außer ihm hervorzubringen vermocht hätte. Seine politischen Leistungen würde eine auf der Basis des Volkswillens aufgebaute gesellschaftliche Organisation nicht nur auch hervorgebracht haben, sondern außerdem niemals so dürftig, als wie selbst die Höchstleistungen der gerühmtesten absolutistischen Herrscher sich darstellen. Die Geschichte Englands und der spätern bürgerlichen Entwicklung in den andern Ländern ist der unwiderlegliche Beweis dafür. Daß aber die Produktivkräfte des Absolutismus einzig in den Problemen des Genusses sich auslösten, das erklärt uns wiederum deren selbst für uns spätere Geschlechter noch zu unbegrenztem Staunen zwingende Leistungen, wie diese zugleich den besten Maßstab dafür abgeben, in welch hohem Grade im Zeitalter des Absolutismus alles nur dem einen erhabenen Zwecke diente, die Lust und die Launen des Gebietenden zu steigern.

Die Oper ist komprimierte Sinnlichkeit. Jedes Wort, jeder Klang, jeder Rhythmus, jede Linie, jeder Farbenton, alles ist an ihr sinnlich, erotisch-sinnlich. Ihr stofflicher Inhalt ist ausschließlich erotische Sinnlichkeit, nur Liebe, die auf die Wollust eingeengt ist. Um wollüstige Liebe dreht sich der stoffliche Grundgedanke, von Wollust ist jede Arie erfüllt, die gesungen wird, und nichts als Wollust symbolisieren die tausend Wendungen und Verschlingungen des Balletts. Mit andern Worten: alles ist konzentrierte Nudität, physisch in Kleidung und Bewegung, geistig im Dialog. Dies sind niemals bloß Nebenerscheinungen, sondern es ist der einzig gewollte Zweck. Es ist deshalb auch kein Zufall, daß das Ballett in allen diesen klassischen Opern eine Hauptrolle spielt; es ist von ihnen einfach untrennbar, denn in ihm erreicht die Sinnlichkeit der Linie und der Bewegung die raffinierteste Steigerung. Es mußte aber in den ersten Opern geradezu die Hauptsache werden, weil sich im Ballett auch die Hauptzüge des Absolutismus, der Prunk und die Pose, bis ins Märchenhafte steigern lassen. Das Ballett wurde dadurch im Mythus des Absolutismus gewissermaßen die stilisierte Verkörperung der fürstlichen Allmacht, wie es die sogenannten himmlischen Heerscharen der Engel im christlichen Mythus sind.

Daß es das Wesen des Absolutismus war, der in der Prunkoper seine Auferstehung erlebte, erhält seine wichtigste Bestätigung jedoch durch die berühmten höfischen Feste des Ancien Regime. Das Wesen der meisten und vornehmlich der größern Hoffeste war damals nur eine Erweiterung der Oper in der Richtung, daß der absolute Fürst und mit ihm die Hofgesellschaft selbst in deren Rahmen treten und die tragenden Rollen spielten. Man erhob sich nicht nur zum Gott, sondern man verklärte sich auf diese Weise auch selbst. Denn der Inhalt aller dieser Feste waren Apotheosen seiner angeblichen Größe und Macht, seines unvergleichlichen Genies und aller nur der Gottheit eigentümlichen Tugenden. Aber weil alles rein auf den Genuß gestellt war, so bildete auch bei diesen Festen die Wollust außerdem die Hauptnote. Außer um den Herrscher gruppierte sich alles um die Frau, um Venus, und vor ihr beugt schließlich auch Apollo, Mars, Jupiter, oder wie sich der Gebieter eben momentan drapiert hat, das Knie. Die



Beim Direktor des Balletts

421. Französischer Kupferstich nach einem Gemälde von Baudouin

charakteristischste Ergänzung nach dieser Richtung ist übrigens, daß gerade bei den prunkvollsten dieser Feste Venus niemals bloß ein Allgemeinbegriff war, sondern stets in der Maitresse en titre verkörpert war, und weiter, daß speziell durch solche Feste jeweils der Herrschaftsantritt einer neuen Favoritsultanin gefeiert wurde. Dadurch ist aber nicht nur alles begründet, sondern auch alles erklärt, daß sich gerade hierbei der fürstliche Absolutismus zu seinen kühnsten Phantasien aufschwang, und daß einzig die Wollust dabei immer unbedingt das letzte Wort haben mußte.

* * *

Der Salon. Was dem gewöhnlichen Volk das Wirtshaus war, das war den besitzenden und herrschenden Klassen im achtzehnten Jahrhundert der Salon. Er war die spezifische Form ihres geselligen Lebens. Die geistige Kultur, die der Salon damals repräsentierte, ist jedoch von den meisten seiner Schilderer überschätzt worden. Gewiß gab es eine ganze Reihe Salons, in denen der Esprit täglich wie ein unerschöpfliches Feuerwerk aufleuchtete, und in denen alle die kühnen Ideen, die die Neuformung der Gesellschaft vorbereiteten, ihre Heimstätte hatten, und in denen auch die Vorpostengefechte des neuen Zeitalters geführt wurden. Es waren dies die berühmten pariser Salons, in denen die Enzyklopädisten zu Hause waren, der der Du Deffant, wo d'Alembert Gast war; der der Madame d'Epinay, in dem Diderot und Grimm verkehrten; der der Madame Geoffrin, in dem Montesquieu zu finden war, und noch ein Dutzend ähnlicher. Aber das war auch alles. Und das ist trotz all dem Reichtum an Kultur, der an allen diesen Orten herrschte, doch herzlich wenig im Vergleich zum Ganzen; ja das will nicht einmal viel für Frankreich allein sagen. Deshalb aber gerade spielte der Salon eine so große Rolle in der Geschichte der geschlechtlichen Moral jener Zeit. Er war der Haupttummelplatz für den Flirt mit Worten, im Gegensatz zum Boudoir, wo die Praxis realisiert wurde. Man sprach und diskutierte tagaus, tagein nur über Liebe. Aber nicht über deren große Probleme, sondern einzig vom niedersten Vergnügungsstandpunkt aus. Verschiedene Zeitgenossen, wie zum Beispiel der Höfling Graf Tilly, behaupten zwar, dies sei eine Verleumdung der Romanschriftsteller. Tilly schreibt von der französischen Gesellschaft zur Zeit Ludwig XVI.:

> Was überdies an jenen Herren den meisten Tadel verdient, ist nicht so sehr die Unanständigkeit der Schilderungen (ich rede nicht von den vorsätzlichen groben Wollustbildern), als die Absicht oder vielmehr die Albernheit, vorspiegeln und überreden zu wollen, daß geheime Laster der großen Welt öffentliche Sitten der großen Welt sind; daß sittenlose Gespräche, im Innern des Boudoirs geführt, auch im Gesellschaftszimmer gehalten werden; daß junge Herren und Damen von Welt Laffen und Schnattergänse sind, welche den bizarrsten und ungeziemendsten Jargon zu ihrer Umgangssprache machen, daß endlich die Schule der feinen Hofsitte in Frankreich zu einer Marktschreierbude ausgeartet ist, in welcher man mit süßkandierten Zoten, mit grobem Witz, mit elegantem Unsinn um sich wirft.

Die modernen Lobredner des Ancien Regime greifen gern nach derartigen Rettungen; aber darum bleiben solche Auffassungen, wie die des Grafen Tilly, doch durchsichtige Schönfärbereien. Gewiß hat man in der zweiten Hälfte des



422. In der Loge. Französischer Kupferstich nach J. M. Moreau Le Jeune

achtzehnten Jahrhunderts im Salon nicht mehr den früher so beliebten Jargon des Bordells gesprochen, wo selbst die feinsten Dämchen damit brillierten, gewisse ordinäre Worte aus der Sexualsphäre ungeniert in Gesellschaft auszusprechen, oder wenn sie von Männerlippen kamen mit einem: „Pfui, wie entzückend!“ zu beantworten. Aber die „süßkandierten Zoten“ und der „elegante Unsinn“ waren gerade in dieser Zeit in Mode. Oder ist es etwas andres, wenn Diskussionen über Fragen geführt wurden wie diese: „Wer wohl die Kleidung erfunden haben mag?“, und wenn die Dame, in deren Salon diese Diskussion stattfand, diese Frage auf die einfache Weise löste, indem sie allen Ernstes sagte: „Das war sicher ein kleiner, häßlicher Zwerg, bucklig, mager und sonst mißgestaltet, denn jemand, der gut gewachsen ist, denkt doch kaum daran, sich in Kleidern zu verstecken“; — der herrschende Blößenwahnsinn beweist übrigens, wie logisch die Dame folgerte! Ist es etwas andres, wenn mit demselben Tiefsinn die Frage erörtert und beantwortet wurde, die ein Prinz aufwarf, warum man wohl dazu gekommen sei, den Geschlechtsakt — „une action si naturelle, si necessaire et si générale et si douce!“ — vor den Blicken andrer zu verbergen. Die Antwort, die dem Fragenden von einer

Seite zuteil wurde, geschah in der Form eines Vergleiches mit dem Hund, der sich, wenn er einen Knochen erwischt habe, ebenfalls in einen Winkel zurückziehe: es sei der Futterneid des Mannes; dieser sei die einzige Ursache des Schamgefühls.

Das sind in der Tat nichts anderes als „süßkandierte Zoten", dagegen kein gerade durch Eleganz sich auszeichnender Unsinn. Wir haben bloß noch hinzuzufügen, daß solche Diskussionen keine Ausnahme, sondern geradezu die Regel in den schöngeistigen Salons bildeten, weil überhaupt nur Motive aus der Geschlechtssphäre interessierten, und daß deshalb selbst die ernsthaftesten Dinge auf dieses Gebiet hinübergespielt, d. h. mit einer galanten Sauce übergossen wurden. In Deutschland nannte man diese Fähigkeit bei den Männern „die Vorzüge eines petitmaitrischen Wesens" haben. Und die große Mehrzahl aller Männer geizte förmlich bei jeder Unterhaltung nach dem Ruhm, dieses die Achtung „der gebildeten Kreise" steigernde Attribut sich zu erringen. Was man übrigens unter „gutem Ton" speziell in Deutschland verstand, oder vielleicht richtiger gesagt: was dieser alles zuließ, illustrieren am besten die Gesellschaftsspiele, die dort ebenso sehr im Salon wie in der guten Bürgerstube heimisch waren. Als charakteristisches Beispiel sei ein Wahrsagespiel genannt, über das wir durch eine im Jahre 1770 in Nürnberg unter dem Titel „Der wahrsagende Merkurius" erschienene Anleitung ganz genau unterrichtet sind. Das Wesen dieses Spieles bestand darin, daß irgendeine Frage aufgeworfen wurde und die Antwort sich aus der Zahl der Punkte ergab, die man mit drei Würfeln warf. In der genannten Anleitung sind für jedes der beiden Geschlechter je ungefähr zwanzig Fragen aufgeführt und zu jeder Frage die sechzehn möglichen Antworten. Auf die Frage eines Mannes „Ob Deine Frau mit Dir zufrieden ist oder nicht" lautete nun z. B. die Antwort, wenn man sechs warf: „Alter Schimmelbart, wie magst Du fragen, ob Dein junges Weib mit Dir zufrieden sey, der Du kaum noch einen wohlgeschmackten Kuß, geschweige was anderes ihr geben kannst"; bei sieben: „Du bist ein guter Dorftremel und hast das rechte Maß; Deyne Frau kann wohl mit Dir zufrieden sein"; bei acht: „Wenn Du so fleißig auf Deiner Frau als über Deinen Büchern lägest, möchte sie besser mit Dir zufrieden sein" usw. Einen solchen rüden Ton verstand man in der guten Gesellschaft unter „galanten Scherzen", denn unter den sechzehn möglichen Antworten lautet ein ganzes wohlgezähltes Dutzend in dieser Art! Sofern die Liebe je einmal nicht auf der Tagesordnung stand, waren gewöhnlichster Tratsch über die verschiedenen Tagesskandalosa oder Diskussionen über Etikettefragen und ähnliche Albernheiten der stereotype Ersatz. Manche Salons waren geradezu als Klatschnester berüchtigt. In Deutschland war die Pflege der Klatschsucht überhaupt die Regel in den Salons, denn hier wurden derartig wichtige Fragen wie die Alkovengeheimnisse der Freunde und des Nachbarn nicht einmal von dem Wetterleuchten einer unerbittlich sich vorbereitenden Revolution unterbrochen. Die gleichen Einschränkungen muß man gegenüber der so vielgerühmten Pflege guter Sitte machen. Diese bestand in Wahrheit bei den oberen Schichten gewöhnlich in nichts anderem als in einem Kultus geistiger und manierlicher Gespreiztheiten, beim Bürgertum dagegen in einem ins Grotesk-Komische



Der französische Kamin

Galanter englischer Farbstich von P. W. Tompkins nach C. Ansell



423. Galanter Kupferstich nach Fragonard

streifenden Nachäffen eigener oder fremder Hofsitten; am ärgsten trieb man es in dem letzteren Punkt in der Provinz, aber auch das englische Bürgertum genoß den Ruhm, sich dadurch ganz besonders hervorzutun (Beilage: „Conversazione").

Aber man liebte in den oberen Schichten der Gesellschaft die Praxis der Galanterie zu sehr, als daß man sich im Salon stets nur auf die Theorie beschränkt hätte, besonders dann, wenn nach dem Souper der Wein und der Sekt den nötigen Elan ausgelöst hatte. Und so stark auch, wie wir gesehen haben, der gesellige Verkehr bei den mittleren und niederen Volksschichten ausartete, zu den wildesten Zügellosigkeiten kam es doch in den vornehmen Salons. Aus den „Histoirettes et mots d'esprits du 18. Siècle" entnehmen wir die beiden folgenden Notizen, von denen die eine den Ton in diesem Stadium charakterisiert und die



MORNING,

or thoughts on Amusement for the Evening.

Am Morgen, oder Entwürfe für die Vergnügungen des Abends

424. Englischer Kupferstich von Georges Morland

zweite die aktiven Scherze, die man sich in manchen Kreisen leistete. In beiden Fällen handelt es sich um die Gesellschaft des Herzogs Philipp von Orleans, des Regenten von Frankreich. Die erste Notiz lautet:

Der Regent saß einmal mit Frau von Parabère, dem Erzbischof von Cambrais und Law zu Tische. Zum Schluß des Mahles brachte man ihm ein Papier zur Unterschrift; er wollte die Feder ergreifen und konnte nicht unterschreiben, so betrunken war er. Er gab sie Frau von Parabère und sagte zu ihr: Unterschreib, Hure. Sie sagte ihm, daß es ihr nicht zukäme, zu unterzeichnen; er gab sie sodann dem Erzbischof von Cambrais und sagte zu ihm: Unterschreib, Zuhälter. Dieser letztere weigerte sich ebenfalls. Hierauf gab er sie Law und sagte zu ihm: Unterschreibe denn du, Spitzbube. Dieser zeichnete ebenso wenig als die andern. Im Anschluß hieran machte der Regent die folgende treffende Bemerkung: „Welch ein hervorragend verwaltetes Reich: verwaltet von einer Hure, einem Zuhälter, einem Spitzbuben und einem Betrunkenen." Und unterschrieb.

Die zweite Notiz lautet:

Auf einem Souper bei Frau von Nesle ließen die jungen Adligen, die mit Frau von Gacé

zu Tisch saßen, diese mehrere Sorten Wein und die verschiedensten Liköre trinken, sodaß sie völlig berauscht wurde. In diesem Zustande ließ sie sich dazu herbei, fast völlig nackt vor den Anwesenden zu tanzen. Als die Ausgelassenheit aufs höchste gestiegen war, übergaben ihre Freunde Frau von Gacé der Dienerschaft, damit diese auch ein Vergnügen haben möchten. Die in ihrer Betrunkenheit zu allem bereite Frau von Gacé wiederholte nur das eine Wort: „Ach, welch' schöner Tag."

In Deutschland trieb man's um diese Zeit nicht viel anders. In der Schrift „Ein kurzer und kurzweiliger Abdruck der Edlen Wurst-Zapffen oder Krippen-Reuterei", in der naturgetreu die derben Gepflogenheiten geschildert werden, die auf gewissen Adelssitzen üblich waren, wenn fröhliche Gäste zu Besuch kamen, heißt es über das Treiben, das anhub, wenn man nach dem Essen einen Tanz anstellte:

Zugeschweigen der Huren und Buben gilt auch: mitten im Tantzen löschet man die Lichter aus, kaum in einer Stund läßt man sie wiederum anzünden, unterdessen auf gut Platonisch, Plutonisch wolt ich sagen, wiedertäufferisch, wer hats getan? Wer ist der Vater?

Natürlich wäre es verfehlt, wenn man solche Ausschweifungen als die Regel annehmen würde; sie waren es so wenig, wie das von Gemeinheit gesättigte Treiben bei den Volksfesten für alle niederen Schichten die stereotype Erholung war. Aber solches waren gerade hier ständige Möglichkeiten, weil die historische Situation, in der sich die herrschenden Klassen damals befanden, diesen nicht nur ermöglichte, aus der Liebe eine Beschäftigung zu machen, sondern sie, wie wir wissen, eben dazu geführt hatte, daraus die oberste zu machen. —

Eine Madame de la Verrue prägte für das Leben ihrer Kreise das Wort: „Der größeren Sicherheit halber bereitet man sich bereits auf Erden sein Paradies." Dieses Wort ist vielleicht die treffendste Kennzeichnung für die Lebensphilosophie der besitzenden und herrschenden Klassen im Ancien Regime, denn das Dasein zu einem einzigen Paradies zu gestalten, ist, wie wir auf den vorstehenden Seiten wohl zur Genüge gezeigt haben, die Tendenz, die tatsächlich die gesamte gute Gesellschaft in allen Ländern beherrschte, und zwar mehr als alles andere beherrscht hat. Diese Tendenz führte ganz naturgemäß in letzter Linie dazu, daß die Steigerungen des geselligen Lebens, größere Gesellschaften, Bälle und alle derartigen Vergnügungen einen ganz ungeheuren Umfang im Leben der oberen Schichten einnahmen, d. h. daß hier die geselligen Freuden ebenso schwelgerisch raffiniert ausgestaltet sich darboten, wie sie bei den Massen primitiv waren. Und in der Tat niemals seit der Antike bestand das ganze Leben der herrschenden Klassen so sehr aus einem einzigen schwelgerischen Festtag, wie damals. Ein neues geselliges Vergnügen löste ständig das andere ab, es war ein ununterbrochener, nie endender Reigen. Des Morgens erster Gedanke gehörte den Möglichkeiten, die der Abend in dieser Richtung bot (Bild 424). Den Hauptinhalt aller dieser Feste bildete natürlich wiederum die Galanterie, ihre Interessen formten und variierten allein das jeweilige Vergnügungsprogramm; d. h. der Massenflirt war für alle Teilnehmer deren oberster Zweck. Der Einzelflirt, den man beim Lever im Boudoir trieb, konnte nicht genügen, denn man gehörte in Wahrheit ja allen: allen zu dienen, allen zu gehören, alle zu genießen, von allen genossen zu werden, das

waren, wie wir wissen, die letzten Konsequenzen der Galanterie (S. 92 und Bild 423). „Allen zu gehören, ist die höchste Wonne," schrieb eine Dame am Tage nach einem Ball, bei dem sie drei Männern ein zärtliches Versprechen gegeben hatte, an eine vertraute Freundin. Und sie fügte pikant hinzu: „Auf diese Weise werde ich keinem untreu sein, und die Qualen der Reue werden meinen Schlummer nicht stören." Weil Bälle stets die besten Gelegenheiten zum Massenflirt sind, darum erfand man damals immer neue Variationen. Vor allem in Form von Maskeraden der verschiedensten Art, denn in deren Rahmen war der Galanterie nach wie vor der weiteste Spielraum geboten. In der Rolle des Mars, des Apoll oder des Jupiter konnte der Mann sich alles herausnehmen, und die Frau in der Rolle der Diana, Venus oder Juno alles anhören, hinter der Maske gar durfte man auch in dieser Zeit das meiste verzeihen. Es war ja nur Scherz. Die kühnen Formen des Flirts galten als Maskenrecht darum nicht nur auf der Straße zur Zeit der Fastnacht (Bild 425), sondern im Ballsaal das ganze Jahr . . .

Die Verherrlicher des Ancien Regime sehen auch in dessen Festen nur seine Grazie. Sie übersehen darum auch hier, daß die Grazie der Zeit nur die Rosengirlanden waren, mit denen die Attribute des frechen Gottes von Lampsaakos umkleidet sind (Beilage: L'Offrande à Priape), und daß diese bergenden Rosen nur dem einen Zwecke dienten, dem frechsten der Götter nicht bloß heimlich, sondern offen vor aller Welt huldigen zu können.

Als das Ende dieser Herrlichkeit nahte, trieb man es am tollsten; bewußt und unbewußt. Man wollte die Gelegenheit nützen, so lange sie sich noch bot. Der letzte Reigen mußte getanzt sein, bevor der Tag anbrach, ein neuer Tag in der Geschichte.



Fastnachtstreiben auf der Straße

425. Kupferstich von Daniel Chodowiecki